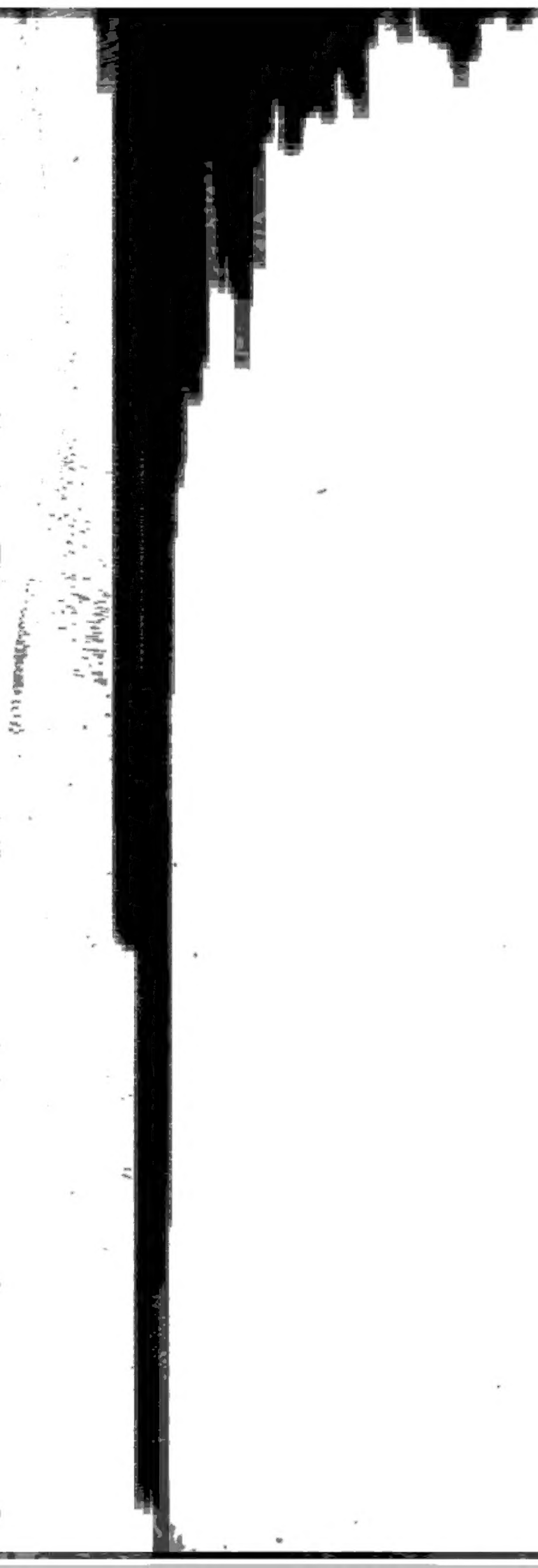
# Gutzkow-funde

Heinrich Hubert Houben

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

# Gutzkow-Funde.

---

## Beiträge
## zur Litteratur- und Kulturgeschichte
### des neunzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Heinrich Hubert Houben.

---

Berlin W.35.
Verlag von Arthur L. Wolff.
1901.

NFD
(Gutz
H
Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
692731 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1934 L

Digitized by Google

Herrn Professor

# Dr. Adolf Stern,

dem Dichter und Litterarhistoriker

in herzlichster Verehrung

zugeeignet.

Western. 16 Nov. '93

Digitized by Google

# Vorrede.

In der Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts klafft eine große Lücke. Sie wartet darauf, ausgefüllt zu werden durch eine Biographie Karl Gutzkows. Jetzt, wo der Zeitgenossen und Mitstrebenden dieses Geisteshelden immer weniger werden, Tagebücher und Erinnerungen aus dem jungdeutschen Zeitalter immer zahlreicher an die Öffentlichkeit treten und der Abschluß des Jahrhunderts auffordert, Rechenschaft abzulegen über seinen geistigen Gewinn, dürfte sich allmählich die Notwendigkeit, Karl Gutzkows Leben zu schildern, mit unabweislichem Drängen geltend machen.

Der Vorarbeiten sind bisher nur wenige geliefert. An selbständigen Werken besitzen wir nur „Das junge Deutschland“ von Johannes Proelß; es erschien 1892. Für die Zeit von 1825—1835 ist dieses Werk grundlegend; die Hochflut des Neuen aber ist ihm verhängnisvoll geworden; seiner Unübersichtlichkeit konnte auch die in einzelnen Kapiteln meisterhafte Darstellung nicht helfen. Trotzdem, und trotz zahlreicher kritischen Ausstellungen im Einzelnen, wird die Forschung immer von dieser, leider zu reichhaltigen Arbeit ausgehen müssen. Auch ich war naturgemäß gezwungen, für die drei ersten Aufsätze die Darstellung jenes Buches als bekannt vorauszusetzen, um nicht die Früchte fremder Arbeit zu ernten.

Eine wichtige Ergänzung bietet die neueste Publikation von Ludwig Geiger, „Die preußische Censur und das

Digitized by Google

junge Deutſchland". Sie kommt jedoch lediglich als Materialienſammlung in Betracht. Den Vorzug anmutiger Darſtellung beſitzt die Broſchüre von R. Feſter, „Eine vergeſſene Geſchichtsphiloſophie". (1890.)

Die zahlreichen kleineren Arbeiten und Aufſätze, wie die ausgezeichneten von Karl Frenzel, Adolf Stern u. a. ſind für die Detailforſchung natürlich nur ihrer Geſichtspunkte wegen von Wert.

Abgeſehen von meiner kleinen Schrift „Studien über die Dramen Karl Gutzkows", die vor zwei Jahren erſchien, iſt alſo dieſes neue Buch das erſte größere litterarhiſtoriſche Werk, das als Vorarbeit zu einer ſpäteren Biographie Karl Gutzkows Namen trägt.

Im Übrigen verſagt die Forſchung bisher völlig, und doch hat keiner von allen Dichtern ſeines Jahrhunderts ein ſo vielſeitig bewegtes, bedeutungsvolles Leben geführt, keiner die Entwickelung ſeiner Zeit ſo in ſich durchgemacht und die charakteriſtiſchen Momente ſeiner Epoche ſo deutlich an ſich ſelbſt zur Erſcheinung gebracht wie Karl Gutzkow.

Gewiß hat dieſe geſchichtliche Vernachläſſigung ihre Gründe. Gutzkow war ungeheuer produktiv. Wer einen Überblick über ſeine Thätigkeit hat, kann ihn ſich nicht anders als am Schreibtiſch ſtehend und mit haſtender Hand die Feder führend vorſtellen. Er hat in einem 67jährigen Leben mehr geſchrieben als Goethe. Das ſchreckt natürlich ab. Dabei arbeitete er ſehr ſchnell, kein Wunder, daß ihm ſelbſt nach kurzer Zeit das Geſchaffene nicht mehr genügte. So hat er ſtetig verändert und gebeſſert in einem Maße, daß eine kritiſche Ausgabe ſeiner Schriften unmöglich iſt. Dennoch fehlt uns ohne manche vergleichenden Studien eine oft entſcheidende Handhabe zur Beurteilung ſeiner Werke. Woher er bei ſeinen vielen Reiſen und Wohnungsveränderungen, bei ſeinen unendlichen Lebensbeziehungen und ſeinem ausgedehnten Briefwechſel die Zeit ge-

Digitized by Google

funden hat, faſt alle ſeine Dramen, ſeine neunbändigen Romane zwei-, dreimal umzuarbeiten, iſt faſt unerklärlich.

Es iſt heute Mode geworden, über Gutzkow mitleidig die Achſeln zu zucken. Beſonders das jüngere Geſchlecht hat von ihm nur die Vorſtellung des alternden, grämlichen, mit ſeiner nörgelnden Kritik alles Neue beläſtigenden Schriftſtellers. An keinem iſt wohl Goethes Wort ſo tragiſch in Erfüllung gegangen: „So wie einer von hinnen geſchieden, ſo lebt er fort im Gedächtnis der kommenden Geſchlechter.“ Ungerecht iſt es, aus den Tagen des Alters die Charakteriſtik eines Mannes zu zeichnen. Auf der Höhe ſeiner Kraft müſſen wir ihn ſehen, auf der Sturmwoge ſeines Lebens ihn bewundern, nicht da, wo die Ermattung ſich zu einem Verzweiflungskampf aufrafft, ihn verurteilen. Deshalb widmet ſich das nachſtehende Buch auch vorwiegend den Jahren jugendlicher Entwickelung und aus dem übervollen Innern ſtrömenden Schaffens. Hier hoffe ich, durch meine Arbeiten Gutzkow eine Reihe neuer Freunde zu erwerben, die dann auch dem alternden treu bleiben werden.

Gutzkows Werke ſind ein Tagebuch der Geſchichte ſeiner Zeit. Es giebt kaum eine Frage, der er nicht nahe getreten iſt, kaum eine litterariſche Perſönlichkeit von einiger Bedeutung, zu der er keine Beziehung hatte, ſei es perſönliche, briefliche oder kritiſche. Gutzkows Biographie läßt ſich daher nicht ſchreiben, ohne eine überſichtliche Kenntnis aller geiſtigen Strömungen ſeines Jahrhunderts; ſie ſtellt eine Geſchichte der Jahre 1830—1880 dar. Man iſt faſt verſucht, eine Teilung dieſer Arbeit unter die Spezialforſcher vorzuſchlagen. Daraus ergiebt ſich die große Schwierigkeit eines ſolchen Buches, aber ebenſo ſeine immenſe Wichtigkeit.

Ein erſchwerender Umſtand tritt noch hinzu. Das ganze Leben Gutzkows iſt ein Gewirr von Kampf und Polemik. Auf Keinen hat ſich ſo viel Feindſchaft geſammelt und Keiner hat ſo viel Urſache dazu gegeben. Seine Rückſichtsloſigkeit in privaten Briefen und oft auch in der Öffentlichkeit kannte keine

Digitized by Google

Grenze. Daher ist ein vollständiges Material vorläufig noch gar nicht aufzutreiben. Erst wenn die zahllosen Briefe des Dichters, die in den Nachlässen verstorbener Schriftsteller und in den Archiven noch lebender verborgen gehalten werden, gehoben sind, ist eine abschließende Biographie Karl Gutzkows möglich. Rücksichten und persönliche Abneigung, zum Teil auch Fehde bis übers Grab hinaus stellen vorläufig der Forschung noch große Hindernisse in den Weg.

Dennoch ist es mir gelungen, manch wertvollen Fund zu machen; die Gunst des Zufalls mußte daher vorläufig noch das System ersetzen, wenn auch die Reihenfolge der nachstehenden Aufsätze etappenmäßig fortschreitet. Aber auch andere Gründe fordern gebieterisch, daß die Pionierkunst der Einzelforschung die Wege findet und ebnet, die Brücken baut, über die dann die Litteraturgeschichte geschlossen einherschreitet. In Gutzkows Leben giebt es noch zu viel zu beweisen, ehe das Urteil gefällt werden kann. Die pragmatische Behandlung der Litteraturereignisse ist die Vorbedingung zusammenfassender Betrachtung. Diese muß sich an die Ergebnisse halten; die Ergebnisse zu liefern ist die Aufgabe der exakten Materialien-Forschung. Beide Arbeiten zu verbinden, schädigt jede; das Buch von Joh. Proelß mit seinem unübersehbaren Gewirr von Voraussetzungen und Folgerungen hat das bestätigt. Die Sammlung des biographischen Materials selbst erfordert eine übersichtliche Gruppierung, und Wert hat sie natürlich nur, wenn unter dem Gesichtswinkel des ganzen Lebens die Konsequenzen gezogen werden. Dahin ging mein Bestreben, auch diese Sammlungen von Einzelheiten in sich abgeschlossen zu gestalten, was vor allem, so hoffe ich, ihrer Lesbarkeit zu gute kommt. Ein Teil dieser Einzelaufsätze aber, wie die Entstehungsgeschichte des „Uriel Acosta", ist aus dem bloß vorbereitenden Stadium heraus und dem abschließenden wenigstens sehr nahe getreten.

Die dramaturgische Abhandlung „Zur Aufführung des Uriel

Digitized by Google

Acoſta“ entſprang einem meiner Lieblingspläne, dem einer allgemeinen dramaturgiſchen Bibliothek, die vielleicht noch einmal in ähnlicher Geſtalt ans Licht tritt, wenn die Munificenz eines Verlegers ſein mächtiges Werde! ruft. Ich meine, auf dieſem praktiſch-theoretiſchen Wege ließe ſich durch gemeinſame Arbeit aller Autoritäten der deutſchen Schauſpielkunſt noch ein großer Dienſt erweiſen.

Die Anmerkungen habe ich, ſoweit ſie nicht zum Verſtändnis des Textes notwendig waren, im Anhang zuſammengeſtellt. Die Bibliographie diente dazu, einen ungefähren Überblick über Gutzkows Schaffen zu geben und die Leſer zu orientieren, denen die Original-Ausgaben bei dem lückenhaften Beſtand der Bibliotheken nicht erreichbar ſind.

Schließlich habe ich dem Buche ein Perſonen- und Sach-Verzeichnis beigegeben und mir bei deſſen Abfaſſung vorgehalten, daß darin lieber zu viel als zu wenig zu bieten ſei, um auch dem Gedächtnis eine Stütze zu ſein. Werke wie Varnhagens Tagebücher und Nachlaßſchriften, Hebbels Tagebücher und Briefwechſel werden trotz ihres unermeßlich reichen Inhalts nie die ihnen gebührende Wirkung ausüben, ſo lange nicht ein genauer Index erlaubt, ſich ſchnell in ihnen zurechtzufinden und ihre Stoffe und Meinungen in jede Debatte zu ziehen. Auch die Bücher von Proelß und Geiger leiden an dieſem Übelſtande; das genaue Verzeichnis meines Buches iſt daher durch die zahlreichen Nachweiſe zum Teil auch für jene ein Schlüſſel.

Vorarbeiten zu mehreren dieſer Aufſätze erſchienen in den Zeitſchriften „Zukunft“, „Literariſches Echo“, „Magazin für Literatur“, „Deutſches Wochenblatt“, „Bühne und Welt“, in den wiſſenſchaftlichen Beilagen der „Voſſiſchen Zeitung“, „Münchener Allgemeinen Zeitung“, des „Dresdener Anzeigers“, in der „Täglichen Rundſchau“ und in den „Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antiſemitismus“.

Vor einer Unmöglichkeit ſtehe ich bei der Vorrede zu dieſem Buche; es wird mir ſchwerlich gelingen, alle die, denen ich

Digitized by Google

für Hinweise und Auskünfte zu danken habe, heute noch namhaft zu machen. In erster Linie richtet sich mein Dank an Frau Dr. Bertha Gutzkow in Frankfurt, die mir den ganzen Nachlaß ihres Gatten zur Ordnung und Bearbeitung lange Zeit anvertraute. Außerordentlich verpflichtet bin ich ferner Herrn Dr. Gustav Karpeles in Berlin, der mir mit seltenem Entgegenkommen die Schätze seines Wissens und seiner Bibliothek zur Verfügung stellte und mich auf eine Reihe von Quellen verwies, die sich überraschend ergiebig zeigten. Durch Überlassung von Briefen förderten meine Arbeit die Herren Oberst a. D. Adolf v. Menzel in Stuttgart, Rechtsanwalt Ernst Meister in Stettin, Dr. Max Ewert in Hannover, Dr. Eugen Kilian in Karlsruhe, Prof. Dr. Max Dessoir in Berlin, während Herr Prof. Dr. Adolf Stern in Dresden und Herr Prof. Dr. Karl Frenzel in Berlin meinen Arbeiten mit ihrem erfahrenen Rat zur Seite standen. Für Hinweise und Anregungen bin ich noch dem leider zu früh verstorbenen Dr. Ludwig Jacobowski und Herrn Dr. G. Itelson in Berlin verpflichtet, und für freundliche Förderung meiner Vorarbeiten vor allem Herrn Chefredakteur Friedrich Stephany in Berlin.

Allen übrigen, die den Spuren ihrer Mitteilungen und ihrer Hilfe in diesen Arbeiten begegnen, sei mein Dank gemeinsam dargebracht.

Berlin, 6. Juni 1901.

**Houben.**

Digitized by Google

# Inhaltsübersicht.


Seite

Litterarische Lehr- und Wanderjahre . . . . . 1
Varnhagen und das junge Deutschland . . . . . 41
Dichter und Schauspieler . . . . . 84
Molières „Tartüffe" und Gutzkows „Urbild des Tartüffe". Eine antikritische Studie . . . . . 121
Karl Gutzkow und das Judentum . . . . . 144
Entstehungsgeschichte des „Uriel Acosta" . . . . . 281
Zur Bühnengeschichte des „Uriel Acosta" . . . . . 375
Zur Aufführung des „Uriel Acosta". Dramaturgische Skizze . . . 436
Dramatische Entwürfe . . . . . 479
Gutzkow und Willibald Alexis . . . . . 497
Anmerkungen . . . . . 515
Bibliographie . . . . . 541
Personen- und Sach-Verzeichnis . . . . . 555

# Berichtigung.

Die Nummern der Anmerkungen 68, 69, 86, 107 und 141 fehlen im Text; in den Anmerkungen selbst habe ich genau angegeben, wohin sie gehören. — S. 220 steht irrtümlich [129]) statt [120]). —

S. 414 sind die Namen Marr (statt Marx) und Gey (statt Grey), S. 420 Z. 19 v. o. Döhring (statt Döring, zum Unterschied von dem Z. 4 v. u. genannten Theodor Döring) zu berichtigen.

Digitized by Google

# Literariſche Lehr- und Wanderjahre.

In den erſten Januartagen des Jahres 1831 erſchien in Berlin bei Wilhelm Logier eine neue Zeitſchrift, die ſich „Forum der Journal-Literatur“ nannte[1]). Der Herausgeber dieſer „antikritiſchen Quartalſchrift“ war ein faſt zwanzigjähriger Student, der noch in den Hörſälen Hegels und Marheinekes theologiſche Kollegien beſuchte, Karl Gutzkow, ein Berliner Kind. Die Erlaubnis, ſo früh ſich auf dieſem Wege mit der Oeffentlichkeit zu verſtändigen, hatte er der hohen Gönnerſchaft des Demagogenjägers Miniſters v. Kamptz zu verdanken, der an dem aufgeweckten, in ſeinen philologiſchen Studien aufgehenden Altersgenoſſen ſeines Sohnes ungewöhnlichen Anteil nahm.

Die erſte Nummer dieſer auf internationalen Abſatz berechneten, in ſtolzer Antiqua erſcheinenden Zeitſchrift enthielt u. a. einen umfangreichen Artikel „Wolfgang Menzel und die über ihn ergangenen Urtheile“, der es ſich zur Aufgabe machte, den mächtigen Kritiker des Stuttgarter „Literaturblattes“ gegen die zahlreichen Angriffe ſeiner Gegner in Schutz zu nehmen. „Das Forum“, ſo ſchloß dieſe geharniſchte Abhandlung, „hat in dieſer Antikritik ſein Glaubensbekenntniß ausgeſprochen, es wird dem Menzelſchen Literaturblatt, deſſen Farbe und Geſinnung am nächſten ſtehen, jedem Einſpruch aber, inſofern er ſich als Reſultat einer freien und unbefangenen Denkweiſe ankündigt, offen zu ſtehen kein Bedenken tragen. Das Ziel und Streben

des Herausgebers besteht darin, daß in dem von ihm Ausgehenden das Forum vom Norden aus seinem süddeutschen Mitkämpfer die Hand reiche." Es war ein kühnes Unternehmen, in der Stadt, wo damals der Goethekultus in üppigster Blüte stand, eines Mannes Partei zu ergreifen, der durch seine systematische Polemik gegen den Weimarer Dichterfürsten schon lange ein Aergernis war, und es gehörte die ganze Schwungkraft jugendlicher Ueberzeugung und Begeisterung dazu, an diesem selben Orte eine Kolonie Menzelscher Ideen gründen zu wollen.

Was Wolfgang Menzel für die geistige Entwicklung des jungen Berliners bedeutete, hat dieser in seinen Lebenserinnerungen ausgesprochen. Die Begründung des kritisch-literarischen Urteils durch die Interessen der Nation im großen und ganzen, wie sie von dem patriotischen Turner und Burschenschafter Menzel geschah, bezauberte den jungen Literaturadepten so, daß er sich bedingungslos diesem ersten tiefen Eindruck hingab. „Für jede Form der Dichtkunst, für jede Disziplin der Wissenschaft suchte Menzel die Verbindung mit den theuersten Gütern der Nation herzustellen, mit dem verlorenen und zurückzuerobernden Palladium der Nationalgröße, mit ständischer Freiheit, mit öffentlicher Jugenderziehung, mit Reform nach allen Seiten hin. Das blendende Buch wurde von dem Siebzehnjährigen sofort käuflich erworben und verschlungen. Die jugendliche Hingebung faßte alles nach den Gesichtspunkten ihres Führers. Das Herz des Jünglings markket und dingt nicht. Ist es für eine Frage, für einen Charakter einmal gewonnen, was kann die Liebe wankend machen! Mittelstraßen werden erst in späteren Jahren gefunden[2])."

Diese frühe Parteinahme Gutzkows für Wolfgang Menzel hatte für den Jüngling entscheidende Folgen; sie führte zu einem dreijährigen Zusammenschluß beider Männer, zu einer zeitweiligen Uebersiedelung Gutzkows nach Stuttgart und einer geistigen Gemeinschaft, deren Spuren auch eine spätere bittere Feindschaft nicht vertilgen konnte.

Digitized by Google

Durch eine Reihe von Briefen, die mir von Menzels Nachkommen in liberalster Weise zur Verfügung gestellt wurden, bin ich in der erfreulichen Lage, über den Verkehr des Meisters mit seinem Schüler zahlreiche neue Thatsachen beizubringen, die für die Hauptentwickelungsjahre Gutzkows von außerordentlichem Interesse sind und eine wichtige Ergänzung bilden zu der weitschichtigen Darstellung, die Johannes Proelß in seinem Buche „Das junge Deutschland" von jenen Jahren gegeben hat.

Die erste Quartalsnummer des „Forums" wäre Menzel nicht verborgen geblieben, auch ohne die Anzeigen, durch die der Verleger in den „Intelligenzblättern", wie man früher die Annoncenbeilagen nannte, auf sein neues Unternehmen hinwies. „Menzel wurde auf mich aufmerksam", schrieb Gutzkow zwei Jahre später an Georg von Cotta, „zeigte im Jahre 1831 mein Journal an, trat mit mir in Korrespondenz und ermunterte mich, den Muth nicht sinken zu lassen." Das klingt ein wenig selbstbewußt und verschleiert die eigentlichen Thatsachen. Gutzkow selbst war es, der die Wirkung seines „Forums" nicht abwartete, sondern die erste Nummer an die Adresse sandte, an die ihr Inhalt hauptsächlich gerichtet war, außerdem einen Brief an Menzel richtete, der in seiner Ueberschwenglichkeit die Stimmung und Gesinnung des Absenders charakterisirt und neben der begeisterten Huldigung die sehr praktische Bitte enthielt, die neue Zeitschrift im Literaturblatt anzeigen zu wollen. Hier ist jener erste Brief Gutzkows an Wolfgang Menzel:

Berlin, den 25. Januar 31.

Ew. Wohlgeboren

werden vielleicht aus literarischen Intelligenzblättern ersehen haben, daß eine für das laufende Jahr angekündigte Zeitschrift sich gleich im ersten Heft mit den über Ihre schriftstellerische Thätigkeit ergangenen Urtheilen beschäftigen wollte. Das beiliegende Heft ist das in jenen Anzeigen versprochene.



Digitized by Google

Wenn ich dieſer Zuſendung noch den gegenwärtigen Brief beilege, ſo verargen Sie es mir nicht, verehrter Mann, daß ich von vornherein meine Schüchternheit und Verlegenheit in der Weiſe, wie ich mich Ihnen nähere, unumwunden geſtehe. Und wie es den Verſchämten ergeht, daß ſie ihre Verlegenheit nicht anders zu beſchwichtigen wiſſen als durch Spiel mit Rockknöpfen und Handſchuhen, eben ſo will auch ich zur Sicherung meiner vor Ungewißheit mir ſchon zweifelhaft werdenden Exiſtenz den beiliegenden martialiſchen Fehdehandſchuh ergreifen und Ihnen gegenüber von ſeinen Eiſenringen zu reden beginnen. Eiſern ſind dieſe Ringe, weil es die Zeit ſo fordert, doch ſind ſie nur — was Sie zuerſt als Verſicherung annehmen mögen — Zeichen der Liebe, die ſich an einen Mann kettet, den ins Angeſicht zu preiſen ich nicht unternehmen möchte. Ein rigoriſtiſcher Anflug wollte mir wohl ſagen: Sende deine Vertheidigungsrede in die weite Welt des Buchhandels, und überlaß es dieſem, wie es ſeinem vertheidigten Gegenſtand in die Hände geräth. Die Literatur ſoll frei ſein von Perſönlichkeiten! Allein, daß meine Liebe über dieſe Sprödigkeit geſiegt hat, beweiſt dies Schreiben, das ich mit mancherlei Plänen unternommen habe, ohne der Möglichkeit ihrer Ausführung gewiß zu ſein. Da hätt' ich Ihnen erſt viel zu ſchreiben, von der unbegrenzten Verehrung, die mich beim Leſen Ihrer Schriften für Sie erfüllt hat, von dem regen Drange, nur in Ihnen leben und weben zu wollen, und faſt hätt' ich fürchten müſſen, Ihnen ſüß und fade zu erſcheinen bei ſolch' an ſich gut gemeintem Gefühlszerfluß. Doch das lag mir am ſchwerſten auf dem Herzen, daß es wohl nicht gar unmöglich wäre, Sie wieſen meine Geſinnung zurück und erklärten das von mir über Sie vorgebrachte für das ungereimteſte Zeug, das Ihrem Ruf mehr ſchaden als nützen müßte. Das iſt dann ein Gedanke, der mich wirklich peinigt und oft daran mahnen wollte, wie es doch beſſer geweſen wäre, das Schreiben vor der Hand noch zu laſſen, und hübſch die Flügel an den Studirſeſſel hinten anzubinden, als ſo vorſchnelle Ausflüge zu wagen. Und doch weiß ich mir es nicht zu denken, wie Sie mich nicht anerkennen könnten, wie Sie die Gluth meiner Liebe mit Gleichgiltigkeit oder gar Mißbilligung erſticken könnten! Ich bin jung — aber ich habe mich genährt und geſtärkt an Ihren Schriften, bin Ihnen überall, wo Sie ſich ausgeſprochen haben, gefolgt,

Digitized by Google

und fühlte mich stark genug, einer Schriftstellerzunft gegenüberzutreten, die dem Geistesreichthum und dem freien Wort seine Anerkennung versagt. Und sollte mir da Ihre Zustimmung fehlen, sollten Sie mich in die Dunkelheit meines Namens zurückweisen können und eine Liebe, die sich nicht anders bezeichnen läßt, als daß sie an Ihrer Seite draußen thätig handeln möchte, nicht annehmen — solche Erwiderung könnte mich mehr als beschämen! — Frag' ich mich aber, was mir denn eigentlich so wenig Zutrauen zu Ihnen einflößt, so drückt mich wohl da am meisten der Schuh, daß ich nicht blos Menzels Anhängsel sein möchte, sondern zugleich Ich selbst. Denn, wovon Sie die Ansicht dieses Heftes überführen wird, ich hantire mich bei meinem ersten Auftreten gar seltsam in allerhand possirlichen Capriolen, als verließe ein Füllen zum ersten Male den Stall. Doch bleib' ich dabei, und bin mir, als Ihr alter ego, Ihrer Zustimmung gewiß, seine Jugend nicht verleugnen zu wollen und zu können, ist keine Schande. Da nichts anstößiger als ein Neuling, der sich in die liebe Objektivität der Alten hineinaffektirt, und nur aus solcher platten Versandung lechzend die Zunge herausstreckt. Frische und freie Gemüther haben bei allgemeiner Dürre und Trockenheit von je her noth gethan, und findet man sie bei den Alten nicht, darf man die Jungen nicht zurückstoßen. Und diese Ueberzeugung, die auch die Ihrige ist, giebt mir neue Hoffnung für meine Sache, zugleich Muth und so viel Zuversicht, daß ich mit meiner Hauptbitte dreist herausrücke, selbst im Literaturblatt sich über mich auszusprechen, falls Sie mich billigen, denen zum Trotz, die sagen werden, einen Lober ist gut wieder loben. Wie lieb wird es nicht nur mir, sondern auch meinem Verleger sein, wenn etwa die Blitzvignette des Wolkeners eine Anzeige des beiliegenden Heftes brächte! Da regen sich aber alle meine Bedenklichkeiten und Zweifel, die mich zu einem Klageliede bringen könnten, wenn ich ihrem Lautwerden nicht durch Schluß dieses Briefes zuvorkommen wollte, und das mit der Versicherung meiner treuesten Verehrung, die auch dann nicht aufhören wird, wenn Sie mich für einen entarteten Sohn erklären sollten.

Karl Gutzkow.

(Meine Adresse ist in Berlin Kronenstr. 65.)

Digitized by Google

Psychologisch interessant in diesem mit Verehrung gewiß nicht geizenden Schreiben Gutzkows ist gleichwohl das sichere Bewußtsein seiner Individualität und das Bestreben, von vornherein eine gewisse Grundlage zu schaffen, auf der sich seine Freundschaft mit Menzel aufbauen sollte, und die ihn trotz aller dem Schüler anstehenden Ergebenheit gegenüber dem Meister doch über den peinlichen Zustand hinaushob, bloß ein „Anhängsel" des bewunderten Mannes zu werden.

Menzel erfüllte die Bitte seines Verehrers, sich öffentlich über ihn auszusprechen, in einem Artikel, der fast die ganze Nr. 20 des „Literaturblatts" füllte. Der Gesichtspunkt, von dem er das Unternehmen seines Berliner Bundesgenossen beurteilte, ist für ihre beiderseitige Literaturauffassung bezeichnend. Gutzkow hatte Menzels Widersachern vorgeworfen, daß sie dessen „Totalanschauung" der geistigen Entwickelung Deutschlands verkennten. Menzel faßt darauf sein Prinzip in die Worte: „Die Bedingung alles gesunden Gedeihens in Wissenschaft und Kunst ist ein öffentliches Leben, d. h. das Leben in der Kirche und im Staate . . . Offenbar fehlte dem vorigen gelehrten und poetischen Jahrhundert . . . die innerlich zugleich belebende und zugleich einigende und bindende Mitte, die plastische Kraft des öffentlichen Lebens. . . Unsere Zeit bedarf vor allem und ruft hervor universelle Köpfe, um die chaotische Verwirrung der Systeme, Methoden und Manieren zu lösen, um den Bücherwald zu lichten, um die Nation zum Bewußtsein aller ihrer geistigen Kräfte zu bringen, indem sie dieselben sammeln, ordnen, läutern, den Krankheitsstoff und den Ballast ausscheiden. Lange genug verlor man sich vom Mittelpunkt an die entferntesten und entgegengesetztesten Punkte des Umkreises; es ist endlich Zeit, wieder die Mitte zu suchen und in ihr den Ueberblick über den Umkreis."

In diesem Sinne begrüßt er Gutzkows antikritische Zeitschrift als ein glückliches Unternehmen, vorausgesetzt, daß der Herausgeber nicht ermüde und sich durch nichts aus der

Digitized by Google

Faſſung bringen laſſe; die innere Kraft und „aus einem erhabenen Zweck entſpringende Unbefangenheit“ ſcheine ihm Gutzkow zur Genüge zu beſitzen.

Abgeſehen von der grundſätzlichen Uebereinſtimmung, die beide Schriftſteller mit einander verband, mußte Menzel noch ein beſonderes Behagen darüber empfunden haben, daß Gutzkow zwar nicht ſeine Goetheverdammung teilte, in ſeinem „Forum“ aber eine ſcharfe Polemik gegen alle die gewagt hatte, die eigene Impotenz durch kokette Goethevergötterung aufputzten. So weit war der Berliner Gymnaſiaſt Menzels Schüler auch in dieſer Beziehung geweſen, daß er ſich 1833 (Literaturblatt 9) bei Beurteilung einer Schrift ſeines franzöſiſchen Freundes St. Marc Girardin, den er kurz vor der Julirevolution 1830 im Deutſchen unterrichtet hatte, rühmen durfte, dieſem „in ſeiner Art das Verſtändniß der Goethiſchen Poeſie“ aufgeſchloſſen zu haben, das darauf hinauslief, daß „mit Goethe den Deutſchen nur ein Name geſtorben ſei, an den ſie jetzt nichts mehr als eine ſchuldige Pietät kette, daß er der Dichter des achtzehnten Jahrhunderts geweſen und ein neuer und immer ſchönerer Frühling im Garten der Poeſie bevorſtehe.“

Das „Forum der Journal-Literatur“ nun erſchien in zwei Quartalsnummern, verwandelte ſich dann aber am 4. Juli in eine Wochenſchrift von dreizehn Nummern und verſchwand damit am 26. September 1831 von der Bildfläche. Hatte der junge Redakteur die Ausdauer nicht beſeſſen, die ſchon Menzel zur Durchführung eines ſolchen Unternehmens verlangte, oder der Verleger den Mut verloren, nachdem mit dem erſten Heft der Zeitſchrift ein Höchſtabſatz von nur ſiebzig Exemplaren erzielt worden war? Keines von beiden gab den Ausſchlag.

Am 1. Juli hatte Gutzkow eine Eingabe an die Zenſurminiſterien, die des Innern, Kultus und Aeußern gemacht, man möge ihm geſtatten, in ſein „Forum“ auch Gegenſtände der Politik, ſoweit ſie mit der Journalliteratur zuſammenhingen, vorläufig auf ein halbes Jahr aufnehmen zu dürfen,

nachdem er sich bisher in den Grenzen philologischer und ästhetischer Kritik gehalten. Am 25. August hatte man ihm dies auch gestattet. Der mächtige Einfluß des Ministers v. Kamptz, seines Gönners, war auch hier wirksam. Ein Kammergerichtsrat Barbua wurde dem Studenten als eigener Zensor gesetzt. Von dieser Thatsache machte er seinen Lesern in einer merkwürdig verklausulirten, geheimnisvollen Anrede an einige junge Literaten Mitteilung; sie ist ganz in Menzels Geiste abgefaßt und verdient schon deshalb eine besondere Berücksichtigung, weil sie das Schicksal der Zeitschrift entscheiden sollte.

„Wer die Gaben hat", heißt es Seite 43, „sehe zu, daß sie ihm nicht genommen werden. Noch mehr, wer die Privilegien, der wahre seines Briefs und seines Siegels. Es wird eine Zeit kommen, und sie ist schon da, wo nach Novellen, Dramen, Geschichten des deutschen Hexameters, Uebersetzungen aus dem Altdeutschen keine Nachfrage mehr sein wird. Im Vertrauen gesagt, wir pflegen arm zu sein und sollten uns die Druckkosten vom Munde abdarben! In euren Produktionen eifert ihr für alles Gute, Schöne, Edle, schildert mit höchstmöglicher Farbengluth die Gegenstände der Liebe und des Hasses, wohl auch der Tugend und des Lasters, und oft auch der Freiheit und Sklaverei, warum aber blos aus der eigenen Brust, warum nur Fiktionen der Phantasie! Sehet auf das großartige Leben, das um uns her auf- und niederwogt, und höret die Urtheile des Hasses, der Leidenschaft, der Furcht, der Unwissenheit, deren sich immer mehr zusammenfinden, und die der Ausdruck öffentlicher Meinung zu werden drohen — stille Klage, Ironie, Achselzucken ist da lange nicht genug! Sollten nicht schon die Ansprüche der Humanität, einer Tugend, die doch noch manchen begeistert, sich nicht geltend machen können in einer fortgehenden Opposition, die dann auch zugleich der gegenwärtigen Lage der Literatur immer reiner ihr Gepräge gäbe? Wir haben wohl Opponenten in Masse — doch nur mit gutem Willen, und sie werden nicht eher gehört werden,

Digitized by Google

ehe nicht die anerkannten Geiſter der Nation ihnen zur Seite treten. Aber die Muta dieſer Männer mit der Liquida der bodenloſen Schwätzer bildet kein Augment der Literatur!“

Daß mit dieſer im Menzelſchen Prophetenton gehaltenen Anrede die „anerkannten Geiſter der Nation“ zur politiſchen und ſozialen Oppoſition aufgerufen werden ſollten, mußte ſelbſt einer normalen Zenſorintelligenz zu erkennen nicht ſchwer fallen. Thatſächlich liefen auf jene Anrede hin mehrere, bezeichnenderweiſe anonyme Briefe ein, die näheren Aufſchluß verlangten; vielleicht waren ſie vom Zenſor ſelbſt oder einem anderen „Auge des Geſetzes“ abgeſandt, um den jungen Schriftſteller aus ſeiner Reſerve noch weiter herauszutreiben. „Es thut mir leid“, antwortete Gutzkow in einer Note, „nicht verſtändlicher geſchrieben zu haben. Natürlich gilt, was ich zur Bezeichnung der Einen ſagte, nicht für Andere, die ich anders andeutete. Was aber an der Aufforderung zu politiſcher Oppoſition noch weiter zu erklären iſt, ſeh' ich nicht ein. Der Einwurf der Unmöglichkeit iſt durchaus nicht begründet. Est quadam prodire tenus.“

Vorher hatte er unter der „Korreſpondenz“ auf der letzten Seite von Nr. 12 zwei redaktionelle Briefe beantwortet; dem einen Abſender ſchrieb er; „Das Forum darf zwar von jetzt ab politiſche Artikel berückſichtigen; doch kennen Sie die Geſchichte von der Suppe, zu der der Löffel fehlt — und handgreiflich?“, und dem andern: „Viel zu deutlich! Ich empfehle Ihnen das Studium eines trefflichen Holzſchnittes von Gubitz. Krone, Szepter, Mantel, und unter Blumen, tauſend Blumen, eine Schlange! Anders darf man nicht ſchreiben!“ Das war eben der Stil, zu dem die Zenſur die deutſchen Schriftſteller erzogen hatte; Heine und Börne waren ihre gelehrigſten Schüler; das war der Stil, der die Zenſoren zur Verzweiflung bringen konnte, zum regelrechten Verfolgungswahn, daß ſie unter der harmloſeſten Bemerkung eine ſatiriſche Spitze ſuchten. Hier ſchützte ſelbſt v. Kamptz nicht mehr: Nr. 13 des „Forums“ er-

ſchien nur halb, mitten auf der zweiten Seite bricht ſie ab, als ob dem Schreiber von einem geſtrengen Büttel die Feder aus der Hand geriſſen ſei, und ſchließt in aller Eile mit den rätſelhaften Worten: „Wir müſſen uns hier übrigens weiterer Gegenbemerkungen enthalten . . .“ Miniſter v. Kamptz, unter deſſen Fittichen das erſte öffentliche Auftreten Gutzkows ermöglicht worden, mag wohl plötzlich auch geahnt haben, daß das junge Küchlein, das er für ſeines Gleichen hielt, dem freien Waſſer zuſtrebte.

Soweit ſpricht das „Forum“ ſelbſt; die jüngſt von L. Geiger veröffentlichten Zenſurakten[3]) und Gutzkows eigene Erinnerungen wiſſen zwar davon nichts. Wie zutreffend aber dieſe Vermutung iſt, daß weniger der materielle Miserfolg als die Zenſur dem „Forum“ den Lebensfaden abgeſchnitten hat, beweiſt der zweite Brief Gutzkows, der ſich in Menzels Nachlaß erhalten hat. Er iſt nicht der nächſte, es müſſen wohl einige verloren gegangen ſein. Aus einer Antwort Menzels vom 23. Auguſt 1831 (ſ. Proelß a. a. O. S. 265) ergiebt ſich, daß Gutzkow kurz vorher mit dem Plane einer Ueberſiedelung nach Stuttgart an ihn herangetreten iſt. Wahrſcheinlich wollte er in der württembergiſchen Hauptſtadt das „Forum“ weiterführen oder ein ähnliches Blatt gründen; Menzel aber erwiderte, daß eine neue nichtpolitiſche Zeitſchrift dort keine Zukunft habe, und ſeine Feder nur durch Behandlung politiſcher Themata ihm die Garantie einer zum Leben ausreichenden Beſchäftigung gewähre; außer dem Literaturblatt ſtänden ihm das „Morgenblatt“ und der „Hesperus“ offen. Ohne ihm Illuſionen machen zu wollen, möge er die Reiſe aus dem von der Cholera heimgeſuchten Berlin heraus nur wagen und ſtatt ſeine Truppen ſo einzeln zu verſprengen, ſie lieber zu denen des Literaturblattes ſtoßen laſſen. Wie bereitwillig Menzel Gutzkows ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſchon in dieſem Sommer gefördert hatte, ergiebt ſich ebenfalls aus dem nun folgenden Briefe ſeines Schützlings:

Digitized by Google

Berlin, 2. Oktober 31.

Theuerſter! Sie müſſen ſich zuerſt recht freundlich und munter von mir grüßen laſſen und das um Ihrer ſelbſt willen, damit Sie ja nicht glauben, man könne bei ſo bewandten Krankheitsumſtänden ſeines Orts nicht mehr froh werden. Man kann es freilich nicht ſo recht aus dem Sinne bekommen, mit dem Dichter ängſtlich zu ſprechen: „Denn der noch jetzo blühend vor Dir ſteht, trägt ſchon vielleicht in ſich der Seuche Keim.“ Allein wo ſich das einmal nicht abzuändernde Unglück ſo anläßt wie bei uns, da läßt es ſich ſchon ertragen. Demnächſt dank' ich Ihnen für die gütige Beſorgung des Briefes für den Heſperus, der zwar äußerſt ſchlecht, an manchen Stellen ganz unverſtändlich abgedruckt iſt, doch dafür können Sie ja nichts. Ich denke nun in dieſen Berichten fortzufahren. Beiliegend erhalten Sie zuvörderſt die verſprochene Anzeige der Steffensſchen Schrift — ob ſie Ihnen gefallen wird? Sie werden ſehen, daß ich das Buch unter dem Geſichtspunkte gegenwärtiger Zeitverhältniſſe gefaßt habe, und die Konzentrirung des Urtheils ganz in St. innerſte Perſon iſt gewiß kein Irrthum, hätt' ich es nicht für Ihr Blatt geſchrieben, ſo würde ich nicht unerwähnt gelaſſen haben, wie Ihr jüngſtes Urtheil über Steffens, über den Egoismus ſeiner aparten Anſicht, ſein immer anders ſehen wollen als andere Leute, durch die vorliegende Schrift freilich auf eine für den Getadelten beſonders ehrenvolle Weiſe beſtätigt wird. Uebrigens hab' ich nicht geglaubt, bei meiner Liebe und Achtung für dieſen edlen Mann es verantworten zu können, wenn ich die Fehler des Buchs, die zumeiſt in dem nicht berückſichtigten Titel liegen, ſo offen aufgedeckt und etwa wohl gar ausführlich darüber geſprochen hätte, wie ſehr ſein Finden nur die täuſchende Moosdecke des Moores ſei und wie er dies wohl ſelbſt recht gut wiſſe. Es giebt ſo eine ſüße Macht der Worte, die andere noch weiter geführt hat als mich, den ſie doch nur in einige verlegene Liebesabenteuer getrieben hat, einmal ſogar in einen Gang zur Zeitungsexpedition, um die Verlobung anzeigen zu laſſen, eine Kleinigkeit für das bischen Lebenszeit. — Ich verſprach Ihnen außerdem eine Beurtheilung der Geſchichte deutſcher Poeſie im Mittelalter von Roſenkranz. Befürchten Sie nicht, daß ich ſeiner Manier zu ſehr das Wort reden

Digitized by Google

werde! Ein guter Geschmack, feiner Sinn und Schönheitsgefühl lassen sich ihm nicht absprechen. Die altdeutschen Philologen sind dem Manne nicht hold, wie sehr er sich auch an sie herandrängt, und die Liebhaber, oder wie soll man sagen, die Dilettanten im R. D.[3a]) von sich weist. Ich werde nun in diesem Liebhaberintereſſe mit ihm sprechen und ihm dabei doch manchen groben Fehler zeigen können. — Wollen Sie aber noch öfter etwas von mir haben, dann bitt' ich mir die Recensenda zu bezeichnen und sie mir, falls sie kostspielig — also über einen Thaler theuer sind, gelegentlich zu schicken.

Vom Forum erhielten Sie die letzten Nummern — schlummere sanft, du gute fromme Seele, bis auf ewig dieser Schlummer flieht, wein' auf ihrem Hügel, Philomele, um die Dämmerung ein Sterbelied! In der letzten Stunde des Verblichenen, es war die dreizehnte, schnitt ihm der Sensenmann von Zensor den letzten Lebensfaden ab, leichenblaß — ohne Motto! Mit Gespenstern, selbst mit natürlichen, läßt sich das Publikum nicht ein. Uebrigens wiederhole ich eine Bitte, seien Sie die Philomele, und wenn die Dämmerung anbricht, also im Zwielicht des nächsten Meßkatalogs, singen Sie mir gefälligst ein Klagelied, oder vielmehr, da mein trauriges Ende noch nicht publizirt ist, ein Rezi- und Inzitativ, nicht darum, weil ich das Geheimniß meiner Existenz nicht ins schweigende Grab nehmen will, denn ich höre ja hier und da von mir sprechen — sondern weil ich gern möchte, die Leute erführen's, daß Sie mich noch nicht vergessen haben und daß wir — um nicht aus dem Vögelgleichniß zu fallen — beide noch immer auf einem Tone pfeifen. Ich glaub' an die Auferstehung der Todten und jedenfalls, daß ich zu Neujahr nicht in die Wochen — das tadeln Sie mit Recht — komme, sondern zwei, drei Mal in der Woche in einem neuen Gewande, man ist jung und putzt sich gern. Das hängt so zusammen. Das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hat mir fürs Forum die Religion und das andere der auswärtigen Angelegenheiten die Politik zugestanden, möglicherweise erlauben nun auch beide eine Aenderung des Plans und Titels, und dann hätten wir zu Neujahr eine Zeitschrift für Politik, Völkerleben und Literatur in Folio; aber der Name! Das Kind ist zwar noch nicht geboren, aber es kommt doch vielleicht, darum rathen Sie mir als Taufpathe in einem baldigen Briefe, den ich mit

Digitized by Google

vieler Sehnsucht erwarte, ob sich der Name „Die Norddeutsche Biene“ hören läßt. Diesem Blatte fehlt nun also gar weiter nichts als ein Verleger, an einer Verlegerfirma mangelt's nicht, aber zu Opfern kann ich mich nicht mehr verstehen. Wenn sich die Buchhändler, mit denen ich bis jetzt angebunden habe, nicht zu anständigem Honorar verpflichten, wodurch mir auch möglich wird, anderer Männer Beihilfe anzunehmen, so laß ich das Ganze, gehe erst nach Leipzig, gebe eine stärkere Broschüre über die Geschichte des laufenden, also des verflossenen Jahres heraus, und komme zuletzt im Sommer, wohl gar, wie ich erst wollte, zu Ihnen nach Stuttgart. Die Illusionen taugen allerdings nichts, aber ich weiß recht gut, was mir fehlt. Die Aerzte sind prosaische Leute, sie bringen die Hypochondrie immer auf den Unterleib und Verstopfung zurück! Nur gut, daß sie doch auch Bewegung anrathen.

Kennen Sie den Doktorem Eduard Bönecke? Er kläfft Sie in der Abendzeitung mit Menzelienis, Sonetten und derlei Dingen an. Vor einiger Zeit hat er an mich geschrieben, seine Aufrichtigkeit rührte mich, er bat mich um Mittheilung dessen, was ich über ihn etwa gesagt hätte, er wolle sich redlich vertheidigen vor Gott, der Welt und Herrn Hell, und sich dabei aus einer Beurtheilung meiner Leistungen ein spezielles Vergnügen machen. Ich hab' ihm geschrieben, er möchte sich vor mir nicht scheuen, ich wäre überhaupt sehr gutmüthiger Natur, und wenn ich wohl in der Rechten ein Schwert habe, so trüg' ich doch in der Linken immer einen Friedenszweig. Bekommen wir nicht bald Ihr historisches Taschenbuch? Ich erwart' es sehnlichst, da ich es zur oben bezeichneten Schrift brauche. Und wie ist's mit dem anderen Buche, von dem Sie einmal zu mir sprachen?

Bitte, sich gefälligst jetzt von dem Schlusse dieses Briefes zu überzeugen. — Bedenken Sie mich mit Ihrer Liebe und einigen Zeilen von Ihrer Hand. Bestens grüßt Sie von Herzen

Ihr

treuer

Gutzkow.

Zunächst giebt uns dieser Brief die neue Nachricht, daß Gutzkow im Sommer 1831 durch Menzels Vermittelung für den „Hesperus“ korrespondierte. Diese „encyclopädische Zeit-

Digitized by Google

ſchrift für gebildete Leſer“ erſchien ebenfalls in Cottas Verlag zu Stuttgart; der württembergiſche Hofrat Karl Chriſtian André hatte ſie gegründet. Nach deſſen plötzlichem Tode am 19. Juli 1831 führte ſein bisheriger Gehilfe Heinrich Riegel zunächſt die Geſchäfte, bis am 1. Januar 1832 Dr. Wilhelm Schulz, der als Kämpfer für Deutſchlands Einheit bekannte Politiker, die Redaktion übernahm.

Gutzkows Beiträge ſind nun nicht von vornherein mit unbedingter Sicherheit feſtzuſtellen. Der von ihm erwähnte Brief erſchien aber jedenfalls als Berliner Korreſpondenz in Nr. 226 des „Hesperus“ vom 4. September 1831 und behandelt in rein berichtender Form das preußiſche Sperrſyſtem gegen alle außerpreußiſche Literatur, die Zenſur, und die Cholera. Weitere Korreſpondenzen in den Nummern 238 und 247 beſchäftigen ſich nur mit dieſem unheimlichen Gaſt, der im Sommer 1831 die preußiſche Hauptſtadt in ein Lazareth verwandelte. Andere Artikel des „Hesperus“ kommen für Gutzkow nicht in Frage, vor allen aber dürfte der vom 4. September mit Gewißheit auf ihn zurückzuführen ſein. Sonderlich bemerkenswert ſind alle dieſe Korreſpondenzen nicht; nur eine Aeußerung verdient Beachtung, da ſie eine große Sympathie des jungen Berliners für Süddeutſchland und ſeine politiſche Anſicht, die nicht im preußiſchen, ſondern im deutſchen Weſen wurzelte, verrät. „Man ſollte dieſe Liebeserklärungen“, ſchreibt er, „dies ſich Anſchließenwollen an Preußen lieber laſſen. Unſere Stellung hat ſo ganz aufgehört, ihren Mittelpunkt in deutſchem Weſen zu finden, daß wir die Idee eines ſüddeutſchen Staatenbundes, unter dem Schutze des konſtitutionellen Prinzips für weit förderlicher halten müſſen, als das Verlangen etwa nach einer preußiſchen Diktatur.“

Die erwähnte Schrift von Henrik Steffens hieß „Wie ich Lutheraner wurde“. Die Anzeige derſelben war Gutzkows erſte Kritik für das „Literaturblatt“; ſie erſchien am 2. Dezember in Nr. 122; ihr folgten in dieſem Jahre nur noch

Digitized by Google

zwei kurze Beſprechungen über Taſchenbücher in Nr. 126 und 131; den Aufſatz über Karl Roſenkranz' „Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter" brachte Nr. 71 des Jahrganges 1832.

Was Gutzkow hier Menzel über ſeine Herzenserlebniſſe andeutet, bezieht ſich ohne Zweifel auf die kurze Epiſode mit Leopoldine Spohn, von der er nur an einer Stelle ſeiner Erinnerungen, in den „Rückblicken" (S. 18), erzählt: „Des Mondes blaſſes Licht, das Geflüſter einer vertrauenden Seele beim Wandeln unter den ſanft bewegten Wipfeln eines Baumganges, die Berathſchlagungen über künftige, vielleicht ſchon gemeinſam gewordene Lebensziele — in dieſe beſtrickenden Zauber . . . war ich allzu frühe gerathen." Er hat dieſes Erlebnis ſpäter (1835—37) dem erſten Teil ſeines Romans „Seraphine" zu Grunde gelegt; auch hier iſt das „Finden nur die täuſchende Moosdecke des Moores" und die „ſüße Macht der Worte" erſtickte das Gefühl der inneren Unwahrheit. Ein hochintereſſantes offenes Bekenntnis über dieſen frühen Konflikt iſt jüngſt von Hans Dütſchke veröffentlicht[ab]) worden; es iſt ein Brief Gutzkows an ein Mädchen, das er liebte, während er als der Bräutigam ihrer Stiefſchweſter Leopoldine galt, die ſich ihm teils aus Neigung, teils aus nüchterner Spekulation an den Hals geworfen. Die Empfänglichkeit des Dichters, die Neigung, ſich in ſchönen Worten zu berauſchen, hatten einen harmlos gedachten Brief zu einer Liebeserklärung geſteigert; als ſolche wurde er wenigſtens von der Empfängerin Leopoldine aufgefaßt und der unvorſichtige Briefſchreiber geriet ſchon damals in jenen Konflikt, den er ſpäter ſo oft dichteriſch verwertet hat: er ſtand zwiſchen zwei Frauen, deren eine ihn durch die Liebe, die andere durch die Pflicht feſſelte. „Der glatte Fluß der Rede", wie er am 18. Juni an die Geliebte, Bertha Spohn, ſchrieb, hatte ihm zum Verderben gereicht. Der Entſchluß des erſt Achtzehnjährigen, ſeine Verlobung öffentlich bekannt zu geben, zeugt jedenfalls von einem jugendlichen

Wagemut, der auch seinen litterarischen Unternehmungen nicht abzusprechen ist.

Das Verbot des „Forums“ durch die Zensur, das er in diesem Briefe an seinen Protektor berichtet, hatte seine Werdelust nicht verdrossen. Schnell war ein neuer Plan fertig, eine Zeitschrift in großem Stil für Politik, Völkerleben und Literatur. Ob und was Menzel ihm auf seine Bitte, Taufpathe des neuen Blattes zu sein, antwortete, ist fraglich. Jedenfalls richtete Gutzkow, laut Zensurakten, am 25. Oktober an die Ministerien das Gesuch, in dem von dem Buchhändler Krause verlegten „Eulenspiegel“ den politischen Teil übernehmen zu dürfen, und die ihm für das „Forum“ erteilte Erlaubnis, auch Politisches zu schreiben, von der er bisher keinen Gebrauch gemacht habe, vom 1. Januar 1832 ab auf ein Jahr auszudehnen. Er versicherte dabei, daß seine schriftstellerische Thätigkeit nur „auf den Kampf für die ewigen Wahrheiten der Vernunft und Sittlichkeit“ gerichtet sei, und daß er das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen werde, sowohl durch ein sorgfältiges Vermeiden jedes leidenschaftlichen Parteiinteresses, als auch namentlich durch „die schuldigste Achtung der Institutionen, in deren Verband er zu leben das Glück habe“.

Diese Erlaubnis erhielt er anscheinend nicht, und auch der Plan einer zeitgeschichtlichen Broschüre, mit dem er einen Rat Menzels vom 23. August schnellgewandt befolgen wollte, kam nicht zur Ausführung, denn im November sehen wir ihn auf der Reise nach Stuttgart. Der „Eulenspiegel“ wurde unter E. M. Oettingers Redaktion ein nicht gerade gut beleumundetes Skandalblatt. Den Gefallen, dem „Forum“ im „Literaturblatt“ ein Klagelied zu singen, that Menzel dem schon zeitig die wirksamen Hilfsmittel der Presse beherrschenden Schriftsteller nun zwar nicht. Aber er nahm ihn, was wertvoller war, mit offenen Armen auf, als er Ende November nach 22tägiger, durch die Cholera-Quarantäne verzögerter Reise in Stuttgart eintraf. Er verschaffte ihm Beziehungen zu den

Digitized by Google

freisinnigen Blättern Stuttgarts, er führte ihn bei Cotta ein, machte ihn mit Hermann Hauff, dem Redakteur des „Morgenblattes", mit Rotteck, Schulz und vielen anderen bekannt. Vor allem öffnete er ihm aber die Spalten des „Literaturblattes" für ausgedehnte Besprechung neu erschienener Werke. Welchen Einfluß er auf Gutzkows erste produktive Versuche, auf die Gestaltung seiner „Briefe eines Narren an eine Närrin" (1832) ausübte, hat schon Joh. Proelß in seinem vorhin erwähnten Buche dargestellt. — Der im obigen Briefe genannte Dr. Eduard Bönecke war der kritische Amanuensis Theodor Hells (Winkler), des Redakteurs der „Dresdener Abendzeitung"; Gutzkow hatte ihn schon mehrfach seiner Angriffe auf Menzel wegen im „Forum" abgefertigt.

Der nächste mir vorliegende Brief stammt aus dem Jahre 1833; Gutzkow war im April 1832 nach Berlin zurückgekehrt; in diesem Sommer reifte der Entschluß, der Theologie völlig zu entsagen[4]); mit Rücksicht auf eine Braut wurde aber wenigstens die sichere Laufbahn eines Oberlehrers ins Auge gefaßt, ohne daß jedoch seine literarische Thätigkeit für das „Literaturblatt", die „Allgemeine Zeitung" 2c. eine Unterbrechung erfuhr. Ehe er die nach Menzels Anweisung umgearbeiteten „Briefe eines Narren" an Hoffmann & Campe in Hamburg sandte, hatte er noch eine Audienz bei einem Minister, vielleicht seinem früheren Gönner v. Kamptz; mit welcher Absicht er sie nachgesucht, läßt sich nicht genau feststellen, hat er doch die Schilderung dieses letzten Besuches so gut versteckt, daß sie bisher noch niemandem aufgefallen ist. Mitten im dritten Kapitel des zweiten Teils seines Romans „Maha Guru" (S. 72)[4a]), der im Sommer 1833 geschrieben wurde, fällt er plötzlich aus der Rolle des objektiv Schildernden und beginnt zu erzählen:

„Ich stand einmal in dem Vorzimmer eines Ministers. Die Thür öffnete sich und der gnädige Wink des Kammerdieners rief mich zu dem allmächtigen Manne hinein. Ich ließ

es an Höflichkeit nicht fehlen, meine Verbeugungen waren ebenso abgemessen als der Zwischenraum, in welchem ich mich von der rechten Hand des Fürsten hielt. Aber in meinen Worten lag etwas Aufrechtes, Offenes, meine Gedanken waren höher als das landesübliche Rekrutenmaß; ich sprach von den Resultaten, die ich meinen Studien verdankte, von einer gewissen Unabhängigkeit der Meinung, welche die einzige Fessel wäre, welche ich mir anlegen ließe, und verlangte zuletzt, daß ich in der Staatsmaschine eine Stellung erhielt, die meinen Talenten und Einsichten angemessen wäre. Man kennt unsere Minister nicht, wenn man glaubt, der Mann habe mich die Treppe hinunterwerfen lassen. Er besaß Geduld genug, mich anzuhören, ja er ging noch weiter, er wollte meine Fähigkeiten für eine Sache gewinnen, die ihm besser schien. Das System, welches ich in meinem Avertissement versteckt angegriffen hatte, war seine Ueberzeugung. Ich war damals noch blutjung, voller Ehrfurcht vor ergrauten Erfahrungen, hörte mit Andacht auf die Lehren, die dem beredtesten Munde entflossen und schied mit gebrochenen Flügeln, gestutztem Kamme, jede einzelne Stufe der Treppe zählend .... und einen Monat später schickte ich an Herrn Campe in Hamburg meine Narrenbriefe."

Diese Unterredung mit dem Minister, die ihm zeigte, daß er eine ganz andere Sprache führte, als sie zu einer staatlichen Karriere erlaubt war, wird auch den Gedanken, sich dem Lehramt zu widmen, endgiltig in ihm erstickt haben; der freie Literat begann sich schon in ihm zu regen, nachdem im selben Sommer die Promotion in Jena seine akademischen Gelüste befriedigt hatte. Der letzte Versuch, sich auf ein festes Ufer zu retten, mit Rücksicht auf seine Braut Rosalie eine sichere Zukunft zu erstreben, ist der Entschluß, nach Heidelberg zu zu gehen und berufsmäßiger Jurist zu werden. Im Winter 1832 bis 1833 sehen wir ihn diesen Plan ausführen; Menzel hatte außerdem gewünscht, ihn wieder in seiner Nähe zu haben,

Digitized by Google

da ſeine parlamentariſche Thätigkeit ihn vom „Literaturblatt“ ziemlich abzog. Im Sommer 1833 finden wir Gutzkow in München; als Juriſt kam er hin, als freier Schriftſteller für Lebenszeit ſchied er. Er hatte in dieſen Monaten ſeinen Roman „Maha Guru“ geſchrieben, mit Heinrich Laube eine gemeinſame Reiſe nach Oberitalien gemacht und durch Anſchluß an den Leipziger Schriftſtellerkreis eine ſelbſtändige Sicherheit gewonnen, die ihm die Entſcheidung über ſeine Zukunft leichter machen mußte.

Aus dieſem Jahre haben ſich drei Briefe Gutzkows an Menzel erhalten, die uns den jungen Schriftſteller in den verſchiedenſten Stimmungen vorſtellen. Die erſten Monate in München waren durch mannigfaches Unwohlſein geſtört; ein Bild davon giebt uns der folgende Brief:

München, d. 8. Juni 33.

Lieber Freund!

Ich wage mich nach einem langwierigen Krankenlager zum erſtenmale wieder hinaus, und finde ſogleich eine Gelegenheit, an Sie zu ſchreiben, die erſt dann recht unangenehm würde, wenn ich ſie nicht brauchte. Was drucken Sie für Sachen von mir? Staatswiſſen(wirth)ſchaftslehre? Ich glaube, wenn ich Ihnen nicht dieſen Denkzettel ſchickte, ſo ließen wir dies Monſtrum noch 5 mal ſtehen und widerriefens nicht einmal zum 6. male.

Hat Ihre allerdings beſchränkte Zeit denn auch nicht ein paar Minuten zu einigen Zeilen für mich abgeworfen? Wäre ich nicht ſchon im Zuge, ſo vergölt' ich das durch ein großartiges Schweigen. Ich habe lange arg leiden müſſen, an einem alten Erbübel. Mein guter Vater hinterläßt mir nichts, als ſeinen Namen und ſeine Hämorrhoiden. Dieſe Erbſchaft trug denn wieder furchtbare Zinſen, Abceſſe, Blutigel, Bähungen, ein Neſſelfieber, das meinen ganzen Körper um einen halben Zoll ausdehnte, viel dahingeſchwundene koſtbare Zeit, u. als am Fuß fortlaufende Basreliefs, einen unabſehbaren Zug von Geldunkoſten. Nehm ich dazu noch, daß ich ohne alle Pflege

und Wartung oft in meinem Blute lag, so können Sie sich mein Leiden zum Theil vorstellen. Mad. Birch-Pfeiffer war die einzige Seele, die sich aus der Ferne meiner mit Suppen annahm, und sich dies durchaus nicht nehmen lassen wollte, wofür ihr mein Dank Gewißheit ist und künftige günstige Kritiken ihrer künftigen Werke wenigstens ihre Hoffnung. Ich hoffe jetzt bald so weit zu sein, dem Aeskulap nicht nur einen Hahn, sondern vielleicht mehrere opfern zu können.

Inzwischen sind mir die Ereignisse um ganze Stöße von Zeitungen vorangeeilt; ich werde Mühe haben, ihnen nachzukommen. Wie ists mit Ihrer Kammer? Nur um einige Zeilen bitt' ich Sie dieserhalb. Ich las heut' Ihre tapfern Worte gegen v. Schlayer. Auf der Ministerbank muß man sehr verlegene Gesichter geschnitten haben, denn heilige Entrüstung (und solche spricht aus Ihren Fragen und Antworten) läßt sich nicht dummdreist belächeln.

Wenn ich nur einigermaßen meinen Kopf von Nebeln und und umlagernden Wolken frei habe, mache ich mich wieder an meine Arbeiten. Der erste Theil meines Romans ist fertig, der zweite soll es im Anfang des nächsten Monats sein. Der Titel ist: „Maha Guru, Geschichte eines Gottes". Ich will zuerst bei Cotta anfragen, der sich hier in München sehr zuvorkommend gegen mich benommen. Beißt dieser nicht an, so werf ich mich auf Hallberger, wo ich mir Ihren Beistand ausbitte. Ist auch hier nichts, so muß ich auf Campe zurück, von dem ich nichts höre und nicht das Beste vermuthe.

München gefällt mir nicht. Ich bin eine Woche lang im Gebirge gewesen, aber ich gäbe viel, viel darum, jetzt in Stuttgart oder Heid.[elberg] zu sein.

Grüßen Sie bitte die Ihrigen u. sich selbst am meisten

von

Ihrem

Gutzkow.

Meine Adresse haben Sie sicher verloren, sie ist Karmeliterstraße 1440, 3te Thür, 3 Stiegen.

Die Schilderung der Krankheit, die Gutzkow im Mai oder Juni 1833 zu überstehen hatte, bedarf keines weiteren Kommentars. Ueber seinen Verkehr mit August Lewald, Eduard Jerr-

Digitized by Google

mann, Charlotte Birch-Pfeifer hat er in den „Rückblicken“ (S. 82) ausführlich erzählt, ebenso (S. 90 ff.) von seiner Gebirgstour mit Lewald, Riefstahl und dem originellen Professor Julius Max Schottky, der die Kosten der übermütigsten Unterhaltung seiner Reisegefährten bestreiten mußte; Gutzkow hat dieser burlesken Persönlichkeit auch noch einen besonderen Essai gewidmet.

Die Verhandlungen mit Cotta über den Verlag des Romans führten zur Einigung; Ende Juli war das Manuskript fertig und die erste Hälfte des Honorars in des jungen Autors Händen; was fehlte, wurde geliehen und in Gesellschaft Heinrich Laubes und eines jüdischen Kaufmanns Achsenfeld, eben des Darleihers, eine erste Reise nach Italien angetreten. Nähere Details darüber giebt uns der nächste Brief:

Berlin, d. 20sten Sept. 33.

Mein lieber Freund,

ich habe Sie so lange nichts von mir wissen lassen, daß es mir bei meiner endlichen Ankunft hierselbst Pflicht wie Bedürfniß ist, sogleich einige Zeilen an Sie zu senden. Verzeihen Sie, daß ich von München nicht einmal meine Abreise Ihnen mittheilte, und noch mehr, daß ich mein Wort wegen neuer frischer Arbeit für das Lit. Blatt so schlecht gelöst habe. Es war mir unmöglich, in München zu recensiren, mein dortiger Aufenthalt war zu flüchtig, zu wenig eingebürgert dazu; man kann auf der Wanderschaft nicht kritisiren; die Bücher und die Meinungen erscheinen da unschädlicher, man wird gegen das Schlechte tolerant, weil die eigenen beweglichen Füße uns bald aus seiner Nähe bringen; kurz die Kritik ist ein ehrliches, ansässiges, bürgerliches Geschäft. Sie haben das gewußt u. sich auf mich nicht verlassen. Ich freute mich, nach langer Zeit, wo ich das Morgenblatt nicht sah, Sie so rüstig u. thätig anzutreffen, u. schloß daraus auf Ihr Wohlbefinden. In meiner Rückreise von München bin ich sehr ausgeschweift. Ich ging über Salzburg nach Innsbruck, dem südlichen Tirol, Gardasee, Verona, Padua, Venedig, über das Meer nach Triest, die endlose Strecke durch Kärnthen u. Steiermark nach Wien,

Digitized by Google

u. kehrte über Prag, Teplitz, Dresden, und auf einem Seitenwege durch die Niederlauſitz, wo ich einen Bruder beſucht habe, über Frankfurt a. O. nach Berlin zurück. Ueber die Tour von München bis Wien will ich einige Acta ins Morgenblatt rücken laſſen. Von Wien aus hab ich geſchlafen, das Viel- u. Schnellſehen hatte mich abgeſtumpft. Laube aus Leipzig hatte mich in München abgeholt, u. wir ſind treu zuſammengeblieben bis Dresden, von wo er nach ſeiner eleganten Zeitung zurückgekehrt iſt. Laube iſt 27 Jahre alt, hat eine Naſe wie ein Kalmück, u. eine winzige unterſetzte Statur. Ich hatte mir ihn anders gedacht, als ich ihn fand. Trotz ſeines noblen Aufzuges hat er noch zu viel vom Studenten. Seine Lebhaftigkeit iſt nur Vehemenz, die dadurch noch ſchroffer hervortritt, daß er ſich gewöhnt hat, die Leipziger Schreibgeſellen zu terroriſiren. Unterwegs hab' ich ſeine Novelle „Das junge Europa" geleſen, u. habe ihm offen geſtanden, daß mir jeder Zug in ihr zuwider iſt. Er hofft, daß Sie nachſichtiger darüber urtheilen werden.

In Wien trafen wir mit Grillparzer zuſammen. Es wurde mir unheimlich bei dieſem Manne; denn noch nie hab' ich Rathloſigkeit, Unmännlichkeit, gebrochenen Willen in dieſem Grade bei einem Manne gefunden. Er ſollte in ein Kloſter gehen. Er ſagt, daß er von allen Seiten verfolgt werde, u. iſt doch ſeinem Herrn ſo treu. Es liegt in dieſem Mißverſtändniſſe eine eigene Ironie. Ein Gedicht auf den Kronprinzen hat Grillparzer um allen Kredit gebracht. Er kennt die Schwächen des Königs von Ungarn; denn er iſt wohl ſo geſcheut, etwas zu wiſſen, was ganz Oeſterreich weiß. Aber ſo ungeübt iſt ſein Tact, daß er ein Gedicht an den geweſenen Prinzen macht, das auf dem Witze fußt: Man braucht keinen Geiſt zu haben, wenn man nur Tugend hat! u. auf den Refrain: „denn Du biſt gut" immer zurückkömmt. Grillparzer weinte, als er das Gedicht einem Freunde vorlas. Es wird gedruckt, man verwundert ſich, parodirt es (z. B. gab es eine Parodie mit dem Refrain: denn Du biſt dumm! u. dagegen wieder eine mit dem Verſe: denn Du biſt grob u. ſ. w.) u. Grillparzer iſt auf ewig verloren. Warum faßt der Mann keinen großen Entſchluß! Warum wagt er nicht, drei Zeilen im Ausland drucken zu laſſen! Ich wünſchte ſie ſpielten dem Narren noch härter mit.

In Dresden hatt' ich Luſt Tieck zu beſuchen. Aber wenn

ich auch den kleinen Stolz, der ſich ärgert, daß ich mich bei Leuten immer erſt weitläufig zeichnen muß, wer ich bin u. ſein könnte, einem Manne wie Tieck gegenüber bald überwunden hätte, ſo brachten mich doch Tiſchreden von dieſem Vorhaben ab, die an der table d'hôte ſo etwa gehört wurden: „Haben Sie ſchon Herrn Hofrath Tieck beſucht? Nein, der Herr Hofrath wird ja nicht leſen. O, Sie irren, er hat verſprochen heute zu leſen. Erlauben Sie, meine Herrſchaften, (fällt ein Dritter ein) Herr v. Tieck iſt unwohl, er wird unmöglich leſen. Bitte um Vergebung, er wird zwar nicht ſelbſt leſen, aber es wird dennoch geleſen werden. Von einem Andern? Nein, ich gehe nicht hin. Gehen Sie, gehen Sie, man lieſt zwei Bogen der Urania, die eben naß aus Leipzig kommen u. den Anfang einer Tieck'ſchen Reiſenovelle enthalten. Das muß prächtig ſein, wir gehen, ja wir gehen, u. vielleicht lieſt er doch ſelbſt.“ Ich ging nicht. Wenn ich erſt ein namenlos berühmter Mann bin, dann will ich Tieck, lebt er noch, beſuchen, dann gelten meine Wünſche etwas, u. ich kann es dann wagen, ihn dreiſt darum zu bitten, wie er für andere lieſt, ebenſo für mich nicht zu leſen. Steffens war auch in Dresden, er ſoll ſich in Tiecks Soiréen ſehr langweilen.

Aus Berlin bring' ich Ihnen künftig mehr Novitäten. Diesmal nur ſoviel, daß Willibald Alexis eine große Verſöhnungsreiſe unternommen hat, um ſeinen Gegnern perſönlich unter die Augen zu treten, u. ſie durch ſeine Liebenswürdigkeit zu entwaffnen. Er war im Salzburgiſchen u. iſt jetzt in Düſſeldorf bei Immermann. War er nicht bei Ihnen?

Was wiſſen Sie von meinem Roman? Hat ihn Cotta genommen? Ich weiß nichts davon, aber ein Bekannter ſchreibt mir, daß in Augsburg daran gedruckt werde. Wer wird die Redaktion des Auslands bekommen? Bekäme ſie Hr. Hauff, u. ich die des Morgenblatts, ſo wäre zweien gedient. Ich ſage das aber nur ſehr leiſe. Wird etwas aus dem Journal des Herrn Kölln?

Sie ſehen, wie ich Sie mit Fragen beſtürme. Unterlaſſen Sie nicht, mir recht bald einige davon zu beantworten.

Ihr

Gutzkow.

Adreſſiren Sie Mauerſtr. 64.

Digitized by Google

Ueber die gemeinsame Reise mit Laube liegen mehrere Schilderungen von Seiten der beteiligten Schriftsteller vor; ausführlich ist sie beschrieben in Gutzkows „Rückblicken“ und Laubes „Erinnerungen“, abgesehen von den gleichzeitigen Briefen, die beide darüber kurz nach ihrer Rückkehr veröffentlichten, Gutzkow im „Morgenblatt“, Laube in der „Zeitung für die elegante Welt“ und dann im 2. Bande seiner „Reisenovellen“. Dieser hat außerdem 1834 bei einer Vernehmung vor Gericht Angaben über die Fahrt gemacht. Einige Ergänzungen gab Gutzkow noch in seinem Buche „Die schöneren Stunden“.[5]) Mit Laube war der Autor der „Briefe eines Narren“ zu Anfang dieses Jahres in Verbindung getreten; in der „Zeitung für die elegante Welt“, die Laube redigirte, war am 28. Februar (Nr. 42) eine begeisterte Kritik seines Erstlingswerkes erschienen, und seitdem hatte der Briefwechsel nicht geruht. Mit Rücksicht auf Menzel hatte Gutzkow von einer Mitarbeit an der „Eleganten Zeitung“ abgesehen, denn das Programm, mit dem diese am 1. Januar 1833 ihre neue Aera eingeleitet, war dem des „Literaturblattes“ direkt entgegen. Nicht die patriotische Gesinnung, die für Menzel bei Beurteilung einer schriftstellerischen Leistung ausschlaggebend war, sondern der künstlerische Wert allein sollte die Kritik bestimmen, und Goethe wurde in diesem weniger mit Kenntnissen als mit jugendlicher Keckheit und jubelndem Enthusiasmus geleiteten Leipziger Organ als sittlicher Befreier der Deutschen verherrlicht; gerade in sittlicher Beziehung hatte Menzel stets die schwersten Vorwürfe gegen den Dichter des „Wilhelm Meister“ und der „Wahlverwandtschaften“ erhoben.

Diese erste Verbindung mit Laube, der im Winter ein längerer Besuch Gutzkows in Leipzig folgte, war für dessen Verhältnis zu Menzel entscheidend; fand auch eine Trennung noch nicht statt, so wurden jedenfalls die Bande gelockert; Laubes siegesbewußtes Auftreten, seine „sichere Beherrschung des Lebens“ mußte auch in dem fünf Jahre jüngeren Kollegen das Bedürfnis nach literarischer Selbständigkeit wecken. „Der

Digitized by Google

Korreſpondenz", heißt es in den „Rückblicken" (S. 11), „die ſich zwiſchen den beiden jungen Neuerern entſponnen hatte, ſah der grimme Hagen, der auf dem Gebiet der Kritik ein Alleinherrſcher ſein wollte, von ſeinem Häuschen in Stuttgart düſter zu, murrte nicht wenig, ſchalt über die „Zeitung für die elegante Welt" und warnte mich vor dem Verſucher."

Der oben ſkizzierte Eindruck, den Gutzkow von Laube bekam, hat jedenfalls einen objektiven Wert; und in der That hat ſich auch ſpäterhin das Verhältnis zwiſchen beiden auf dieſer kritiſchen Grundlage aufgebaut, ſo eng es auch im nächſten Winter werden ſollte, wie uns ein anderer Brief zeigen wird.

Von einem gemeinſamen Abend mit Grillparzer und Bauernfeld erzählt auch Laube in ſeinen Erinnerungen (I, S. 197) und zwar nicht nur in denen, die als erſter und ſechszehnter Band ſeiner geſammelten Schriften erſchienen, ſondern auch in einer Reihe von faſt gänzlich unbekannten autobiographiſchen Feuilletons, die er ſpäter noch (1883) in der „Neuen Freien Preſſe" veröffentlichte. Nach dieſem Bericht überfielen die beiden jungen Literaten Grillparzer beim Abendeſſen im Wirtshauſe, doch war der Altmeiſter ziemlich ablehnend und ließ ſich erſt beim Nachhauſegehen in ein literariſches Geſpräch ein. Nachdem er den jungen Kollegen in der Geſchwindigkeit die genaueſte Kenntnis der griechiſchen Dramen entwickelt, ließ er ſie jählings, gute Nacht ſagend, ſtehen. Auch Bauernfeld war bei dieſem Abend im „Stern" zugegen.[5a]) Der Eindruck, den Grillparzer auf den jungen Berliner machte, iſt auch ſpäterhin haften geblieben, doch ſchreibt Gutzkow in den „Rückblicken" (S. 106) die Unzufriedenheit des öſterreichiſchen Dichters ſeinen amtlichen Aergerniſſen zu. Die Thatſachen, die er Menzel berichtet, ſtimmen. Grillparzer hatte das verhängnisvolle Gedicht bona fide gemacht und es war ihm halb wider ſeinen Willen aus den Händen genommen worden.[6])

Gutzkows Verhalten Tieck gegenüber iſt für den Ehrtrieb des Anfängers charakteriſtiſch. „Mir widerſtanden die Kompli-

mente, die ich hätte machen müssen. Auch führte ich keinen Frack bei mir," heißt es in den „Rückblicken" (108) lakonisch. Laube ließ sich die Gelegenheit, einer Vorlesung bei Tieck beizuwohnen, nicht entgehen.

An seinem Roman „Maha Guru" wurde mittlerweise von Cotta fleißig gedruckt. Das 1. und 3. Kapitel des ersten Buches erschienen in Nr. 244—9 resp. 262—4 des Morgenblattes, der ganze Roman folgte als Buch im November nach.

Der Gedanke Gutzkows, daß Cotta ihm die Redaktion des Morgenblattes anvertrauen könnte, nachdem er gerade durch diesen zur politischen Schriftstellerei herangezogen worden, beweist, wie sicher er sich schon in der Handhabung seiner Feder fühlte. Diese Aeußerung zeigt aber auch, wie wir den Brief zu verstehen haben, den Gutzkow am 2. November 1833 an Cotta richtete und der den Wert einer Programmschrift besitzt. An das Morgenblatt dachte er, wenn er seine Ansichten entwickelte, wie der Schriftsteller sich zum Publikum verhalte und wie das literarische Bedürfnis der großen Masse zu regulieren sei. Daß der Gedanke an ein neues Organ, zu dem er sich mit Laube verbinden wollte, der leitende gewesen, wie Proelß (a. a. O. S. 355 ff.) annimmt, dafür liegt kein Anhaltspunkt vor, hatte doch Laube mit seiner „Eleganten" Beschäftigung genug und Freiheit, sich auszusprechen. Gutzkows übergroße Jugend wird wohl hauptsächlich jene kühne Hoffnung vereitelt haben; auch Menzel hatte sich dem Plane gegenüber skeptisch verhalten, wie wir sehen werden, er hatte ihn mit Rücksicht auf seine Jugend ermahnt, nichts zu übertreiben.

Den Rest dieses Herbstes 1833 verbrachte Gutzkow in Berlin. Er wohnte wohl nicht bei seinen Eltern, die seinem ganzen Streben völlig verständnislos gegenüber standen und des Sohnes Thätigkeit nur mit Befremden betrachteten, mit Ermahnungen und Vorwürfen nicht an sich hielten. Die innere Loslösung von seinem Vaterhause war schon früher erfolgt;

Digitized by Google

die Religion hatte Eltern und Kind von einander getrennt. Der völlige Bruch muß in diesem Sommer erfolgt sein, wo der Entschluß freier Schriftsteller zu werden, unwiderruflich feststand. Diesen Kampf mit der Heimat veranschaulicht uns nun ein Brief, den Gutzkow im Oktober an Menzel richtete und worin er dem Manne, dessen Freundschaft er erfahren, eine Schilderung seiner häuslichen Verhältnisse giebt. Der Brief ist ein höchst wichtiges Dokument für Gutzkows Entwickelung und außerdem so reich an neuen Thatsachen, daß er uns mit einem Schlage über diese bisher ziemlich dunkle Epoche in Gutzkows Leben aufklärt. Beigefügt waren ihm vier Kritiken für das Literaturblatt. Im übrigen waren diese Monate hauptsächlich der Vollendung seiner italienischen Reisebeschreibung und der Ergänzung seiner ersten Novellensammlung gewidmet, die zur Ostermesse 1834 bei Hoffmann & Campe erschien. Daneben hatte er regelmäßige Berichte für die „Stuttgarter Allgem. Ztg.", den „Badischen Freisinnigen" und die „Augsburger Allgemeine" geschrieben. Wozu er sich sonst noch bequemte, um seine Existenz durchzusetzen, erzählt uns ebenfalls der nächste Brief. Er lautete:

Berlin, den 11. Oktober 33.

Lieber Freund, ich schreib' Ihnen mehr als eine Antwort auf Ihren Brief, für den ich Ihnen herzlich danke. Hier haben Sie die Beweise, daß es mit meinem Versprechen, für Sie wieder thätig zu sein, Ernst ist. Für drei dieser Anzeigen wüßt' ich dem Briefe weiter nichts einzulegen, für die vierte aber: Alexis Wiener Bilder, macht mir Ihre Konfrontation mit dem Verfasser Besorgniß. Sind Sie von seinem schönen Auge gerührt worden? Wollen Sie ein Wesen milder behandeln, dessen Schwäche Ihnen weh thut? O trauen Sie dem Frieden nicht! Diese Aengstlichen, Sanften werden muthig, wenn sie erst wieder in ihren vier Pfählen sind. Alexis schwelgt noch immer in Düsseldorf in den Armen der Freundschaft (Immermann, Uechtritz, Wilhelm Schadow, Felix Mendelssohn, der Komponist), er wird sich großer Heldenthaten berühmen und ge-

Digitized by Google

harniſcht zu uns zurücklehren. Drucken Sie immer meine Anzeige ab!

Ich möchte Mehres für Sie arbeiten, um im „Lit. Bl.“ nicht auszuſterben. Es iſt nur ſo ſchwierig, ſich über die Bücher zu verſtändigen. Einſtweilen bitt ich Sie mir Goethes Nachlaß und Hegels ſämmtliche Werke zu überlaſſen. Ich bin über Goethes „Götz“, den wir jetzt 3fach beſitzen, her. Die älteſte Faſſung iſt ſehr reſpektabel, es iſt noch Kraft und Drang darin, Götzens Frau nimmt Gleichniſſe vom Urinlaſſen her, und die Vorwürfe, die Götz dem Fürſten macht, ſind noch nicht ſo verflüchtigt wie ſpäter. Im dramatiſirten Götz werden die Fürſten Tyrannen genannt, um ſie als Ausnahmen zu bezeichnen. Solcher kleinen Abänderungen finden ſich bei dem Meiſter, der ſich ſelbſt beſchränkte, mehre und laſſen tiefe Blicke in den alldurchdrungenen Alldurchdringer Göthe (wie er im Muſenalmanach genannt wird) thun. Man wird mit einem Geiſte vertraut, wenn man ihn dreimal über denſelben Gegenſtand antrifft.

Es hat Spaß gemacht, wie Sie eben Hüffel[7]) gerüffelt haben. Ihre Anzeige des Muſenalmanachs iſt erſt halb hier angekommen. Viel Spreu in dem Buche. Die Herausgeber ſollten die faden Berliner Landſchaftsmaler (Reinack, Kopiſch u. dergl.), die ſogar politiſch altklug thun, aus ihm heraustreiben. Schmals Wanderlieder rühren. Das iſt keine Art, die ihm wirklich gut ſteht. Auch der Meßkatalog iſt arm.

Ich las geſtern den Briefwechſel zwiſchen H. Voß und Jean Paul. Wie haben doch die Voſſe gelebt! Giebt es irgend einen Punkt in Eutin, Jena, Heidelberg, den ſie nicht öffentlich gemacht hätten! So wie ſie in ihrer Gartenlaube am Neckar ſchwatzten, ſo tummelten ſie ſich im Sophronigon, ſo in ihren Ueberſetzungsarten, ſo vor dem ganzen deutſchen Publikum. Sie ſind ganz in ihrem Kram aufgegangen. Dieſer Heinrich Voß war ohne Zweifel ein geſcheuter Menſch, ein flachshaariger, gutmüthiger Bub aus der Gegend, wo der däniſche Pflüger den deutſchen begrüßt, aber wie eingeſchult hat ihn ſein Alter! Es macht einen wehmüthigen Eindruck, wenn dieſer reiche reife Mann (er ſtarb ja 43 Jahre alt) in den ganzen Krimskrams von Erdtoffeln mit Butter, Ofenknattern und dieſen idylliſchen Kindereien mit einſtimmt. Außerdem macht es Spaß, die Art zu beobachten, wie des Alten: Wie ward Fritz Stolberg u. ſ. w.

Digitized by Google

entſtanden iſt. Man ſieht, er konnte nicht eſſen u. trinken, nicht ſchlafen u. leben mehr, ſie mußte heraus die alte verjährte 20jährige Geſchichte. Heinrich Voß ſagt ſelbſt: Es läßt dem alten Manne gar keine Ruhe mehr! Und Jean Paul küßt u. liebt u. liebt u. küßt darin; Du Lieber, Du Guter, Du Klarer, Du Rechter, Du Warmer! Und ſo das kindiſche Spiel immer fort.

Lieber Freund, allmälig gewöhne ich mich hier wieder an Thee u. Butterbrodt; ich knöpfe mir tüchtig den Rock zu u. lebe ſehr polizeigemäß. Die ganze Spießbürgerlichkeit meiner Familie dringt täglich fragend, zweifelnd, u. mein amtloſes Treiben, meine anſtellungsfeindlichen Geſinnungen bekopfſchüttelnd auf mich ein, aber ich gewöhne mich daran, dieſen Jammer für die Zugabe meines täglichen Brotes zu halten. Ich bin ſchon einen Monat hier, u. habe noch keinen meiner Freunde u. Bekannten aufgeſucht, weil ſie alle mit ihrer Verwunderung unausſtehlich ſind. Sie haben ihre Zeugniſſe, ihre Ausſichten u. ein preußiſcher Hofrath mag ſein, wer er will, 1000 Thaler Gehalt hat er doch. Das ſind unläugbare Wahrheiten, die mich weniger hindern würden, wenn man ſie mir nicht alle Tage vorhielte. Und dies iſt auch der Grund, warum ich Berlin verlaſſen möchte u. die Redaktion einer Zeitung immerhin annähme. Allein, Sie haben Recht, ich will nichts übertreiben, ich will meine Jugend in Anſchlag bringen u. ſtill an meiner Zukunft weiter arbeiten. Die Hauptſache iſt nur, daß ich meiner Thätigkeit eine ſo breite Unterlage als möglich gebe, damit ich für nichts die Brauchbarkeit verliere.

Mit Cotta glaub ich auf dem Reinen zu ſein. Die Hälfte des Honorars hab' ich weg, die andere will ich mir nächſtens ausbitten, weil ich davon Gläubiger, die mir zur Reiſe vorſchoſſen, zu bezahlen habe. Die erſten Bogen meines Romans hab' ich ſchon, u. ſehe eben, daß im Meßkatalog der erſte Theil ſehr ſchwerfällig angekündigt iſt. Cotta ſchreibt mir, daß er das Buch als Vorläufer anderer Sachen anſehe, die ich ihm auch würde zukommen laſſen. Das war mir ſehr willkommen.

Ich halte Sie abſcheulich lange mit meinem Briefe auf, aber Sie müſſen Stand halten. Sie machen mir wegen meiner ſteigenden Bekanntſchaft ein Compliment, aber Sie haben mir es nicht umſonſt gemacht. Geſtehen Sie es, daß Sie einen

großen Theil der Schriftsteller in Ihrer Hand haben, Sie haben Spindler zu Etwas gemacht u. Spindler zehrt noch immer an dem noblen Anstrich, den er Ihren weitläuftigen Anzeigen zu verdanken hat. Sie haben Posgaru mit tausend Empfehlungen eingeführt, und es liegt nur an diesem selbst, daß er sie nicht benutzte. Ich will mit keinem von diesen gemessen sein, ich bitte Sie nur um die Begünstigung recht schnell etwas über mich sagen zu wollen. An meinen Briefen hatten Sie es versehen. Sie sprachen, nachdem sie im August erschienen waren, erst im Januar davon, als schon die Buchhändler ihre Packete schnürten, und die Krebse nach Leipzig zurückschickten. Nur Ihre spätere übertreibende Anzeige brachte das Versäumte zum Theil wieder ein. Sie werden von jedem Autor und Verleger um baldige Anzeige ersucht, warum wollen Sie es aber gerade mir abschlagen?

Was ich jetzt schreibe? Reiseskizzen fürs Morgenblatt, einen Versuch für die Allgemeine Zeitung, eine Novelle. Damit bin ich bis Ende November beschäftigt. Mein grenzenloser Geldmangel zwingt mich, auf 14 Tage ein hiesiges Lokalblatt zu redigiren und leider auch zum Theil zu schreiben. Das raubt mir Zeit. Soviel ist richtig, daß zu Ostern ein neues Buch von mir da ist, worüber Sie ein ander Mal hören sollen. Auch trag ich mich mit der Absicht, Cotta zu bitten, er solle mir die im Morgenblatt von mir ohne Namen stehenden Novellen überlassen, da ich wohl bis jetzt eigentlich noch kein Recht darauf habe. Ich will sie zu zwei Bändchen sammeln und einem anderen Buchhändler (Cotta selbst brauch' ich zu Ostern) anbieten. Es würde dazu beitragen, mein Renommée etwas zu poussiren, u. kann also Cotta nur erwünscht sein.

Ihr Urtheil über Laube sah ich voraus. C'est dommage. er meint es brav u. führt in der eleganten Zeitung nun schon fast ein Jahr einen wackern u. auch schon geschickter werdenden Kampf. Er ist nahe daran, den Muth zu verlieren, da ihm niemand ein ermunterndes Wort sagt und ihn für viele Anfeindungen, namentlich höchst lästige Reklamationen preußischerseits entschädigt. Er schreibt mir fleißig. Ich verschweig' ihm Ihr Urtheil nicht, weil es ihm nützt. Ich werd' ihm sagen, er solle eine Seele, die in Ihnen lebt, wattiren, um von Ihnen etwas ertragen zu können[3a]). Vielleicht hat er es aber nicht

Digitized by Google

nöthig? J. Jacobi lebt in Halle und hat ein Büchelchen über die Juden geschrieben. Theodor Mundt, der hier lebt, aufzusuchen, ist mir unmöglich. Kugler hat endlich vor einigen Tagen Clara Hitzig geheirathet.

Ich gerathe in die Klatschchronik u. schließe also — Nein, das müssen Sie noch hören. Der kleine Bähr aus Heidelberg war hier, hat jeden besucht, der auch nur eine Dissertation geschrieben hat, u. war entzückt von Berlin. Er ist wie ein Ohrwurm u. ich glaube, er hat Absichten auf etwas Preußisches. Vor einem Jahr war ich in Heidelberg, es war Weinlese, es läßt sich nicht so bald vergessen. Ernten Sie viel Obst, Sie virgilischer Landwirth? Ist diesmal der Wein gerathen? Wachsen Ihre Kinder? Grüßen Sie alle u. behalten Sie mich lieb!

Ihr

Gutzkow.

Hier haben wir das Bild eines jungen Schriftstellers, wie es in den entscheidenden Jahren allerdings fast stets zu sein pflegt. Im Kampf mit einer beschränkten Häuslichkeit, ein Aergernis für Eltern und Geschwister, ringend um die Notdurft des Tages, ergreift er eine Thätigkeit, die ihm Ekel erregt, nur um zu leben. Welche Zeitung es war, der er diesen Frohndienst ausrichtete, ist wohl kaum mehr festzustellen. Dabei hat er den Kopf voll hochfliegender Gedanken, und noch mitten in der Arbeit an der italienischen Reisebeschreibung und einer Novelle — wohl „Der Prinz von Madagaskar" — arbeitet er an einem neuen Buche, von dessen Inhalt er selbst dem Freunde nichts berichtet. Doch wird es wohl der erste dramatische Versuch „Nero" gewesen sein, den er schon in München begonnen. Und wie ernstgemeint es ihm war, sich durch eigne Kraft, durch achtunggebietende Leistungen durchzusetzen, bewies er im Dezember, als ihm Cotta die Stelle eines Berliner Korrespondenten für die „Allg. Ztg." anbot, die er ablehnte, um bald darauf einige Monate nach Leipzig überzusiedeln und dort nähere Fühlung mit einem Schriftstellerkreise zu gewinnen, der sich um Laube und die elegante Zei-

Digitized by Google

tung geſchaart hatte. In Berlin lebte er, wie er oben ſchildert, völlig iſolirt, ſelbſt Theodor Mundt, deſſen bisherige Leiſtungen, „Kritiſche Wälder“ und mehrere Novellen, Menzels uneingeſchränkten Beifall gefunden hatten, wagte er nicht aufzuſuchen. Vielleicht iſt hier dieſelbe Empfindung mit im Spiele, die ihn in Dresden von Tiecks Thüre verſcheuchte, denn ſein Roman „Maha Guru“ erſchien erſt in dieſen Tagen. Vielleicht ſchreckte ihn auch der Verkehr Mundts mit Varnhagen und anderen einflußreichen Gönnern ab. Auch Theodor Mundt ſchreibt damit übereinſtimmend in einem der Briefe an Varnhagen, daß er Gutzkow erſt im Herbſt 1835 in Frankfurt perſönlich kennen lernte. Wenn gleichwohl die „Rückblicke“ (S. 73) von einem Beſuche Gutzkows bei Theoder Mundt ſprechen, ja ſogar einen ſehr detaillierten Eindruck von ſeiner Perſönlichkeit verzeichnen, ſo hat ſich hier wohl die Erinnerung verſchoben und iſt unbemerkt das Jahr 1837 untergeſchlüpft, in dem Gutzkow ſeine Vaterſtadt beſuchte und auch mit Mundt mehrfach verkehrte. Joel Jacobi, ein Studiengenoſſe aus den erſten Berliner Semeſtern, iſt derſelbe, der im Jahre 1835 ſeinen Frieden mit dem Beſtehenden machte und als pflichtſtrenger Polizeiſpitzel und Denunziant zu Titeln und Orden kam. Der „kleine Bär“ war ein Freund Menzels und im Herbſt 1832 auch mit Gutzkow in Heidelberg zuſammengetroffen. Die Gereiztheit zwiſchen Menzel und Willibald Alexis, die auch Gutzkow in mehreren Kritiken des Literaturblattes teilte, rührte von dem Streit um Börnes „Pariſer Briefe“ her, die Menzel als „die wildeſte Eruption deutſcher Subjektivität“ außerordentlich, und damals ziemlich alleinſtehend mit ſeinem Urteil, gewürdigt hatte, und die in den Berliner Blättern einen Sturm von Entrüſtung entfachten, in dem auch Alexis Zornesflamme mit aufloderte. Auch perſönlich war Menzel mit Alexis aneinander geraten, hatte letzterer doch eine Aeußerung in der Vorrede zu ſeinen geſammelten Novellen öffentlich widerrufen müſſen. Daß Menzels

Digitized by Google

Feinde auch von seinem „Adjutanten“ Gutzkow sehr kritisch betrachtet wurden, läßt sich mehrfach beobachten.

Die „Briefe eines Narren an eine Närrin“ hatte Menzel in der That erst im Januar 1833 (Nr. 7 des Literaturblattes) besprochen. Er hatte sie zu dem Geistreichsten gerechnet, was in neurer Zeit geschrieben worden sei und sie mit Jean Pauls Werken auf eine Stufe gestellt, sich im übrigen aber durch einen umfangreichen Auszug aus dem Buche seiner kritischen Thätigkeit begeben. Mit der Anzeige des „Maha Guru“ war er auf Gutzkows Mahnung hin denn auch wirklich pünktlicher, sie erschien schon am 24. Februar 1834 in Nr. 20 bis 21 und war im Lob ein gut Teil überschwenglich. „Seit Ludwig Tieck“, heißt es da, „gab es keinen, der so jung an Jahren, schon so reif an Geist und Phantasie gewesen wäre. Wir fragen nicht, ob er die Klippen und Strudel vermeiden werde, die dem jungen Genius von allen Seiten drohen; wir sind schon jetzt überzeugt, daß er unter den Schriftstellern deutscher Nation eine bedeutende Rolle übernehmen und behaupten wird.“ „Maha Guru“ sei der beste Roman, der seit langem geschrieben worden; er unterscheide sich von denen Tiecks durch das ganz eigentümliche Kolorit, und übertreffe die von Steffens durch seine epische Ruhe und Einfachheit. Menzel nimmt sogar Bezug auf Gutzkows Beschwerde über die Buchhändleranzeige: „Die Buchhändlerannonce rechnet diesen Roman unter die philosophischen, wie kalt das gleich klingt . . . Wir haben in Gutzkows Roman nichts von philosophirender, kühlender Altklugheit gefunden, überhaupt nichts, was man subjektiv nennt, Auskramen der eigenen Gefühle und Meinungen.“ Dieses letztere Urteil dünkt schier unbegreiflich, denn der Roman wimmelt von zeitgeschichtlichen Beziehungen und polemischen Spitzen, hatte doch der Autor sogar ein Stück regelrechter Biographie darin verborgen; es zeigt also, wie sehr Menzel im Banne seiner Zeit stand, daß er derartige künstlerischen Mängel übersah, wie er ja auch Börnes Schriften



Digitized by Google

mit denen Goethes und Heines dichterisch auf eine Stufe stellte, um der Gesinnung die Palme zu reichen. Menzels Einfluß war in der That so, wie ihn Gutzkow im letzten Briefe schilderte, er hatte die Macht und auch die Fähigkeit, einem jungen Talente durchzuhelfen. Wie groß seine Verdienste um den Romanschriftsteller Karl Spindler waren, hat er selbst in seinen „Denkwürdigkeiten" (S. 269 ff.) niedergelegt. Posgaru ist das Pseudonym für Karl Adolf Suckow, einen Theologen, der sich auch mehrfach novellistisch versuchte und schon 1847 als zweiter Prediger an der Breslauer Hofkirche starb[8]).

Interessant ist schließlich auch die Aeußerung über Laube. Menzel sah zweifellos den weiteren Verkehr zwischen den beiden Reisegefährten nicht gern; Laubes bisherige novellistische Produktion scheint ihm Unbehagen bereitet zu haben, im Literaturblatt schwieg er ihn völlig tot. Auch Gutzkows Urteil über Laube war ziemlich skeptisch, mit einer gewissen Gönnermiene vermittelt er zwischen dem Redakteur der Eleganten Zeitung und dem des Literaturblattes. Hatte Menzel vielleicht schon gemerkt, daß der Einfluß Laubes seinen jungen Adepten von ihm abzog? Ahnte er vielleicht, daß nach dem Besuch in Leipzig, wohin Gutzkow im Januar 1834 auf einige Monate reiste, ihm der erste Absagebrief ins Haus fliegen würde? Auch diesen Brief, der die geistige Trennung Gutzkows von Menzel anzeigte, bin ich in der Lage beizubringen. Hier ist er:

Berlin, d. 21. März 34.

Lieber Freund, Ihre Sendung, die mich in Leipzig nicht mehr traf, ist mir hierher nachgeschickt worden. Schon gleich bei meiner vor 14 Tagen erfolgten Ankunft dahier, hatte ich die Freude, auf Ihre Anzeige des Maha Guru zu treffen. Tausend Dank für diese liebevolle Beurtheilung, die mir guten Fortgang verschaffen muß. Sagen Sie nur immer eher zu viel als zu wenig von mir, denn in jenem Falle werd' ich desto eifriger darnach streben, Ihrer Empfehlung fortwährend Ehre

Digitized by Google

zu machen. Den Jupiter Vindex hab' ich hier erſt begonnen und wohl noch drei Monate darüber zu arbeiten, ehe er ſich zu einem ordentlichen Buche aufſchichtet.

Zu Ihrer Deutſchen Geſchichte freu' ich mich ungemein. Sie werden dadurch das Publikum, was Sie ſich durch Ihre parlamentariſche Stellung, durch die nachdrückliche Poſition und beſonders durch die Judenfrage erworben haben, nun noch mehr an ſich feſſeln. Ein Freund, der in Mannheim wohnt und mir hierher nachgekommen iſt, verſichert, daß in Mannheim das vierte Haus jeder Straße auf Ihre Deutſche Geſchichte ſubſkribirt.

Ich ſehe gern, daß Sie Laubes in Ihrem Briefe erwähnt haben und über die Stellung, die er einnehmen will, unterrichtet ſind. Als ich in Leipzig war, hab' ich dieſer Angelegenheit genauer auf den Zahn fühlen können. Ich habe inzwiſchen ſchon immer damit zu thun gehabt, Lauben zu beruhigen, daß Sie ſeiner nirgends Erwähnung thaten. Ich theilte ihm ſpäter unverhohlen das Urtheil mit, welches Sie mir über ſeine Novelle geſchrieben haben. Wir geriethen über einige Perſonalitäten in Streit und ſetzten dieſen fort, als ich nach Leipzig kam: Rumohr, Immermann, Göthe ꝛc. Jetzt kamen die Vorwürfe zur Sprache, die er Ihnen machen will. Laube ſelbſt beſitzt die Kraft wohl nicht, in einem ſolchen Kampfe lange auszudauern; aber er hat einen Sekundanten, der die Hartnäckigkeit eines Leipziger Magiſters mit dem Vorzuge, gut unterrichtet zu ſein, vereinigt. Den Stoff zu Laubes Oppoſition beſchaffte eigentlich Guſtav Schleſier, ein Dresdener, dem die Tieckſchen Perſönlichkeiten in Dr. nicht gefallen haben, und der es Ihnen nicht verzeihen kann, wenn Sie Tieck loben. Er ſchreibt eine Deutſche Lit. Geſch. in drei Bänden, von denen der erſte Leſſing bis Göthe umfaſſen und bald erſcheinen ſoll. Was er mir vorlas, iſt nicht neu, aber begeiſtert geſchrieben. Er will die Kunſt retten gegen die Anſchuldigungen des Patriotismus. Er nennt Ihre Kritik eine patriotiſche. Er haßt Tiecks Ironie, Jean Pauls Subjektivität und behauptet, von Ihnen würden alle lyriſchen Erzeugniſſe im Roman und Drama gelobt, während Sie, wie er ſich ausdrückt, für einfache plaſtiſche Schönheit keinen Sinn hätten. Meinen Roman hält er für eine rhetoriſche Studie à la Voltaires Candide, wie ich eben überhaupt die erſten Schläge als Schildknappe



Digitized by Google

aushalten muß, öffentlich und in Geſprächen, die Ihnen gelten. Schleſier bearbeitet Laube bei jeder Gelegenheit, ſich in extensis gegen Sie auszuſprechen, wie er's auch bei der Gelegenheit von Huber und mir wieder gethan hat, im Vorgefühl, daß von Ihnen jetzt in der Serie: Romane und Novellen ein Schlag gegen ſeine Novelle kommen wird.

Im Grunde ſind die Dinge, welche hier zur Sprache kommen, alte; nur könnten ſie dadurch beachteter werden, weil ſie ſich in modernen Kleidern tragen. Die alten Begriffe der Schulästhetiker werden aufgelöſt, dem Ausdruck wird Wärme gegeben und die oppoſitive Phyſiognomie, welche immer beſticht. Laube hat ſich im Stil Heines Koketterie anzueignen geſucht, Schleſier thut es ſeinem Freunde zur Noth nach, und iſt logiſcher noch als er. Man fängt das Ding an für einen unter den Argivern ſelbſt ausgebrochenen Zwiſt, für eine Art Bürgerkrieg des jungen Deutſchland, der Giovine Germania, zu halten. Was ich bei der ganzen Geſchichte wohl wünſchte, wäre dies: Schneiden Sie Ihren Gegnern die Möglichkeit mancher Anſchuldigungen ab. Denn im Allgemeinen werden Sie mehr mißverſtanden als angegriffen und widerlegt. Dieſe Leute glauben, Sie wollten z. B. Göthe aus der Deutſchen Literatur herauswerfen, da Ihrem Buche doch nur ein negativ polemiſches Intereſſe zum Grunde liegt, und zu einer poſitiven Darſtellung Ihre Verfahrungsweiſe ganz anders ſein wird. Sie loben z. B. Tiecks Ironie und auch Posgaru, der dagegen geſchrieben hat u. dergl. Wofür ich am meiſten fürchte iſt, daß gewiſſe Anſichten, welche noch immer viele Freunde beim Publikum finden, wenn ſie in den Mund der Jüngſten kämen, auf dieſe einen Werth übertrügen, deſſen ſie nicht würdig ſind. Nehmen Sie auch eine Behauptung, die vielleicht ſchon mehr Gewicht hat. Wenn z. B. Laube ſagen wollte: Ihr, Menzel, Börne u. ſ. w. habt aus kritiſchem Intereſſe Göthe geſtürzt. Jetzt ſitzt der dumme Philiſter bei ſeinem Schoppen und räſonnirt über Revolution, über Thaten, die da wären, wenn jener Muth hätte, und ſpuckt dann aus, wenn Göthe z. B. genannt wird, gleichſam als wolle er ſagen, über dieſen haben Menzel und Börne ſchon gerichtet! In dieſem Satze wäre eine Vernunft, die ich dem Verfaſſer eines ſolchen Werkes, wie das junge Europa iſt, nicht gönne.

Ich möchte Sie wohl wiederſehen, Beſter! Im Winter

könnte es Rath werden; obschon ich auf Ende dieses Jahres mit Campe in Hamburg in Unterhandlungen treten dürfte, der ein Unterhaltungsblatt herausgeben will, wozu ich das liter. Blatt schreiben soll. Doch hab' ich wenig Lust dazu, da ich einmal treu an Cotta halten möchte, sodann mich aber seit einiger Zeit schlecht bei der Kritik befinde. Vielleicht kehrt mir, wenn ich mich von Büchern etwas ausruhen kann, der nöthige Humor zurück, der sich für die Kritik so gut verwenden läßt.

Der Vorschlag mit der Revue Germ. [9]) gefällt mir wohl: sie ist wie ich höre eingegangen. Sagen Sie mir zur Zeit das Nähere darüber.

Meine Adresse ist hier gegenwärtig Kronenstraße 4. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau.

Ihr

Gutzkow.

Dem Kenner jener Literaturepoche springen hier vor allem zwei Ausdrücke in die Augen: „Junges Deutschland", in der staatsgefährlichen Verbindung mit „Giovine Germania", einer deutlichen Anlehnung an die politische Giovine Italia. Hier also begegnen wir wieder jenem Ausdruck, der in Gutzkows Briefen zuerst am 2. November 1833 auftauchte, als er Cotta das Heranwachsen einer literarischen jeune Allemagne verhieß, bevor noch L. Wienbargs „Aesthetische Feldzüge" mit der bekannten Widmung (April 1834) erschienen waren. Man möchte von vornherein vermuten, daß Laube der Erfinder dieser verhängnisvollen Bezeichnung gewesen ist, nicht nur weil seine ganze Art zur Prägung solcher Schlagworte neigte, sondern auch, weil wir sie nach dem Zusammensein Gutzkows und Laubes plötzlich bei ersterem ebenfalls antreffen; Laubes Neigung, alles mit einem Schlagwort abzuthun, rügte Gutzkow auch später häufig. Diese Vermutung bestätigt sich durch eine Andeutung Theodor Mundts in seinem Aufsatz „Heine, Börne und das sogenannte junge Deutschland", der 1840 im 4. Heft des „Freihafen"[10]) erschien und demzufolge Laube „ein neues Deutschland aufs Tapet gebracht", Wienbarg daraus

Digitized by Google

„im edelsten und reinsten Sinne ein junges Deutschland“ gemacht hat. Die Reise der beiden jungen Schriftsteller nach Italien hat dann die Beziehung auf die politische Verbindung der Giovine Italia nahe gelegt. Als Wienbargs Programmschrift erschien, war das Wort „Junges Deutschland“ in Leipzig zweifellos schon zur Umgangssprache geworden; Laubes Kritik über dieses Buch in der „Eleganten Zeitung“ vom 1. Mai 1834 macht weiter kein Aufhebens von dieser Benennung, setzt sie vielmehr als bekannt voraus. Doch hat er selbst nie Anspruch auf die Erfindung jenes Wortes gemacht, sie vielmehr ebenfalls Wienbarg zugeschrieben, der jedoch die Bezeichnung „vorzugsweise im Hinblick auf Artikel in der Eleganten“ geprägt und damit „nichts weiter als frei denkende und schreibende junge Männer“ gemeint habe.[10a])

Richtig ist ferner die Schilderung, die Gutzkow von den Leipziger Verhältnissen giebt. Sie stimmt, was Laube anlangt, mit der in den „Rückblicken“ (S. 12—13) überein; hier wird Gustav Schlesier mit Christian Merck verglichen, was Laube ausnahmsweise in eine Parallele mit Goethe stellt. Auch hier wird Schlesier ein scharfsinniger Kopf genannt, und Gutzkows Bericht über den Plan einer Literaturgeschichte, die dann als „Goethe und die junge Literatur“ erschien, rechtfertigt diese Bezeichnung vollends. Welche Bedeutung diese Debatten in Leipzig für Gutzkow hatten, ist ebenfalls schon in den „Rückblicken“ (S. 14) genau angegeben und zeigt, wie zuverlässig diese Erinnerungen doch sind, soweit sie an Stimmungen und Strömungen anknüpfen, trotz unzähliger thatsächlicher Irrtümer. Schlesiers Auslassung über „Maha Guru“,[11]) seine Aufforderung, „modern“ zu schreiben, veranlaßten die Vorrede zu Schleiermachers Lucindenbriefen und die verhängnisvolle „Wally“. Sein Spott hatte Gutzkow aus seinem Frieden gerissen.

Hier in Leipzig nun erwachten in dem „Adjutanten“ zum ersten Male Zweifel an der Unfehlbarkeit Menzels und drangen

Digitized by Google

zur Gewißheit durch. Das beſagt zu deutlich dieſer Brief. Die Vorwürfe, die Laube und Schleſier dem Redakteur des „Literaturblattes“ machten, nnd die ſie bald darauf in ihrem Organ zuſammenfaßten,[12]) ſind zu behaglich wiedergegeben, um nicht merken zu laſſen, der Briefſchreiber ſtimmt ihnen im Grunde zu, und die etwas ſouveränen Ratſchläge, die der den literariſchen Lehrjahren Entwachſene dem Meiſter giebt, laſſen mehr zwiſchen den Zeilen leſen. Auch die Rückſicht auf Menzel, die Gutzkow bisher von einer Mitarbeiterſchaft an der „Eleganten Zeitung“ abgehalten, ließ er jetzt fahren. Am 7. Februar 1834 erſchien hier ſeine Skizze „Julius Max Schottky, Profeſſor“ in Nr. 27 bis 38. Sie wurde ſpäter aufgenommen in die „Soireen“ (II. 207.)

Wie Gutzkow ſeinerſeits den Leipzigern erſchien, hat uns Laube in den ſchon erwähnten autobiographiſchen Feuilletons geſchildert. Was ihnen beſonders auffiel, war, daß er alle Zeitungen las, die in den Konditoreien, den damaligen Zufluchtsorten für Leſebedürftige, nur zu erreichen waren; einſam ſaß er ſo meiſt bei Seite, während die andern politiſirten oder unter den Bäumen im Roſenthale Luft und Waldesathem genoſſen. Gutzkow war nach Leipzig gekommen, um Laube, ſo erzählt dieſer, ſeine Teilnahme an der „Eleganten“ in literariſchem und politiſchem Sinne auszudrücken; einer Mitarbeit Gutzkows entſann ſich Laube ſpäter nicht mehr.

Die offene Trennung von Menzel verzögerte ſich denn auch nicht lange. Hier in Leipzig ſchrieb Gutzkow die Vorrede zu den „Novellen“, die ihm einer harmloſen Aeußerung wegen eine ſcharfe Rüge von Stuttgart eintrug, ein Symptom ſchon beſtehender Gereiztheit. War er im März noch eifrig bei der Arbeit für das „Literaturblatt“, ſo ſandte er im Sommer einen Ballen Bücher, die Menzel ihm zur Rezenſion gegeben, zurück. Zwar brachten ſowohl „Morgenblatt“ wie „Literaturblatt“ (bis Nr. 93) noch während dieſes Jahres zahlreiche Beiträge[13]) aus Gutzkows Feder, ſo die Novelle „Der Sadducäer

von Amsterdam“, einige Szenen aus dem ersten dramatischen Versuch „Jupiter Vindex“, der schon am 11. Oktober 1833 als neues Buch versprochen war und später „Nero“ umgetauft wurde, und die dramatische Studie „Marino Falieri“. Doch war die innere Verbindung zwischen beiden Männern, die drei Jahre hindurch eine Meinung verfochten, zerrissen, sie machte der Gleichgiltigkeit und Kälte Platz, um dann im Jahre 1835 zu einem gegenseitigen Vernichtungskampfe zu führen. Der äußere Sieg, den Menzel erstritt, bedeutete gleichwohl für ihn eine Niederlage; er selbst hatte, wie Goethes „Zauberlehrling“, die Geister gerufen und wurde sie nun nicht mehr los.

Digitized by Google

# Varnhagen und das junge Deutschland.

Zwei Umstände machen die Stellung Varnhagens im Jungen Deutschland für die Literaturgeschichte bedeutungsvoll. Einmal die persönlichen Beziehungen, die ihn mit den Hauptführern der Bewegung verbanden. Theodor Mundt und Heinrich Laube hatte er in seinen wirksamen Schutz genommen, mit Gustav Kühne war er befreundet. Karl Gutzkow jedoch stand ihm ferne, ihre Naturen gingen auseinander, der Gegensatz zwischen dem manchmal ungeschickt alles heraussagenden jungen Autor der „Wally“ und dem in einem wechselreichen Leben gealterten und vorsichtig gewordenen Diplomaten ließ sich nie überbrücken. Gutzkows Anerkennung der Varnhagenschen Thätigkeit war stets eine sehr bedingte und sein Eindruck auf den Gatten Rahels immer mehr ein unsympathischer, so eng sie sich in ihren Anschauungen auch berühren mochten. Ihre persönlichen Begegnungen gingen nie über die gesellschaftlichen Formen hinaus. Gleichwohl sind die Briefe Gutzkows an Varnhagen, den er doch nicht ganz ignoriren konnte, die einzigen, die durch ihren Gedankenreichtum und ihren geständnisartigen Charakter eine zeitgeschichtliche Bedeutung haben, während die seiner Kollegen nur zur Ergänzung von Einzelheiten dienen. Allein nach diesen Briefen erweist sich Gutzkow nicht nur als der schärfste Kopf jener Schriftstellergeneration, sondern auch als der einzige, der weitsichtigen Auges die Bedeutung der jungdeutschen Bewegung umfaßte und weit über das Persönliche

Digitized by Google

hinaus mit jener feinen Witterung für Tendenzen und Strömungen, die auch späterhin selbst seinen Gegnern unumschränkte Bewunderung abnötigte, jene Epoche im tiefsten Kern miterlebte. Ludolf Wienbarg allein hat mit Varnhagen in keiner brieflichen Verbindung gestanden.

Eine zweite Thatsache aber regt vor allem die Frage nach Varnhagens Stellung zum jungen Deutschland immer wieder an. Wir wissen, daß Fürst Metternich den ihm befreundeten Diplomaten aufforderte, seine Auffassung von jener literarischen Strömung niederzuschreiben. Diese Denkschrift ist von Varnhagen abgefaßt und an Metternich gesandt worden. Ob sie noch vorhanden ist, steht dahin, jede Auskunft darüber wird von dem Wiener Archiv verweigert. Ich bin jedoch im Stande, den Inhalt jenes Schriftstückes anzugeben, auf Grund eines Zeitungsartikels, der, als er erschien, unbeachtet vorüberging, durch Varnhagens „Tagebücher" aber und einige andere Feststellungen sich mir als authentisch und zuverlässig erwies.

Varnhagen bildete für alle die erwähnten Schriftsteller eine Centralstelle; jeder, Gutzkow allein ausgenommen, betrachtete ihn als seinen Vertrauensmann oder gab sich wenigstens diesen Anschein. Jedoch sind die brieflichen Aeußerungen an ihn immerhin mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen, denn der Standpunkt der Nützlichkeit wird sie oft genug diktirt haben, war doch der von seinem Amte suspendirte Geh. Legationsrat der Freund Alexander v. Humboldts und der Inhaber des Salons in der Mauerstraße, wo die tausend Fäden der Politik und Literatur zusammen- und von wo sie auch wieder auseinanderliefen. Varnhagen war auch zu sehr Diplomat, als daß er nicht ein scharfes Wort nur in der Stille seines Arbeitszimmers niedergeschrieben und es in seinem Schreibtisch verborgen hätte, von wo es dann nach seinem Tode durch seine Nichte Ludmilla Assing seine vielfach übel vermerkte Auferstehung feierte. Er wollte, wie Laube es nennt, den Diplomaten „als den Künstler eines großen Inhalts erhöhen", und

Digitized by Google

doch empfand er es peinlich, wenn man ihm seine Diplomatie auf den Kopf zusagte; als einmal sein Schützling Laube sich auf diese vorsichtige Art des alten Goethe-Freundes als auf sein Vorbild berief, zog er sich einen sehr heftigen Verweis zu.

Von großem Wert sind, mit Rücksicht auf diesen Nützlichkeitsstandpunkt, die in den Briefen an Varnhagen niedergelegten Urteile der einzelnen Jungdeutschen über einander. Keinen bessern Beweis für ihre Zusammenhangslosigkeit giebt es als die an ihren gemeinsamen Vertrauten gerichteten Geständnisse; aus ihnen geht hervor, daß diese jungen Leute, die im Dezember des Jahres 1835 als Verbündete vogelfrei erklärt und ihrer Gemeinsamkeit halber in ihren Existenzen bedroht wurden, sich meist herzlich wenig zugethan, ja gegenseitig sehr unbequem waren. Es bestand viel eher eine scharfe Konkurrenz zwischen ihnen denn eine geheime Verabredung, und der Gedanke einer solchen wurde vielmehr durch ihre Gegner erst geweckt. Einig allein sind sich Mundt, Laube und Kühne meist nur in ihrer Stellungnahme gegen Gutzkow; daß das Bewußtsein eines geistigen Uebergewichts des Jüngsten unter ihnen hier das gemeinsame Leitmotiv war, ist für den Eingeweihten keine Frage und ergiebt sich auch aus der Form der Gutzkow betreffenden Briefstellen.

Die erste schriftliche Mitteilung von einer Beaufsichtigung der jungen Literatur seitens der Regierung gelangte an Varnhagen durch den Jungdeutschen, der sich am meisten der hohen Protektion des Legationsrates rühmen konnte und der auch 1835 mit ihm gemeinschaftlich „K. L. v. Knebels literarischen Nachlaß und Briefwechsel" herausgab, durch Theodor Mundt. Dieser war 1832 nach Leipzig gegangen, wo er an der Redaktion der „Blätter für literarische Unterhaltung" beteiligt war und in der Brockhausschen Familie verkehrte, die zahlreichen flüchtigen Polen gastliche Aufnahme gewährte. Das Bedürfnis nach weiterem gesellschaftlichen Verkehr, wie er selbst gesteht, führte ihn dann nach Berlin zurück; dort arbeitete er

Digitized by Google

zunächſt in der Redaktion der Preußiſchen Staatszeitung, ging dann aber mit dem Plane um, ſich als Privatdozent zu habilitieren.[14]) Die Univerſität hatte auch ſchon Mundts Vorleſungen erlaubt und ihn als Privatdozenten angenommen, es fehlte nur noch der öffentliche Redeakt. Da wurde er plötzlich durch den damaligen Rektor der Univerſität, Profeſſor Steffens, den er durch literariſche Angriffe mehrfach gereizt hatte, von ſeiner Thätigkeit ſuspendirt, und zwar weil dieſer ihn in Verdacht hatte, daß er „mit Gutzkow in intimer Verbindung ſtehe“. So ſchreibt wenigſtens Mundt an Varnhagen ſchon am 30. April 1835. Fünf Jahre ſpäter ſchildert er[14a]) den Vorgang folgendermaßen:

„Dieſe Suspendirung hatte Steffens als Rektor auf ſeine eigene Hand vorgenommen, und zwar auf die bloße Denunziation des Buches [„Madonna“], das freilich bald darauf ein ſpezielles Verbot erhielt. Steffens gerieth dadurch in einen Konflikt mit der höchſten ihm vorgeſetzten Behörde, weil er einen ſolchen Akt nicht ohne Hinzuziehung des Regierungsbevollmächtigten hätte vornehmen dürfen. Auch hatte er, indem er mit ſeiner allzu großen Nachgiebigkeit fremde Inſinuation ſofort zu einer eigenen Handlung erhob, etwas gethan, das er faſt in demſelben Augenblick wieder bereute, und nur ſpäter retirirte er ſich wieder in das nicht mehr Abzuändernde mit einer erbitterten Konſequenz hinein, die ihm den Anſchein eines Prinzips verleihen ſollte. Denn gleich nachdem er mich verhindert hatte, meine Probevorleſung zu der dazu anberaumten Stunde zu halten, war ich bei ihm in ſeiner Wohnung, und erhielt hier wiederum von ihm eine jener Umarmungen, denen man ſich nicht ohne Gewiſſensſkrupel hingeben konnte. Er hatte das Buch, um das es ſich handelte, und auf Grund deſſen er gehandelt, noch gar nicht geleſen, doch erzählte er mir, daß er ſich bereits aus dem Rektorats-Fonds ein Exemplar desſelben angeſchafft habe, welches er auch vorwies. Da er mich mit ſolchen Zeichen des Mitgefühls auf-

Digitized by Google

genommen, so bat ich ihn um die Erlaubniß, ihm einige Stellen aus dem incriminirten Buche vorlesen zu dürfen, wozu ich solche wählte, bei denen ich unwiderruflich darthun konnte, daß seine eigenen früheren Schriften von denselben Grundsätzen erfüllt waren."

Mundts „Madonna", die im April 1835 erschien, war also der Anlaß zu Steffens Vorgehen gewesen; das erste Kapitel „Posthorn-Symphonie" hatte schon im „Literarischen Zodiacus" auf das Buch vorbereitet, und, wie die Akten[15]) ergeben haben, eine Mitteilung der Ministerial-Commission an den Minister Altenstein bewirkt, des Inhalts, daß in dieser „Symphonie" Mundts Ansichten von der Censur dargelegt seien. Steffens selbst stellte den Vorfall so dar, daß am Tage vor der angesetzten Probevorlesung ein Geheimrat zu ihm gekommen, um ihn auf die eben erschienene „Madonna" aufmerksam zu machen; dieser Geheimrat war zweifellos Tzschoppe, das Mitglied des Obercensur-Collegiums, von dem auch Mundt schon am 30. April an Varnhagen schreibt, daß er „der Sache nicht mehr fern zu sein scheine"; Mundt hat jedoch in dem obigen Bericht im „Freihafen" den Verdacht, daß die ursprüngliche Denunciation seines Buches von Göschel ausgegangen, der damals eben als Hilfsarbeiter im Justizministerium nach Berlin gekommen und sich auf sein fünf Jahre später erfolgendes Avancement zum Mitglied des Obercensur-Collegiums dadurch vorbereitete, daß er über Mundts „Madonna" in Hengstenbergs Kirchenzeitung eine Kritik erließ, die vorher wegen ihres leidenschaftlichen Tones von den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" zurückgewiesen worden war. Steffens selbst erstattete, nach jenem Briefe Mundts, über das inkriminirte Buch Bericht, stieß aber, wie es in einem Schreiben vom Mai heißt, bei dem Minister auf wenig Einverständnis, sollte sogar für sein eigenmächtiges Verfahren einen Verweis erhalten. Denn, so lesen wir im „Freihafen", der Unterrichtsminister v. Altenstein hatte persönlich das Buch in einer Gesellschaft

Digitized by Google

verteidigt, und einer seiner Freunde, der Staatsminister v. Beyme, hatte gar dem Autor bewundernde Briefe darüber geschrieben, ihm aber auch zu bedenken gegeben, daß der Ausdruck „ein Buch der Bewegung", wie Mundt sein Werk genannt, allein schon ausgereicht habe, „allgemeines Schrecken zu verbreiten."

Eine persönliche Bekanntschaft zwischen Mundt und Gutzkow bestand nun damals noch nicht; Proelß (a. a. O. S. 323) irrt sich in dieser Annahme, verleitet durch Gutzkows eigene Aussage in den „Rückblicken". Aus späteren Briefen Mundts geht hervor, daß er ihn erst im Oktober 1835 in Frankfurt kennen lernte. Gutzkow gab seit dem 1. Januar das Literaturblatt zum „Phönix" heraus und ging hier mit seinen jungen Kollegen ebenso scharf ins Gericht wie mit der älteren Literatur; seine Vorrede zur Neuausgabe der Schleiermacherschen Lucindenbriefe war Anfang dieses Jahres erschienen und erregte besonders in den theologischen Kreisen Berlins einen Sturm der Entrüstung; Steffens Verdacht von einer Conspiration des Autors der „Madonna" mit dem kecken Verfasser der Vorrede ist ein deutliches Symptom. Auf diese Publikation bezieht sich folgende Stelle eines Mundtschen Briefes an Varnhagen vom 23. April 1835, die alles eher denn eine „intime Beziehung" zwischen dem Herausgeber des „Literarischen Zodiacus" und dem des Literaturblattes vermuten läßt:

„Die neuen Gutzkowschen Literaturblätter sind mir noch nicht zugegangen. Ich war eben im Begriff, über die Schleiermacherschen Briefe zu schreiben, die durch jenen auf eine so schmutzige Weise bevorwortet worden, als ich erfuhr, daß er mich in seinen letzten Nummern von neuem angegriffen. Um nicht den Schein einer absichtlichen Erwiderung darauf zu gewinnen, stellte ich meinen Aufsatz sofort ein; möchte aber doch Herrn Gutzkow später einmal, nachdem der Angriff auf mich vergessen, genau charakterisiren, um ihn dann nie wieder zu berühren. Mir schickt er nicht einmal die Blätter, worin er sich mit mir zu thun macht, und ich finde den ganzen „Phönix" sonst nirgends in Berlin. Aber ich kenne Gutzkow so genau, daß ich schon weiß, was er über mich geschrieben haben kann."

Digitized by Google

Noch in der Oktober-Nummer des „Literariſchen Zodiacus“ findet er dieſe Vorrede „ekelhaft“. „Hätte ich auf Gutzkow Rechte der Freundſchaft“, heißt es da (S. 286), „ich wollte dieſelben ganz anders geltend zu machen ſuchen.“ Er polemiſirt hier gegen Wienbarg, der ſeinen Freund Gutzkow grade wegen dieſer Vorrede in der Schrift „Zur neueſten Literatur“ gefeiert hatte, zieht einen Vergleich zwiſchen beiden ſchriftſtelleriſchen Perſönlichkeiten, der ſehr zu Gunſten Wienbargs ausfällt, und teilt gleichzeitig mit, daß beide in Frankfurt ein neues Journal „Deutſche Revue“ herausgeben würden. In derſelben Nummer veröffentlicht er eine Kritik über Gutzkows kürzlich erſchienenen Roman „Wally, die Zweiflerin“; ſie erinnert in ihrer ſcharfen Tendenz faſt an die denunziatoriſche Kritik Wolfgang Menzels im Stuttgarter Literaturblatt, die am 11. und 14. September erſchien, auf Mundt alſo kaum mehr Einfluß geübt haben kann. Der Herausgeber des „Zodiacus“ verurteilt in heftigſter Form Gutzkows „frivole Polemik“ gegen das Chriſtentum und die „Frevelhaftigkeit dieſer Romanfiguren“. Dieſe Kritik gab denn wohl auch Menzel den Mut, Theodor Mundt als Bundesgenoſſen im Kampf gegen Gutzkow anzurufen, wie wir ſehen werden.

Mundt hatte aber zwiſchen dieſen beiden Erklärungen während des Sommers kurze Zeit eine andere Stellung Gutzkow gegenüber eingenommen. Er hatte Ende Auguſt oder Anfang September an ſeinen Freund Kühne jenen Brief geſchrieben, der, da er von Tzſchoppe zweifellos geöffnet worden, das verhängnisvollſte Beweisſtück für eine geplante engere Verbindung der jungen Schriftſteller werden ſollte. Wienbarg war im Auguſt nach Frankfurt übergeſiedelt, um mit Gutzkow die „Deutſche Revue“ herauszugeben; nach Mundts Brief, der in dem unwiſſenſchaftlichen Pierſonſchen Buche über Kühne ohne Datum abgedruckt iſt, hier aber zur klareren Ueberſicht eingeſchaltet ſein mag, beſtand vorerſt nur der Plan, den „Phönix“, deſſen Literaturblatt Gutzkow bis zum

Digitized by Google

22. Auguſt redigirte, vollſtändig zu übernehmen. Die Briefſtelle lautet:

> Das junge Deutſchland ſammelt ſich jetzt in Frankfurt a. M.! Auch Wienbarg iſt dort und wird ſein Domizil auf längere Zeit dort aufſchlagen. Ich habe neulich wieder ſehr dringende Mittheilungen vom jungen Deutſchland gehabt und will mit dieſen Männern, die ſehr lebhaft einen feſten Bund wünſchen, wenigſtens einen Kongreß verabreden, auf dem man ſich perſönlich und mündlich zu vereinigen und zu vermitteln verſuchen ſollte! Gutzkow übernimmt mit dem nächſten Jahre wahrſcheinlich den ganzen „Phönix“. Seine entſetzliche Taktloſigkeit, durch die er einen kompromittiren kann, eh' man ſich's verſieht, mit der er es jedoch gar nicht ſo übel zu meinen ſcheint, iſt das größte Hinderniß zu einer planmäßigen Verbindung. Man höre aber wenigſtens, was werden kann und ſoll!

Dieſe nicht mißzuverſtehenden Worte, die Ende Auguſt oder Anfang September geſchrieben ſein müſſen, liefern den unwiderleglichen Beweis, daß Mundt in der That an ein engeres Bündnis mit Gutzkow dachte, das, was dieſer ihm geſchrieben, auch in dieſem Sinne aufgefaßt hatte. Ein ſpäterer Brief an Varnhagen vom 12. September beſtätigt dies vollkommen; aber hier ſchon iſt er wohl durch die Lektüre der „Wally“ und durch Varnhagens Mahnungen von ſeinem Entſchluß zurückgekommen, um dann noch im Laufe weniger Monate die gleiche doppelte Häutung durchzumachen.

Nicht viel beſſer als Mundt urteilte Laube in ſeinen Schreiben an Varnhagen über Gutzkow und die übrigen jungdeutſchen Kollegen. Er ſchlägt ihm gegenüber den freieſten Ton an, hatte er doch Urſache genug, Varnhagen Vertrauen entgegen zu bringen. Dieſer hatte Laube während ſeiner neunmonatigen Haft mit Büchern verſorgt, er hatte ſeinen Vater, einen ehrſamen Maurermeiſter in Sprottau, über das Schickſal ſeines Sohnes beruhigt, dieſen nach ſeiner Freilaſſung mit Geld unterſtützt und ihm zur Verfügung geſtellt, was er mit ſeinen Verbindungen erwirken konnte. Von Köſen aus, wo Laube

Digitized by Google

ſich einen Teil des Sommers 1835 aufhielt, nachdem er vom 26. Juli 1834 bis zum 20. März 1835[16]) in Berlin in Unterſuchungshaft wegen Beteiligung an der Burſchenſchaft geſeſſen, ſchrieb er am 7. Auguſt:

„Mundts „Madonna“ — Kühnes „Quarantäne“ leſ' ich durcheinander, das erſte iſt ſehr unter meiner Erwartung, im zweiten find' ich breites, breites Geſchwätz, nicht eigentlich Markiges, Kerniges — ohne alle Goethiſche Ahnung des Naturreizes, des Reizes der ſtillen, ſich aufbauenden Welt ſchimpft er, um wie ein forcer Student zu thun, auf die Natur. Das ſind indeß — ich ſehe Ihr Stirnrunzeln — Dinge, die ich nicht öffentlich ſage, und dabei iſt verſchwiegen, was ich loben möchte. Viel nicht. Auch das Kühneſche iſt in Geſchmackloſigkeit eingewickelt: dort Poſthornſymphonie, hier Mondſteiner p. p., ich weiß indeß noch nicht, wie's weiter wird. Er kohlt, zerrt, dehnt, verzettelt mir auch ſehr viel, wie ich in einzelnem des Journals ſehe — große Zukunft geb' ich beiden nicht. Friſche und Urſprünglichkeit fehlt' ihnen. Indeß hab ich Kühne freundlich geſchrieben, und er hat es ſehr lieb aufgenommen — dergleichen Tadel ähnlich geſinnter in verſchwiegenem Briefe iſt aber doch wohl erlaubt, vielleicht nöthig, damit man ſich immer zu einer ſtraffen Aufmerkſamkeit angeregt erhalte und die eigenſte Meinung nicht verſumpfen laſſe.

Und ähnlich heißt es am 30. Auguſt:

Ich habe . . jetzt einmal den „Zodiacus“ nachgeleſen, wie viel unklarer Enthuſiasmus, der überſchwenglich begrüßt und dann dreiſt und übertrieben verwirft . . ., wie viel unverarbeitete Worte, Mangel aller Ruhe und Schönheit . . . Und Kühne treibt's wie ein Zwillingsbruder. Dieſe „Quarantäne im Irrenhauſe“ bring' ich nicht durch, lauter halb aneinander hängende Gedanken, entweder ſelbſt krank oder über Krankheit, auch gar nichts Wohlthuendes, intereſſant oder erfreulich Geſtaltetes. Unerquickliche Talente. Doch hab' ich ſie — bedingt — zum Almanach eingeladen.

Guſtav Kühne übernahm mit dem 1. Juni die „Zeitung für die elegante Welt“, deren Redaktion Laube Ende Juli 1834 „verhältniſſehalber“, wie es in ſeinem Abſchiedswort heißt,



Digitized by Google

in Wahrheit, weil er aus Sachsen ausgewiesen worden[11]), niedergelegt hatte und die dann A. v. Binzer wohl nicht zur Zufriedenheit des Verlegers Leop. Voß führte. Kühne hatte 1835 seine Novelle „Eine Quarantäne im Irrenhause, aus den Papieren eines Mondsteiners" veröffentlicht, Mundt im selben Jahre seine „Madonna, Gespräche mit einer Heiligen". Das Grundthema war in allen dreien (Gutzkows „Wally" mit einbegriffen) das gleiche: der Versuch, der Sinnlichkeit in der Kunst wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Mit welch ungenügenden künstlerischen Mitteln sie an dies Unternehmen herangingen, darüber war sich keiner klar, soweit es ihn selbst betraf; über die Kollegen hatte er wohl ein vorwiegend absprechendes Urteil, zog es aber mit Laube meist vor, es „in verschwiegenen Briefen" laut werden zu lassen, um sich nicht ihre Teilnahme zu verscherzen. Laube ging im August 1835 mit dem Gedanken um, einen „Almanach der Schönheit" herauszugeben, der außer literarischen Beiträgen der jungen Schriftsteller eine Reihe Porträts hervorragender weiblicher Schönheiten enthalten sollte; selbst Varnhagen wurde zur Herbeischaffung dieser Bilder angegangen.

Nur Gutzkow war für solche heimlichen Urteile, die den in der Oeffentlichkeit gefällten widersprachen, nicht zu haben. Die gemeinsame Klage aller Kollegen noch bis in die vierziger Jahre hinein ist stets die Rücksichtslosigkeit, mit der er in seinen literarischen Kritiken selbst den besten Freund vor den Kopf stieß. Schon am 11. Juli 1835 hatte Laube Varnhagen geklagt: „Phönix über mich und Hotho über Hegel kann ich leider hier nicht bekommen; Gutzkow hat leider im allgemeinen zu viel Süffisantes, in Schlesien sagen sie „Ankräpsches", was allen wohlthuenden Eindruck stört."

„Phönix über mich" bezieht sich auf eine Kritik Gutzkows über Laubes Novelle „Liebesbriefe" in Nr. 25 des Phönix-Literaturblattes vom 27. Juni.

Uebereinstimmend mit Laube urteilte Mundt am 12. Sep-

Digitized by Google

tember, in jenem Briefe an Varnhagen, der Zeugnis ablegt von der erſten vorläufig überwundenen Zuneigung zu Gutzkow:

„Haben Sie Gutzkows neu erſchienene „Wally, die Zweiflerin“ geleſen? Es iſt ein brutaler Ausfall gegen das Chriſtenthum, und dazu blos auf die Nachahmerei Heines gegründet, ohne daß der Verfaſſer irgend von innen her die Zerwürfniſſe der Zeit berührte, in denen gewiſſe Elemente des Chriſtenthums ihren Tod zu finden ſcheinen, und darum ſchadet ſeine blos aus hämiſcher Subjektivität gefloſſene Polemik der ganzen Sache. Dieſer Gutzkow taugt nichts für den Fortſchritt, er verdirbt uns alles und glaubt, durch Malice laſſe ſich die Welt verbeſſern. Ich habe mich jetzt endlich entſchloſſen, meine Meinung über ihn unverhohlen drucken zu laſſen, da aus einem Bündniß zwiſchen mir und jener Coterie, das mir anfänglich mehr der Idee der Gemeinſamkeit als der Individuen wegen zu bedenken ſchien, doch nichts herauskommen kann. Meine Anſichten ſchreiten immer mehr vor, und es wird mir klarer und feſter, zur Löſung welcher Aufgabe ich mitzuarbeiten berufen bin. Ich werde meinen Weg gehen, ohne mich durch irgend etwas irre machen zu laſſen, mich aber hüten, mit einer Coterie in Gemeinſchaft zu treten, welche die wichtigſten Fragen durch Uebereilung verdirbt und durch Bosheit beſchmutzt. Privatdozent kann ich nun freilich nicht werden, ſelbſt wenn die Entſcheidung über meine Sache günſtig abläuft. Ich muß fortan entſchieden auf der Seite der Oppoſition mein Tagewerk im Schweiß meines Angeſichts verrichten und kann, ſo wie unſere heimathlichen Zuſtände für jetzt ſtehen, dies mit keiner amtlichen Stellung vereinigen.“

In dieſem Sinne ſchrieb er denn auch ſeine „Wally“-Kritik im „Zodiacus“.

Auf dieſe alles eher denn freundſchaftliche Weiſe war Gutzkow von Laube und Mundt bei Varnhagen eingeführt worden, als er ihm am 14. September 1835 die Aufforderung zur Mitarbeit an ſeiner im Verein mit Wienbarg geplanten neuen Zeitſchrift „Deutſche Revue“ überſandte. Der Brief iſt



Digitized by Google

ein interessantes und seltenes Dokument; er steht auf einem Geschäftsbogen dieser nie erschienenen Zeitschrift und lautet:

Verehrter Herr! Wir ersuchen Sie, beigeschlossener Ankündigung Ihre Aufmerksamkeit schenken zu wollen. Schenken Sie uns noch mehr, nämlich Rath und That, so genirt es uns zuerst, Ihnen dafür Geld (nämlich drei Friedr.d'or p. 8° Bogen) anbieten zu müssen. Haben wir aber diese offizielle und merkantilische Verhandlung hinter uns, so seyen Sie versichert, daß wir Ihre Theilnahme nach einem weit höhern Maaßstabe zu schätzen wissen.

In Naumburg bei Laube liegt ein Aufsatz aus Ihrer Feder über Gentz. Er war für den Almanach der Schönheit bestimmt, für eine Idee, die sich der Kupfer wegen in Deutschland nicht realisiren läßt oder man müßte denn Gemälde aufnehmen, wie sie der König von Bayern in seiner Schönheitsgalerie hat, Porträts aus der Küche und vom Lande. Wollen Sie jenen Aufsatz für unser mit dem 1. Dezember beginnendes Journal cediren? Zu großem Danke würden Sie dadurch verpflichten, die sich achtungsvoll unterzeichnen

Frkft. a. M., d. 14. Sept. 35. Gutzkow, L. Wienbarg.

Welchen Wert die Herausgeber auf Varnhagens Teilnahme legten, geht schon aus dem um die Hälfte erhöhten Honorarangebot hervor. Anderen boten sie, mit wenigen Ausnahmen, nur zwei Friedrichsd'or. Der hier erwähnte Artikel Varnhagens über Gentz spielt nun eine interessante Rolle in dem ganzen Briefwechsel. Der geplante „Almanach der Schönheit" erschien nicht, aber Laube sollte vom 1. Januar 1836 ab die „Mitternachtszeitung" in Braunschweig übernehmen und wollte daher das Varnhagensche Manuskript nicht gern aus den Händen geben; er führte diese Redaktion auch ein Jahr lang unter dem Namen eines Dr. Brinckmeier. Schließlich spekulirte auch noch Mundt darauf, der nach dem Verbot der „Deutschen Revue" an eine Erweiterung seines „Literarischen Zodiacus" dachte. Es entspann sich also ein Wetteifer zwischen den Dreien, der allerdings für keinen ein befriedigendes Resultat brachte. Im Oktober forderte Varnhagen sehr entschieden sein Manuskript von Laube zurück.

Digitized by Google

Mehr als alle Prozeßakten beweisen aber die über diesen Gegenstand gewechselten Briefe den Mangel an Solidarität, der zwischen den Jungdeutschen bestand, und die von Gutzkow besonders sind nicht nur für ihn selbst, sondern auch für die Zeit kurz vor der Katastrophe so entscheidend, daß sie wortgetreu hier folgen mögen.

Zunächst schrieb Laube an Varnhagen:

Kösen, 1. Obr. 35. Ich darf keine Besorgniß darüber aussprechen, geehrter Herr, daß ich gar nichts von Ihnen höre, sonst nehmen Sie es für ein Drängen um Nachricht. Nicht auf die geringste Weise aber will ich Ihnen unbequem werden. Gutzkow schreibt mir, daß er sich an Sie gewendet habe, und bittet mich, ihn zu empfehlen. Seine Präcedentien, das Abtreten vom Phönix, Gründung der Revue, Skandal Menzels werden Ihnen bekannt sein. Er sagt mir nun, ich möge Sie des besten Maaßes versichern, in welchem sich die Revue bewegen soll, Professoren und sonstige Leute bürgerlichen Applombs seien dafür gewonnen. Das thu' ich nun hiermit, aber mit dem Anknüpfungspunkte, den er wahrscheinlich gebraucht, über „Friedrich v. Gentz" spiel ich ein falsches Spiel, was ich ehrlich gestehe. Ich will ihn nämlich keinenfalls aus der Hand geben, mag dies aber Gutzkow nicht geradezu sagen, weil er sehr mißtrauisch ist, ich will temporisiren, bis ihm die Sache und das lebhafte Verlangen darnach ein Wenig entrückt ist. Hierbei ist, wie Sie sehen, Ihre Zustimmung für ihn vorausgesetzt, obwohl ich darüber mehr als zweifelhaft bin, da Sie ganz gewiß erst eine Zeit lang zusehen wollen, wie sich das Institut stellt, und persönlich nicht bestochen sind, dem Compromiß Gutzkows zu Hilfe zu kommen. — Dies Wort ist hier im Sinne der äußeren Convenienzen genommen und Sie glauben deshalb nicht, daß ich dadurch meine Freundschaft mit G. desavouire.

Der Almanach ist ferner wegen der schwierig zu erlangenden Portraits nur hinausgeschoben, nicht aufgegeben; ich glaube ferner, Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich von Neujahr an die Redaktion der Mitternachtszeitung übernommen habe — Grund's genug von beiden Seiten, ein mir so werthes Manuskript nicht leichtsinnig aufzugeben.

Digitized by Google

Bin ich verworren gewesen — Sie werden, falls Sie mir zu willfahren gedenken, nicht wissen, was Sie Gutzkow antworten sollen, ohne meine Doppelzüngigkeit zu kompromittiren? O, ich bin nur ein gelehriger Schüler Ihrer Diplomatie, und wäre hierbei nicht verlegen.

Menzel ist so unfläthig, so fanatisch gemein, daß ich mich auch gedrungen fühle, eine Brochüre gegen diesen Terrorismus und für einige Branchen unserer sogenannten modernen Schule zu schreiben. Es wird dies nur in meiner Lage ein schwerer Akt der Diplomatie, da der Begriff „junges Deutschland" überall unterläuft, und seiner Vielsinnigkeit [wegen] vermieden oder lügnerisch erklärt werden muß. Meine Stellung lehrt mich besser schreiben, aber kaum besser werden, man muß gar zu viel lügen; oder doch halb lügen. — Menzel, der im Grunde gnädiger sein möchte, wenn wir tüchtige Schenkel, Courage und Tournüre haben — Schlesier mit seinem Sabber und Gutzkow der Unbehende sind ihm Typen gewesen — hat des letzteren Forderung nicht angenommen, und nach solchen beispiellosen Infamien erklärt, das sei nur Literarisches.

Glauben Sie, daß man mir irgendwie in den Weg treten wird, wenn ich zu redigiren anfange, und natürlich in den gemessensten diskretesten Schranken dies betreibe? Mich dünkt, sie können's nicht füglich, da sie mir die Mittel zum Erwerb nicht nehmen können, und mir die Redaktion eines Journals keineswegs direkt verboten ist, wie doch bei manchem Anderen.

Ich redigire von hier aus, oder von sonstwoher. Vielleicht könnt' ich jetzt nach halbjähriger untadelhafter Quarantaine um Erlaubniß, nach Berlin zu dürfen, einkommen. Der Landrath macht lobende Berichte über mich, und man hat mir Geschäftsreisen nach Weimar gestattet.

Und wie mag es Ihnen nur gehen im staubigen Berlin? Manchmal bin ich doch sehr besorgt, wenn ich so lange nichts von Ihnen höre. Ihre neuliche unerwartete Notiz, daß Sie im Bett seien, bestürzte mich arg. Ich schleppe mich so in halbem Wohlsein, und beginne jetzt eine Traubenkur; ein paar Tage war ich in der goldnen Aue, und bei heiterem Wetter, tüchtigem Fuhrwerk, leidlicher Gesundheit seit langer Zeit einmal recht froh. Mein täglicher und auch dortiger Begleiter ist ein Referendarius von ganz konservativen Grundsätzen, dem Herkommen die wichtigste Autorität, der Pietismus sehr nahe,

Digitized by Google

Preußen vortrefflich ist. Da er das alles nicht ohne Geist und mit viel Gutmüthigkeit verarbeitet, so ist's für mich ganz genießbar und vielleicht ersprießlich. — Gutzkow schreibt mir noch als Notiz für Sie, daß er in dem Zimmer wohnt, was Sie einst eingenommen haben, in dem Bett schläft, worin Rahel geschlafen. Sie haben der Wirthin Ausgeschnitzeltes geschenkt.

In Goethes Zimmern bin ich einen halben Tag gewesen, und habe viel Briefe von Ihnen durchgestöbert, deren unverwandelbare Förmlichkeit mich überrascht. Wissen Sie nichts vom Fürsten?*)

Möchten Sie nur wohlauf sein — der erste und letzte Wunsch Ihres hochachtungsvoll ergebenen Heinr. Laube.

Varnhagen antwortete Gutzkow auf die Aufforderung zur Mitarbeit an der geplanten, aber nie erschienenen „Deutschen Revue" vom 14. September; leider aber ist dieser Brief nicht erhalten, wie sich in Gutzkows Nachlaß überhaupt kein Brief Varnhagens vorfand; zweifellos hat dieser oder wohl eher seine Nichte Ludmilla Assing später alle Briefe zurückgefordert. Die ausführliche Antwort Gutzkows erlaubt jedoch Rückschlüsse, die uns den vorsichtigen Diplomaten Varnhagen in ureigenster Person vor Augen stellen. Gutzkow erwiderte:

Verehrter Herr! Von einer herbstlichen Streiferey im Taunusgebirg zurückkehrend, find' ich Ihren an mich und Wienbarg gerichteten Brief. Mein Freund überläßt mir die Antwort; denn er ist schroffer als ich und findet auch das meiste in Ihren Mahnungen und Warnungen an mich gerichtet. Daß wir beyde für eine und dieselbe Sache stehen, kann das Publikum nur ahnen; es ist auch so; nur wollen wir nicht in dem Grade für Ritta und Christina angesehen werden, daß, was in unsrer Sache durch Eines Natur verschuldet wird, dem andern imputirt werden sollte. Wienbarg liebt mich so herzlich, daß er mir schon oft angeboten hat, die Fehler, die ich begehe, öffentlich sich zuzuschreiben, oder wenigstens dadurch, daß er selbst in sie verfällt, eine Art von stillschweigender Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen und sie mir zu erleichtern.

*) Fürst Pückler-Muskau.

Digitized by Google

Aber der Wettſtreit unſrer Freundſchaft zwingt mich, dieſe Abſicht zu hintertreiben. So auch in dieſer Entgegnung auf einen intereſſanten, für uns höchſt dankenswerthen Zuſpruch.

Die Rathſchläge, verehrter Herr, die Sie uns geben, ſind eines Freundes würdig. Es iſt auffallend, daß wir ſie ebendeßhalb beſtreiten. Sie rathen uns Klugheit und Taktik, ſtatt daß wir erwarten dürften, von Ihnen in unſeren Prinzipien, in unſerer Natur, in unſeren Tendenzen angegriffen zu werden. Wir ſind Ihnen nicht verworfen genug, als daß Sie uns verwerfen ſollten; Sie ſcheinen nur zu verlangen, daß wir einen Calcül machen und in Beziehung auf Echo und Schallverſtärkung eine akuſtiſche Unterſuchung unſeres Terrains anſtellen. Um der Sache näher zu gehen, alle die jungen Autoren, die ſich in Folge Ihrer Bekanntſchaft einer frühzeitigen Beſonnenheit zu erfreuen haben, werfen mir unaufhörlich meine Rückſichtsloſigkeit auf Freund und Feind vor. Ich bin, ſagen ſie, ein leichter Partiſan der Literatur, der die Tollkühnheit beſitzt, ſich fortwährend vom Hauptkorps zu entfernen und mit einer einzigen fliegenden Kanone überall Verwirrung, und ſelbſt bei den Verbündeten Verlegenheit anzurichten. Man ſagt, gewiſſermaßen ſey ich von einem angeborenen Inſtinkt der Aufrichtigkeit ſo durchdrungen, daß ich Alles ausſpreche, was mir vom Hirn auf die Zunge gleitet. Ich freue mich dieſer Charakteriſtik; eben ſie drückt mein ganzes Weſen aus und macht meinen Stolz.

Faſt möcht' ich Sie bitten, mir zu Liebe, verehrter Herr, einen Augenblick auf die Seite zu treten, um unter vier Augen ein Geſtändniß zu machen, was Ihnen bei Ihrem Zuſammenhang mit der claſſiſchen Periode unſerer Literatur, bei den zarten Fühlfäden Ihres äſthetiſchen Geſchmacks, bei einem oft von mir an Ihnen bewunderten kritiſchen Divinationsvermögen nicht ſchwer fallen kann. Ich rede nicht von Pückler, über den ſich Wienbarg rechtfertigen möge, nicht über Uhland, dem ich ſo vieles laſſe, daß er das Wenige, was ich ihm nehme, leicht ertragen kann; aber nehmen Sie nur das ſogenannte junge Deutſchland, und beurtheilen Sie es vom literariſch-äſthetiſchen Standpunkte. Haben Mundt, Kühne und Laube, um von den Ihrigen zu ſprechen (ohne daß darum Laube perſönlich aufhören ſoll, der Meinige zu ſein), irgend etwas produzirt, das ſei es nur in philoſophiſcher oder poetiſcher Rückſicht auf hingebende Anerkennung rechnen darf? Und was Anerkennung!

Digitized by Google

Produzirten ſie etwas, das einen beſonders originellen, reſultatreichen, fröhlichen Beiſchmack gehabt hätte? Wie können Sie, Freund Goethes, in dieſer Männer Beſtrebungen irgend etwas anderes finden als eine erſchreckenmachende Formloſigkeit, ein totales Geſtaltungsunvermögen, Grimaſſe und zuletzt das mühſelige Nachſtöhnen großer Tendenzen und Urtheile (Hegel, Rahel, Schleiermacher)? Um Laube thut es mir am meiſten leid; denn ich liebe ihn von Herzen — aber zeigen Sie mir etwas von ihm, das nicht ſcherbenartig aufgeleſen, oder wie es richtiger zu ſagen, von einer poetiſchen Midashand, oder auch nur von einer etwas korrekten Schulmeiſterhand corrigirt werden müßte! Verzeihen Sie mir dieſe directe Anrede an Sie, die Sie keiner Theilnahme an jenen dreifachen Unzulänglichkeiten beſchuldigen ſoll! Aber ich bitte Sie nur, ſich in meine Nerven zu verſetzen und verſichert zu ſeyn, daß ich für muſikaliſche und plaſtiſche Schönheit ein mich immer leitendes Gefühl habe, ein Gefühl, das von keinem der drei Genannten bis jetzt befriedigt worden iſt. Ich kann und werde das nie verſchweigen. Ich werde mich hüten, für das junge Deutſchland die Verantwortlichkeit einer zerhackten und geſchwätzigen Schreibart, einer ewigen Denkthätigkeit ohne Gedanken, einer Dialektik ohne philoſophiſchen Witz und zuletzt einer noch immer nicht bewieſenen Fähigkeit, poetiſch erfinden zu können, auf meine Schultern zu laden. Schreibt gute Bücher! Von einer Partei kann um ſo weniger die Rede ſeyn, da es einigen Herren jetzt plötzlich einfällt, mich zu ihr zu rechnen. So lange ich auf dem Wege war, etwas gut zu machen, kannte man mich nicht. Jetzt, wo ich im Begriff ſeyn ſoll, alles zu verderben, tauch' ich plötzlich aus der Dunkelheit hervor. Ich verſtehe nicht recht, wie hier von Freund und Feind, von Taktik und Verabredung die Rede ſeyn kann.

Mich ſelbſt betreffend, ſo kann ich mich gut objektiviren. Ich ſehe mich ſelbſt wie meinen Doppelgänger auf einem ſchwindelnden Abgrunde, von dem ich herunter muß. Entweder ſtürz' ich, ſo daß mich die Nacht der Vergeſſenheit auffängt, oder ich ſtürze, und irgend ein deutſches Gefängniß ſtreckt ſeine milden Arme nach mir aus, um mich zu retten. Oder, was ich hoffe, der Himmel ſchickt mir einen Engel, der mich von der Martinswand herabgeleitet. Ich ſeh' ihn ſchon, dieſen Engel; er hat ein lächelndes, unbeſorgtes Antlitz und heißt

Digitized by Google

Konsequenz. „Ein Mensch, der sich bessert", schrieb mir Börne vor kurzem, „ist ein unverbesserlicher Mensch." Ich versichere Sie, die Dinge haben in Deutschland immer so gestanden, daß man nicht eher berühmt wurde, ehe man nicht eine Zeit lang berüchtigt war. Die Deutschen gewöhnen sich an Alles. Man hat bei uns Vieles ertragen; man erträgt auch mich, wenn ich nur selbst darauf bedacht bin, mein Signalement so prägnant wie möglich zu machen. Ausdauer, Ernst, heiliger Wille imponirt den Deutschen. An das, was die Zodiacalpartie an mir tadelt, die Aufrichtigkeit gegen Leute, die mit einem Male meine frühere Freunde gewesen zu seyn vorgeben, gewöhnt sich die Nation am ersten; denn das ist grade soviel wie nichts für die Nation. An meine Excentricität gewöhnt es sich — aus Gewohnheit. An das, was mir neben der schlechten Taktik und dem Excentrischen noch immer bleibt, nämlich daß ich kein Confusionär bin, daß ich Erfindung habe, Volubilität besitze und zuweilen etwas sage, was sich in ein Gedenkbuch schreiben läßt, da es sich in Form und Inhalt abrundet, an dies alles gewöhnt es sich vor allen Dingen; denn die Menschen werden immer sagen: Es ist Schad' um ihn, er könnte etwas Anders seyn, als er ist. Zwei Widersprüche erhalten mich: 1) ich schlage nicht um: dies sichert mir die Zukunft, die den Charakter ehrt; 2) ich könnte, wenn ich nur wollte: dies sichert mir die Gegenwart, die etwas an mir ehrt, was ungefähr Talent genannt werden kann.

Ich habe Sie, verehrter Herr, in meine innersten Gedanken blicken lassen. Meine so prekäre Stellung zwingt mich, meinen Leichtsinn aufzugeben und etwas Selbstvertrauen zu zeigen. Ich muß mich selbst beobachten und die Streitkräfte überzählen, die mir zu Gebote stehen. Es sind nicht viele: ich bin es vielleicht nur allein: Verzeihung, wenn ich in meiner Verlegenheit von dem Schatten spreche, den ich werfe. Ich bin nicht eitel: weiß, daß ich noch nichts geleistet habe; aber meine Zukunft überseh' ich, und wenn jemand von dieser spricht, so nimmt er den Mund unwillkürlich etwas voll. Menzels Ausfall kann ich auch nur durch die höchste Anstrengung meiner Mittel besiegen. Sie rathen mir in dieser Sache Milde an und Würde. An letztrer hab' ich es in meiner eben erschienenen Brochüre[17a]) nicht fehlen lassen; aber einige Persönlichkeiten sind untergelaufen. Man setzt es voraus; man bringt mir Ent-

Digitized by Google

gegnungen dieſer Art ab: aber ich arbeite daran, aus der ganzen Angelegenheit eine Prinzipienfrage zu machen.

Ueber den Ton unſres Journals kann ich am wenigſten etwas verſprechen. Es will Organ, wenn auch nicht entgegengeſetzter, doch verſchiedener Richtungen ſein; darum auch der große Umfang. Wir haben Zuſagen von Fakultätsmännern, die uns wahrſcheinlich nur als Thürſteher und Grieswärtel betrachten werden. Den kritiſchen Theil beſorg' ich ſelbſt zumeiſt. Wir werden ſo lebhaft in unſerm Blatte ſein, als nöthig iſt, um Aufſehen zu machen; und doch wahrſcheinlich zurückhaltend genug, um unſre preläre und mißgünſtig beaufſichtigte Stellung behalten oder vielleicht beſſern zu können.

Entziehen Sie ſich uns nicht, verehrter Herr! Wir kennen den Muth, mit welchem Sie ſich trotz Ihrer Verhältniſſe manchen beanſtandeten Beſtrebungen als Lootſe, der über Untiefen führt, hinzugeben pflegen. Sollten Sie ihn auch bei uns haben, ſo würden wir durch unſere Führung Ihre Rückſichten zu ehren wiſſen. Die erſten Hefte, die noch im Dezember erſcheinen, werden Sie über das Unternehmen beruhigen.

Dieſe letzten Zeilen ſchreib' ich einen Tag ſpäter, nachdem mich bei dem geſtrigen Herr Mundt ſelbſt überraſcht hat. Es ſind Konferenzen eingeleitet worden, diplomatiſche, ein Kaliſch en miniature. Wir werden ſehen.

Nehmen Sie die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Gutzkow.

Frkft. a. M.
(an einem Pulte auf der Allee,
das Sie und Rahel oft zum
Schreiben benutzt haben)
d. 7ten Oct. 35.

Ich muß mir hier verſagen, auf die hohe Bedeutung näher einzugehen, die dieſer Brief für Gutzkows perſönliche Entwicklung hat. Nur ein Satz muß für die allgemeine Geſchichte des Jahres 1835 unbedingt hervorgehoben werden, der geheimnisvolle Schlußſatz: Mundt iſt am 7. Oktober in Frankfurt, „es ſind Konferenzen eingeleitet worden, diplomatiſche, ein Kaliſch en miniature. Wir werden ſehen."

Digitized by Google

Mundts Unentschlossenheit und Abneigung, mit Gutzkow und Wienbarg ein Bündnis einzugehen, der er noch am 12. September Varnhagen gegenüber Ausdruck giebt, ist aufs neue überwunden, ja völlig in das Gegenteil umgeschlagen. Mehr noch als jene Andeutung Gutzkows beweist dies ein Brief Mundts von Leipzig aus, das er nach Frankfurt aufsuchte; er enthält eine hochinteressante Schilderung des Eindrucks, den Gutzkows persönliche Bekanntschaft auf ihn machte. Was das Resultat ihrer „Konferenzen" war, ist zwar auch aus diesem Briefe nicht ersichtlich, und die naheliegende Vermutung, daß Mundt mit Aufträgen Gutzkows zu Kühne nach Leipzig reiste, findet keine Bestätigung. Abgesehen aber von der grundlegenden Bedeutung dieses Briefes für Gutzkow selbst bildet er auch den Schlüssel für Mundts Verhalten in der nächsten Zeit. Die interessante Briefstelle vom 14. Oktober 1835 lautet:

> Seit gestern, mein hochverehrter Herr und Freund, befinde ich mich hier in der Pleißestadt. In den letzten Wochen wanderte ich an den Gestaden des Vater Rhein umher, und habe acht Tage in Frankfurt am Main vis-à-vis — dem jungen Deutschland zugebracht. In Ihrer lieben, freundlichen Zuschrift vom 20. v. M., die erst jetzt in meine Hände kommt, rathen Sie mir aus sehr schätzenswerthen Motiven ab, gegen Gutzkow zu schreiben, aber die Nothwendigkeit, die ich dazu in mir fühlte, hatte mich bereits zu jenen Artikeln über ihn veranlaßt, die Sie seitdem vielleicht gelesen haben. Ich bin sehr häufig, und zu meinem Schaden, mit Gutzkow und dessen Tendenzen verwechselt worden, und war es mir selbst schuldig, öffentlich zu erklären, wie wenig Antheil ich an diesen kannibalischen Ausbrüchen eines großen Talents habe und wie weit ich mit ihm sympathisire und streite, um so mehr, da er auch in seiner Broschüre gegen Menzel wieder meinen Namen herangezogen hat, um sich zu seiner Unterstützung mit wahlverwandten Charakteren zu umgeben. Jetzt habe ich ihn nun durch Wienbarg in Frankfurt a. M. persönlich kennen gelernt und bin ihm offen mit meinen Ansichten über ihn entgegengetreten. Ich halte ihn trotz der Kälte, Ruhe und Besonnenheit, die sich in seinem Wesen ausdrückt, für sehr unglücklich,

Digitized by Google

und einige tiefergehende Gespräche mit ihm brachten mir einen großen, schmerzhaften Antheil für seine Person hervor. Wir verkehrten seitdem täglich und stündlich mit einander und ich werde seinen Schriften künftig immer die größte Aufmerksamkeit widmen, ohne meine Abweichung von ihnen zu bergen. Bei seiner großen Jugend — denn er zählt fünf Jahre weniger als ich — sind noch erhebliche Veränderungen von ihm zu erhoffen, wie wenig Lust und Liebe man auch dazu haben mag, an eine Natur zu glauben, die sich absichtlich vorgesetzt hat, die ganze Welt gegen sich zu reizen, und es auszusprechen wagt, wie Gutzkow gegen mich mündlich gethan, daß er seine Hauptaufgabe in einem „Trotz gegen die Gottheit" sehe. Im übrigen bin ich in seiner Person auf mehr Grund und Boden gestoßen als in seinen bisherigen Schriften, und zu der Ausgleichung und Vermittelung, die er auch mit Ihnen wünscht, möchte ich gern beitragen. Wir haben viel von Ihnen in den dortigen Kreisen geredet, und es war mir eine große Satisfaktion, auseinanderzusetzen, wie wichtig es ist, daß Sie unserer jungen, aufstrebenden Litteratur antheilvoll zugewandt bleiben!

Von Wolfgang Menzel habe ich einen merkwürdigen Brief erhalten, worin er mich auffordert, zwischen ihm und Gutzkow schlichtend im Zodiacus zu sprechen, oder vielmehr, ihn in der „Sache" zu unterstützen. Dies letztere kann ich am allerwenigsten, da die Art und Weise, wie Menzel alle sozialen Bestrebungen der heutigen deutschen Jugend auf das Bordell zurückgeführt hat, mir im höchsten Grade empörend war. Menzel insinuirt mir in seinem Briefe die „moralische Nichtswürdigkeit" von Gutzkows Privatleben, was ich ihm in meiner Antwort, die nur abweisend ausfallen kann, offen vorhalten werde.

Charakteristisch ist auch hier wieder das Verhalten Varnhagens, der Mundt abrät, gegen Gutzkow zu schreiben, weniger wohl, um sie zu versöhnen oder gar zu vereinigen als um Gutzkows Bedeutung durch Totschweigen zu mindern. Einige Jahre später, als zwischen Mundt und Gutzkow die heftigste literarische Fehde wütete, gestand ersterer auch in einem Brief an Rosa Maria Assing, daß Varnhagen ihn stets von Gutzkow

Digitized by Google

„abgemahnt“ habe. Mundts Wallykritik war aber schon erschienen, und trotz Varnhagens Mahnung schwieg er auch weiterhin über Gutzkow nicht, widmete vielmehr dessen noch im selben Jahre erschienenen Schriften, den „Öffentlichen Charakteren“ und dem Drama „Nero“ sehr lobende Besprechungen[18]), verteidigte sogar seine Kollegen und darunter vor allem Gutzkow gegen einen Aufsatz in der „Minerva“, durch den sich der Professor und Improvisator O. L. B. Wolf in Jena Menzel als Mitstreiter gegen das junge Deutschland an die Seite gestellt hatte.[18]) Dieser Umschwung war, wie wir sahen, die Folge der persönlichen Bekanntschaft und Verständigung mit Gutzkow. Bestärkt wurde er außerdem durch einen Brief Menzels, der Mundt für sich gegen Gutzkow in Anspruch nahm, und ihn gewissermaßen vor eine Alternative stellte. Das Schreiben Menzels verrät deutlich genug, daß dem Stuttgarter Literaturpapst sehr bald vor seiner eigenen Gottähnlichkeit bange wurde und er sich nach Bundesgenossen umsah; so schrieb er denn:

Verehrtester Herr! Da ich gegen das gottlose Treiben des Dr. Gutzkow aufgetreten bin, fühle ich wohl, daß ich entweder wirklich zu leidenschaftlich bin, oder doch dafür werde gehalten werden. Ich kann meiner Entrüstung nicht gebieten und nicht schlau sein, wenn mein Innerstes empört ist. Damit aber die gottlose Brut keinen Vortheil aus meiner Leidenschaftlichkeit ziehe, bitte ich Sie im Namen der Ehre und der guten Sache von Ihrem unbefangenen Standpunkt aus in dieser Angelegenheit ein zeitgemäßes Wort zu reden. Daß Sie in der Sache mit mir einverstanden sein werden, sehe ich voraus. Ohne daß wir viel mit einander verkehrt haben, weiß ich doch, Sie kennen mich, und ich kenne Sie. In einer guten Sache werden wir immer übereinstimmen.

Es wäre doch in der That traurig, wenn die deutsche Jugend sich auch nur theilweise von einer so ruchlosen Tendenz anführen ließe. An uns, den literarischen Mächten ist es, hier dazwischenzutreten.

Sie würden vielleicht meine Heftigkeit noch mehr gerecht-

Digitized by Google

fertigt finden, wenn Sie die moraliſche Nichtswürdigkeit Gutzkows auch im Privatleben in ſolchem Umfang kennen gelernt hätten, wie ich.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenſter

Stuttgart, 25. September 1835. Menzel.

Mundt hat dieſen Brief 1840 im „Freihafen“ veröffentlicht. Er bemerkt dazu, daß er gerne bereit geweſen wäre, durch ein unparteiiſches Urteil das literariſche Gezänk aus der Welt zu ſchaffen, doch riet er Menzel, von der Art ſeiner Polemik abzuſtehen. Darauf erhielt er von dieſem eine Antwort, die geheimnisvoll von etwas „in wenig Wochen“ Bevorſtehendem ſprach, ein Beweis, daß Menzel wenigſtens frühzeitig Kunde von den Schritten der Regierungen hatte. Auch Mundt war überzeugt, daß hauptſächlich perſönliche Verſtimmung Menzels Polemik zu Grunde lag.

„Wer weiß,“ fragt jener Aufſatz im „Freihafen“[19]) „welch ein dämoniſcher Zwieſpalt da dieſe beiden kritiſchen Goldmacher mitten unter den Geheimniſſen ihrer Werkſtätte beſchlichen haben mag! Soviel iſt gewiß, daß es eine Pulver-Exploſion war, an der ſich beide die Naſe verbrannten und durch die wir andern Umſtehenden wenigſtens geſchwärzt oder doch mit angeſchwärzt wurden.“

Laube verhielt ſich in dieſer ganzen Streitſache am vorſichtigſten, um keinen ſchärferen Ausdruck zu gebrauchen; er war ja wohl der einzige von den eigentlichen Jungdeutſchen, der im Dezember, als alle durch Gutzkow und Wienbarg in die Oeffentlichkeit gebrachten Mitarbeiter der „Deutſchen Revue“ in Entſchuldigungen oder auch feigen Winkelzügen wetteiferten, ebenfalls eine Erklärung in der Allgemeinen Zeitung erließ, und noch zwei weitere Erklärungen niederſchrieb[20]), daß er mit dem ſog. jungen Deutſchland nichts zu ſchaffen habe. Nur zwei Stellen aus ſeinen Briefen an Varnhagen ſind hier bemerkenswert, ſie zeigen, daß er auch in der That eine Art Sonderſtellung einnahm, inſofern nämlich, als ihm die „Deutſche

Digitized by Google

Revue", zu der er sich zwar selbst als Mitarbeiter gemeldet, seiner eigenen Unternehmungen wegen höchst unbequem war. Die erste ist von Naumburg, 20. Oktober, datirt:

Nur gar zu recht haben Sie mit der Bemerkung, daß unser Prinzipienkrieg in der Literatur nie unzeitiger hätte kommen können, die Grundsätze der einen Partei sind alle jetzt inconvenient; aber Menzel ist Urheber dieser Plumpheit. Ich habe mich übrigens noch gar nicht eingelassen und werde es jedenfalls mit dem größten Maße und hundertfältiger Umsicht thun. Wally und Wienbargs Thierkreis sind verboten. Heine hat mir Lieder für den Almanach gegeben, die leider wegen Unchristlichkeit nicht zu drucken sind. Sie sehen, welch Lustspiel-Unglück mich hier verfolgt: nicht die Verbindungen, wohl aber deren Vortheile lassen mich im Stich. Er hat mir sehr liebenswürdig geschrieben in all der Traurigkeit des Liebeherzens, die ihn niederdrückt. Zu Boulogne sur mer sitzt er am Strande und sieht ins Meer. Von der deutschen Polemik weiß er gar nichts und sagt ex abrupto: „Eine Mischung von Pöbelthum und Schurkenhaftigkeit ist doch der Menzel." Ist das nicht geistige Atmosphäre?

Und am 2. November heißt es:

Meine Situation ist im Allgemeinen ziemlich peinlich, ich weiß nicht, ob man mir die Redaktion gestatten wird, die Revue und der Kompromiß, den sich meine jungen Freunde zugezogen haben, raubt mir die natürlichen Verbündeten und Mitarbeiter, es wird mir sogar unverholen insinuirt, daß jetzt die Politik gar nichts zu befürchten und keine Unterstützung nöthig habe, daß ich aber meine Existenz nur halten oder retten könne, wenn ich mich offen gegen die auflösenden Tendenzen der jungen Literatur erklärte. Daneben die unsäglichen Verwirrnisse in dieser Literatur selbst, die existenzgefährlichen, brutalen Angriffe, die man täglich von Menzel zu befürchten hat, die Taktlosigkeiten und unnützen Bellereien Kühnes, der gar keinen Begriff von der äußeren Sachlage zu haben scheint und überall in die Quere kommt. Wäre ich frei, diese Hindernisse würden mich reizen, stacheln, ermuntern, so wie ich bin, sind sie mir tödtlich. Wo soll ich Namen und Mitarbeiter bei solchen Umständen hernehmen, und nach einem Monat muß ich schon

Digitized by Google

Manuſkript liefern, und tadelloſe Namen ſind mir zum Anfange alles, es hilft mir nichts, alles ſelbſt zu ſchreiben.

Nun immer weiter in dem ſchlimmen Wege! Fürchten Sie nicht, daß ich muthlos werde, manchmal lache ich tüchtig, daß nach wenigen Monden keine Kategorie für mich paſſen wird; denn es würde eine kurze Herrlichkeit, wollte ich „junges Deutſchland“ in die Mitternacht bringen. Ahnungen der Richtung finden Sie vielleicht ſchon in meinen „Charakteriſtiken“.

Auch an Laube ſcheint demnach Menzel einen ähnlichen Aufruf erlaſſen zu haben wie an Mundt, ſchon die Aeußerung über Menzel vom 1. Oktober läßt dies vermuten, und augenſcheinlich iſt er hier nicht auf prinzipiellen Widerſtand geſtoßen.

Mundts herausfordernde Parteinahme für Gutzkow dauerte aber auch nicht lange. Durch den intimen Verkehr mit ſeinem Freunde Guſtav Kühne in Leipzig wurde der Eindruck aus Frankfurt abgeſchwächt, um ſo mehr, als Kühne eine beſonders tief eingewurzelte Abneigung gegen Gutzkow hegte, die zu ſeiner geiſtigen Bedeutung in keinem Verhältnis ſtand. Er hatte am 26. September 1835 an Varnhagen geſchrieben:

Durch Regierungsrath du Bois, der in Köſen viel mit Laube verkehrte (les extrèmes se touchent) erfahre ich zu großem Vergnügen, daß Laubes Sache ſich zum leidlich guten Ende neigt. Er wird, wie Sie vielleicht ſchon wiſſen, das Mitternachtsblatt redigiren. Unſerm Freunde Mundt ſoll der Freimüthige offerirt ſein — und ſo kommen denn alle jungen Kräfte ins Vordertreffen. Gutzkows banauſiſche Kuliſſenreißereien müſſen durch andere Leiſtungen des jungen Deutſchlands wieder gut gemacht werden. Auch Laube, der von Gutzkow einen Beitrag für ſeinen Almanach in Händen hat, müßte hierüber das ſolide Bewußtſein haben.

Und welche Stellung im übrigen Kühne einnahm, verrät eine Briefſtelle vom 23. November 1835:

Unſer [Kühnes und Mundts] gemeinſchaftliches Leben hier, das ſich nun bald ſeinem Ende zuneigt, hat für uns beide des Erfreulichen mancherlei. In gegenwärtiger Literaturzeit hat



Digitized by Google

es vielleicht etwas doppelt Wohlthuendes, wenn zwei, nicht blos als Geiſter und Köpfe, ſondern auch als Gemüther zuſammenhangen. In den Zuſtänden allgemeiner Gedankenauflöſung kann auch das verketzert werden und iſt es ſchon. Auch Laubes Briefe an mich ſind voll von Schmähung über meine moraliſch und prinzipienmäßig baſirte Kritik der Mundtſchen Madonna, was mir denn nur um Laubes willen leid thut und vielleicht zu einer ſchärferen Rektifizirung dieſes ſich übernehmenden Talentes auffordern kann.

Lange nicht mehr ſo kühn klingt daher eine Bemerkung, die Mundt am 5. November von Leipzig aus dem Proſpekt des erweiterten „Zodiacus“ beifügt:

Der ekelhafte Streit zwiſchen Menzel und dem Frankfurter jungen Deutſchland hält noch immer vor, und Menzel tritt in ſeinem blinden und pedantiſchen Eifer die wichtigſten Fragen und Intereſſen mit in den Schmutz. Ich weiß mich nicht anders bei dieſer Fehde zu ſtellen, als daß ich ſie in ihren Details als gar nicht vorhanden ignorire. Für das Weiterſtreben ſehe ich für mich fortan weiter keine Rettung, als in der ungeheuerſten Ehrlichkeit, mit der ich künftig alles, was ich über Dinge und Schriftſteller denke, herausſagen werde. Denn ich fühle keine Hingebung in mir an das, was in dieſem Augenblick nach irgend einer Seite gilt oder ſich geltend macht.

Dieſer letzte Satz iſt eine völlige Abſage ſeiner Frankfurter Beſchlüſſe, und wie energiſch er das Haſenpanier ergriff, als mit Gutzkows Verhaftung die Sache wirklich gefährlich wurde, beweiſt zur Genüge der in dem Pierſonſchen Buche [21]) abgedruckte Brief, wo er, allerdings wohl mit Rückſicht auf die poſtaliſche Kontrole, Kühne znm Zeugen dafür anruft, daß er „niemals Verabredungen noch Zuſammenhang in irgend einer Sache“ mit Gutzkow gehabt habe.

Varnhagen hatte mittlerweile Gutzkow geantwortet, vermutlich ſo, daß man ein Ja oder Nein mit ziemlich gleicher Sicherheit herausleſen konnte. Die Frankfurter nahmen natürlich das erſte in Anſpruch, was Gutzkow auch ſpäter begründet,

Digitized by Google

und wie dieſer weiterhin den Namen Varnhagens für ſeine Zwecke benutzte, zeigt folgende auch in anderer Beziehung intereſſante Aufforderung zur Mitarbeiterſchaft, die er an den Staatsrath Nebenius in Karlsruhe richtete:

Ew. Hochwohlgeboren

wollen dem Unterzeichneten gütigſt erlauben, den Glanz Ihres Namens als Leitſtern für ein Unternehmen zu erbitten, das für die Intereſſen der Literatur von ſegensreicher Wirkſamkeit ſeyn kann. Die Idee der deutſchen Revue geht von Namen aus, welche mit der öffentlichen Meinung öfter im Streit, als im Bunde ſind. Ich zumeiſt habe das zweifelhafte Glück gehabt, eine für die ſonſt ſo unſcheinbaren Kreiſe der ſchönen Literatur ſeltne Aufmerkſamkeit zu erregen. Ich beklage es, in eine Stellung geworfen zu ſeyn, die ich behaupten würde, wenn man ohne die Menſchen ſociale Experimente machen könnte. Ich fühle das Bedürfnis, mich in der Meinung derer, welche weiſe genug ſind, ſich die Geburtswehen einer neuen Umgeſtaltung unſrer Literatur erklären zu können, allmälig zu arrondiren und bin froh, durch mein Journal die Achtung an den Tag legen zu können, welche ich für ausgezeichnete Namen ebenſoſehr, wie für Jedes, was die Nation in ihren Fortſchritten beſchleunigt, im Herzen trage. Diejenigen Notabilitäten, welche in der Meinung des Volkes ihre Ehrenplätze einnehmen, jeder mit ſich fertige und dem Ohr der Nation wohlklingende literariſche und politiſche Charakter, ſollte jetzt ſeine Hand bieten, einer vielleicht excentriſchen, aber nur Hohes bezweckenden, die Politik der Parteien umgehenden, auch wohl talentvollen jüngern literariſchen Generation die wahren Anknüpfungspunkte zu zeigen, um ihren guten Willen und ihre innere Kraft dem Gemeinſamen zu Gute kommen zu laſſen. Die deutſche Revue giebt dazu die ſchönſte Veranlaſſung. Achtbare Namen, wie Varnhagen von Enſe u. A. haben ſie ergriffen und helfen mir und meinem Mitarbeiter das Terrain kennen lernen, auf welchem ſich wirken läßt. Jede wiſſenſchaftliche Beſtrebung wird in unſerem Journale repräſentirt: auch diejenige, in welcher Sie, hochgeehrter Herr, die Freude der Nation geworden ſind. Dürfen wir darauf rechnen, bei etwa vorkommender Gelegenheit, wo Sie der Oeffentlichkeit



Digitized by Google

etwas mitzutheilen haben, von Ihnen bedacht zu werden? Ich muß, obgleich mehr als Client zu einem Patron ſprechend, doch den Klang des Goldes in dieſe Zeilen der Verehrung miſchen und Sie bitten, für etwaige Beyträge aus Ihrer Feder bogenweis 3 Friedrichsd'ors in Empfang zu nehmen. Haben Sie die Güte, hochgeehrter Herr, dieſe Zuſchrift freundlich zu deuten und meiner ausgezeichneten Hochachtung verſichert zu ſeyn, mit der ich zeichne

Ew. Hochwohlgeboren

gehorſamſter

Dr. K. Gutzkow.

Frankfurt a. M., d. 20. Okt. 35.

Varnhagens zweite Antwort iſt ebenfalls nicht erhalten; dafür aber ein weiteres Schreiben Gutzkows vom 28. Oktober 1835. Es iſt ebenſo charakteriſtiſch und bedeutungsvoll wie das vorige und lautet:

Frankfurt, d. 28. Okt. 35.

Ein unbeantworteter Brief, verehrter Herr, iſt jener endlich angenähte Kantiſche Flausrockknopf. Er ſtört fortwährend. Sie ſetzten an die Spitze Ihres verwichenen Schreibens die Zahl 2, Sie rechneten mir vor, wie oft Sie nun ſchon an mich geſchrieben hätten, (Verzeihung, wenn ich etwas vielleicht Zufälliges ſo grell herausſtelle) ich fürchtete, daß ich Sie zu einer Beſchäftigung veranlaßte, die Sie abweiſen würden, wenn Sie weniger gefällig wären. Ich wollte nicht wieder ſchreiben, oder wenn ich ſchriebe, Ihnen doch gleichſam den Daumen auf die Schreibfinger ſetzen und Sie verhindern, mir zu antworten. Jetzt thue ich das Erſte doch; und unterlaſſe ſogar das Zweite.

Ich habe in dieſen Tagen die Lektüre von Laubes Modernen Charakteriſtiken begonnen, und erſtaunte, in jedem Satze Ihren Namen transparent durchſchimmern zu ſehen. Dies iſt eine Wirkſamkeit Ihrer Freundſchaft, welche, wenn die junge Literatur in der That zu ihren ehrgeizigen Zielen gelangen ſollte, von dem Literator entſchieden müßte hervorgehoben werden. Sie haben für Laube eine Art geiſtiger Vormundſchaft, oder beſſer eine unſichtbare Allgegenwart übernommen, die ihn wie ſein Genius umgiebt. Er ſpricht kaum ſchon

Digitized by Google

anders, als er wünschen würde, von Ihnen gehört zu werden. Sein Ausdruck hat an Concinnität gewonnen, seine Auffassung ist gemäßigt und wählerisch. Er fixirt seine Gegenstände, ehe er sie anfäßt. Ich habe über solche Metamorphosen noch einen speziellen Grund zur Freude, der in dem Zwange liegt, eine Partei bilden zu müssen. Niemals ist mir der Ausdruck: junges Deutschland über die Zunge gekommen, aber da ihn alle Welt braucht, so füg' ich mich gern und gehe die Bundesgenossenschaften ein, die sich von selbst ergeben, da hier Viele gemeint sind. In jeder Allianz ist es fatal, die Schritte seines Genossen vertreten zu müssen. Laube, wie er war, zerging mir nicht recht auf der Zunge. Er war früher eine etwas marzipanartige, hartgebackne Süßigkeit, an der man kauen mußte. Jetzt ist sein ganzes Wesen flüssig geworden, wie sein neuestes Buch zeigt, Spanischer Wind, der aus den Ingredienzien von tausend in Laubes Kopf nicht gar gewordenen Dingen zusammengesetzt ist. Die Kenntnisse, der Ernst werden kommen. Laube wird einsehen, daß die Komplimente. welche er rechts und links an zahllose vornehme Namen austheilt, ihm zwar die Salons, aber nicht das Pantheon aufschließen. Sein Talent wird solid werden. Ich freue mich nur, daß er durch Sie Grazie und Sinn für stylistische Schönheit bekommen hat, und daß man sich mit Aufrichtigkeit auf ihn berufen kann.

Halten Sie mich nur nicht für eingebildet, wenn ich solche Urtheile fälle! Sie wundern sich, daß ich meine Eigenheit, mein Persönliches so weit voranstelle, da meine Freunde doch immer nur gewohnt sind, von Tendenzen, Absichten und einer Bewegung zu sprechen, die uns fortreiße. Ich habe hierüber Herrn Mundt, obgleich fragmentarisch und erhitzt meine Meinung gesagt. Ich glaube gar nicht an eine so vage, gedankenlose Ausdehnung in den blauen Fortschritt hinein, ich glaube nicht, daß unsere Literatur sich ein Ziel der Art stecken soll. Menzel scheint mir eine Tendenz auf ganz bestimmte, sogar practische Zwecke zuschreiben zu wollen. Ich bin von seinen Ausmalungen der großen Gefahr des Vaterlandes überrascht, ja sogar erschreckt worden; denn ich bin mir, naiv gesagt, nur des Besten und Edelsten bewußt, und leitete das Meiste, nicht aus der Zeit, sondern aus mir her. Ich werde mich auch hüten, in meinem Kampfe die Insinuationen einer solchen Tendenz, wie sie

Digitized by Google

Menzel ſchildert, zu unterſchreiben, und werde, wenn er von der Geſchichte ſpricht, ihm mit der Poeſie antworten. Denn darin liegt mir alles, daß wir künſtleriſche Concretionen zu ſchildern lernen. Wiſſenſchaft und Zeit, das ganze luſtige Schiboleth der Mundtſchen Bewegung, dienen dazu, uns eine Weltanſchauung zu verſchaffen. Weiter kommen wir nicht. Die revolutionäre, halb chriſtliche, halb heidniſche Philoſophie, die ich in Mundt zu entdecken glaubte, bringt keinen Stein auf einen andern Fleck. Die Menſchen halten ſich an die Perſonen und nächſt dieſen an die Bücher. Ich billige auch nicht, was Sie, Verehrter, in Schutz zu nehmen ſcheinen, daß unſere Bücher jetzt nur noch Stationen der ſich weiterwälzenden Idee wären. Mich hat an Herrn Mundt nichts ſo ſchmerzlich berührt, als eine Mißachtung deſſen, was er ſchrieb. Wohin gerathen wir bei dieſer Verläugnung unſerer Präzedentien? Werden wir nicht immer bereit ſeyn, eine Sache, die wir verſtehen, für abgethan zu halten? Herr Mundt iſt in dieſem fortwährenden Negiren ſchon ſo lange begriffen, als ich ihn beobachtete [22]). Er verdankte faſt alle ſeine Ideen Steffens, und mordete ihn, da er ihn verſtand. So mit Goethe, mit Göſchel, ſo vielleicht mit Hegel, ſo mit jeder Erſcheinung, die ihm klar geworden iſt. Dies iſt nur zufällig die Unruhe einer einzelnen Perſon; aber ich möchte die Bücher auf einen höhern Standpunkt heben; ich möchte den Zeitgenoſſen etwas in die Hand geben, was in ſich abgerundet daſteht und doch den ganzen Himmel unſrer modernen Hoffnungen aus einem ſeelenvollen Auge ſtrahlen läßt. Die Reflexion weckt die Debatte, die Debatte in unſern Tagen ſiegt nicht, weil es keine Entſcheidungen giebt. Thetiſch, künſtleriſch, plaſtiſch, ohne Scheu und Hehl, keck, kurz und gut die Fragen hinſtellen, das iſt der Weg, den ich empfehle. Vergleichen Sie Madonna und Wally! Sie haben etwas Aehnliches, ſie müſſen es auch, weil ſie auf einem Baum wuchſen, dem Baume des Erkenntniſſes, gradezu geſagt ohne die Mythe zu fürchten. Wenn ich ſage, Madonna iſt vergeſſen, ſo drück' ich damit nur Etwas aus, was Mundt ſelbſt zu wollen ſcheint. Ich will einmal ganz ſo urtheilen, wie Sie es wohl thun werden: Madonna gewinnt für die Sache einige Herzen, hunderte lernen ſie nicht begreifen. Wally wird von jedem begriffen und alle ſtößt ſie ab. Das will ich nur, Verehrter. Hier laſſen Sie mich fortfahren: Keine Wahrheit iſt rein aufgetreten: ſie war

Digitized by Google

immer mit Irrthümern verſetzt und mußte es, um die Debatte möglich zu machen. Schon der Fanatismus der Wahrheit iſt ein Irrthum an ihr. Die Excentrizitäten Wallys ſind bald vergeſſen, an Madonna aber würden es aber auch die Wahrheiten bald ſein. So nützte ich durch meinen Eifer, durch die Dreiſtigkeit, ſchon eine vollkommene Geſchichte aus halben Dingen zu machen, der Sache gerade ſoviel, als man anerkennen wird, wenn meine künftigen Schriften folgen werden. Es war ganz klein und irdiſch von Männern, die jetzt eine Verwandtſchaft mit mir anerkennen, mich bei jener religiöſen Seite anzufaſſen, die nur Ballaſt und Lockſpeiſe für die Maſſe war. Iſt meine hölzerne Expoſition des hiſtoriſchen Chriſtenthums nicht gut genug, daß ſich die geiſtig Unmündigen Zähne dran herausbeißen, mit denen ſie Künftiges klein kriegen werden?

Jetzt muß ich innehalten; denn ich fühle, daß ich in meinem Eifer zu viel zuſammenrühre und die Hauptſachen vergeſſe, (mein Fehler!) ich beſcheide mich auf ein andermal, meine Meinung ſichrer auszudrücken.

Der Druck der „Revue“ beginnt. Ich habe Noth, meinen Mitarbeiter zurückzuhalten, daß er nicht gleich polemiſch auftritt gegen Menzel. Ich denke, die beſte Widerlegung Menzels ſind vom Streite unabhängige Arbeiten, die dem Urtheile des Publikums imponiren. Haben Sie denn gar nichts für uns? Kommen Sie nicht darauf zurück, uns Gentz zu geben, da das Taſchenbuch doch nicht erſcheint und Mundt uns wohl genug will, um auch uns eine Freude und Erleichterung unſrer harten Aufgabe zu gönnen? Sie ſind ſo reich an brieflichen Schätzen, wie ich höre. Eignet ſich nichts für uns? Keine Rahelreliquien?

Eine Bitte! Herr Mundt wird Sie oft ſehen. Grüßen Sie ihn freundlich und bitten Sie ihn in unſerm Namen um die verſprochenen Reiſemittheilungen!

Achtungsvoll

Ihr Gutzkow.

Varnhagen aber war mistrauiſch geworden. Den Angriffen Menzels gegenüber hatten Gutzkow und Wienbarg in Nr. 430 der außerordentlichen Beilage zur „Allgemeinen

Digitized by Google

Zeitung“ vom 29. Oktober ein Verzeichnis der Schriftſteller veröffentlicht, die ihre Mitarbeit an der „Deutſchen Revue“ in Ausſicht geſtellt hatten. Hier war auch ſein Name genannt worden, jedenfalls ohne daß er die ausdrückliche Autoriſation dazu gegeben. Dem Geheimen Legationsrat aber dünkte es gefährlich, in Reih und Glied mit einer Anzahl junger Schriftſteller zu ſtehen, die zum Teil mit der Behörde ſchon in Konflikt geraten waren, und die Geſellſchaft zahlreicher Univerſitätslehrer konnte ihn darüber nicht hinwegheben. Er hatte auch wohl ſchon Kenntnis davon, daß die Polizei einen großen und gründlichen Streifzug gegen das junge Deutſchland plante, denn in einem Brief an Gutzkow Anfang November erging er ſich, abgeſehen von Vorwürfen über Indiskretion, auch in Vorherſagungen, die jedenfalls nicht ohne Weiteres aus der Luft gegriffen waren. Dies zeigt einerſeits ein Brief Gutzkows vom 7. November, andererſeits die endgiltige Antwort Varnhagens vom 16. November. die er in Abſchrift aufbewahrte. Die beiden Briefe lauten:

Verehrter Herr! Den Vorwurf der Indiskretion verdien' ich nicht. Wenn Sie ſich Ihres erſten Briefes entſinnen, ſo machten Sie uns zwar keine Hoffnung auf bald erfolgende Beiträge, fügten aber hinzu, daß Sie Muße und Geſundheit abwarteten und uns gern geben wollten, was ſich bis dahin fördern ließe. Nach Ihrem letzten Briefe fühl' ich es, daß wir Ihre Stellung hätten berückſichtigen müſſen, und Sie nicht unter eine Heerde hätten bringen ſollen, wo viele ſchon mit einem rothen Strich für das Aeußerſte bezeichnet ſind. Darin ſehen Sie wieder, wie wenig Takt wir haben. Wir bildeten uns ein, eine ſolche Schlußzuſicherung, wie die Ihrige, gäbe wenigſtens den Schatten eines Rechtes. Wir ſahen in unſerm Enthuſiasmus nicht, daß der Anzug, in dem wir an Ihre Thür klopften, verdächtig iſt. Verzeihen Sie uns! Wir haben einen ſchweren Stand. Warten Sie gütigſt das erſte Heft ab, ehe Sie Ihren Namen reklamiren.

Frkft. a. M., d. 7. Nov. 35.

Mit Hochachtung Gutzkow.

Digitized by Google

Varnhagen erwiderte ziemlich gereizt:

So leid es mir ist, meinen Namen nochmals in eine Angelegenheit zu verflechten, in welcher Sie denselben schon einmal mit größtem Unrecht genannt haben, so sehe ich mich doch gezwungen, weil die Sache hier ein so unangenehmes Aufsehen macht, heute ein berichtigendes Wort an die „Allg. Ztg." zu senden. Ich halte es für schicklich, Ihnen davon Anzeige zu geben, und thue es um so lieber, als ich Sie dringend ersuchen möchte, meinen dort ausgesprochenen Wunsch zu berücksichtigen. Ich rechne mit Zuverlässigkeit darauf, daß Sie durch keine Erwiderung mich in den Fall setzen, nochmals zu antworten. Da, was Sie gethan, mehr als ein Irrthum ist, so können Sie nicht verletzt sein, daß ich es nur also nenne.

Ich glaube meine Vorhersagungen werden eintreffen, und der widerwärtige, nach keiner Seite gedeihliche Streit wird Ihr lit. Unternehmen in der Geburt ersticken, und Ihre bessern Absichten, Ihre löblichen Vorsätze, von denen Sie reden, werden kaum eine Stätte finden, wo sie sich zeigen können. Möchten Sie aber auch eine unglückliche Erfahrung dieser Art nur benutzen, in jenen Vorsätzen zu beharren, Ihrem Talent, das gewiß jeder Pflege werth ist, eine neue mit unsren deutschen Zuständen und Gewöhn. übereinstimmendere Richtung zu geben, und dasselbe zu künftiger Anerkennung nur um so strenger auszubilden. Mit diesem wohlgemeinten Wunsche scheide ich von Ihnen und verbleibe

16. Nov. 1835. mit Hochachtung Ihr ergebenster V.

An diesem 16. November hatte nämlich der seit 15 Jahren zur Disposition gestellte Geheime Legationsrat vom Minister des Aeußeren die strikte Weisung erhalten, die Angabe Gutzkows und Wienbargs vom 29. Oktober sofort zu widerrufen[23]); wie prompt er gehorchte, zeigt dieser Brief. Zwei Tage vorher hatte der Minister des Innern, Rochow, jene preußische Verfügung erlassen, die alle Schriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt verbot.

So war Varnhagen, von Professor Ulrici (7. Nov.[23a])) abgesehen, der erste, der seinen Widerruf durch die „Allgemeine Zeitung" in die Welt hinaussandte. Er erschien in der außer-

Digitized by Google

ordentlichen Beilage Nr. 476 zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 23. November und hatte folgenden Wortlaut:

Berichtigung. Es kann nur durch Irrthum geſchehen ſein, daß in einer Anzeige der „Allgemeinen Zeitung“, die „Deutſche Revue“ und die künftigen Mitarbeiter dieſer Zeitſchrift betreffend, mein Name genannt worden iſt. Die perſönlichen Streitigkeiten aber, deren bei derſelben Gelegenheit Erwähnung gethan wird, möchte ich ſelbſt durch dieſe Berichtigung nicht im geringſten berührt haben, da ich, wie bisher ſo auch ferner, ihnen zu mir keinerlei Beziehung zu geben wüßte.

Berlin, den 16. November 1835.

K. A. Varnhagen von Enſe.[24])

Dies alſo war die Rolle, die Varnhagen im jungen Deutſchland zufiel, gewiß keine ſehr rühmliche. In ſeinen Tagebüchern ſchweigt er faſt ganz über dieſe Dinge, nur einmal entringt ſich ihm ein ſchwerer Seufzer:

Heute, den 22. Dezember 1835, im Gefühl des Unmuths und der Scham über die grauſame, alle menſchliche Rückſicht verleugnende Verfolgung, welche gegen junge Schriftſteller verhängt iſt, denen man jedes auch noch ſo unſchuldige Wort im voraus verbietet, die niemand vertheidigen oder auch nur im Guten nennen, aber jeder höhnen und ſchimpfen darf, — heute frag' ich mich, was aus dieſer begonnenen Richtung werden, wohin ſie führen und wie ſie ſich wenden wird? Und ich kann keine Vorſtellung davon finden! — Ich weiß, alles wird anders, als man denkt; hier aber kann ich mir nichts denken, nicht den Fortgang, nicht den Stillſtand, nicht den Rückſchritt, und ich bin ordentlich neugierig, was ich in ſechs Monaten, ſo Gott will, hier als Antwort werde drunter ſchreiben können! Denn einige Antwort wird alsdann doch wohl ſchon herangereift ſein.

Und genau ſechs Monate ſpäter, am 22. Juni, ſchrieb er die Antwort darunter:

Die harten, unſinnigen Maßregeln ſind zurückgenommen. Die Namen dürfen genannt, die Schriften unter Zenſur gedruckt werden. Der Jammer kleinlicher, chikanöſer, hemmender Aufſicht, Hinſchleppung, Widerſpruchs, Ungewißheit dauert fort.

Digitized by Google

Mundts Buch, ſchon zenſurirt, unterliegt einer neuen Zenſur, und dieſe ſteht ſtill! Laube darf ſich als Redakteur des „Mitternachtsblattes“ nicht nennen, obwohl die Behörden wiſſen und geſtatten, daß er es ſei. Der dritte Theil von Knebel ſoll nicht ausgegeben werden [25]), iſt es aber ſchon, und man läßt es dabei bewenden!

Innerhalb dieſer ſechs Monate war auch das Schreiben Metternichs, das Varnhagen aufforderte, über das junge Deutſchland ein Gutachten abzugeben, an ſeine Adreſſe gelangt, und hatte Varnhagen dieſer Bitte Folge geleiſtet. Die ſie begleitenden Umſtände ſind merkwürdig.

In Varnhagens „Tagebüchern“ heißt es darüber unterm 12. März 1836:

Durch den Baron Karl von Schweitzer, den ich früher nie geſehen, empfing ich heute ganz unerwartet einen Brief des Fürſten Metternich [26]), einen ſchon ſehr alten, denn er iſt noch vom Dezember des vorigen Jahres. Der Fürſt wünſcht Aufſchluß über das junge Deutſchland, und was er darüber ſagt, iſt nicht ohne Liebenswürdigkeit und Geiſt. So ſchmeichelhaft das Ganze für mich gewendet iſt, ſo traurig ſind doch die allgemeinen Betrachtungen, zu denen ich dadurch angeregt bin. Ich ſehe aus allem gleich die Unmöglichkeit, hier einen Boden des Verſtändniſſes zu gewinnen; mündlich könnte noch manches aufgehellt werden, aber ſchriftlich iſt es nicht zu leiſten. Dennoch werde ich verſuchen, wie weit es gehen kann; die Hauptſache wird ſein, daß ich meine Anſicht kurz hinſtelle, und es wird dann darauf ankommen, ob mir der Fürſt glaubt, denn erweiſen und durchſtreiten läßt ſich dergleichen nicht.

Ich ſehe, daß große Befangenheit herrſcht, und auch große Dürftigkeit; wie könnte nur ſonſt der Fürſt den Baron Schweitzer ſo anrühmen, den ich nach einem anderthalbſtündigen Geſpräch für einen mittelmäßigen Kopf erklären muß, der mancherlei auffaßt und nachſpricht, und eigentlich nur der herrſchenden Anſicht ſchmeichelt. Doch er iſt im Kabinett des Kaiſers von Rußland angeſtellt, und iſt wohl deßwegen für den Fürſten von Metternich von einigem Intereſſe. Uebrigens ſcheint er mir harmlos und milde, und durch literariſche Liebhabereien ſehr befriedigt.

Digitized by Google

Dieſe faſt dreimonatliche Verſpätung eines Fürſt Metternichſchen Briefes, der nicht einmal der Poſt anvertraut war, ſondern durch den Baron v. Schweitzer perſönlich überbracht werden ſollte, überraſcht. Es iſt nicht anzunehmen, daß dem Fürſten, der bei dem ganzen Vorgehen des Bundestages gegen das junge Deutſchland durch ſeinen Vertreter, den Präſidialgeſandten Grafen v. Münch-Bellinghauſen, der spiritus rector war, an einer ſchnellen Auskunft durch einen Eingeweihten nichts gelegen war. Diplomatiſche Briefe brauchten keine drei Monate von Wien nach Berlin, und ſie auf Reiſen mit ſich herumzuſchleppen, war wohl ebenſowenig thunlich. Es bleibt alſo nur übrig, an ein Verſehen oder — eine Abſicht zu glauben. Die in Varnhagens vorſichtigen Zeilen angedeuteten Umſtände wecken den Verdacht, daß die Verzögerung jenes Aufklärung heiſchenden Briefes in der That Abſicht war. Wir wiſſen aus zahlreichen Verhandlungen gegen Demagogen und Schriftſteller der damaligen Zeit, daß die Rückſichten auf die ruſſiſche Herrſcherfamilie bei der preußiſchen Regierung faſt noch weiter gingen als die auf das eigene Fürſtenhaus; als Laube über ſein Buch „Das neue Jahrhundert 1. Bd. Polen“ verhört wurde und er die darin enthaltenen Angriffe gegen Rußland mit dem Recht der Geſchichtſchreibung verteidigen wollte, lächelte der Unterſuchungskommiſſar Dambach, „der preußiſche Reim auf Hambach“, mitleidig und ſagte: „Der Kaiſer von Rußland iſt Preußens Verbündeter, und er iſt auch noch der Schwiegerſohn unſeres Königs. Was ihm Uebles nachgeſagt wird, iſt auch bei uns ſtrafbar.“ Zwar haben die Cenſurakten ergeben, daß Laube über die gegen ihn geführte Unterſuchung, die ſich nicht auf ſein Buch über Polen, ſondern auf ſeine „Briefe eines Hofraths“ (= „Politiſche Briefe“) erſtreckte, falſch berichtet, doch findet ſich auch in dem Gutachten des Obercenſurcollegiums, womit das Verbot der erſteren Schrift begründet wurde, der Vorwurf, daß ſie „die gröbſten Verunglimpfungen der preußiſchen und ruſſiſchen Regierung“ ent-

Digitized by Google

halte[27]) Das von Laube citirte Worte Dambachs mag also wohl, wenn auch in anderem Zusammenhang gefallen sein, da, wie schon das Schicksal von Gutzkows „Forum“ zeigte, die Akten durchaus nicht vollständig sind.

Baron v. Schweitzer nun war, wie aus Varnhagens Bemerkungen hervorgeht, im Kabinett des Kaisers von Rußland angestellt; er hatte außerdem literarische Neigungen und seine schriftstellerischen Fähigkeiten 1831 nach dem Fall Warschaus dazu misbraucht, mit einer fulminanten Erklärung gegen die Polen die Einnahme ihrer Hauptstadt anzusingen, wofür ihn die gesammte liberale Publicistik mit dem Fluche der Verachtung belegte[28]). Metternich nennt ihn einen „vielfach aufgeklärten und rechtlichen Literator“ und sagt von seiner diplomatischen Anstellung nichts; Schweitzer hatte also ziemlich Kenntnis von all dem, was die jungdeutschen Schriftsteller an gelegentlichen Aeußerungen gegen Rußland und an zahlreichen Sympathiekundgebungen für Polen auf dem Kerbholz hatten, und die Erfahrungen des Jahres 1831 waren zu bitter, als daß sie nicht das Bedürfnis nach Vergeltung an der liberalen Schriftstellerbrut brennend erhalten mußten. Er konnte von dem Inhalt des ihm anvertrauten Briefes leicht durch den Fürsten Metternich selbst oder — durch die damals bis zur Virtuosität ausgebildete Kunst des Brieföffnens Kenntnis erhalten haben. Varnhagens Antwort hätte vielleicht der Untersuchung eine andere Richtung oder eine mildere Form geben können, Grund genug für einen treuen Diener seines Herrn, diese Möglichkeit hinauszuschieben, damit das gegen die russische Majestät Gefehlte seine völlige Sühne fände.

Diese Vermutung läßt sich natürlich nicht unbedingt beweisen, aber sie paßt in jene Zeit der diplomatischen Intriguen, der systematischen Verletzung des Briefgeheimnisses und der niedrigsten Kriecherei vor Königsthronen vollkommen und hat wenigstens den Vorzug der Möglichkeit.

Varnhagens Antwort ist nicht bekannt. Das Wiener

Digitized by Google

Staatsarchiv verweigert jede Auskunft darüber, ob sie überhaupt eingelaufen ist, und an eine Kenntnisnahme der Antwort ist also um so weniger zu denken. Ich vermag jedoch einen, wenn auch nur bedingten Ersatz dafür zu liefern. Am 11. September 1854 schrieb Varnhagen in sein Tagebuch:

> Dr. Gutzkow in Dresden ist Ritter des weimarischen Falkenordens geworden. Im Jahre 1835, in meiner Antwort an den Fürsten Metternich, der mich gefragt hatte, was es mit dem jungen Deutschland sei, hab' ich so was vorausgesagt.

Die „Spenersche Ztg." vom 14. September desselben Jahres brachte diese Notiz in ausführlicherer Form, die allein es schon zweifellos macht, daß Varnhagen selbst ihr geistiger Urheber gewesen ist, vielleicht sie selbst geschrieben hat und die den Literarhistorikern bisher entgangen ist. Sie lautete:

> Dr. Gutzkow, Ritter vom Weißen Falken-Orden.
>
> Als im Jahre 1835 der Lärm wegen des sogenannten jungen Deutschlands aufkam, schrieb der Fürst v. Metternich über die neue Erscheinung an Varnhagen v. Ense und ersuchte ihn um einige Auskunft, er selbst wisse nicht recht, was er aus der Sache machen solle. Varnhagen entsprach diesem Vertrauen mit freimüthiger Wahrhaftigkeit und versicherte dem Fürsten, vor allem sei an nichts Politisches dabei zu denken, an keine auch nur entfernte Aehnlichkeit mit dem jungen Italien, die Sache sei rein literarisch, und auch auf diesem Gebiete ohne eigentlichen Zusammenhang. Was aber das Moralische betreffe, so habe man freilich über manche Schilderung den Kopf zu schütteln; indeß erinnere er sich seiner Jugendjahre, wo die berüchtigte Lucinde von Friedrich Schlegel erschienen sei, die auch großen Lärm gemacht, doch keine Verfolgung erlitten habe, gegen diese Lucinde sei die jetzt getadelte Wally von Gutzkow aber nur ein unschuldiges Kind, und wenn er bedenke, daß er den Verfasser der Lucinde später als k. k. österreichischen Legationsrath in Frankfurt beim Bundestage und mit dem päpstlichen Christus-Orden geschmückt gesehen habe, so dürfte er mit gutem Erfolg hoffen, daß die Mitglieder des jungen Deutschlands, bei ihren entschiedenen Talenten, auch ihrerseits in der

Digitized by Google

Folge zu ehrenvoller Anerkennung und Auszeichnung gelangen würden. Der Fürſt war damals mit dieſer Auskunft ſehr zufrieden und hielt alles zurück, was zur Verfolgung der Bedrängten ſchon von anderer Seite war eingeleitet worden. Jetzt, nach neunzehn Jahren, iſt die damalige Vorherſagung in Erfüllung gegangen. Dr. Gutzkow iſt Ritter des Weißen Falken-Ordens, und kann ihn aus der Hand des Enkels des Großherzogs Karl Auguſt in größten Ehren tragen.

Dieſer Artikel erhält nun durch einen andern Umſtand noch authentiſchen Wert. Am ſelben Tage ſchickte Ludmilla Aſſing den Zeitungsausſchnitt an Gutzkow, und die Worte, mit denen ſie die Sendung begleitete, zeigen, wieviel ihr und wohl auch Varnhagen daran lag, daß die Notiz ihm vor Augen kam: „Da ich weiß, daß, während die Menſchen auf den Eiſenbahnen raſch von Ort zu Ort fliegen, Bücher und Zeitungen dagegen oft langſam wie Schnecken einherkriechen, und es ein wahrer Zufall iſt, was man davon zu Geſicht bekommt und wann, ſo ſchneide ich den beiliegenden kleinen Artikel aus der heutigen „Spenerſchen Zeitung“ aus, und ſende ihn Ihnen, damit er Sie freundlich begrüße; er hat mir Freude gemacht und wird auch vielleicht Ihnen angenehm ſein.“ Außerdem kopirte ſie den Artikel, jedenfalls im Auftrage ihres Onkels, und er liegt den Briefen Gutzkows an Varnhagen bei, ein Beweis, daß er dieſem als Dokument galt.

Ludmilla Aſſing zeigt ſich hier als Vermittlerin zwiſchen beiden Männern, und es bedurfte wohl einer ſolchen, um die peinlichen Erinnerungen des Jahres 1835 wenigſtens ſchweigen zu machen, nachdem auch einige vorſichtige Verſuche Gutzkows, die Verbindung mit Varnhagen wenigſtens aufrecht zu erhalten, an ihrem gegenſeitigen Mistrauen geſcheitert waren. Zwei weitere Briefe Gutzkows an Varnhagen beweiſen, daß ihrem Abſender immerhin an der Meinung des Legationsrates gelegen war; der erſte charakteriſirt aber auch die ſpröde, ja, wo er mit einer Bitte zu dieſem Manne kommt, noch ſatiriſche

Digitized by Google

Art, mit der Gutzkow einzulenken versuchte, und ist auch durch einige neue Fakta für seine Biographie von Bedeutung; er lautet:

Ew. Hochwohlgeboren

ersuch' ich recht dringend, die Bitte, welche Sie in diesen Zeilen werden vorgetragen finden, nur gefälligst aus einem Gesichtspunkte beurtheilen zu wollen, der den Gedanken jeder Art von Zumuthung oder einer zu erregenden Gegenseitigkeit ein- für allemal ausschließt. Ich würde diese Zeilen auch zurückgehalten haben, wenn mich zuvörderst nicht mein eigener guter Wille ermuthigte, oder um es besser zu sagen, mein Gewissen, das sich einer stets gegen Sie bewahrten Hochachtung bewußt ist u. sich sogar trösten kann, Ihnen in dem „Echo der gebildeten Welt" vulgo Europa kürzlich auf Veranlassung Ihrer Bildnißgalerie dieselbe bezeugt zu haben. Sodann aber rechn' ich in Folge einer neulichen Erklärung in der Zeitung f. d. e. Welt[28a]) auf eine gefällige Berücksichtigung dessen, was von mir im Guten oder Bösen auszugehen pflegt.

Um in Kürze zu sagen, was ich will:

Ich suche seit drey Wochen einer hier unter achtbarer Verantwortlichkeit erscheinenden Börsen-Zeitung etwas von meinen literarischen Mitteln einzuflößen. Ich redigire das Blatt u. setz' ihm täglich eine in den Abendstunden niedergeschriebene Combination über laufende Geschichte an die Spitze. Bis jetzt glaub' ich finden diese Artikel mehr Beobachtung, als Beachtung; allein ich wünsche in dem Maaße, als sich jene verliert, diese sich zu meiner Ermunterung vermehren zu sehen. Mich öffentlich zu diesen Artikeln zu bekennen, wäre in meiner Lage Verwegenheit. Ich habe schon genug damit zu thun, ihnen das grelle und verrätherische Colorit zu nehmen.

Was mich aber ermuthigen würde, wäre der Gedanke, darum doch von Männern, deren Urtheil ich ehre, selbst wenn ich persönlich nichts davon vernehme, mich gelesen zu wissen. Bei Ihnen vor Allen möcht' ich diese Voraussetzung gern machen, u. möchte Sie bitten, die Herren Mundt u. Laube (von denen der letztre mir einen Brief schuldet), meine Bitte vorzutragen, als wäre sie auch an sie gerichtet. Und wenn Sie sonst in Ihrem Kreise für die Verbreitung dieser Notiz und Bitte Sorge

Digitized by Google

tragen möchten; ſo iſt dies eine gewiß ſehr unſchuldige Propaganda, der ich Sie zu affiliiren ſuche.

Es mag jetzt ein Jahr her ſeyn, daß ich Sie bat, etwas für mich zu ſchreiben. Jetzt will ich Sie nur zum Leſen veranlaſſen. Sie können mir diesmal ungeſcheut zuſagen: denn ich verſichre Sie, ich mache keinen Gebrauch davon.

Genehmigen Sie die Verſicherung meiner dauernden und aufrichtigen Hochachtung!

Gutzkow,

p. A. der Frau General-Conſul Freinsheim.

Frankft. a. M., 22. Sept. 36.

Der in dieſem Brief genannte Artikel[29]) über Varnhagens „Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel" hatte nun durchaus nicht den erhofften Erfolg, denn auf ihn bezieht ſich wohl, was Varnhagen am 1. Juli 1836 an L. Tieck ſchreibt:

„. . . hat er [Genelli] geſchmäht und geläſtert, wo er früher angebetet, — es ſei ihm verziehen! Wie ich es auch Gutzkow verzeihe, daß er das mir theuerſte Andenken auf brutale Weiſe berührt hat. Es thut mir nur leid um ihn. Ich bin für Rahel, wie auch für mich ſelbſt, in dieſem Betracht feſt u. ſicher, u. was die Leute ſagen, kann ich ſehr leicht beruhen laſſen. Lebte Rahel, ſo hätte ich allerdings die leiſeſte Empfindlichkeit für ſie, u. ich würde manches nicht ausſagen, andres ernſtlicher aufnehmen; aber ſo . . .! Die Lebenden will ich überhaupt geſchont wiſſen, u. ich glaube, daß ich es meinerſeits nur allzu ſehr gethan habe; in welchem Maße, könnte nur der beurtheilen, der einſähe, was alles in meinen unendlichen Papieren ich zum Schweigen gebracht habe!"[30])

Im Herbſt 1837 ſcheint dann gelegentlich eines Aufenthaltes Gutzkows in Berlin eine flüchtige Begegnung zwiſchen ihnen ſtattgefunden zu haben; Zeugnis dafür iſt nachſtehendes Billet; welcher Artikel hier gemeint iſt, ließ ſich nicht feſtſtellen:

Sr. Hochwohlgeboren

Herrn von Varnhagen.

Leider hab' ich nur ein Exemplar des Artikels bey mir u. dieſes iſt beim Auspacken aus dem Reiſekoffer nicht ganz un-

verfehrt geblieben. Benutzen Sie dies ſo lange, bis Ihre Beſtellung eintrifft; oder, wenn Ihnen dies Exemplar dieſelben Dienſte leiſtet, behalten Sie es für immer; ich will mir ein andres kommen laſſen.

Sehr erfreut, daß Ihnen dieſe gelegentliche Arbeit von Intereſſe ſeyn konnte, u. hochachtungsvoll.

V. H. 3. Nov. 37.

C. Gutzkow.

Wenn alſo Max Ring in ſeinen Lebenserinnerungen (II, 91) von einer ſpäteren Annäherung Gutzkows an Varnhagen ſpricht, ſo iſt das nur ſo zu verſtehen, daß ſie ſich eben nicht abſichtlich mieden und die üblichen Geſellſchaftsformen wahrten. Varnhagens ablehnendes Verhalten gegen Gutzkow noch in den vierziger Jahren bezeichnen uns ſehr ſcharf einige Worte, die die zweite Nichte des Legationsrats, Ottilie Aſſing, am 10. Januar 1847 an den Dichter des „Uriel Acoſta“ richtete und die ſich auf deſſen Novemberbeſuch in Berlin beziehen:

„Von Ihrem höchſt ergötzlichen Zuſammentreffen mit dem Onkel Varnhagen, wobei ſich dieſer ſo pyramidal lächerlich benahm, den Blinden und Harthörigen ſpielte, hat mir Thereſe [v. Bacheracht] erzählt; es muß ſehr luſtig geweſen ſein und gar nicht der Rolle des feinen Weltmannes gemäß, welche er doch ſonſt ſo gern ſpielt.“

Im letzten Jahrzehnt ſeines Lebens aber hatte ſich Varnhagens Stimmung gegen Gutzkow etwas gemildert; auch hierfür findet ſich eine Briefſtelle, die ſich hier paſſend einfügt und weiterhin erhärtet, daß Varnhagen nicht nur der Autor jener Zeitungsnotiz, ſondern die Veranlaſſung zu ihrer Ueberſendung an Gutzkow war. Nach ihres Onkels Tode ſchrieb Ludmilla Aſſing am 29. April 1861 an den Dichter der „Ritter vom Geiſt“: „Es iſt ſchade, daß Sie ſich dem Onkel nicht zuletzt noch genähert haben; Sie wiſſen, daß auch er Ihnen in der letzten Zeit viel freundlicher geſinnt war; ich bin nicht eitel genug, das meinem Einfluß zuſchreiben zu wollen, aber jedenfalls freute

Digitized by Google

ich mich ſehr darüber, und in ſeinen von Frl. Bölte herausgegebenen Briefen werden Sie ſich ein paarmal günſtig erwähnt gefunden haben."

Die Briefe Varnhagens an Amely Bölte erſchienen unter dem Titel „Briefe an eine Freundin"[31]) und enthalten in der That mehrere anerkennende Urteile über Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" und beſonders ſeine „Ritter vom Geiſt". So findet ſich über dieſe der Ausſpruch: „In England und Frankreich würde ein ſolches Werk dem Verfaſſer nicht nur die Fülle literariſchen Ruhmes eintragen, ſondern auch das weltliche Gedeihen weithinaus ſicherſtellen." In den „Tagebüchern" Varnhagens iſt gleichwohl Gutzkow auch ſpäterhin ſo gut wie gar nicht genannt.

Es gebührt alſo Varnhagen im jungen Deutſchland nicht der Ruhm irgend einer Initiative, im Gegenteil. Aber er hat das unwillkürliche Verdienſt, daß er durch ſeine Verbindungen und Korreſpondenzen ein umfangreiches Aktenmaterial geſammelt hat, das ungemein geeignet iſt, über manche Punkte Klarheit zu verbreiten.



Digitized by Google

# Dichter und Schauspieler.

In der Geschichte der deutschen Schauspielkunst hat sich Karl Seydelmann ein unvergängliches Denkmal gesetzt; aber sein Haupt umstrahlt nicht nur der Ruhm eines großen Künstlers, auf seinem Antlitz liegt auch der Ausdruck eines ehrenwerten männlichen Charakters. Gleichwohl wird sein Name nicht übermäßig oft genannt, und das hat einen ganz durchsichtigen Grund. Sehen wir Garrick Hand in Hand mit Shakespeare, können wir an Eckhoff, Schröder, Fleck, Iffland und selbst an Ludwig Devrient nicht denken, ohne daß wir dankend zu den Heroengestalten unserer klassischen Literaturperiode hinblicken, so fragen wir bei Seydelmann vergeblich nach einer ähnlichen Kameradschaft. Er steht allein da in einer Zeit dramatischen Interregnums, ein großer Epigone, der den Hausrat seiner Ahnen sorgsam bewacht. Er wußte wohl im Anfang selbst noch nicht, was ihm fehlte, er wollte alle die zahllosen Rollen seiner Vorgänger spielen, wenn möglich besser, und wenn er von einer Reform des Theaters sprach, dachte er mehr an eine solidere Vertiefung der einmal gegebenen Verhältnisse, denn an irgend eine geniale Neugestaltung im größern Umfang und mit bedeutenderen Konsequenzen. Es gefiel ihm auf dem alten Wege sehr wohl, nur entrüstete er sich über die heillose Vernachlässigung, der dieser anheimgefallen.

Den Blick aus dem engen Umkreis einer inneren Theaterreform hinaus zu richten auf ein höheres Ziel, die vereinte

Digitized by Google

Reformirung von Theater und Literatur, dazu hat ihn Karl Gutzkow aufgerufen, und deshalb ist ihr beider wechselndes Verhältnis von großem Interesse, da es in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts den ersten und auch wohl einzigen Versuch darstellt, in dem Zusammenwirken von Bühne und Dichtung einer neuen Literatur den Boden zu bereiten, aus ihrer engsten Verbindung heraus einer neuen dramatischen Kunst zum Siege zu verhelfen. Ein misgünstiges Geschick hat allerdings dafür gesorgt, daß es bei dem Versuch geblieben ist, denn als die ersten Schwalben dieses Literaturfrühlings ihren Einzug zwitscherten, flogen sie über Seydelmanns Grab hinweg.

Gutzkow lernte Seydelmann 1832 kennen, in Stuttgart, dem literarischen Centrum Süddeutschlands, wo Wolfgang Menzel als Literaturpapst thronte. Dieser damals einflußreichste Kritiker Deutschlands hat übrigens das Verdienst, auf das Genie Seydelmanns zuerst nachdrücklich hingewiesen zu haben, sogar zu Versen ließ sich der gelehrte, aber erzprosaische Mann durch des Schauspielers Rollen begeistern.[32]) „Vorzugsweise Seydelmann zu Liebe", erzählt Gutzkow[33]) „wurde ein festes Abonnement am Theater aufrechterhalten, jedes Stück ohne vorgefaßte Abneigung, unbefangen im Geschmack und mit bester Laune genossen; ja das Interesse des Schauspielers, das Darstellbare, scenisch Wirksame wurde von Menzel gegen allen Einspruch der Aesthetik frischweg entschuldigt." Der „Adjutant" Menzels, Karl Gutzkow, war damals ein 20jähriger junger Mann, der den Kopf voll Politik hatte und von der Bühne noch nichts verstand. Von den Leistungen Seydelmanns, der schon eine künstlerische Entwicklung hinter sich hatte, blieben ihm aus jener ersten Zeit daher nur schwache Eindrücke, aber keine Meinung.

Anders war es, als der junge Schriftsteller Ende 1834 nach Stuttgart zurückkehrte, erfüllt von den Eindrücken der Münchener und Berliner Theater. Sein dramatischer Gesichts-

Digitized by Google

kreis hatte sich ungemein schnell erweitert, sein künstlerisches Auge hatte sich auf den Reisen des Jahres 1833 durch Vergleiche geschärft und mit freudiger Ueberraschung vertiefte er sich nun in das Studium der Seydelmannschen Charaktere. Frei von den Menzelschen Fesseln, die er kühn abgeschüttelt, trat er nunmehr auch dem Menschen Seydelmann nahe. Ein fröhliches Künstlerquartett hatte sich da zusammengefunden. August Lewald war mit einer ausnahmslosen Geringschätzung der deutschen Schauspielkunst von Paris nach Stuttgart gekommen, aber es dauerte nur kurze Zeit, bis der blasirte Theaterhabitué der eifrigste und lauteste Bewunderer Seydelmanns wurde. Der vierte im Bunde war der Schauspieler Heinrich Moritz, damals noch mit seinem Kollegen freundschaftlich verbunden, und diese drei nahmen dann den jüngeren Kollegen von der Feder unter ihre Fittiche. Entweder ging es auf eine Pilgerfahrt zu landwirtschaftlichen Festen in der Umgegend, oder man traf sich in Lewalds Haus zu den humoristischen „Kalbsbratenabenden", oder veranstaltete ein nächtliches Pickenick bei dem Jüngsten des vierblätterigen Kleeblatts, bei Gutzkow, der in jenem Winter zeitweilig durch Krankheit an seine Stube gefesselt war. Noch in spätern Jahren, als Gutzkow schon die die Gewohnheit hatte, aus den meisten Jugendblüten statt des Honigs nur Galle zu saugen, erzählt er mit in heimliche Sehnsucht ausklingender Befriedigung von jenen Winterabenden, wo draußen der Sturm tobte, drinnen die Lampe brannte, und über seine enge Treppe drei Menschen hinaufstiegen, von ihren Frauen mit Wein, Würsten und Braten bepackt. Brod und Spielkarten fanden sich vor, und unzählige Anekdoten, Witze, drollige Einfälle und schallendes Gelächter zeugten von dem fröhlichen Einvernehmen der vier. Später allerdings sollten all diese gemütlichen Eindrücke wenigstens zwischen Seydelmann, Moritz und Lewald in „Pech und Schwefel" aufgehen.[31])

In diesem Winter 1834 sammelte Lewald den Stoff zu seinem Buche „Seydelmann und das deutsche Schauspiel", das

Digitized by Google

einer begeisterten Hingebung an den Künstler entsprang, als es aber 1835 erschien, dem Gefeierten mehr Ungelegenheiten als Vorteile bereitete. Den Eindruck, den dieser Verkehr mit Seydelmann auf Gutzkow machte, hat dieser bald darauf niedergelegt in dem Essai „Phantasien über Seydelmann", die er in der ersten Hälfte des Jahres 1835 im Literaturblatt zum (Nr. 7 und 20) Frankfurter „Phönix", das er vom 1. Januar ab redigirte, veröffentlichte. All die großen Ideen und Pläne, die in ihren zwanglosen Zusammenkünften mit Ernst und Scherz waren phantasirt worden, nahm hier eine berufene Feder auf und ergänzte sie nach einer Seite, die der schaffensfreudige Dichter als einen Mangel an der künstlerischen Persönlichkeit des Schauspielers empfunden hatte. Noch später beklagte er sich bitter darüber, daß Seydelmann in jener Zeit gar keine Anregungen gegeben, ja die beginnende dramatische Produktion seines jüngeren Freundes geradezu gehemmt habe. Als ihm Gutzkow zwei Akte eines Trauerspiels „Marino Falieri" vorlegte, die er im Morgenblatt[35]) veröffentlicht hatte, erhielt er weiter keine Antwort als: „Nur ja keinen schwachen Helden!", ein Urteil, das den jungen Dichter noch auf Jahre hinaus von dramatischer Produktion zurückschreckte.[36]) In jenem Essai aber bezeichnet Gutzkow mit überraschender Scharfsichtigkeit das, was dem Stuttgarter Schauspieler fehlte, die „Tendenzen der Zeit, die große Bewegung, welche ihm in die Hände arbeitet". Seydelmann suchte eine Bühne, die von einem großen künstlerischen Interesse geleitet wurde, Gutzkow wünschte ihm dazu die „Verschwisterung seines Talentes mit einer neuen literarhistorisch bedeutend werdenden Richtung", ein neues Repertoire, mit dem er Gestalten neu schaffen könne, und dies ihm zu bieten, fühlte sich der junge Dichter in seinem Innersten berufen. Er prophezeite: „Seydelmann ist jung (die ewige Kunst verjüngt). Seydelmann wird der Held einer Periode werden, die im Anzuge ist. Die Reform des deutschen Theaters kann nicht ausbleiben; denn Dinge, über die man sich klar

ist, kommen von selbst". Daß sich Gutzkow in jenen ersten Jahren seiner schriftstellerischen Laufbahn darüber klar war, daß er mit jenem feinen Instinkt für die Bedürfnisse seines Zeitalters, den selbst seine Gegner an ihm bewundern müssen, das Aufkeimen eines neuen Dramas vorausahnte und als eine selbstverständliche Notwendigkeit betrachtete, dafür giebt es wohl kein besseres Zeugnis als das Laubes, dem man Eingenommenheit für Gutzkow wahrlich nicht nachsagen kann, der aber in der enthusiastischen Schätzung Seydelmanns durchaus mit seinem jungen Kollegen übereinstimmte.[37]) Laube erzählt in seiner Geschichte des Burgtheaters:[38]) „Schon im Jahre 1834, als ich Reisenovellen schrieb und Gutzkow seine ‚Wally' noch im Kopfe trug, sagte er mir plötzlich einmal in Leipzig: ‚Eigentlich müßten wir für die Bühne schreiben!' Und dabei entwickelte er die Macht, welche von der Bühne ausgehen könnte, sobald sie die Interessen der Gegenwart darstellte. Ich schüttelte damals den Kopf. Obwohl ich von Jugend auf lebhafteren Antheil an der Bühne genommen als er, obwohl ich gleich nach der Studentenzeit der Bühne wirksam nahe getreten und Stücke — natürlich unreife Waare! — zur Aufführung gebracht, obwohl ich also mehr als er berufen gewesen wäre, auf Theatergedanken zu gerathen, billigte ich doch damals in Leipzig seine Idee gar nicht. Ich meinte, unsere Ideale lägen viel zu fern von dem, was auf dem Theater möglich und wirksam wäre .... Wir ruderten in Politik und sozialer Erweiterung; ich begriff nicht, was wir mit der Bühne gemein haben konnten, welche doch im wesentlichen auf bestehende Sitte und Anschauung gewiesen sei. Er sah weiter als ich und beharrte auf seinem Gedanken, und so war er auch wirklich der Erste von uns, welcher einige Jahre später mit einem Theaterstück auftrat, mit ‚Richard Savage', ... er fuhr fort mit seinem ‚Werner' ... und dies Stück gerade bebaute, klar ausgesprochen, das Feld, welches ich das ‚Stück der Gegenwart' nenne. Er war also mit seinem

Instinkt und raschem Talente ein richtiger Anführer geworden."

Das schrieb Laube, als er längst mit Gutzkow zerfallen war. Auch in den „Erinnerungen" [39]) gedenkt er dessen.

Das war es, was Gutzkow vorschwebte, als er sich durch den Mangel an Anregung von Seiten eines Künstlers wie Seydelmann zurückstoßen ließ, um nachher mit eigener rüstiger Kraft seinen neuen Weg sich selbst zu suchen.

Dieses Geständnis Laubes erst läßt uns verstehen, was Gutzkow mit jener „Verschwisterung des Talentes mit einer neuen litterar-historisch bedeutend werdenden Richtung" anzudeuten wagte, es war eine öffentliche Aufforderung zu einem Bündnis zwischen dem Schauspieler und dem eine Zukunft in sich fühlenden Dramatiker zur Schöpfung einer neuen Literatur. Wie dem späteren Burgtheater-Direktor mag es damals auch Seydelmann gegangen sein, daß er die große Idee, die im Geiste Gutzkows noch erst schüchtern versuchend ihre Flügel zu regen wagte, nicht begriff, der weitere Verlauf des Jahres 1835 sollte das klar erweisen. Es bot sich plötzlich die Aussicht, daß Gutzkows Träume in Erfüllung gehen konnten.

Im Frühjahr 1835 hielt man in Frankfurt, wo Gutzkow an der Redaktion des „Phönix" beteiligt war, Umschau nach einem Theaterintendanten. Der Zufall fügte es, daß Seydelmann, der zu einem Gastspiel nach Berlin berufen worden, vorher in der Stadt am Main gastirte. Sein Auftreten daselbst war geradezu epochemachend, und einige Aktionäre der Frankfurter Bühne kamen auf den Gedanken, an Stelle Franz Grüners dem Stuttgarter Künstler die Leitung derselben anzutragen. Gutzkows Freunde, so Ed. Beurmann in seinen „Frankfurter Bildern" (1835), der uns auch (S. 308) eine anmutige Schilderung des Erfolges Seydelmanns in der Mainstadt giebt, hatten diesem Plane kräftig vorgearbeitet. Gutzkow selbst war ausersehen, ihn dem Erwählten vorzulegen. Die Haupttriebfeder war der Liederkomponist Wilhelm Speyer, ein

Digitized by Google

intimer Freund Seydelmanns; sein Einfluß in artistischen Dingen war für Frankfurt ausschlaggebend. Aus dieser Zeit nun besitzen wir eine Anzahl Briefe Seydelmanns an Speyer und Gutzkow, die uns über diese Angelegenheit Aufschluß geben. Die an Gutzkow sind von besonderem Interesse. Rötscher hat sie in seiner Biographie Seydelmanns[10]) abgedruckt, doch sie so von allem Persönlichen gesäubert, daß man sich von den eigentlichen Motiven, die bei den Verhandlungen vorwalteten, nur eine unklare Vorstellung machen kann.

Am 5. März 1835 schreibt Seydelmann an Wilhelm Speyer:

„Der Gutzkow schreibt mir erhitzende Briefe. Er sieht einen Reformator des in Schlamm und Koth versunkenen Theaterwesens in mir; ich sei geschaffen, mir die Hände zu besudeln! „Eine Unze Bisam, Gevatter!" In Schauspielsachen thut sie Noth. — Frankfurt, meint er ferner, sei der Ort für mein klebriges Geschäft. Ich soll hin; als Schauspieler, Regisseur, Direktor der Komödie. Was thun? Sie sind eingeweiht in das große Vorhaben, so sagt sein letzter Brief ....

Gutzkow empfiehlt mir Eile. Erst aber muß ich mich mit Ihnen besprechen."

Die Sache wurde in aller Heimlichkeit betrieben, weder Seydelmanns Frau noch Lewald hatten eine Ahnung davon, um des Künstlers Stellung in Stuttgart nicht zu stören. Schon lange sehnte sich der von einer gründlichen Theaterreform träumende Schauspieler von Stuttgart, wo alles bei guten Vorsätzen blieb, fort. „Die Rolle eines Jagdhundes neben einem schnarchenden Revierförster" zu spielen, wie er sich drastisch ausdrückte, war ihm unausstehlich. Theaterdirektor zu werden, lehnte jedoch Seydelmann entschieden ab, aber Direktor des Frankfurter Schauspiels zu sein, war er bereit. Jedoch verlangte er unbedingte Vollmacht für dieses Ressort: „Titulatur-Schauspieldirektor will ich nicht werden", schrieb er an Speyer. Auch hatte er diesem genau die Bedingungen formulirt, die für sein Frankfurter Engagement Voraussetzung seien.

Digitized by Google

Obgleich Seydelmann Ende März persönlich in Frankfurt war, zogen sich die Verhandlungen bis in den Herbst hin. Am 8. September[41]) richtete er schließlich ein Ultimatum nach Frankfurt; man war aber hier nicht gesonnen, seine Forderungen zu bewilligen, und so verlief die Sache im Sande.

Es ist selbstverständlich, daß dieser ergebnislose Ausgang eines Planes, dessen Verwirklichung auch für Gutzkow zweifellos von entscheidender Bedeutung geworden wäre, auf das Verhältnis zwischen ihm und Seydelmann nachteilig wirken mußte, und in der That bricht auch mit demselben 8. September 1835 vorläufig der Briefwechsel zwischen den beiden ab.

Ob Gutzkow nach dem Fehlschlagen dieses Planes mit Heinrich Moritz, dem Rivalen und späteren Feind Seydelmanns, gegen diesen „konspirierte", wie Adolf Palm in seinem hübschen Buche „Briefe aus der Bretterwelt" (1881. S. 53) zu berichten weiß, konnte ich nicht feststellen, da die hier erwähnten, angeblich in der Neuen Freien Presse veröffentlichten Briefe trotz aller Bemühungen nicht zu entdecken waren.[41a]) So kann ich hier auch nur jene von Palm citierte Briefstelle einfügen, die allerdings von einer starken Verstimmung zwischen Gutzkow und Seydelmann Zeugnis giebt. Unterm 3. Nov. 1835 schrieb Gutzkow an Moritz aus Frankfurt:

„Ich halte Seydelmann noch immer für einen großen Schauspieler, bin aber froh, dem kleinen Menschen nicht ausgesetzt zu sein. Seydelmann hat von hier eine Offerte beinahe als Intendant bekommen. Noch hat er nicht geantwortet. Er läßt sich immer hinauftreiben im Preise .... ich schreibe nur mehr über ihn, wenn er das hiesige Engagement nicht annimmt. Ich glaubte in ihm einen Mann zu sehen, der für die Wiederbelebung des deutschen Theaters glühte. Ich bot ihm mich und meine Freunde an, ich leitete die hiesigen Unterhandlungen ein. Er belog mich mit seinem Enthusiasmus. Er mag nun sehen, wie weit er mit der Berliner Kritik kömmt, die ihm Genie und Gemüt abspricht. Man nennt ihn ein mechanisches Kunstwerk, das mit dem Verlust eines einzigen Stiftes zusammensinkt ..."

Digitized by Google

Gutzkow hat auch in seinem von wärmster Freundschaft diktierten Nachruf „Erinnerungen an Karl Seydelmann“ [12]) der wenig schmeichelhaften Vermutung Ausdruck gegeben, daß Seydelmann den ihm von Frankfurt gemachten Antrag benutzt habe, um seinen Stuttgarter Kontrakt zu verbessern. Die von Seydelmann gestellten Bedingungen schienen diesen Verdacht zu rechtfertigen, und das mußte wohl in erster Linie auch Gutzkows Interesse an einer Direktionsführung Seydelmanns in Frankfurt abstumpfen. Gutzkow war aber ein junger Mensch von 24 Jahren; Seydelmann war beinahe doppelt so alt wie er, hatte eine Familie, und man kann es kaum als Pedanterie bezeichnen, wenn er sich sträubte, einen Lebensweg einzuschlagen, der nicht ganz regelrecht vorgezeichnet war und eine verläßliche Sicherheit bot. Er durfte nicht mehr wagen, zu experimentieren, und die Frankfurter Aktionäre drückten sich um eine bestimmte bindende Zusage herum. Gutzkow in seinem jugendlichen Uebereifer für alles, was Bühne und Litteratur hieß, konnte wohl nicht recht begreifen, daß Seydelmann, dem es doch so heilig ernst um die Kunst zu sein schien, und von dem er selbst prophetisch begeistert geschrieben hatte, daß „sein Name bestimmt sei, nach einer langen Periode des zwecklosen Treibens eine neue Schöpfung zu bezeichnen“, nicht mit Freuden die Gelegenheit ergriff, eine leitende Stellung einzunehmen, in der er seine Ideale in reale Thatsachen umsetzen konnte, selbst auf Kosten materieller Vorteile. Hatte er doch selbst, seinem freien Schriftstellerberuf und seiner künstlerischen Ueberzeugung zu Liebe, die günstigsten Angebote Cottas ausgeschlagen. Diese Peinlichkeit des gewissenhaften Schauspielers war Gutzkow unsympathisch, er machte ihm daher Vorwürfe über diese Handlungsweise, und Seydelmanns Antwort vom 20. Mai verrät gleichfalls eine etwas gereizte Stimmung. Rötscher hat die betreffende Stelle unverständlicherweise unterdrückt, deshalb mag sie hier folgen:

Digitized by Google

„Mein lieber Freund! Was haben Ihnen denn die Frankfurter geſagt, daß Sie mir derart den Text leſen? Ich möge nicht verlangen, daß man mir die Sache ſo entſetzlich maulrecht mache, ſagen Sie. Ei, mein verehrter Herr und Freund, Sie ſind ſehr übel berichtet, ſonſt könnten Sie unmöglich ſo ſprechen. Kann ich denn in meiner Stellung mehr thun, als ich, ſchon ſeit lange, gethan habe? Wenn ich den Herren Kaufleuten vorgelegt, daß ich in Stuttgart ſo und ſo angeſtellt bin, wenn ich ihnen darauf die Frage ſtelle: was möget und könnt ihr mir, als Erſatz, für das Aufzugebende bieten, und die — Herren ſchweigen; wer verdient denn dann die Schelte? (Sie ſehen, ich ſpreche ſchon Berlin'ſch.) Es iſt mir in der That unerklärlich, wie man nun noch mehr von mir fordern mag, da jene Herren noch mit gar keiner Erklärung gegen mich herausgerückt ſind! Daß ſie Luſt zeigen, mich zu engagiren — ei, darauf allein läßt ſich eine ſichere Stellung nicht gleich hinwerfen. Weiß ich doch von Bedingungen, die ſie klar ausſprechen müſſen, noch keine, keine Silbe. Drollig, in der That! Glauben ſie, ihrem Stolze zu nahe zu treten, wenn ſie mit mir ernſte Unterhandlungen angeknüpft, und ich nicht darauf einginge? Ei, Stolz gegen Stolz; an den Hals werfen werde ich mich Niemand. Was ich in Stuttgart habe, wiſſen ſie, und, wie geſagt, ſchon lange; was ſie mir geben können, geben mögen: davon iſt mir noch nicht eine Ahnung zugekommen. So ſteht's! Urtheilen Sie nun."

Dieſe Rechtfertigung mag bei Gutzkows Denkweiſe nicht den beabſichtigten günſtigen Eindruck gemacht haben. Doch traten nun noch andere Gründe hinzu, die Trennung zwiſchen ihnen zu einer gründlichen zu machen.

Seydelmann war zur Zeit jener erſten Verhandlungen im April 1835 in Berlin; das Berliner Publikum hatte ihn mit außergewöhnlicher Spannung erwartet. War er doch im ganzen Süden Deutſchlands und in Oeſterreich ein anerkannter Künſtler und hatte ſeinen Weg gemacht mit beinahe gefliſſentlicher Umgehung Berlins, das ſchon damals den Anſpruch erhob, einzig und allein große Schauſpieler aus der Taufe heben zu dürfen. Seydelmann ſelbſt hatte in einem Artikel

Digitized by Google

im Morgenblatt die Berliner Kritiker herausgefordert, indem er wohl nicht ohne Ironie versicherte, er fürchte sich vor ihnen. Dazu war im März Lewalds Schrift erschienen, in der Seydelmann als der einzig bedeutende lebende Schauspieler dargestellt und eine Reform des deutschen Theaters von Stuttgart aus proklamiert wurde. Das sah auch wie eine Herausforderung aus, und als nun Seydelmann nach Berlin zum Gastspiel berufen wurde, mag sich wohl in manchem vom Berliner Publikum und von der dortigen Kritik der Vorsatz geregt haben, dem selbstbewußten Süddeutschen einmal gründlich auf die Finger zu passen. Seydelmanns Kunst aber triumphierte, nach einem kalten Empfang steigerte sich der erste Abend zu einem Triumph, der von Tag zu Tag wuchs und geradezu beispiellos war, sodaß das Gastspiel um das Dreifache verlängert werden mußte. Auch dieser Umstand, die neue Richtung, die dieser Erfolg den Wünschen und Plänen des Künstlers gab, mag seine Hartnäckigkeit in den Frankfurter Verhandlungen verursacht haben.

Anders aber war es mit der Berliner Kritik. Die jugendliche philosophische jubelte Seydelmann zu, die ältere aber rüstete sich zu einem planmäßigen Kampf, und es war eine Ironie des Schicksals, daß ein Wort Gutzkows die Parole zu dieser Fehde hergeben sollte. Bevor Seydelmann nach Berlin kam, hatte er mit glänzendem Erfolge in Frankfurt gastirt, und bei einem Bankett, das zu seiner Feier in privatem Kreise stattfand, hatte Gutzkow in einem Trinkspruch die Aeußerung gethan, Seydelmann möchte nach Berlin gehen und den Kranz der Meisterschaft, der dort auf den Gräbern Ifflands, Flecks und Devrients liege, auf sein Haupt setzen. Einer aus der Gesellschaft, von schreibseligem Naturel, teilte eine Notiz darüber einem Blatte mit und so wurde dieser durchaus private und ganz harmlose, herzlich zugebrachte Wunsch öffentlich. Das nahm man in Berlin als eine Verhöhnung, als einen Leichenraub auf und flugs erschien in Oettingers

Digitized by Google

„Figaro“ eine Kritik, an deren Spitze als Motto jene Worte Gutzkows prangten und die „Seydelmann in Berlin“ in Staub und Vernichtung treten ſollte. Nach Seydelmanns Vermutung war der Berliner Schauſpieler Rott der Schreiber dieſes Artikels. Auch andere Gründe ſprechen dafür.

Dieſelben klatſchſüchtigen Zungen guter Freunde, die dabei mitgewirkt haben mochten, ruhten nun nicht eher, als bis ſie auch auf Gutzkows Seite Mistrauen erregt hatten. Man hatte in jener Figarokritik das günſtige Prognoſtikon, das er dem ſcheidenden Künſtler ausgeſtellt, auf Rechnung des Banketts geſetzt, das Seydelmann Gutzkow gegeben haben ſollte, alſo eine niederträchtige Verdächtigung, die wie der Vorwurf der Beſtechlichkeit klang. So unbegründet ſie war, mußte ſie den Frankfurter Kritiker doch zur Vorſicht ermahnen, er durfte ſich nicht in den Verdacht einſeitiger Parteilichkeit bringen. Die ſchon beſtehende Verſtimmung hatte verleumderiſchen Einflüſterungen vorgearbeitet. Daß ſolche erfolgte, beweiſt eine von Rötſcher ebenfalls unterdrückte Stelle in jenem Brief Seydelmanns vom 8. September:

„Herr Dr. Schleſier iſt Samſtag am 4. von hier nach München abgereiſt. Ich weiß nun, wer Ihnen, verehrteſter Freund, die Nachricht gebracht hat, Seydelmann habe ſich nachtheilig über Sie in Leipzig geäußert. — Noch einmal: Jeder Zoll von dem ein Schurke, der Ihnen ſagt, ich hätte — irgendwo — das Mindeſte gegen Sie geſprochen. O, ich ſehe wohl, man will Sie ſtimmen, mich weniger freundſchaftlich, vielleicht ſogar feindſelig zu behandeln. Nun — was kann ich anders thun, als redlich bleiben. ‚Komme, was kommen mag: Die Sonne rinnt auch durch den rauhſten Tag!‘[43]) — Wäre ich an einem Orte mit Ihnen, man ſollte ſich wohl in Acht nehmen, Ihnen Flauſen über mich in den Kopf zu ſetzen.“

Trotz dieſer verſöhnenden Worte Seydelmanns iſt ein Bruch eingetreten, der Briefwechſel hörte auf und ward erſt fünf Jahre ſpäter unter ganz anderen Verhältniſſen wieder aufgenommen.

„Nach einer Verſtimmung von einigen Jahren“ ſchrieb Gutzkow eigenhändig über die ſpäteren Briefe Seydelmanns. Betrachten wir aber ſeine Aeußerungen über den Künſtler in dieſer Zwiſchenzeit, ſo müſſen wir ihn völlig davon freiſprechen, daß dieſe perſönliche Gereiztheit irgendwie ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit beeinflußt oder ſeine Achtung vor Seydelmanns Kunſt herabgemindert habe. Natürlich müſſen wir ihm das Gefühl der Enttäuſchung über das Verſagen eines vielleicht epochemachenden Planes zu gute halten und können uns nicht wundern, wenn er im folgenden Jahre, als er die genannte „Phantaſie über Seydelmann“ in den „Beiträgen zur Geſchichte der neueſten Litteratur“[44]) herausgab, in einer Nachſchrift mit einer bittern Reſignation bedauerte, daß jene „Herzens-Ergießung, was die Perſönlichkeit, welche ſie veranlaßte, betreffe, eine Phantaſie bleiben zu wollen ſcheine“. Er erörtert dann die Lewaldſche Schrift, hebt hervor, daß die „Wendung der Litteratur von dem Schauſpieler unabhängig“ ſei, und kommt zu dem Schluß:

„Sollten ſowohl Lewald, wie ich ein Uebermaß von Hoffnungen an Seydelmann geknüpft haben, ſo wäre es dies, daß wir geglaubt haben, eines Künſtlers Laufbahn könne auch der Litteratur den Weg ebnen. Hiervon ſind wir ſoweit zurückgekommen, als Seydelmann ſich nicht an dem Platze befindet, um für die Litteratur ein Mann wie Schröder und Iffland zu werden; aber dennoch wird man ihn gegen die zahlreichen Anfechtungen ſeiner Gegner als Künſtler mit beſtem Gewiſſen immer verteidigen können.“

Bei dieſer Ueberzeugung blieb er durchaus, ja fühlte ſich hin und wieder veranlaßt, ſogar für Seydelmanns Perſon, für ſeinen Charakter, der von ſeinen Gegnern auf Grund völliger Unkenntnis vielfach geſchmäht wurde, eine Lanze zu brechen. So ſchrieb er 1837 in den „Reiſeerinnerungen“[45]): „Er iſt und bleibt ein großer Schauſpieler; ſchade, daß ſein Streben nach

Digitized by Google

Anerkennung ſeinen Charakter oft von einer ſo unrechten Beleuchtung ſehen ließ. Er iſt keineswegs ſo kalt, wie man ihn verſchreit; nur bietet er nicht Jedem ſein Herz gleich auf dem Präſentierteller". Und wie eine Selbſtverteidigung Gutzkows klingt es, wenn wir 1838 in Nr. 154 des „Telegraphen", deſſen Redaktion er ſeit 1837 führte, leſen: „Man ſpricht bei Seydelmann von Berechnung; aber jeder Künſtler ſoll berechnen; kein Dichter iſt ohne den ordnenden ſinnenden Verſtand. Seydelmann kein Genie nennen (deshalb nicht nennen, weil er nicht tobt und raſt und allerdings ein kaltes Herz hat) wäre gerade ſo, als wollte man Goethe keinen Dichter nennen. Das Gemüth und wieder das Gemüth macht weder Künſtler noch Dichter. Die Geſtaltungsgabe iſt Frucht einer höheren Apperception, wo Gemüth, Verſtand und Phantaſie ineinander rinnen und eines nicht ohne das andere iſt. Ein kaltes Herz haben heißt auch ein Herz haben, nur äußert es ſich anders als das ſentimentale Herz." Auch Gutzkow litt ja ſchon damals unter dem Vorwurf der Gefühlloſigkeit.

Dieſelbe Anerkennung bewahrte er auch für den Künſtler Seydelmann und nahm, wo er konnte, Gelegenheit, für ihn einzutreten. „Es iſt die gewaltige Ruhe und Sicherheit, der imponirende Takt der Bildung", ſchrieb er 1839[16]), „der uns würdevoll aus allen ſeinen Bretter-Schöpfungen entgegentritt; das iſt der unermeßliche Vorſprung, den er vor allen ſeinen Rivalen voraus hat. Das wunderbare Talent Seydelmanns würde ſich eben ſo gut in die Rolle eines Litteraten, Gelehrten oder Staatsmannes hineingedacht haben. Seydelmann hätte auch in jedem andern Lebensberuf etwas Tüchtiges geleiſtet. Er ſteht als der erſte Schauſpieler Deutſchlands da, inſofern die Kunſt den Maßſtab theatraliſcher Leiſtungen abgeben ſoll; indeſſen giebt es einige Namen, die ihn an ſchauſpieleriſchem Genie, an urſprünglichem Beruf übertreffen." Zu letzteren rechnet Gutzkow Theodor Döring, der Seydelmanns Nachfolger in Stuttgart war.

So war also die Brücke zwischen dem Schauspieler und dem Dichter nicht völlig abgebrochen, aber bei dem Charakter beider Parteien mußte der Zufall helfend dazwischen treten, sie wieder zusammenzuführen.

Seit 1838 war Seydelmann in Berlin und trotz aller Anfeindungen hatte er sich durch sein Können und seinen Fleiß eine unerschütterliche Stellung auf denselben Brettern erobert, von denen herab sein Vorgänger Ludwig Devrient so oft das Berliner Publikum begeistert hatte. Seydelmann hatte ein beneidenswertes Ziel erreicht, er war anerkannt in der Stadt, die als einzig ausschlaggebend für künstlerische Qualitäten auftrat. Gutzkow aber blieb nicht zurück. Mit der Aufführung des „Richard Savage" am 15. Juli 1839 in Frankfurt begann seine dramatische Laufbahn, die trotz mannigfacher bittrer Enttäuschungen gleichwohl Triumphe aufweisen konnte, wie sie dem ernsten Dichter damals selten zu teil wurden. Dies erste Bühnenstück eroberte alle größeren Theater und so auch das Königliche Schauspielhaus zu Berlin. Mit diesem Zeitpunkt 1840 wurden die Beziehungen Gutzkows zu Seydelmann wieder angeknüpft und nahmen eine ganz andere Gestalt an wie vorher. 1835 war ihre Bekanntschaft, man kann sagen, mehr eine geschäftliche. Sie entdeckten gemeinsame Anschauungen, sie glaubten gemeinsame Ziele zu haben, und so lag der Wunsch nahe, sich zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen. Da traten persönliche Verschiedenheiten störend auf und trennten das Bündnis in seinen ersten Anfängen.

Die zweite Serie von Seydelmannbriefen, die den Jahren 1840/41 entstammt, ist das Zeugnis intimster persönlicher Freundschaft und Vertrautheit, die weit über das Maß gesellschaftlicher Hochachtung und künstlerischer Kollegialität hinausreicht.

Wer die erste Anknüpfung gesucht, ist nicht ganz sicher, jedenfalls aber hat Seydelmann den ersten Brief geschrieben. Die Aufführung des „Richard Savage", in dem er die Rolle

Digitized by Google

des Journaliſten Steele verkörperte, gab ihm Veranlaſſung, an den mit einem Schlage berühmt gewordenen Dramatiker ein Schreiben zu richten. Es trägt nicht den Charakter einer Antwort. Mit peinlicher Höflichkeit tritt er an ihn heran: „Wohlgeborener, Sehr geehrter Herr"; Unterſchrift: „Euer Wohlgeboren ergebenſter". Fünf Tage ſpäter, am 8. April, nennt er ſich ſchon „Ihr dienſtbereitwilliger Seydelmann", und die Ausſicht, Gutzkow, der zur Erſtaufführung ſeines Werkes perſönlich nach Berlin gekommen war, am folgenden Tage entgegenzutreten, entlockt ihm eine bedeutungsvolle Aeußerung, die wie eine Ahnung des Kommenden, wie eine Sehnſucht nach Verſtändigung klingt. Mit feinem Inſtinkt bezeichnet hier Seydelmann den Boden, auf dem ſie ſich wiederfinden mußten, ihre beiderſeitigen tiefen und ſchmerzlichen Erfahrungen. Da bei Rötſcher dieſer kurze Brief fehlt, möge er hier folgen:

Wohlgeborener, Sehr geehrter Herr!

Ich freue mich herzlich, Sie in Berlin zu wiſſen! Wir haben uns lange nicht geſehen und die letztverfloſſenen Jahre waren nicht arm an Erfahrungen, weder für Sie noch für mich. —

Ich würde mir das Vergnügen machen, Sie zu beſuchen, wenn ich nicht heute zu thun hätte und bis zur Theaterzeit zu Hauſe bleiben müßte. Meine Frau war lebensgefährlich krank und bedarf noch immer der aufmerkſamſten Pflege. Vielleicht kann ich morgen zu Ihnen kommen, um zu hören, was Sie in der Kerkerſzene Ihres „Richard" noch geändert wünſchen. Ich war den ganzen Morgen mit meiner Rolle beſchäftigt; mit dem Steele nemlich, in den Modernen*) habe ich nichts zu thun.

Hoffentlich bleiben Sie eine geraume Zeit hier; und wollen Sie mich erfreuen, ſo geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen beweiſen zu können, daß ich mit aufrichtiger Hochachtung bin

Ihr dienſtbereitwilliger Seydelmann.

B. Hauſe; am 8. April 1840.

*) Ein Schauſpiel von Friedrich von Heyden, das damals auf dem Berliner Repertoire ſtand.



692731 A

Seitdem sich die beiden nicht mehr gesehen, war Gutzkow zum Manne gereift; er hatte die ganze Misère des Schriftstellerelends in allen ihren Bitternissen durchgekostet. Er hatte Schmähung, Verfolgung, Gefängnis und alles ertragen, ohne zurückzuweichen, obgleich es einsam um ihn wurde und aus dem mit großem Pomp angekündigten jungdeutschen Konzert einer nach dem andern sich heimlich wegstahl und, einmal draußen, seinen früheren Genossen eiligst die Fenster einwarf, um seine loyale Gesinnung zu zeigen. Er war hin und her geworfen worden von der schwankenden Woge des Litteratenlebens, aber er hatte mit offenem Auge ein gut Stück Welt gesehen und in unermüdlicher Arbeit sich selbst gefunden.

Seydelmann hatte in Stuttgart unter der Gleichgültigkeit, an der sein heiligster Eifer für die Kunst machtlos abprallte, schwer gelitten. Intriguen niedrigster Art weckten ein Mistrauen in ihm, das sich von da ab immer mehr steigerte, und als er in deren Urheber sogar seinen einstigen Freund Heinrich Moritz erkannte, dem August Lewald, der begeisterte Autor des Panegyrikus „Seydelmann und das deutsche Schauspiel", mit seiner spitzen Feder sekundierend zur Seite stand, hatte er mit einem Gewaltstreich der ganzen widerlichen Komödie ein Ende gemacht, in der Ueberzeugung, daß „es überall Menschen giebt, wenn man sie nur zu wecken versteht". So war er nach Berlin gekommen mit der ganzen enthusiastischen Sehnsucht, die er noch nicht hatte opfern können auf dem Altar seiner Kunst. Es war ein Siegeszug. Vom Publikum begeistert aufgenommen, von der Kritik teilweise mishandelt, hatte er dennoch gesiegt und sogar eine Reihe seiner Gegner vor seinen Ruhmeswagen gespannt; nicht durch Händedrücken hinterrücks; schweigend hatte er alle Angriffe ertragen, schweigend nahm er auch das Lob. Er hatte gesiegt durch die Kraft seiner Persönlichkeit als Mensch und Künstler. Daß ihm aber dieser Kampf sein Herzblut gekostet, sollte sich nur allzubald erweisen.

Digitized by Google

Gutzkow und Seydelmann waren beide Kampfnaturen, sie hatten sich durchgerungen und durften als Sieger sich glückwünschend die Hände schütteln. Sie hatten dem Zufall keine Dankesschuld abzutragen, sie durften auftreten und sagen: Wir!

So traten sie sich nun gegenüber, und wohl durfte jeder das Leuchten des Stolzes in des anderen Auge für das Leuchten der Freude nehmen. In wenigen Tagen fanden sie sich. Gutzkow nahm an den Proben seines Stückes selbst teil und Seydelmanns bereitwilliges Eingehen auf seine Intentionen mußte ihn anziehen. Klang schon der Schluß des obigen Briefes wie ein Freundesgruß, so enthielt noch mehr der folgende Brief, den Seydelmann mit „Sehr geehrter Freund" überschreibt, die Bitte um Annäherung, und wie das „hoffnungsvolle Bangen einer Braut" berührt es, wenn er schreibt: „Leider kann ich nicht so oft bei Ihnen sein als ich möchte. Möchte? Ja wohl! Denn Einmal wirkt angenehme Erinnerung — und sogar Dankbarkeit! — in mir; und dann sind Sie von Auge zu Auge weit weniger fürchterlich, als von Dinte zu Dinte!"

Seydelmanns Teilnahme an dem Erfolge des ersten Bühnenstückes Gutzkows bezeugt dann der folgende Brief, den er nach der ersten Aufführung des „Richard Savage" im Königlichen Schauspielhause zu Berlin am 2. Mai 1840 an den Dichter sandte:

Lieber Freund!

Freude will sich aussprechen!

Als ich vorgestern Abend, nach der Vorstellung Ihres „Savage" so guten Muthes nach Hause ging, wartete schon der Schreck auf mich: die Krankheit meiner Frau hatte sich, binnen wenigen Stunden, sehr verschlimmert. Um drei Uhr des Morgens legte ich mich, angekleidet, auf's Bett. Gestern war ich den ganzen Tag zu Hause. Erst gegen 7 Uhr ging ich in's Theater. Da hörte ich nun von Allen, die mich, Ihres Stückes wegen, ansprachen, daß es nicht nur gefallen habe, sondern daß man glaube, es werde ein Repertoirstück werden.

Digitized by Google

Das ist doch wahrlich nichts Geringes in heutiger Zeit! — Nicht Eine tadelnde Stimme habe ich gehört und die richtenden Leute waren doch sehr verschiedenen Schlages. Rüthling, mit dem ich zusammenkam, hatte ebenfalls nur Gutes vernommen. Das wollte ich Ihnen schon gestern erzählen, aber ich sah Sie nicht. Auch mußte ich bald wieder nach Hause.

Wie lange bleiben Sie noch bei uns?

Vielleicht kann ich Sie heute besuchen. Wann aber —? Das weiß ich nicht. Träfe ich Sie nicht, könnte mir etwa der Portier einen Fingerzeig geben?

Laube ist da und hat mich durch meinen Wilhelm grüßen lassen. Gesehen hab' ich ihn noch nicht.

Den schönsten guten Morgen von

Ihrem

Berlin; 4ten Mai 1840. Seydelmann.

„Auf einem gemeinschaftlichen Ausfluge, den wir auf dem neuen Eisenbahngeleise nach Potsdam machten", so erzählt Gutzkow, „erneuerten wir die alten Zeiten der Intimität von Stuttgart". Unmittelbar vorher oder nachher aber nahm Gutzkow die letzte Barrikade, die zwischen ihnen stand, mit einem Gewaltstreich. In einem Briefe an Seydelmann muß er sich unumwunden über ihr Verhältnis ausgesprochen haben. Das geht hervor aus Seydelmanns Antwort vom 18. August 1840: „Welche Geständnisse machen Sie mir!" Wir müssen annehmen, daß Gutzkows Brief so etwas wie eine versöhnliche Abbitte für eine vorschnelle frühere Meinung oder ein vielleicht unüberlegtes Wort enthalten hat, und es ist ihm wahrlich hoch anzurechnen, daß er aus eigenstem Herzensbedürfnis Seydelmann die Hand zum neuen Freundschaftsbunde bot.

Nunmehr wird ihr Verhältnis ein intim persönliches, sie fühlten beide, daß sie „sich etwas sein konnten"; ja es erhält auf Seiten des Schauspielers etwas jugendlich Ueberschwängliches. „Endlich! Endlich!" überschreibt er eine mehr als umfangreiche Antwort auf einen mit Ungeduld erwarteten Brief Gutzkows, der bald nach ihrer Versöhnung wieder nach

Digitized by Google

Hamburg zurückgekehrt war. Im ersten Augenblick seines Glücks konnte Seydelmann noch gar nicht recht an diesen plötzlichen Umschwung glauben. „So sehr bin ich an Nacht gewöhnt", schrieb er, „daß ich den plötzlich hereinbrechenden Strahl nur wie ein Traumglück begrüßen kann und schon die Thräne heraufzittern fühle, die mich über Täuschung und Wirklichkeit aufs neue belehren soll! So wohnt im kleinsten Tropfen auch der Erde Wohl und Weh!"

Nun aber brach der lange zurückgedämmte Strom von Freundschaft und Liebe mit überwältigender Kraft sich Bahn. „Fortwährend Komödie zu spielen, auch außer dem Theater widert mich an, wie jeden wahrheitsliebenden Menschen", hatte er vor Jahren dem Stuttgarter Theaterintendanten Grafen Leutrum zugerufen, und in den Briefen an Gutzkow läßt er nunmehr seinem innersten Gefühl ungehindert die Zügel schießen. Nur damit dieser ihn „durch und durch kennen lerne", unternimmt er eine Gastspielreise nach Hamburg, obgleich ihm anderweitig viel günstigere Angebote gemacht worden waren. Ueber die in Berlin gemeinschaftlich verlebte Zeit hatte Gutzkow ein „Tagebuch[47])" geschrieben, in dem er auch die Leistungen Seydelmanns, besonders als Mephisto und Nathan, in feinsinniger Weise analysirte.

Die Freundschaft zwischen Künstler und Kritiker hat stets eine gefährliche Seite, und Gutzkow, der auf einem scharf beobachteten Posten stand, wollte eine unbefangene Haltung seinem neugewonnenen Freunde gegenüber nach außen hin zur Schau tragen. Seydelmann in seiner ehrenhaften strengen Selbstlosigkeit war damit nicht nur einverstanden, er selbst riet ihm dringend zur Vorsicht. Wie nötig diese war, beweist, daß selbst im Anfang ihrer neuen Verbindung die guten „Freunde" nicht ruhten, und ihr Geklatsch Aeußerungen Gutzkows weitertrug, zu denen dieser in den Originalbriefen Seydelmanns anmerkt: „Niemals habe ich das gesagt, Theaterklatsch".

In jenen Berliner Sommermonaten, wo sie, echt männ-

Digitized by Google

lich, offen einander aussprachen, was sie auf dem Herzen hatten, und eine Vertrautheit sie verband, die beiden auf sich selbst angewiesenen Naturen etwas Ungewohntes war, sahen sie sich fast täglich, und wie sie die gemeinsamen Stunden hinbrachten, möge Gutzkow selbst berichten:

„Unvergeßlich liebe Stunden waren mir die, wo ich mich mit ihm verabredete, unmittelbar nach Tisch zu ihm zu kommen und die Zeit bis zum Theater in anregendem Gespräch zu verplaudern. Wir hatten der gemeinschaftlichen Berührungspunkte so viele. Fertigte er mit kurzem kaustischen Witze die Vorkommnisse der täglichen Bühnenchronik ab, so bot oft eine einzige Rolle Stoff zu stundenlanger Debatte. Nie wies er den Tadel seiner Auffassungen zurück, nie fühlte er sich durch die Rüge einer seiner Leistungen, wenn man sie motiviren konnte gekränkt . . . Auch manche Rollen, die er gern gespielt hätte, aber der Konkurrenz wegen am königlichen Theater nicht spielen konnte, gab Stoff zu Besprechungen, in welchen er reich an neuen Gesichtspunkten war."

Ja, sie hatten wahrlich „der gemeinschaftlichen Berührungspunkte so viele!" Seydelmann war in jener Zeit nicht mehr der himmelstürmende, hoffnungsselige Künstler, als der er von Prag einst ausgezogen. All die bitteren Erfahrungen in Kassel und besonders in Stuttgart, die unzähligen Enttäuschungen, die sein peinliches Gemüt tiefer als robuster Gleichmut empfand, die Niedertracht der Theaterintriguen, denen er in Stuttgart hatte weichen müssen, hatten ihn mistrauisch, ja zum vollendeten Menschenfeind gemacht, und ich kann mir nicht versagen, hier die ergreifende Schilderung anzuführen, die Gutzkow von dem Gemütszustand seines Freundes später entworfen hat, da sie eine Erklärung ist zu dem wichtigen letzten Brief Seydelmanns an Gutzkow, den wir weiterhin kennen lernen werden.

„Seydelmann war ein Anderer, als wofür ihn ein großer Theil der Welt halten wollte. Im Kampf des Lebens, in der

Digitized by Google

Nothwendigkeit, unverrückt ein vorgestecktes Ziel zu erreichen, mochte er sich eine Philosophie ausgebildet haben, die etwas Hartes, Schroffes, vielleicht Egoistisches hatte. Das Herbste an ihm war aber keine Untugend, sondern ein Unglück, nämlich das Mißtrauen. Es lag ein Flor über seinen Augen, der ihm Alles schwarz erscheinen ließ. Das Leben, die Schläge des Schicksals hatten diesen Flor gewoben. Er konnte nicht dafür, daß ihm der Glaube an die Menschen wankend geworden war. Wer im Leben etwas Ernstes erstrebt, wer etwas Bedeutendes im Kampf gegen Neid, Mißgunst und Gleichgültigkeit der Menschen durchsetzen will, der kann nicht jedermann heiter ins Gesicht lachen und ein immer fröhlicher Allerweltsmensch sein. Unglücklicherweise war Seydelmann in der Lage, daß er heiter scheinen mußte, wo es ihm düster zu Mute war, und daher das Unheimliche, dämonisch Aengstliche und moralisch Unsichere in den Annäherungen an ihn. Der Widerspruch des angeborenen und eingewurzelten, an sich aber schmerzlichen Mißtrauens mit den tausend Gelegenheiten, wo er unbefangen scheinen und lächeln sollte, dieser Widerspruch läßt sich nicht so leicht wegwischen. War er nicht sichtbar, so fühlte man ihn doch und daher die Anklage gegen Seydelmanns Herz, die sich, wenn man es gekannt hätte, in Mitleid verwandelt haben würde. Dies Herz konnte aufthauen, konnte sich gänzlich auflösen. Dies Auge konnte weinen — weinen über sich selbst! Diese Hand konnte krampfhaft die unsrige fassen und durch einen Druck sagen, was die Zunge verschwieg. Auch dann sah uns der Arme noch fest ins Gesicht, bohrte sich tief in unser Auge und forschte: bist du falsch? Und erst wenn keine Falte in unsern Mienen zuckte, wenn die Tafel des Antlitzes offen und hieroglyphenlos vor ihm lag, wenn ihm aus unseren Augen die vollste Wahrheit sonnenhell entgegenstrahlte, dann verwandelte sich dieser gefürchtete Talleyrand der Bühne in ein heiteres glückliches Kind, umarmte uns und war eines Enthusiasmus fähig, wie wir ihn nur in den Weihemomenten

Digitized by Google

kennen, wo wir lieben und wo die Klaviatur unſeres Weſens um viele Töne höher geſtimmt iſt.“

Gutzkow war gerade der Mann, den Seydelmann in ſolchen Stunden zum Vertrauten haben mußte. Wurde auch Gutzkow damals noch von der Sturmwoge ſeines Lebens gehoben und ging er noch voll jugendlicher Kraft und um ſich ſchlagenden Mutes auf Thaten aus, auch in ſeinem Innern fraß ein Wurm, deſſen Keim die zahlloſen Enttäuſchungen des Lebens geboren und deſſen ganze Verheerung, dank der Widerſtandskraft des Angegriffenen, erſt zwanzig Jahre ſpäter zum Vorſchein kam. Seydelmanns Widerſtandskraft war gebrochen, er wollte ſeinen Frieden haben, und es iſt gut zu verſtehen, wie es den noch ungebeugten Dichter zu dem Manne hinzog, deſſen Inneres ihm aus ureigenſter Erfahrung ſo erſchreckend klar ſein mußte. Hier durfte er die Saite ſeines eigenen Gemütes frei erklingen laſſen, die er vor der ironiſchen Alltäglichkeit ſo ſorgſam bewahrte, die wir aber aus ſeinen Briefen und ſeinen Werken allenthalben heraustönen hören. Ich meine den ſentimentalen Zug, der nicht eine Variation des heineſchen Weltſchmerzes war, ſondern jenem erſchütternden Ton der Harfe gleicht, die der Sänger verzweifelnd an der Marmorſäule zerſchellt. Mangel an Gemüt hat man Gutzkow ſo oft vorgeworfen, indem man nicht ſah, daß das, was man als Härte empfand, nur die Schwielen waren, die ſeine liebend ausgeſtreckte Hand von all den Stößen davongetragen, die ſich gegen ſie richteten. Kann es da wundern, daß er ſie ſcheu hinter dem Rücken barg? Und ebenſo war es Seydelmann ergangen, nur daß er geduldiger die Zurückweiſungen hingenommen, weil ſeine Kraft nicht ausreichte zum Widerſtand. Seiner Perſon wie ſeiner Kunſt ſtritten ſeine Gegner jede Gefühlswärme ab. Wenn Seydelmann darauf antwortete: „Ich habe von jeher mein Loos darin gefunden, daß ich Verſtandskräfte ſtreiten machte“, und mit Selbſtgefühl hinzufügte: „Verſtand allein erzielt eine ſolche Anziehungskraft nicht“, klingt es nicht wie

Digitized by Google

eine Antwort auf den Vorwurf der Gefühlloſigkeit, den man Gutzkow ſo oft machte?

Noch ein anderer ungemein wichtiger Umſtand trat hinzu, ihre beiden Seelen auf einen Ton zu ſtimmen. Das war das trübe Schickſal, das über ihren Herzensangelegenheiten waltete. Mit dürren, faſt grauſamen Worten hat Gutzkow ſpäter Seydelmanns Häuslichkeit geſchildert. Sie war eine unglückliche. „Nie konnte der zu früh Verheirathete gut ſagen für die Stimmungen ſeiner Frau. Er hatte Urſache, die einſt Schöngeweſene, auch damals noch ſtattliche, zu ſchonen, zu ehren und ſein Pflichtgefühl kam ihm aus dem Gemüth. Und doch blieb die Sehnſucht nach beglückender jugendlicher Frauenliebe, nach Hingebung und nach anderen weiblichen Lauten, als die Ehe zumeiſt zu Gehör bringt. In Seydelmanns Ehe gab es ein ewiges krankhaftes Klagen der Frau über die Sorgen der Gegenwart und der Zukunft. Da ſah man denn Seydelmann trübe und ſeufzend und ſich nur in ſeinem Rollenſtudium erkräftigend.“ Ganz damit überein ſtimmt das erſchütternde Geſtändnis, das Seydelmann ſchon 1830 von Stuttgart aus ſeinem Freund und Kollegen Cornelius machte: „Säße ich doch Einmal nur, aber recht lange, zwiſchen Ihnen und Ihren würdigen Freunden! Alle — Freunde der Kunſt; Freunde alſo der Menſchen, der Welt, liebe Kinder Gottes: Künſtler, mit einem Wort! — Dann ſäße Seydelmann doch einmal warm. Hier aber — ach hier! Sie verſtehn mich nicht; — oder wollen mich nicht verſtehen; ſie wenden ſich ab und — lächeln; die armen — reichen Leute! Mit meiner Frau ſchwatze ich dann wohl manchmal aus der vollen bewegten Bruſt; allein ſie iſt doch keine Schauſpielerin und aufs Hausweſen verſtehe ich mich nicht. Da drücke ich denn meinen Jungen an mich, um mich wenigſtens für einen Augenblick zu beſchwichtigen und gehe in mein einſames Studierſtübchen. Dort ſitz' ich trüb und ſchwer, bis die Bilder der Heroen unſerer Kunſt vor mir auftauchen, freundlich umſtrahlt von himmliſchem Glanze; — die Spannung

der Seele läßt nach, meine Kraft erwacht, und ich arbeite mit Gott und einem versöhnten Herzen!“

Wir wissen von Gutzkow, daß Seydelmann, der jede Minute des Tages dem Studium opferte, der geistlose Vergnügungen fast pedantisch mied, seine Erholung fand in geistreichen Gesprächen, besonders mit Frauen, und dazu war seine Gattin völlig ungeeignet. Was ihm fehlte, war eine Gefährtin, die seine Leidenschaft für die Kunst mit ihm teilte, die ihn zu seinen Schöpfungen begeisterte, statt daß er vor dem „Jammer der häuslichen Verstimmung“ zu seiner Kunst flüchten mußte.

Auch darin fand er in Gutzkow einen Leidensgenossen. Auch der Dichter war ein „zu früh Verheirateter“. Wie er selbst gestanden hat, nahm er seine erste Frau Amalie „in Folge einer unüberlegten Unterredung unter zufällig sich ergebenden Umständen, beengt und verhetzt in seinem Leben schon bei fünfundzwanzig Jahren“. „Sie meinte es gewiß gut“, sagt er von ihr, „und war ein mannigfach selbstloses Gemüt. Störungen gab es, weil ich mit der Zeit größere Ansprüche an ein ‚Beglücktwerden‘ durch die Ehe machte und die Ehe überhaupt als eine furchtbare Fessel für die freie geistige Entwickelung erkannte“. Ich könnte diesem Geständnis, das Gutzkow 1870 an eine Freundin richtete, noch manche Zeugnisse aus seinen Briefen und unleugbare auch aus seinen Werken hinzufügen. In jenen Jahren lebte Gutzkow lange Zeit von seiner Frau getrennt, sie hatte sich in Hamburg nicht schicken können und kehrte zu ihren Pflegeeltern zurück. Sie hat gerade in den entscheidendsten Jahren ihrem Manne am wenigsten nahe gestanden, und so war es nicht wunderlich, daß sie sich später von einer anderen, von Therese von Bacheracht, in ihren Rechten mußte schmälern lassen. Damals allerdings war der Zwiespalt noch nicht so weit gediehen, aber er genügte, daß die schmerzlichen Seufzer Seydelmanns in Gutzkows Brust ein Echo weckten.

Alle diese Momente nun, die ich im Vorhergehenden anführte, sind gleichsam zu einer Symphonie vereinigt in einem

Digitized by Google

Briefe, den Seydelmann 1841 an Gutzkow schrieb. Er bedeutet den Höhepunkt ihres Verhältnisses, aber zugleich auch den Schluß ihres Briefwechsels. Seydelmanns bald eintretende Krankheit wird die Ursache für diesen plötzlichen Abbruch sein. Rötscher hat diesen Brief wohl aus Rücksicht für lebende Personen unterdrückt. Gleichwohl ist er der weitaus interessanteste aller vorhandenen und verdient deshalb eine Veröffentlichung. Hier ist er.

„Geliebter Freund!

Empfangen Sie meinen Gruß in Schlafrocksruh, und erfreuen Sie mich bald, recht bald durch die Nachricht, daß Sie, vollkommen zufrieden mit Ihrer Dampfschifffahrt, gesund mit den lieben Ihrigen zu Hause angelangt sind.

Wenn wir Jemand — Lesen Sie ohne Brille? — Wenn wir auch Jemand, den wir lieb haben, nur selten sehen, sprechen, es ist doch schon ein Trost, wenn wir in einem Orte mit ihm wohnen. Aber weit entfernt von ihm, gemahnt es uns, als sei er todt. (Und so gewöhnen wir uns auch an's Sterben. Wer hört nicht auf mit seinen Freunden?)

Ich denke recht oft an Sie.

Regisseur Weiß bat mich vor einigen Tagen dringend, ich möge ihm doch, für einen Handschriftensammler, ein paar Zeilen von Ihnen schenken. Ich ward verlegen, denn ich weiß Briefe zu achten.[47a]) Da hab' ich denn gesucht und gewählt und wieder gewählt, bis ich ihm, nicht ohne Kampf, eines Ihrer Billetchen (schnell von der Papenstr.*) herüber) gegeben habe. Der Inhalt betrifft ein Rendezvous, das wir uns zu geben gedachten, aber Sie könnten Wirthshauskost noch nicht vertragen — ich hätte im Nathan nicht nur den Weisen, sondern auch den Juden gespielt —, solle Ihnen einen Act Shakespeare vorlesen, dann wollten Sie mich — zur Revanche! — spatzieren fahren. — (Sie wollen ja doch wissen, was in dem Briefchen steht, Und hüthen Sie sich vor Treulosigkeit: Sie nennen mich „Freund", unterzeichnen sich: „herzlichst Ihr Freund!" Gutzkow's Worte sind ja Thaten.)

Die Todten leben; und sehr sans gêne, entsetzlich frei! Börne hat dem edlen Heine den Filz vom Kopfe geschlagen,

*) Gutzkow's Wohnung in Berlin.

Digitized by Google

im Salon von Europa — in Paris! Ruhig rettete der mit der Kothhand Hut und Ruhm und ſchreibt uns nun ein neues Reiſebild aus den ſichern Pyrenäen. Wer ſeine Zuchtmeiſter auf offener Straße findet, darf er ſich über den Mangel an Erziehung beklagen?*)

Adami, der Berliner „Stafettenreiter", und ſein Gevatters-mann „Figaro"**) haben mich wegen meines „Pfingſten" geſchlagen und gekratzt! Iſt das Sachſenfreundſchaft***) oder Feindſchaft? Jedenfalls ſind es tief bedachte, kunſtrichterliche Ausſprüche: Pferdemiſt und — duftende Bartſeife Aber „ bei Rott hat ſich der Dichter des „Patkul" zu bedanken!" — Und Sie kratzten ſich in gelinder Verzweiflung über dieſen Kurfürſten den Kopf! Mich lobten Sie! Und L. Rellſtab ſelbſt ſoll mich ganz ausnehmend gut gefunden haben. Viele Andere auch. Das Publikum klatſcht unermüdet friſch d'rauf los, ohne Freibillette meinerſeits. Und alles das ganz ohne Grund! Oder — mit Grund? Kritik, ſag' es dem Schauſpieler, an welches deiner hundert Geſichter ſoll der Arme, Vielbeſcheidne glauben? Anſehen — prüfen ſoll er ſie ja alle — alle; und ſich danach richten!

„Die Bekehrten" von Raupach ſind neu ausgetheilt worden. Mir hat man den „Narren" geſchickt. Dieſer Narr! Stall-bürſtenhumor!

Holtei hat Neuigkeiten geſendet. Theaterdirektor Carl, der ihn zum Dichter ernannt, jagt ihn ſehr in's Zeug; d. h. in die Dinte: er muß arbeiten über „ Hals und Kopf! " — „Erich der Geizhals" (ich) ſoll gegeben werden, ſobald ich werde aus dem Bade gekommen ſeyn. Kann das nun glücklich auf meine Kur wirken? Solche Nachrichten müßten nie ohne ärztliches Gutachten mitgetheilt werden. (Was wird Devrient Alles zu thun haben!) — „Hans Jürge", ein Drama von

---

*) Bezieht ſich auf die Ohrfeigengeſchichte Heine hatte in ſeinem Buch über Börne deſſen Freundin Frau Wohl ſchmählich beleidigt. Ihr ſpäterer Gatte Straus wollte hinterher Heine auf offener Straße zur Rede geſtellt und geohrfeigt haben. Heine beſtritt dies ganz entſchieden und Herr Straus konnte auch keine Zeugen für ſeine That beibringen.

**) „Staffette" und „Figaro" waren zwei Berliner Zeitſchriften.

***) Seydelmann hatte die Rolle des Intriganten und Höflings Pfingſten in Gutzkow's „ Patkul " nach Uebereinkunft mit dem Dichter in ſächſiſchem Dialekt geſprochen.

Digitized by Google

Holtei, iſt ausgeſpannt und geſtreckt worden: Ein Akt hat ſich noch zwei dazu müſſen gefallen laſſen. Das neue Ganze heißt nun „Die Perlenſchnur“. („Hans Jürge“ war von der Wiener Cenſur pfiffigerweiſe verboten worden. Holtei aber und Direktor Carl führen ſie an. —) „Die Perlenſchnur“! Wenn das nur kein gemeiner Strick iſt, den der racheluſtige Theaterdichter, Schauſpieler und Vorleſer, dem Publicum um den Hals wirft. Und ich ſoll dieſer „Jürge“ ſeyn. Freund, wenn ich kein Proteus bin! Wäre Carl Seydelmann 1750 geboren worden —! A propos: Sie wollen ja ein Stück ſchreiben, worin die ſtaunende Welt mein leibhaftes Ebenbild finden ſoll. Treffen Sie mich nur, dann fürcht' ich mich nicht! „Garrick in Briſtol“, von Deinhardſtein. „Seydelmann in Carlsbad“, von Gutzkow. Ach wie ſchön! „Arm in Arm mit Dir: ſo fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!“ Träume, Träume, Poſa!

„Der Generalbevollmächtigte“ von Frau Francl von Weiſſenthurn iſt geleſen worden. „Willſt Du ewig leben?“ In Berlin würde man dieſen dramatiſchen Bandwurm ſchon längſt in Spiritus aufbewahren; die Wiener Gutmüthigkeit geht weit über alle Bandwürmer hinaus; trotz Glied an Glied!

Neulich wurden Kotzebue's „beiden Klingsberg“ mit Hautgoût gegeben: Die Berliner Mars (Madame Krikeberg) ſpielte mit; dieſe blinde, zähe, ält'ſte alte Henne, die ſchon 1695 ihre Eier legte, findet an der königlichen Hoftheatertafel immer noch ihr Korn. Uebermorgen wird ſie wieder Gretchens Marthe ſeyn. Soll man da nicht rufen dürfen: Ekel, Ekel! Wenn ich ein witziger Schriftſteller wäre, ich richtete ein Sendſchreiben Mephiſto's an den Intendanten Grafen Redern. — Man will dem Publicum den Geſchmack am Ballet verleiden und König Ludwig fängt es mit langen Röcken für die Tänzerinnen an. Ich will dem Devrient zuflüſtern, daß er Alexander Humboldt inſtigire, Madame Krikeberg, hochgeſchürzt, als Sylphide auftreten zu laſſen. (Pendant zu „Egmont“.) A. W. Schlegel würde es vertreten.

Ich ſchwatze wie Einer, der den Koffer packt: Strümpfe kommen zu „Riemer's Mitteilungen über Goethe“, damit ſich dieſe nicht ſcheuern, die Spitzen ſich nicht ſtoßen. —

Ich muß einige Tage länger auf die Freude warten, das reizende Jüterbog kennen zu lernen. Man will durchaus noch

Digitized by Google

einige Thaler mit „Fauſt“ verdienen und Clara Stich iſt leider noch immer heiſer. Wie in den beiden letzten Vorſtellungen des „Patkul“, mußte auch in der neulichen Vorſtellung des „Glas Waſſer“ Auguſte Hagn für die geliebte Kollegin eintreten. Da erlebte Berlin das Unglaubliche: Die Capulets und Montagues in einem Hauſe, Aug' in Auge, Hand in Hand — — „Das wär' kein Wunder, wunderſüchtiges Volk“ (Leſſing's „Nathan“). Aber dieſes Wunder bewirkte auch nur ein Engel — ein kranker Engel und der Nothſchrei einer leeren Caſſe. —

Sonnenſchein und Regen, Lächeln unter Thränen.

Wollen Sie mich nicht zu Ihrem Engländer machen, der ſich im Spiegel umbringt und darüber ſelbſt zum beſſeren Leben erwacht? Aber ich möchte Ihnen zurufen: machen Sie ſchnell! —

Ihre „Schule der Reichen“ wird mir ein immer ſtärkerer Magnet. Aber ob ich in dem Stücke ſpielen werde —?

Auch Ihr Präſident Jordan*) gefällt mir ſehr und ich getraue mich wohl, Ihnen damit zu gefallen.

Geiſtreiche Rollen, Freund, daß meine Seele, voll Unruh' und Angſt, ſich ſammle, ſich gefeſſelt fühle; ihrem engen — engen, luſt- und freude-leeren Käfich nicht entfliehe! Sie meinen, wer immer davon ſpricht — —? Na na! Aber Carlsbad wird ja Alles ſäubern. Der Kranke wird dann wenigſtens ein ſchönes, weißes Lager haben — ein Paradebett.

„Ueber den deutſchen Engländer“ —!

Frlein Charlotte kehrt nun von ihrer letzten Bergwerksreiſe zurück. Einen Mann (wie es heißt) bringt ſie nicht mit; aber neues, ungemünztes und gemünztes Gold p. p. Wie wird ſie das an ihren keuſchen Buſen drücken, auf ihrem jungfräulichen Schooße durch die Finger laufen laſſen, prüfen, ſüß beäugeln! „Schade, daß dieſe Bruſtbilder durch meine heißen Küſſe nicht erwarmen, ſich nicht zu männlichen Geſtalten kühn und keck erheben, mich befruchten — o wie wollt' ich dieſe Hecke pflegen! Und du Peppi auch? Gelt?“ Das verſteht ſich, Lotte. — Lotte! Lotte!!

Warum ſind unſere geldgierigen Seelen auf der Bühne lauter Männer? Warum will man dazu nicht auch Weiber,

*) In Gutzkow's Schauſpiel „Werner.“

Digitized by Google

ſogenannte Jungfern hernehmen? „Die Bretter, die die Welt bedeuten“, ſollten ſie uns nicht auch „ſolche Käuze“ zeigen? Ein ſchönes, kunſtgewandtes, edles Mädchen, das ihre reinen Lippen nur auf unbeſchnittene Dukaten drückt! Daneben eine gleichgeſinnte Schweſter, mit einem Geſicht, wirkſam wie Blauſäure für Jeden, der ſich zu unbezahltem Kuſſe nähern mag; eine Geſtalt, deren Augen, Beine, Haare Krallen ſind; recht hager, ſpitz und ſcharf; Haut und Knochen bläulich angelaufen u. ſ. w. Und dieſe Gier in der Stille der Nacht, bei ſparſamer, Rembrandt'ſcher Beleuchtung, Katzen lauernd da und dort, daß auch keine Maus den Eintritt wage; dann ermattet mit dem vollen Beutel in das jungfräuliche Bett. Und Morgens —: in ſüß verrätheriſchem Kleide, im Rococo-Zimmer: verliebte Blicke vor verliebten Narren auf und ab; Geſpräche: ſprudelnd Geiſt und Witz, und Adel, und auch Nuditäten, eingewickelt hübſch in ſchwäbiſch-bairiſch-öſterreich'ſchen Dialekt, in dem auch A .... „höchſt reizend“ klingt — — Und Luſt! Luſt in der Perſpektive, Luſt an — Gold! „Ein modernes Lebensbild in 2 Acten“. Genug! — Am Schluſſe Diebſtahl, Schlagfluß, jämmerliche Blöße: hübſch gruppirt. — Ein Chor von Lachern und von Ziſchern (ausgezogene Liebhaber); Text von Blume, die Muſik von Thalberg. Effectſtück für Europa! Both (L. Schneider) kann's gleich überſetzen. Das lockt Sie nicht?

Wenn Sie meine Kur zu einer ſegensreichen für mich machen wollen, dann ſchreiben Sie mir ja recht bald und ungeheuer viel (wer nicht tüchtig verlangt, kriegt gar nichts) nach Carlsbad, wo ich Mitte nächſter Woche zu ſeyn hoffe. Schreiben Sie gefälligſt „poste restante“.

Empfehlen Sie mich beſtens — beſtens Ihrer verehrten Frau Gemahlin und ſeyen Sie der Freund

Ihres

Berlin, am 1ten July 1841. Seydelmann.“

Mit dieſem Brief, der die charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten des Seydelmannſchen Stils, wie ſie Rötſcher und Gutzkow zur Genüge fixiert haben, in höchſter Vollendung trägt, hat es eine mehrfach intereſſante Bewandtnis.



Digitized by Google

Jener „kranke Engel“, von dem Seydelmann in dem Briefe ſpricht, war eine Berliner Kollegin, Klara Stich, eine Tochter der Auguſte Crelinger. Sie iſt in der That Seydelmanns Verhängnis geweſen; zu dieſer „Meluſine“, wie Gutzkow ſie nennt, hatte der nicht glücklich verheiratete Mann eine glühende Neigung gefaßt, und die Qual dieſer ſpäten Leidenſchaft, der Kampf ſeines ſtrengen Gewiſſens gegen dieſe Verletzung ſeiner Pflicht haben den Reſt ſeines Lebensmarkes aufgezehrt.

In dem von einem überaus tiefen Gefühl der Wehmut durchzitterten Nachruf Gutzkows nach Seydelmanns Tod finden wir eine leiſe rückſichtsvolle Andeutung über dieſen Konflikt. Es heißt da:

„Sein Leiden war eigner Art. Man kann nicht ſagen, wieviel davon im Gemüth, wieviel im Körper ſeinen Sitz hatte. Hat die Obduktion das Räthſel dieſes Nervenſiechthums gelöſt? Haben die Skalpiermeſſer der Chirurgen gefunden, wo es in ihm krankte und nach Hülfe oder Erlöſung rang? Ueber die theuerſten Intereſſen ſeines Innern hatte die Sage damals viel zu erzählen. Die Gerüchte widerſprachen ſich im Einen und ähnelten ſich im Andern. Zwei Dinge ſchienen mir unerſchütterlich feſt zu ſtehen. Einmal Seydelmanns reinſte Sittlichkeit. So lebhaft er empfand, ſo zauberhaft die Schönheit des Weibes auf ihn wirkte, er beherrſchte dieſe Regungen mit einem ſittlichen Ernſte, der noch eine Nachwirkung ſeiner erſten Jugenderziehung war. Eine zweite Tugend war ſeine zarte Scheu, Dinge zu berühren, über welche ihn zudringliche Neugier oft nur zu gern ausgeforſcht hätte. Erſchloß ſich ſein Inneres von ſelbſt, hatte er an Freundesbruſt das Bedürfniß, ſeine innern zerriſſenen Zuſtände mit ungeheuchelten Thränen auszuweinen, ſo verließ ihn ſelbſt dann nicht eine edle, zartfühlende Diskretion. Er ſchilderte Schmerzen, ohne die zu nennen, die ſie ihm verurſachten: es war, man kann wohl ſagen, etwas Anonymes, in das er den Freund blicken ließ. Ein tiefverzweigtes Seelenleid war unverkennbar ... Man hat die ihm feindlichen

Digitized by Google

Lebensmächte oft genannt, aber auch in deren Schilderung nicht immer das Rechte getroffen. Er hatte viel heilige Scheu vor gewissen Ueberlieferungen, ein treues und dankbares Gemüt, das dem, was ihn vielleicht aus übergroßer Fürsorge quälte, doch nimmer wehthun wollte. Gerade in diesem Zwiespalt seines Innern, in diesem Bedürfniß nach Umänderung und der Anhänglichkeit an die Gewöhnung, die so oft, wie er klagte, wieder die Gestalt von Liebe und Freundschaft annimmt, in diesen Kämpfen lag sein Leiden."

Übereinstimmend damit, nur deutlicher, äußert sich Gutzkow später in seinen „Rückblicken": [36])

„Die Melusine hatte es auch Seydelmann angethan. Der Arme! Ganz Berlin wußte darum. Er selbst seufzte seines Geschicks. Pietät hielt ihn ab, äußerste Schritte gegen eine Lebensgefährtin zu thun, die ihn nicht glücklich machte, aber ihm seit Jahren und seit Zeiten der Entbehrung verbunden war. Er vertraute sich mir wie sonst, wenn auch nicht bis an die äußerste Grenze. Ich verstand diese. Ich verstand Zustände, wo uns die Ehe als eine vernunftwidrige Institution erscheinen kann. Das Bedürfniß der Liebe im Mann reicht weiter als die Grenzen einer Wahl, die immer und immer für ihn entschieden haben soll. Wenn sich die Wahl irrte, in jungen Jahren irrte — dafür das halbe Leben verloren? Seydelmann kränkelte. Gerade dann, wenn man den Lebensreiz gleichsam zuguterletzt sich steigern glaubt, kommen die Konflikte, von deren wahrem Zusammenhang die Welt keine klare Vorstellung dulden zu wollen scheint."

Nun können wir uns erklären, weshalb der angeführte Brief Seydelmanns etwas wie Lallendes an sich hat; es durchklingt ihn der unterdrückte Weheschrei einer bis ins Innerste zerwühlten Seele. Und an Gutzkow wandte er sich, weil er bei ihm auf mehr als freundschaftliches Mitleid, auf mitfühlendes Verständnis rechnen konnte. Auch aus diesen Zeilen der „Rückblicke" hebt sich der starke persönliche Anteil hervor,



Digitized by Google

den Gutzkow an dem Konflikt seines Freundes nahm. Fast unbewußt geht der Bericht in die persönliche Empfindung über.

Vielleicht aber hatte dieser Brief Seydelmanns an den jüngern Freund noch einen andern Zweck, die boshafte Verspottung seiner Kollegin Charlotte von Hagn war vielleicht nicht ohne Absicht. Denn er wird gewußt haben, daß seinerseits Gutzkow sich damals für diese Künstlerin sehr interessirte.

Man vermutet so etwas schon, wenn man die begeisterten Huldigungen liest, die der junge Dramatiker in seinem „Tagebuch aus Berlin", das die 1840 in der Hauptstadt empfangenen Eindrücke wiedergiebt, der allerdings beliebten Künstlerin darbringt. Schon da verrät er eine ziemlich intime Kenntnis ihrer Person, ihrer Briefe, sogar ihres Tagebuches; im grämlichen Alter hat er dann etwas indiskret ausgeplaudert, daß sie so „naiv" war, ihn in ihrem Schlafzimmer zu empfangen, während sie unpäßlich im Bette lag, ganz wie die Marquisinnen des vorigen Jahrhunderts. „Als Abbé der alten Zeit rückt man bescheiden die Bettdecke dahin, wo es der jungen Göttin zu frieren beliebt." Diese boshafte Bemerkung deckt sich ziemlich mit den Anzüglichkeiten in Seydelmanns Brief.

Übrigens haben wir diese Beziehungen Gutzkows zu Charlotte von Hagn nur als eine leichte Episode aufzufassen; vielleicht war es eine flüchtige Verliebtheit, wie sie den, der mit den Grazien der Bühne zum ersten Mal in Berührung kommt, wohl meistens als ein schnelles Fieber überläuft, oder gar nur eine Art Nützlichkeitsliebelei, ein Geplänkel, das mehr den Waffenstillstand ausfüllen sollte. Sie hatte ein Interesse daran, mit einem Kritiker von dem Ansehen Gutzkows gut zu stehen, und er konnte eine Schauspielerin, die sich seiner Rollen mit Eifer annahm, wohl gebrauchen. Sie haben auch Briefe miteinander gewechselt und zur Beruhigung etwaiger schadenfroher Moraltifteler sei die markanteste Antwort der Dame an Gutzkow mitgeteilt.

Sie schickte ihm im Januar 1842 einige Notizen über

Digitized by Google

Franz Liszt, der damals in Berlin konzertirte, und bat ihn, „aus diesem aufgegebenen Thema schöne Variationen" zu machen. Aber obgleich sie ihn am Schluß des Briefes „in Gedanken auf die Stirne" küßt, die „in diesem Augenblick unbewölkt" sein möge, hatte sie mit ihrem Anliegen wenig Glück, und einige Wochen später beschwert sie sich bitter über ihn.

„So böse wie ich diesmal auf Sie bin, hätte ich nie geglaubt, daß ich je werden könnte; die erste Bitte, die ich an Sie richte, konnten Sie abscheulicher unerfüllt lassen. An Ihre Eifersucht glaube ich nicht, weil ich von Ihrer Liebe noch nichts gemerkt; wo das Eine nicht existirt, giebt es auch kein zweites, oder umgekehrt.

Es ist eine schlimme Sache mit dem Glauben; wenn man uns versichert, daß man uns liebt, denken wir meistens, daß wir belogen werden, wenn man mir sagt, daß man mich haßt, zweifle ich keinen Augenblick. —

Wären Sie doch aufrichtig gewesen, hätten Sie mir nur gesagt, „Mademoiselle ihr Brief ist mir zu dumm, ich will nicht daß die Welt sie von dieser Seite noch mehr kennen lernt, sonst würde ich ihn aufgenommen und ihren Namen darunter gesetzt haben, weil ein anonymes Lob mir odiös ist. —

Emil de Girardin, der Redacteur der „Presse", war galanter als Sie, der hat mir, indem er meine Korrespondenz aufnahm, ein Relief gegeben, das mich stolz macht, aber Ihr Deutsche seid Pedanten. So — jetzt habe ich gescholten genug und nun soll die Hand, die erst geschlagen, ihr möglichstes thun, um versöhnend zu streicheln und zu schmeicheln. Also — Ihre Rolle werde ich, trotz Ihrer schlechten Behandlung, die Sie Ihrer ersten Liebhaberin zufügten, mit Lust und Liebe erfaßen — sie kommt ja von Ihnen — Sie haben ja meiner gedacht, nur kränkt es mich, daß die verruchte Koketterie die Grundidee der Sache ist. N. B. ich kenne sie bis jetzt nur aus Ihrem Brief, der mich diesmal weniger gefreut als verdroßen hat.

Eine Zurückweisung ist immer etwas Beschämendes. Kränkung gesellt sich aber zu ihr, wenn sie von Ihnen kommt.

Ich bin hier in Stettin, wo ich jeden Tag spiele, heute ist es der fünfte. In Berlin existirt ein Verein gegen Thierquälerei, gegen Gastrollenqual ist noch nichts erfunden. Den 30. 1. bin ich wieder in Berlin, wohin ich mich, da ich leidend

Digitized by Google

bin, ſehne. Wollen Sie mich ſchnell geſund machen, laſſen Sie mich ein paar Worte von Ihnen finden; mir iſt, als ob ſie mir nach Ihrem letzten ärgerlichen Brief Bedürfniß geworden wären. Adieu, ſein Sie gut

Ihrer

Charl. v. Hagn."

Daß Gutzkow ſchon damals ziemlich objektiv über die wie es ſcheint nicht ungefährliche Künſtlerin urteilte, beweiſt ſeine Unbeſtechlichkeit in Sachen Liszt, vor allem aber eine Notiz in ſeinen hinterlaſſenen dramatiſchen Entwürfen, die ungefähr in die Zeit des Seydelmannſchen Briefes vom 1. Juli 1841 fällt und zweifellos auf die dort erhaltene Anregung zurückzuführen iſt. Wir finden da folgende dramatiſche Aufzeichnung:

„ . . . Oder wenn die Hagn einen Liebhaber hätte, der zur Zärtlichkeit etwas faul und dem ſie das Küſſen lehren will. Eine Scene wo man weiß: jetzt will ſie ihn zum Kuſſe bringen."

Dieſer Einfall entſpricht mehr den ſpäteren ironiſchen Bemerkungen in den „Rückblicken", als den Liebesverſicherungen, an die Charlotte von Hagn appelliert, und iſt höchſt wahrſcheinlich durch Seydelmann angeregt worden.

Jene Rolle, die der Dichter für ſie geſchrieben hatte, findet ſich in dem bald nach der Verſendung an die Theater wieder zurückgezogenen Luſtſpiel „Die ſtille Familie". Seine Eiferſucht auf Liszt ſtellte ſich bekanntlich hinterher als wohlbegründet heraus.

Wir ſehen alſo, die Anregung des Dichters von Seiten des Künſtlers, über deren Mangel Gutzkow früher klagte, hatte ſich auch mit der Zeit eingeſtellt. Ja, wir finden in jenem Briefe Seydelmanns noch eine andere Anregung zu dichteriſchem Schaffen, die offene Aufforderung, ihn ſelbſt zum Helden eines Schauſpiels zu machen. Dieſe Thatſache iſt von größtem Intereſſe. Gutzkow giebt in dem ſchon mehrfach citierten Nachruf folgende Erläuterung hinzu: „Seydelmann hätt' nichts lieber geſehen, als wenn ich ihm die Idee aus-

Digitized by Google

geführt hätte, ihm einen Charakter zu ſchreiben, der mit ſeiner Stellung zur Welt Ähnlichkeit haben ſollte, einen Charakter, an dem das Schickſal des Verkanntwerdens nagte. Ein Stück, worin jemand den Ruf der Herzloſigkeit durch edle, aber nur in der Stille gekannte Tugenden Lügen ſtrafte, ein Drama, wo die Kataſtrophe einen verkannten, von aller Welt aufgegebenen und mit Undank und Mediſance verfolgten Menſchen entweder ſchauſpielartig zur rechten Zeit oder tragiſch zu ſpät rechtfertigte, ein Drama dieſer Tendenz hätte ſeinen ganzen Menſchen ergriffen, er hätte ſeine ganze Seele hineingehaucht. Stünd' ich einer Bühne ſo nahe, wie man es muß, um Gedanke und That ſchnell in eins fließen zu laſſen, Seydelmann hätte gewiß noch von ſolchen und ähnlichen Charakteren Spuren zurückgelaſſen".[18])

Solche Spuren ſind allerdings zu entdecken, wenn auch ein Charakter, wie der hier ſkizzierte, ſich in Gutzkows Werken nicht findet. Die andere Äußerung Seydelmanns in dem Briefe vom 1. Juli 1841: „Wollen Sie mich nicht zu Ihrem Engländer machen, der ſich im Spiegel umbringt und darüber ſelbſt zum beſſeren Leben erwacht?" — dieſe Frage giebt unſerer Forſchung eine beſtimmte Richtung. Dieſer Engländer findet ſich in dem dreiaktigen Schauſpiel „Der 13. November". Zwar wurde es erſt 1845 geſchrieben; Seydelmanns Frage aber beweiſt, daß ſich Gutzkow ſchon 1841 mit der Idee trug, dieſe merkwürdige Geſchichte zu dramatiſieren Und ein Zug dieſes Engländers iſt zweifellos von Seydelmann übernommen, das iſt die faſt leidenſchaftliche Todesſehnſucht, die den Helden dieſes Schauſpiels beherrſcht und niederdrückt und alle ſeine Verſuche, ſich aufzuraffen, lähmt. Schon im April 1841 ſchrieb Seydelmann an ſeinen Freund v. Goldner: „Die Erde iſt ein Räthſel, und Alles in mir ſehnt ſich nach Auflöſung! Hinter drei Buchſtaben liegt ſie: T—o—d". Solche melancholiſchen Gedanken ließen den Künſtler in ſeinen letzten Lebensjahren nicht mehr los und allenthalben begegnen

Digitized by Google

wir ihnen in ſeinen Briefen, auch in dem hier veröffentlichten: „Aber ich möchte Ihnen zurufen: machen Sie ſchnell!“ Und was endlich Gutzkow wieder von ihm berichtet: „Die Gedanken an einen plötzlichen Tod, ja an einen Tod, wo ein finſterer Dämon ſich ſeiner willenlos bemächtigen und ihn jählings in die Tiefe ſtürzen könnte, verließen ihn nicht mehr“, das deckt ſich aufs Genaueſte mit dem eigentümlichen Problem, das im „13. November“ behandelt iſt. Hier iſt es auch ein finſterer Dämon, der Arthur Douglas die Piſtole in die Hand giebt, das Geſpenſt des ſelbſtmörderiſchen Vaters und die alte Tradition von dem Schickſal, das an einem beſtimmten Tage ſeinem Hauſe Verderben bringt. Die Stimmung, die über dieſem Schauſpiel liegt, die ſehnſüchtelnde Weichheit und Verzweiflung, das förmliche Genießen des Todgedankens, das alles entſpricht in Inhalt und Klang ſo völlig den zahlreichen briefſlichen Äußerungen Seydelmanns, daß man beides mit einander vermiſchen und alles ſowohl dem Stück als den Briefen zuſchieben könnte. So hat Gutzkow wenigſtens dem tragiſchen Geſchick Seydelmanns in ſeinen Werken ein Denkmal zu ſetzen verſucht.

Noch eine andere dramatiſche Idee aber iſt auf Seydelmann zurückzuführen. Aus dem Jahre 1841 findet ſich in Gutzkows hinterlaſſenen Entwürfen die Notiz: „Ein Laſter, das man noch mit der ganzen Schärfe Molières auf die Bühne bringen könnte, iſt das Mißtrauen, der Argwohn“. Dieſe Idee iſt eines der Grundmotive zum „Urbild des Tartüffe“, das 1844 entſtand. Was der Dichter kurze Zeit vorher von Seydelmann ſchrieb: „Er witterte überall Verrath und Mißgunſt“, das iſt zum Hauptcharakterzug des Molière in jenem Luſtſpiel geworden. So hat alſo Seydelmann, der ſo ſehnlichſt wünſchte, im Werke eines Dichters fortzuleben, auch hier, wenn auch nicht ſeinem Gedanken entſprechend, ein litterariſches Verdienſt, indem er wenigſtens eine Anregung gegeben zu einem der Meiſterwerke ſeines Freundes Gutzkow.

Digitized by Google

# Molières „Tartüffe“ und Gutzkows „Urbild des Tartüffe“.

Eine antikritiſche Studie.

---

Was die Kritik geſündigt hat, muß ſie auch wieder gut machen. Dieſer Grundſatz, deſſen Befolgung nur die Gerechtigkeit gebietet, ſoll als Motto dienen für eine Abhandlung, die vielleicht manchem auf den erſten Blick zu ſehr als post festum erſcheinen mag, im Grunde dieſen Vorwurf aber nicht verdient. Im Jahre 1861 ſchrieb Paul Lindau eine Abhandlung über Gutzkows 1845 erſchienenes Luſtſpiel „Das Urbild des Tartüffe“ (für die, welche es nun einmal ſo wollen, auch etwas post festum —), in der er die etwas komiſch klingende Behauptung aufſtellte, daß Gutzkow Molières „Tartüffe“ überhaupt „nicht geleſen“, es „höchſtens oberflächlich durchblättert, geſchweige nun das Leben dieſes unglücklichen Menſchen [Molières] ſelbſt und ſeine Zeit ſtudirt“ habe. Handelte es ſich um eine Tageskritik, die ebenſo ſchnell verſchwindet, wie ſie erſcheint, ſo dürfte eine Beleuchtung derſelben einem Kampf gegen Windmühlen ähneln. Jene Kritik des damals noch jugendlich-berſerkerhaften Lindau aber lebt noch in den „Litterariſchen Rückſichtsloſigkeiten“ (3. Aufl. 1871) fort, erhebt alſo den Anſpruch einer litterarhiſtoriſchen Studie und zählt zu den wenigen Werken, die als „Litteratur“ über das Haupt der Jungdeutſchen erſchienen ſind. Deshalb iſt ihre Wirkung noch nicht erloſchen, wenn auch der Verfaſſer vor dem Schöppen-

Digitized by Google

ſtuhle ſeiner eigenen Vernunft ſich ſelbſt längſt das Urteil geſprochen haben mag.

Es handelt ſich alſo um die Frage, wie weit Gutzkow den „Tartüffe“ des franzöſiſchen Dichters umgeſtaltet hat, um ihn als Grundlage für ſein „Urbild“ brauchbar zu machen. Lindau hat dieſe Frage in der oben citierten Weiſe beantwortet. Seiner Behauptung, daß Gutzkow Molières Werk überhaupt nicht gekannt, ſtelle ich nun eine andere entgegen:

Paul Lindau hat den eigentlichen Witz des „Urbildes“ abſolut nicht begriffen, der ſatyriſche Kern dieſes Luſtſpiels iſt ihm vollſtändig verborgen geblieben.

Der ſtrikte Beweis dieſer Behauptung wird nicht nur eine Rettung des ſo vielfach ungerecht angegriffenen jung-deutſchen Dramatikers, ſondern auch eine intereſſante Studie zu „Lindau als Kritiker“ ſein.

Ich ziehe im Folgenden auch die Veränderungen der ſpäteren Auflagen des „Urbildes“ heran. Lindau hat ſie in einer Nachſchrift ebenfalls einer Berückſichtigung gewürdigt. Wie gewiſſenhaft die Vergleichung der 1. und 2. Auflage bei ihm vor ſich gegangen, wird ſich zeigen. Er hält auch nach Einſicht der 2. Auflage ſeine Behauptungen noch voll und ganz aufrecht.

Was in dem unglücklichen Wallyprozeß (1835) ſo peinliche Folgen für Gutzkow hatte, daß ſämtliche Äußerungen der in der „Wally“ auftretenden Perſonen dem Autor als eigene Ueberzeugungen zur Laſt gelegt wurden, geſchah dem Dichter von dem Kritiker Paul Lindau ebenfalls. Alles, was die Perſonen im „Urbild“ von dem Molièreſchen Stück ausſagen, wird von Lindau als bare Münze genommen und dient zum Beweis für jene erſte lächerliche Behauptung. Worin beſteht aber der Witz des „Urbildes“? Dieſe Frage deckt ſich mit einer andern: „Welche Perſonen im „Urbild“ kennen denn eigentlich das verfolgte Stück Molières, den „Tartüffe“?“ Mit Ausnahme

Digitized by Google

des Hauptmatadors Tartüffe (Lamoignon, später La Roquette) ſelbſt kennt keiner von allen denen, die gegen Molière intriguiren, das angeſchuldigte Werk aus eigener Anſchauung, alle haben nur etwas läuten hören, böswillige Verläumdungen, abſichtliche Entſtellungen und falſche Auslegungen einzelner aus dem Zuſammenhang geriſſener Stellen haben ihnen eine vorgefaßte Meinung beigebracht, und dieſe genügt ihnen, um gegen Molières Stück zu agitieren.

Wir müſſen uns doch in erſter Linie an die Thatſachen halten, die uns im Stück gegeben ſind. Der „Tartüffe" Molières iſt noch völlig unbekannt, durch Diebſtahl hat der Scheinheilige das Soufflierbuch an ſich gebracht, in der 1. Auflage erhält er es vom Polizeiminiſter Lionne zurück, um es ſeinem Eigentümer zuzuſtellen: in der 2. Auflage übernimmt Lionne ſelbſt dieſe Kommiſſion aus begreiflichen Gründen (Akt II Schluß); daß Lionne aber das Stück lieſt, wird nirgends geſagt; außerdem zwingt ſich König Ludwig zum Leſen einer Scene — alle andern haben das Soufflierbuch nicht in die Hände bekommen. Lindau aber verlangt ſogar von ihnen die Kenntnis der Vorrede zur Buchausgabe, die, wie ohne weiteres aus dem Stück hervorgeht, noch gar nicht exiſtiert! Die hiſtoriſchen Thatſachen kümmern mich hier nicht.

Weshalb nun intriguiren die einzelnen Perſonen gegen die Aufführung des „Tartüffe"? Weshalb laſſen ſich Dübois, der Arzt, und Leſêvre, der Juriſt, durch Lamoignon von ihrer erſt geäußerten Anſicht über die Freiheit der Bühne ſo ſchnell abbringen? Gegen die eigentlichen Motive ihres Handelns iſt Lindau vollſtändig blind geweſen, und Gutzkow hat in der neuen Bearbeitung (2. Auflage) durch Unterſtreichen und Hervorheben einzelner wichtiger Stellen eine Wiederholung dieſes Irrtums zu vermeiden geſucht. Lindau aber hat aus der 2. Auflage ebenſowenig gelernt wie aus der erſten.

Digitized by Google

Der Scheinheilige hat ganz Recht, wenn er nach dem Verbot des „Tartüffe“ triumphierend ausruft: „Alle ſind ſie Tartüffes!“ Sie fühlen ſich alle nicht rein. Was ſie aber zu Molières Feinden macht, iſt die Perſönlichkeit der Satyre, ſoweit ſie auf ſie ſelbſt gehen ſoll. Das iſt das Schreckbild, mit dem der raffinierte Betrüger ſie ängſtigt und zu Abtrünnigen macht. Sie ahnen ſchon den Zuſammenhang, daß Lamoignon das Urbild des „Tartüffe“ iſt, und freuen ſich nicht wenig auf dieſen Hauptſpaß, ſo lange es ihnen ſelbſt nicht an den Kragen geht.

Dübois kennt den „Tartüffe“ gar nicht weiter. Selbſt die Satyre, die den Ärzten in dem nächſten Stücke Molières, dem „Kranken in der Einbildung“, bevorſteht, rührt ihn noch wenig, obgleich er weiß, daß bei der Ninon de l'Enclos über zwei Akte dieſes neuen Stückes und (wie es in der 2. Auflage noch deutlicher heißt) gerade über die Ärzte „ſo anzüglich“ gelacht worden iſt; er rät Lionne: „Excellenz, hören Sie darauf gar nicht — die Bühne muß ihre Freiheit haben[49]).“ Erſt als Lamoignon ihm mit hämiſcher Schadenfreude zu verſtehen giebt, daß Dübois perſönlich das Ziel des Gelächters ſein werde, da entrüſtet auch er ſich über Molières Keckheit und meint, daß „die Bühnenfreiheit allerdings gewiſſe Grenzen“ haben müſſe, „die Molière . . . ein Hypochonder mit einem Wort, nicht überſchreiten ſollte“. Nur aus dieſer Furcht vor perſönlicher Satyre erſcheint er dann im 3. Akt (6. Sc.) „im Namen der Ärzte von Paris“ vor dem König und zeigt hier eine Eigenſchaft des Egoiſten, die Gutzkow gerade in dieſem Stück beſonders geißeln wollte. Was er von Lamoignon nur andeutungsweiſe vernommen, wird gleich als wahr feſtgehalten und ohne weiteres verallgemeinert. So ſtellt er dem Könige vor: „Majeſtät, ohne Scherz, wohin ſoll es führen, wenn die Bühne ſich erlauben darf, jeden Stand, jedes Gewerbe, jede Kunſt und Wiſſenſchaft dem Gelächter der Menge preiszugeben? . . . Molière hat die Abſicht, nach und

Digitized by Google

nach jede Kunſt, jede Wiſſenſchaft herabzuwürdigen“ (S. 217). Aus ſolchen Verallgemeinerungen laſſen ſich dann allerdings bedenkliche Konſequenzen ziehen, und Dübois iſt auch nicht faul darin: „Wenn ſich das Vertrauen gegen die Ärzte verliert, dann, Majeſtät, hört alle geſittete Staatsordnung auf“ . . . „Der Aberglaube wird an die Stelle vernünftiger Einſicht treten“ (2. Auflage) . . . . „Die Menſchen werden hinſterben wie die Fliegen und die Bevölkerungstabellen aus Paris und der Provinz werden für Dero unterthänigſte Armee die traurigſten Reſultate liefern“.

Zweierlei iſt alſo hier in ein ſatyriſches Licht gerückt: der plötzliche Wechſel eben ausgeſprochener liberaler Ueberzeugungen, ſobald ſie dem Redenden unbequem werden, und die Verdächtigung eines Nächſten auf Grund noch völlig unbewieſener Thatſachen. Deshalb konnte die Kenntnis ſämtlicher früheren Molièreſchen Stücke, in denen die Ärzte gezauſt werden, abſolut nichts nutzen. Bisher ein Freund Molières, trotz aller Angriffe gegen die Ärzte überhaupt, muß Dübois in dieſem Augenblick zum Feind des Dichters werden, als er von Lamoignon hört, daß er, Dübois ſelbſt, verſpottet werden ſoll. Da muß ſeine Selbſtliebe alle ſeine liberalen Grundſätze zum Schweigen bringen. Durch dieſe feine Motivierung fällt Lindaus Einwurf: Gutzkow durfte „nicht den noch unverfaßten malade imaginaire als Argument benützen, er brauchte nur an den mit größtem Beifall kurz vorher aufgeführten médecin malgré lui zu erinnern“, in ſich ſelbſt zuſammen. Nicht was Molière früher gegen die Ärzte geſchrieben, hat irgend einen unwilligen Eindruck in Dübois hinterlaſſen, ſondern das, was letzterem jetzt bevorſteht, wovon er nur unklar das Schlimmſte für ſeine eigene Perſon befürchten muß durch Lamoignons verleumdende Worte, bringt ihn gegen Molière in Harniſch. Die einzige poetiſche Licenz, die ſich Gutzkow alſo hier erlaubte, iſt die Annahme, daß Molière ſchon 1667 den „Kranken in der Einbildung“ ge-

ſchrieben habe, und die, glaube ich, können wir dem Dichter ruhig geſtatten.

Bei dem Juriſten Leſêvre iſt genau dasſelbe der Fall. Er erſcheint im Anfang durchaus harmlos, voll humoriſtiſcher Offenheit. Er iſt vertraut und kollegialiſch mit jedem. Das „Herr" in der Anrede Molières ſoll er in der 2. Auflage extra fortlaſſen. Er lebt nur für die Geſetze. „Juriſt mit Leib und Seele" hat er durch einen Prozeß die Leſeprobe des „Nebukadnezar", des Trauerſpieles ſeines Freundes Chapelle, durchgeſetzt (I, 1). Zu ſeines Freundes Genugthuung erfindet er dieſem einen Stoff, durch deſſen Behandlung Chapelle ſeinen Konkurrenten, den Alleinherrſcher der Bühne, Molière, „auf ſeinem eigenen Felde" ſtürzen könne. Von einer Feindſchaft Leſêvres gegen Molière iſt noch gar keine Rede. Er rät Chapelle — das ſchiebt die 2. Auflage ausdrücklich ein —: „Aber rächen mußt du dich! Edel rächen!" Er hat alſo alles andre wie Intriguen gegen Molière im Sinn. In den beiden erſten Scenen des 2. Aktes ſpricht die 2. Auflage noch mehrfach von dieſem Prozeß als einer „kalten Advokatenpflicht". Leſêvre ſelbſt rechtfertigt ſich vor Molière, als dieſer ſich für die gerichtliche Leſeprobe bedankt (S. 180), mit den Worten: „Molière, ein Advokat iſt der Freund jedes Hilfebegehrenden! Ich ſah den Kummer meines Freundes, die Thränen ſeines liebenden Weibes! Seien Sie überzeugt, Molière, daß ich mit derſelben Unparteilichkeit —" und er bittet den Dichter, ihm zu verzeihen, wie auch Armande ihm vergeben habe (S. 179). Doch es kommt noch deutlicher. Als in der 6. Scene des 2. Aktes Lamoignon auftritt, den „Tartüffe" anzuſchwärzen, und Dübois ſchon auf ſeine Seite gebracht hat, iſt Leſêvre noch recht wohlgemut und hat ſeinen Spaß an dem böſen Streich, der Lamoignon geſpielt wird. Er neckt ihn mit den „roten Tüchern aus Limoges" und freut ſich recht, als er endeckt, daß Lamoignon „der Induſtriefreund" iſt (S. 195). Von Schadenfreude iſt auch er nicht frei. Nun aber geht's

Digitized by Google

ihm selbst an den Kragen. Er hat gerade das sichere Wort gesprochen: „Mich sollen sie sobald nicht bekehren.“ Wenn auch Molière die Advokaten angegriffen hat, Lefèvre ist außerdem „Notar und erster Huissier am obersten Gerichtshof.“ Als er aber hört, daß Molière auch die Notare im „Tartüffe“ verspottet habe, wird er aufgeregt. Lamoignon läßt ihn in das Soufflierbuch sehen und zeigt ihm einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Worte wie „Erbschleicherei“, „Codizill“ und weiß allein durch seine raffinierte Entstellung und Auslegung selbst den sichern Lefèvre herumzubringen: „Die Justiz, hören Sie, die Justiz, im Bunde mit der Scheinheiligkeit, wird dargestellt in der Person eines Herrn Loyal.“ Den Namen Loyal zeigt er dem erregten Lefèvre; daß aber dieser Loyal „Advokat, Notar und erster Huissier am obersten Gerichtshof“ ist, gerade wie Lefèvre, greift er völlig aus der Luft! Davon steht in dem Buch, das er in der Hand hat, gar nichts; es ist pure Verleumdung seinerseits. Daß der Herr Loyal aus der Normandie ist, kommt seinen Lügen zu Hilfe. Auch Lefèvre ist aus der Normandie. Dieser sieht schon gar nicht mehr ins Buch, die persönliche Beziehung auf sich selbst ist ihm schon klar. Lamoignon weiß Loyals Worte so geschickt zu umschreiben, daß man diesen für einen impertinent geschilderten Menschen halten muß. „Je m'appelle Loyal natif de Normandie“ übersetzt er mit „Ich bin der Herr Loyal, ja aus der Normandie“ — und als er den Loyal, der allerdings im echten Molièreschen Stück selbst nur eine exekutierende Person ist, fälschlich als Rechtsverdreher darstellt, der Prügel verdiene, da läuft auch Lefèvre die Galle über, er zweifelt an nichts mehr, er glaubt Molières Rache für den Prozeß zu spüren und empfiehlt sich mit ebenso vieldeutigen Worten wie Dübois. Einzig und allein das Persönliche ist es, was Lefèvre gegen Molière aufbringt. Das Wort „Normandie“ ist entscheidend, Lefèvre ist die Identität dieses „Herrn Loyal“ mit sich klar. Und allein dieser

Digitized by Google

Umſtand — gleichviel ob Zufall oder Abſicht — gibt den falſchen Entſtellungen Lamoignons einen Schein von Wahrheit.

Lindau dekretirt: „Wenn ſich die Jurisprudenz über Molière zu beklagen hatte," ſo durfte ſie ſich nicht auf den für ſie durchaus unſchädlichen Tartüffe, ſie mußte ſich auf den gleichfalls ſchon bekannten Miſanthrope berufen." Nein! Gegen den „Tartüffe" ſelbſt empört ſich ja Leſêvre nicht, da er ihn gar nicht kennt, ſondern gegen den „Tartüffe", den La Roquette ihm geſchildert und verdächtigt. Auf frühere Angriffe Molières gegen die Juriſten aber beruft ſich Leſêvre thatſächlich. Im 3. Akt (6. Sc.) tritt er auf „als Abgeordneter des entrüſteten Juſtizpalaſtes." Seine Argumente ſind folgende: „Die Advokaten von Paris haben jahrelang die bittern Pfeile ertragen, die Molière in ſeinen Komödien auf ſie abſchießt. So ſehr ſie auch empfanden, daß ihre Praxis merklich unter dieſen Diatriben litt, ſie haben geſchwiegen. Im Tartüffe aber geht Molière ſogar ſoweit, den Huiſſiers Schläge anzudrohen, wenn ſie im Namen des Geſetzes erſcheinen, um ſaumſelige Schuldner auszupfänden. Sire, kein Staat kann beſtehen, wo die Huiſſiers Schläge bekommen." Die früheren „Invektiven" („Rückſichtsl." S. 189) ſind Leſêvre auch nicht entgangen; er kennt den „Miſanthrope" ſehr wohl, er nennt ihn ja ſelbſt! (ſiehe II, 2, S. 181). Dafür, daß er ſich aber nicht daran giebt, Lindau zu gefallen, ſämmtliche Stücke, in denen Molière die Juriſten ſchon angegriffen, mit philologiſcher Genauigkeit aufzuzählen, dafür, denke ich, wird ihm jeder Zuſchauer nur dankbar ſein. Wir wollen aus dem „Urbild" keine Litteraturgeſchichte lernen.

Bei dem dritten Agitator gegen den „Tartüffe", bei dem Dichter Chapelle, hat ſich Lindaus Kritik noch weit mehr verfahren. „Die korrekte Akademie konnte an dem ſtreng formkorrekten Tartüffe nichts tadeln", ſagt Lindau. Ganz recht! Worin nun beruht die entſetzliche poetiſche Licenz, die ſich

Digitized by Google

Gutzkow erlaubt hat? Um es gleich hier zu sagen: In weiter nichts, als daß er Molière einen falschen Reim unterschiebt! Wahrhaftig ein himmelschreiendes Verbrechen, zu dessen Verurteilung Lindau drei enggefüllte Druckseiten nötig hat!

Weshalb intriguiert Chapelle gegen Molière? Der „Alleinherrscher" der Bühne hat den „Nebukadnezar" des Akademikers Chapelle zurückgewiesen (I, 1). Vom Gericht gezwungen, ihn einer Leseprobe zu unterwerfen, schickt er ihn dem unglücklichen Chapelle mit einer ziemlich bittern Kritik zurück (I, 3). Chapelle schäumt vor Wut, er will die ganze „gegenwärtige dramatische Literatur an die Akademie denunziren", dasselbe Verfahren, das die Armen im Geiste an Gutzkow selbst angestellt. Chapelle hat Molière beleidigt (S. 150), jedenfalls ist die gerichtlich anbefohlene Leseprobe gemeint, er hält Molières Zurückweisung und Kritik für persönliche Rache. Auch er will sich rächen. Lefèvre kommt hier seinem sich vergeblich zermarternden Hirn zu Hilfe. Er rät ihm, sich durch ein Stück in Molières eigener Manier an seinem Konkurrenten zu rächen. Einen Stoff zu finden ist nicht leicht. Denn Molière hat schon alles vorweggenommen. Da stoßen sie auf den „Scheinheiligen". So dumm ist Chapelle nicht, daß er nicht das Originelle dieses Stoffes einsieht; freudig greift er ihn auf und behandelt ihn gleich wie ein Kind seines eigenen Geistes: „Ich sagt' es ja immer — ein Freund, ein Mitarbeiter, und ich gebe meinem Jahrhundert etwas zu raten auf!"

Das Spiel des Zufalls nun, dem wir uns im Lustspiel so gerne hingeben, will es, daß gerade dieser Stoff in Molières neuem Stück behandelt ist. Grundlos ist der Zufall nicht. Der kluge Lefèvre kennt das Urbild des Scheinheiligen, Lamoignon, ebenso gut, wie Molière. Alles aber stürmt jetzt auf Chapelle ein, ihn gegen diesen in Hitze bringen. Matthieu ist so taktlos, auf Chapelles Reden in der Akademie und den Beifall, den sie „hervorbringen sollten", hinzuweisen, er rühmt den „bewunderungswürdigen Molière" in seiner Gegenwart, er

bittet Chapelle wie aus Hohn um eine Rolle in dem unglücklichen „Nebukadnezar“ und mutet ihm gar zu, der Schauspielnovizin Madeleine eine Rolle in einem neuen Stück Molières einzustudieren. Und dieſes Werk des Konkurrenten behandelt außerdem „ſeinen Stoff“, den man ihm „geſtohlen“ hat.

Madeleine macht ihn mit einer Scene des Stücks, der 1. Scene des 3. Aktes bekannt. Alles, was er von dem Stück erfährt, reklamiert er als ſeine eigene Idee. In der 2. Aufl. wird dies durch mannigfaltige Zuſätze noch hervorgehoben.

In der 7. Scene des 1. Aktes des „Urbildes“ nun überraſchen Chapelle und Leſêvre den Präſidenten Lamoignon, wie er an der jungen hübſchen Schauſpielerin ſeine gewöhnlichen Praktiken verſucht, und die Ähnlichkeit dieſes Momentes mit der eben von Madeleine geſchilderten Scene des „Tartüffe“ läßt Chapelle ſogleich die Tendenz des Molièreſchen Stückes durchſchauen. Leſêvres leiſe Worte: „Schade, dieſe Scene hätteſt du anbringen können!“ beſtärken ihn in ſeiner Vermutung. „Ha, das trifft ſich prächtig!“ ruft er (S. 169.). Dieſe günſtige Gelegenheit, einen läſtigen Konkurrenten ſich vom Halſe zu ſchaffen, will er ſich nicht entgehen laſſen. Das iſt ja gerade das pſychologiſch Ausgezeichnete in Gutzkows Stück, wie nicht bloß des Scheinheiligen Worte, ſondern ſein bloßes Erſcheinen ſchon im imſtande ſind, die böſen Inſtinkte in fremder Bruſt zu wecken.

Chapelle giebt nun dem immer erſtaunter aufhorchenden Lamoignon ſeinerſeits eine Schilderung des Stückes. Und es iſt wohl dabei feſtzuhalten, daß er das Stück ſelbſt gar nicht kennt, ſondern nur die Scene, die Madeleine ihm vorgeſpielt hat. Hier liegt wieder die ſatyriſche Mine. „Ja das neue Stück von Molière, in dem er alle die Wölfe geißeln will, die unter dem Deckmantel der Religion ſchleichen“ (169). „ . . . Molière hat dieſen Gegenſtand behandelt, und zwar mit einer Bitterkeit, die an das Anzüglichſte erinnert, was nur Ariſtophanes geſchrieben hat“ (S. 170). Und nun folgt die

Digitized by Google

Schilderung jener Tuchſcene, die er von Madeleine kennt und in der Lamoignon ertappt worden iſt.

Im 3. Akt dann tritt Chapelle auf im Namen des Ariſtoteles. Weſſen klagt nun Chapelle ſeinen Rivalen an? Nach Paul Lindau beklagt er ſich über den Tartüffe, „weil ſich ſein Verfaſſer nicht an die Regeln halte, entſetzliche Reime (!) ſchreibe, wider alle Regeln des Ariſtoteles verſtoße.“ Heu! heu! möchte ich hier mit Lindau rufen. Ja, wie Unrecht Chapelle thut, den „Tartüffe“ eines Verſtoßes gegen die „ewigen Kunſtgeſetze“ anzuklagen, geht nach Paul Lindau daraus hervor, daß Molière gerade in der Vorrede zu dieſem Stück für dieſe Regeln des Ariſtoteles eintritt! Das iſt das Schlimmſte, was Lindau paſſiren konnte. Chapelle hat ja den „Tartüffe“ gar nicht geleſen, er kennt nur die eine Scene mit dem Tuch, ſonſt hat er nur ganz allgemeine Vorſtellungen von dem Inhalt und der Tendenz des noch ungedruckten Werkes, von ſeiner Technik und den nähern Einzelheiten aber keine Ahnung. Und nun ſoll er gar die Vorrede kennen! Aber noch mehr! Ich wäre doch neugierig zu wiſſen, wo Chapelle den „Tartüffe“ eines Verſtoßes gegen die ariſtoteliſchen Regeln beſchuldigt. Vielleicht hatte Lindau eine beſondere Ausgabe des „Urbildes“; ich berufe mich auf die citierten Auflagen.

Der Thatbeſtand iſt folgender. Chapelle hat auf die Frage des Königs zu antworten, weshalb die Akademie Molière noch nicht aufgenommen, und entgegnet: „Sire, einen Schauſpieler, einen Poſſendichter, der ſich nicht an die Regeln hält! Im Namen dieſer ewigen Kunſtgeſetze ſteh' ich vor Ew. Majeſtät und flehe demutsvoll, inbrünſtiglich, ein huldvolles Auge auf die Verſchlechterung des Geſchmackes zu werfen und Dero erhabenen Schutz von einer Literatur abzulenken, die die Neuerung wagt, ſich mehr an ſpaniſche, engliſche und italieniſche Muſter zu halten, als an die ewigen Vorbilder der Römer und der Griechen. Ja, Sire, ſtatt dem Ideale zu dienen, greift dieſer Molière ſeine Stoffe förmlich, mit Erlaubnis zu



Digitized by Google

ſagen, von der Straße — Menſchen, die uns ſtündlich in den Weg laufen, bringt er beſtäubt und ungeſäubert auf die Bühne und läßt ſie in einer Sprache reden, Sire, in einer Sprache, die immer mehr zur bürgerlichen Proſa des Lebens herabſinkt.“ So zu leſen S. 219 der 1. Aufl. Wo iſt hier von Molières „Tartüffe“ die Rede? Chapelles erſte Beſchuldigungen gelten der ganzen modernen Literatur, die von Ludwig XIV. protegiert wird und den Akademiker Chapelle ſelbſt nicht aufkommen läßt; er will ja die ganze „gegenwärtige“ dramatiſche Litteratur an die Akademie denunzieren. Seinem lang verhaltenen Groll gegen die glücklicheren Lieblinge der Muſen macht er hier, wo er endlich einmal Redefreiheit hat, mit einem Male Luft. Ob er nun an wirkliche Verſtöße Molières gegen die Regeln des Ariſtoteles, ob er an „Mariage forcé“ gedacht hat, bei der Lindau ſelbſt ſolche Verſtöße zugiebt, oder nicht, iſt ganz gleichgiltig. Hier gilt ſeine Polemik nicht Molière, ſondern allen ſeinen glücklichern Nebenbuhlern. Doch kommt noch eines hinzu: Die ſpeziellen Vorwürfe, die man aus Chapelles Worten gegen Molière herausleſen könnte, wenn man dem Wortlaut Zwang anthut, betreffen die Regeln der Einheit ꝛc. gar nicht, ſondern die Wahl der Stoffe und die Diktion, Vorwürfe, die begründet ſind, indem ſie uns als Vorzüge erſcheinen.

Nun aber kommt wieder der Witz: Endlich erinnert ſich Chapelle des eigentlichen Zweckes, der ihn vor den König geführt hat. Nun gerät er auf Molières „Tartüffe“, natürlich auf die Tuchſzene, die einzige, die er kennt; er wirft die Rollen durcheinander, verwechſelt Elmire mit Dorine (Chapelle thut das, nicht Gutzkow!), „nicht von der Szene“ redet er, „nicht von der Erfindung“ (!), „ſondern von einem entſetzlichen Reim, den ſich der Autor an dieſer Stelle wider alle Regeln der Metrik erlaubte“. Alſo nicht die Erfindung ärgert ihn, ſondern ein ſchlechter Reim, das iſt das Einzige, was er an dem „Tartüffe“ Belaſtendes entdecken konnte, deshalb hat er

Digitized by Google

das Stück oder vielmehr diesen Reim an die Akademie denunziert, und diese hat den Gegenstand in einer eigenen Druckschrift im Umfange eines Folianten ausführlich behandelt. Hier liegt der Witz und die Satyre nach dem bekannten Spruch: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus". Es ist reine Unwahrheit, daß Chapelle — nach Lindau — den „Tartüffe" alles dessen beschuldigt, was er gegen die moderne Litteratur überhaupt vorbringt, er widerruft es ja selbst und will nicht „von der Szene" oder „von der Erfindung" reden, weil er eben darüber nichts zu sagen weiß. Einmal zu Wort gekommen, verspritzt Chapelle alles Gift, das sich in ihm angesammelt hat, ob mit oder ohne Grund, das ist ihm gleich, wenn er sich nur einmal recht auswüten kann. Die Schuld einiger ist bei ihm die Schuld aller und umgekehrt, doch ist er immer noch so vorsichtig, daß er sich nicht auf einer offenbaren Unwahrheit ertappen läßt, eine Vorsicht, die Lindau nicht gepflegt hat.

Doch nun zum vierten Punkt. Hören wir wieder erst Lindau: „Die Polizei endlich hatte gar keine Ursache, der Aufführung des „Tartüffe" irgend welches Hindernis in den Weg zu legen." Damit bin ich vollständig einverstanden, wenn nur die Polizei das Stück gekannt hätte. Aber auch hier spukt wieder der leidige Irrtum Lindaus. Hier gerade zeigt der Scheinheilige seine raffinierte Geschicklichkeit, unschuldige Dinge in das Gegenteil zu verdrehen. Lionne ist im Anfang Molièren durchaus gewogen, jedoch geht er nicht über die Grenzen seines Amtes hinaus. Er ist der kühle reservierte Polizeimann, der dem Grundsatz huldigt: „Die Sache der Kunst . . . darf den gesellschaftlichen Institutionen keinen Anstoß geben." Er erwärmt sich ordentlich bei Molières Entwickelung seines Stückes, er wünscht dem Dichter Glück, „der sein schönes Talent nur dazu anwendet, treu der Mit- und Nachwelt zu dienen". Selbst als er herausfühlt, daß Molières Satyre gegen eine bestimmte Persönlichkeit gerichtet ist, und letztere sich in Lamoignon

Digitized by Google

präsentiert, hat er gegen die Aufführung des „Tartüffe“ nichts einzuwenden (II, 5). Nun aber kommt Lamoignon. In heimtückischer Weise bringt er dem Polizeiminister bei, daß sich am Schluß des Stückes eine „pikante Hinweisung“ auf den König finde. Eine Person des Stückes habe „die Keckheit, Ludwig XIV. eine Art Triumph- und Lobrede zu halten.“ (S. 204). Das ist schon eine Wendung, die auch den gemütvollsten Polizeiminister aufmerksam machen muß. Lamoignons Perfidie geht nun noch weiter, er schmiedet aus den biedern Worten des Sergeanten eine politische Intrigue, so wie es in den Jahren der Demagogenverfolgungen Mode war. „Der Polizeibeamte, der im Tartüffe auftritt, sagt auch nicht ein unehrerbietiges Wort, nicht eine Silbe, die zu der gedachten Insinuation auch nur die geringste Veranlassung geben könnte“ (Lindau S. 193). Darin hat Lindau völlig recht. Aber Lamoignon weiß eben den Sachverhalt dem mit dem Inhalt nicht vertrauten Lionne so zu entstellen, daß genau das herauskommt, was genügend ist, ein Polizeigemüt in Aufregung zu bringen. Die Polizeiperson rühmt an Ludwig XIV., daß er die Heuchler von den Wahrhaften zu scheiden wisse:

Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude,
Un prince dont les yeux se font jour dans les coeurs,
Et que ne peut tromper tout l'art des imposteurs.“
(V, 7.)

Hierin liest Lamoignon eine Anspielung auf die gleichzeitigen religiösen Streitigkeiten: „Se. Majestät sind bis zur Stunde noch im Zweifel, was sie von dem Kampf gegen die Jansenisten, von den Missionen in den Provinzen, von den Ordensverbrüderungen denken sollen — jetzt nimmt sich — Gott sei Dank! ein Schauspieler die Freiheit, ihm vor ganz Frankreich den Weg zu weisen, was er von dem gegenwärtigen Kampfe der Religion gegen die Weltlichkeit dieser Tage denken solle!“ (S. 204). Das macht natürlich Lionne stutzig, wenn sich ein Schauspieler erlaubt, „aus seinem Innern heraus

Digitized by Google

Theorien und Grundsätze zu proklamiren — [die 2. Aufl. fährt fort] die ihm öffentlich auf der Bühne ausgesprochen, auf diese Art gleichsam zwangsweise zugemutet werden.“ Jetzt ist Lionne ganz Polizeiminister, der blind in Lamoignons Falle geht. Den Ausschlag nun giebt eine äußerst geistreiche, ja geniale Wendung des Scheinheiligen; der Lobredner des Königs, der also politisch intriguiert nach Lamoignons Auslegung, ist ein „einfacher, biederer, gemütlicher Polizeikommissarius“ und ironisch fügt der Fuchs hinzu: „Nun wird man in England sagen, wenn in Frankreich der König gelobt sein will, so muß er die Polizei zu Hilfe rufen!“ (S. 205). Die Polizei gegen den König intriguierend und obendrein von Fremden noch ausgelacht, das wird Lionne natürlich zu viel. „Auch die Polizei soll der Satyre nicht mehr heilig bleiben?“ Da sieht er sich doch veranlaßt, „im Interesse der einzigen wahren Religion eines gebildeten Staates, im Interesse der Polizei“ (S. 205), die Aufführung des „Tartüffe“ zu verbieten. Seine Standesehre ist angegriffen, das macht ihn ebenso rücksichtslos wie die andern. Deshalb glaubt er „im Interesse der Ordnung zu handeln“, indem er die Aufführung der Stückes verbietet, „das mehr ein Pasquill, als ein Kunstwerk ist“ (S. 211) und das, obgleich er es noch nicht näher kennen gelernt hat, „von Anzüglichkeiten auf die Polizei wimmelt“ (S. 212), wie er Ludwig erklärt. So harmlos also die Worte sein mögen, die im „Tartüffe“ durch die Polizeiperson über den König gesprochen werden, es sind nicht die Worte selbst, sondern die Auslegung und Entstellung des Lamoignon, die Lionne über Molière entrüsten müssen.

Noch eins! Wie steht es denn eigentlich mit jener Polizeirede im „Tartüffe“? Es sei mir erlaubt, hier das Urteil eines Mannes anzuführen, der auch den „Tartüffe“ gelesen und sogar den ganzen Molière herausgegeben hat. Dr. Adolf Laun sagt im Anhang II (S. 172/3) seiner Ausgabe des „Tartüffe“ [30]: „Die Lobrede des Polizeibeamten ist nicht eine bloße an

Ludwig XIV. gerichtete captatio benevolentiae ... Molière entlarvt nicht allein die unsittliche Bigotterie seines Jahrhunderts und stellt im „Tartüff“ ein Schreckbild für alle Zeiten auf. Das Stück richtete sich auch direkt an Ludwig XIV., dessen Geist noch frei war, den die Scheinheiligkeit jedoch schon zu umgarnen drohte. Indem der Dichter den Fürsten, in welchem jeder den König erkennen mußte, den scheinheiligen Betrüger richten und bestrafen läßt, macht er Ludwig gewissermaßen zum Bundesgenossen im Kampfe. Er warnt und ermahnt ihn indirekt und selbst die Lobrede des Beamten thut dies, indem sie ein Fürstenideal aufstellt, und, wenn gleich in poetisch-hyperbolischer Weise nur solche Vorzüge hervorhebt, die Ludwig allerdings damals noch besaß. Unter den Blumen des Lobes ist der Stachel der Warnung und Ermahnung versteckt.“ Was will also Paul Lindau? Zunächst kann man die Polizeirede so auffassen, wie dies Lamoignon in übertriebener Weise thut, und dann sieht Lindau gar nicht, daß Lamoignon ja die Rede, ob falsch oder richtig, so auffassen muß, um sein Ziel, das Verbot des „Tartüffe“, zu erreichen.

Wir haben also hier den komischen Fall, daß von einem „berufenen“ Kritiker ein durchaus klar verständlicher Charakter eines Lustspiels vollständig misverstanden wurde. Einen notorischen Lügner und Verleumder wollte Gutzkow darstellen. Was thut Lindau? Er nimmt sämtliche Aeußerungen des „Lügners“ als bare Münze, als Wahrheit, und operiert mit diesem Apparat gegen den Dichter, der durch alle diese Verdrehungen und Verleumdungen, die der Scheinheilige übt, dessen Charakter an den Pranger stellen wollte! Es ist genau dasselbe, als wenn, wie ja auch geschehen ist, Tartüffes heuchlerische Frömmelei für wahre Frömmigkeit gehalten und gegen Molière als den Verspötter der Religion von kirchlicher Seite gekämpft wird. Wenn solches heute noch geschieht, können wir es früheren, weniger aufgeklärten Jahrhunderten verargen?

Digitized by Google

Damit ist ein großer Teil von Lindaus Kritik, ich denke für immer, widerlegt. Ich sprach bisher nur von dem schülerhaften Misverständnis, das der Komik nicht entbehrt. Wie steht es nun aber thatsächlich mit jenem Molièreschen „Tartüffe", der im „Urbild" eine so große Rolle spielt? Die Grundlage des „Urbildes" ist ein Stück, das sich in seinem Gang der Handlung und in seinen Charakteren anders entwickelt wie der Molièresche „Tartüffe". Das zu leugnen wird niemand einfallen. Darüber aber erbost sich Lindau mit der ganzen Macht der Worte, die ihm zu Gebote steht. Zunächst: hat Gutzkow den Charakter des Tartüffe geändert? Ja! Lindau verdammt das in Grund und Boden. Nach einem Grund für diese Veränderung zu fragen, das ist ihm augenscheinlich nicht im Traume eingefallen.

Aber sehen wir selbst zu. Man hat Gutzkow von vornherein einen Vorwurf daraus gemacht, daß er eine typische Lustspielfigur Molières zu eigenen Zwecken gebraucht hat. Julian Schmidt und seine Nachbeter haben das getadelt. Gutzkow rechtfertigt sich selbst hierin. Er weist auf Goldoni hin, der denselben Stoff behandelt hatte, jedoch ohne daß der jungdeutsche Dramatiker bei der Abfassung seines Lustspiels Kenntnis davon hatte. „Der Richtung seiner Zeit... gemäß... hielt sich Goldoni, ohne die Heuchelei im Lichte seiner Zeit schärfer auszuführen, an die enge Familiensphäre, in welcher sich der Scheinheilige bei Molière bewegt." Aus dieser engen Familiensphäre hat nun Gutzkow den Charakter des Tartüffe völlig herausgenommen und ihn gleichsam in die Welt eingeführt. Schon Bulthaupt hat dies in seiner „Dramaturgie" (III, 292) billigend hervorgehoben. Gutzkow hat diesem durch Molière fixierten Charakter eine weltgeschichtliche Grundlage gegeben, deshalb machte er aus dem Scheinheiligen, dem „Schleicher, der sich in die Familie drängt" eine „einflußreiche Persönlichkeit aus den höchsten Ständen, einen Mann, der die Titel und Ämter verschenkt an die, welche

Digitized by Google

mit der Religion heucheln, einen Erzfeind der Aufklärung und des gesunden Menschenverstandes", so charakterisiert Madeleine ihn, die als Mitspielende das neue Lustspiel wirklich kennt. Was ihn so furchtbar für seine Feinde macht, ist einerseits seine weltliche Gewalt im Staate Ludwigs XIV., andrerseits seine wirklich geniale geistige Gewandtheit auf dem Gebiet der Intrigue. Er ist der „Allmächtige", das Haupt der Frommen, selbst die Geistlichkeit hat vor ihm Respekt. Er ist der Präsident des obersten Gerichtshofes, und in dieser Eigenschaft besitzt er selbst dem König gegenüber eine Selbständigkeit und Gewalt, die ihn völlig unerreichbar macht. Dazu tritt nun eine ganz raffinierte Schlauheit im Knüpfen von Intriguen und im Verdrehen der Wahrheit. Er hat immer eine Ausrede zurecht, er läßt sich nicht verblüffen, gerade wie Paul Lindau. Er handelt nie in eigener Sache, er scheint immer der Dolmetscher fremder Interessen. Seine eigene Meinung hält er stets zurück, nie gebraucht er ein kräftiges Wort, sondern drückt sich am liebsten indirekt aus. Er stachelt nur andere auf, gegen den „Tartüffe" zu protestieren, und mit wahrhaft genialer Zungenfertigkeit weiß er durch geschickte Entstellung der Wahrheit jeden zum Widersacher Molières zu machen. Die 2. Aufl. des „Urbilds" hebt alle diese Züge noch schärfer hervor. Wie steht nun dieser Scheinheilige zu Molières Lustspielfigur? Er ist nichts weiter als eine konsequente Ausführung der von Molière gezogenen Umrisse, es ist Molières „Tartüffe" gealtert, auf der Höhe seiner Praxis.

Für diesen in seiner Art großen Charakter reichten nun die Verbrechen nicht hin, die Molière seinem Tartüffe zur Last legte. Was der Scheinheilige hier nur beabsichtigt, hat er im „Urbild" ausgeführt, er hat seine Lust an des vertrauensseligen Orgons schöner Frau befriedigt, hat diesem sein Vermögen wirklich geraubt, den betrogenen Orgon in Wahnsinn und Tod getrieben; das entwürdigte Weib, mit ihren beiden Kindern dem größten Elend preisgegeben, starb an gebrochenem

Digitized by Google

Herzen, die Kinder gerieten in fremde Pflege und auseinander, einen Prozeß, den sie gegen Lamoignon anstrengten, gewann dieser, so geschickt hatte er sich nach allen Seiten hin gesichert. Diese Steigerung war durchaus notwendig und so, wie Gutzkow sie mit feinem Gefühl durchgeführt hat, die einzig richtige. Wenn sich daher Paul Lindau in seiner Kritik über diese „Entweihung", diesen „Frevel" in eine künstliche Aufregung hineinredet, so zeigt das nichts weiter, als daß er den neuen Gesichtspunkt, von dem aus Gutzkow den Charakter des Tartüffe betrachtet hat, absolut nicht zu würdigen verstand.

Indem Gutzkow so ein ganz neues Stück unterschob, veränderte sich auch manches andere so, wie es für die Ökonomie des Stückes dienlich war. Doch ist der Dichter z. B. in der Gestalt der Dorine durchaus nicht so weit von der Vorstellung abgewichen, die ein Kenner des „Tartüffe" mit der Dorine Molières verbindet. „Dies kecke gewitzigte Frauenzimmer, das sich erlaubt, überall mit boshaftem Spott hineinzureden, ist in einer Doppelstellung, die in ihrem Auftreten, in ihrer Kleidung, in dem Einfluß, den sie auf ihre Gebieterin Marianne, zu deren Vertrauten sie sich emporgeschwungen, hat, und zugleich in der Art und Weise, wie Orgon und Mad. Pernelle sie behandeln, sich kund gibt. Die Anhänglichkeit an ihre Herrschaft gibt ihr ein gemütliches, ihr Haß gegen Tartüffe, den sie gleich anfangs durchschaut, ein satirisches Pathos." Laun, der dies in seiner schon citierten Ausgabe sagt, fügt noch hinzu, daß diese „von echt Molièreschem Humor durchhauchte Vertreterin des Mutterwitzes" manches sage, was eigentlich über ihren geistigen Horizont hinausgeht und mit ihrer sonstigen Redeweise nicht in Einklang zu bringen ist. Sie durchschaut allerdings von vorneherein die Absichten des Tartüffe, im 2. Akt (4. Sc.) ist sie sogar hervorragend aktiv und gibt das Programm, nach dem denn auch gehandelt wird. Sie sagt:

Digitized by Google

Sortez: et, sans tarder, employez vos amis
Pour vous faire tenir ce qu'on vous a promis.
Nous allons réveiller les efforts de son frère,
Et dans notre parti jeter la belle-mère. (II. 4.)

Wenn also Paul Lindau von ihr sagt: „Sie ist . . . eine grobe, unverschämte, mit natürlich-derbem Witz ausgestattete Dienstmagd, die mit den Fäden der Intrigue und mit der Entlarvung des Scheinheiligen absolut nichts zu thun hat" (S. 198), so stimmt das wieder nicht, sondern diese Charakteristik ist nur verdreht, um einen größern Gegensatz zu Gutzkows Dorine herauszuarbeiten. Lindau entstellt in seiner Sucht, Gutzkow zu kritisieren, sogar seinen Schützling Molière selbst. Die Schauspielerin Madeleine, die jüngere Schwester Armandens, ist im „Urbild des Tartüffe" die Trägerin dieser Rolle, und ihr zu Liebe ist die ältliche Dienstmagd verwandelt in ein „geistreiches, allerliebstes Kammermädchen, das alle Fäden der Intrigue in der Hand hält und zur Entlarvung des Scheinheiligen am meisten beiträgt." In der 2. Aufl. hat Gutzkow zu Lindaus großem Ärger nur das Wort „geistreich" mit „durchtrieben" vertauscht, schwerlich aber aus Gefälligkeit gegen Lindau, sondern weil „geistreich" zu einem Kammermädchen nicht recht paßt, „durchtrieben" aber wohl. Hand in Hand mit dieser Änderung geht eine andere in der Tuchscene des 3. Aktes, deren Behandlung bei Gutzkow Lindau so entrüstet. Er sagt darüber: „Dahingegen kennt er [Gutzkow] die Tuchscene . . . sehr genau, so genau, daß er je nach Bedarf Dorine und Elmire darin auftreten läßt — o dramatische Licenz!" Sehen wir uns die Scene an, wie Gutzkow sie im „Urbild" voraussetzt. Natürlich sind zunächst nur die Äußerungen Madeleinens maßgebend, weil sie allein die Scene wirklich kennt. Ihr Pflegevater Matthieu kommt nicht in Betracht. Sie schildert die Scene Chapelle folgendermaßen (I, 5): „Der Scheinheilige kommt . . . erst im dritten Akt. Er ruft beim Eintreten seinem Bedienten zu, er solle sagen, er wäre

Digitized by Google

ins Gefangenhaus gegangen und teile dort den Armen sein bischen Armut aus . . . Jetzt erblickt der Scheinheilige mich. Er fährt mich an, weidet sich dann aber an meiner Schönheit — wirklich an meiner Schönheit — die Schönheit steht in meiner Rolle vorgeschrieben — was will Sie? frägt der Scheinheilige. Ich stottere, und meine Verwirrung benutzend, zieht er sein Taschentuch . . . und wirft mir dies Taschentuch auf meine Schultern . . . Er sagt . . .:

Mein Gott im Himmel, weh, das ist nicht zu ertragen;
Ach nehme Sie, bevor Sie redet, dieses Tuch!

Darauf sage ich: Wozu? Darauf er:

Bedecke Sie damit, o Sinnestrug,
Den sünd'gen Busen sich; denn leicht erkranken
Macht dies die Seele sonst durch sündige Gedanken.

Nun wirft er mir, halb von mir abgestoßen, halb zu mir hingezogen, das Tuch zu."

Ergänzt wird dieser Bericht noch durch eine Stelle in der 6. Scene des 1. Aktes, wo Madeleine als Dorine auf Lamoignons Frage: „Was will Sie? Wer ist Sie?" zu antworten hat: „Ihnen sagen. —" Dies „Vous dire . . ." der Dorine im echten Molièreschen „Tartüffe" hält Gutzkow durchaus nicht für ein ängstliches Stottern aus Befangenheit, wie Lindau meint. Aber in dem veränderten „Tartüffe", den das „Urbild" voraussetzt, ist Dorine eben keine alte robuste und wenig peinliche Dienstmagd, sondern ein junges Kammermädchen, für dessen Rolle die Schönheit vorgeschrieben ist. Daher wäre es durchaus natürlich, wenn das junge Mädchen bei Tartüffes rauher Anrede in Verwirrung geriete. Die folgenden derben Worte der Dorine im richtigen „Tartüffe" sind für diese neue Dorine absolut nicht maßgebend und Gutzkow hat die Scene mit gutem Bedacht geändert.

Lindaus Gewissenhaftigkeit sei noch von anderer Seite illustriert. In einer „Nachschrift" zu jener Kritik hält er seine Behauptungen alle aufrecht. Er hat nämlich die neue Be-

Digitized by Google

arbeitung mit der alten „verglichen“. Ich möchte wissen, was Lindau, der doch sonst den Philologen herausbeißt, „vergleichen“ nennt; denn dies war doch hier nötig, um zu einem zuverlässigen Resultat zu kommen. Er hat nämlich dabei eine Entdeckung gemacht, auf die ich vergebens ausgegangen bin. Er will gelesen haben, daß in der 2. Aufl. Dorine-Madeleine „nicht mehr in Verwirrung“ gerät, und glaubt wol mit einiger Genugthuung, daß Gutzkow mit Dank für den Wink des Kritikers diese Änderung getroffen habe. Lindau muß eine eigentümliche Ausgabe des „Urbildes“ besitzen. In sämtlichen fünfen, die mir vorliegen, steht genau dasselbe: „. . . und meine Verwirrung benutzend“ u. s. w. [31]).

Wie ist es aber mit der andern Behauptung Lindaus, daß Gutzkow abwechselnd Elmire und Dorine in der Tuchscene auftreten läßt? Chapelle hat das Stück nicht gelesen, aber er scheint etwas läuten gehört zu haben. Allerdings muß ich zugestehen, daß nicht motiviert ist, wie Chapelle auf den Namen „Elmire“ kommt. Er hat ihn vielleicht nennen hören, oder es ist eine zufällige Verwechslung, eben zu dem Zweck, Ludwig XIV. auf jene Scene aufmerksam zu machen. Später wird ja die Kenntnis Ludwigs von dieser Scene als geschickte Ausflucht vorgeschoben. Gutzkow aber hat diese Verwechslung absichtlich hier eintreten lassen, eben weil sie später benutzt wird. Wenn dann in der 10. Scene des 3. Aktes Molière auftritt, weiß er doch wahrlich nicht, daß Ludwig in der That nur von jener ersten Tuchscene mit Dorine, die Chapelle mit Elmire verwechselt hat, Kenntnis hat, sondern, da er außerdem von Armande, die ja die Elmire darstellt (III, 4) spricht, denkt Molière natürlich an die 3. Sc. im 3. Akt des „Tartüffe“ und läßt so den König, der die Tuchscene ja auch nicht genauer schildert, in seinem Irrtum, der ihm nachher eine Waffe gegen Molière in die Hand gibt. Daß allerdings Molière selbst den Tartüffe darstellt, ist eine historische Unrichtigkeit, die mir jedoch unwesentlich erscheint, für die Verwickelung aber, wie

Digitized by Google

gezeigt, notwendig ist. Denn gerade weil Armande mit Molière-Tartüffe jene Scene spielen soll, erscheint letztere dem eifersüchtigen König „nicht sittlich".

Was nun schließlich noch die „fünf wundervollen Kostümes" angeht, über die sich Lindau so ereifert, so steht zunächst nirgends ausdrücklich, daß Armande allein sie alle fünf trägt; außerdem nennt Molière sie „die Trauerkleider bei Tartüffes Leichenbegängnis" (S. 250). Das weist doch deutlich genug auf eine ganz andere Entwickelung der Handlung hin. Denn „Leichenbegängnis" ist hier nicht etwa ironisch zu nehmen, als das Verbot des „Tartüffe". Das ist dem Sinne nach ganz ausgeschlossen.

Die besprochenen Punkte bilden den größeren Teil der Lindauschen Kritik und ich glaube diese in ihrer Unhaltbarkeit dargelegt zu haben. Eine andere Sache ist es mit den historischen Einzelheiten. Gerne will ich zugestehen, daß hier die Glaubwürdigkeit Lindaus etwas besser auf ihre Rechnung kommt, als bei der andern verunglückten Kritik. Jedoch muß es nach den obigen Thatsachen jeden Historiker reizen, auch auf diesem Gebiete Lindaus Zuverlässigkeit festzustellen. Gutzkow selbst wollte natürlich kein historisches Stück schreiben, die Geschichte sollte nur den Rahmen hergeben, der ein modernes Zeitgemälde umschloß. Und wenn er daneben auch den historischen Geist der geschilderten Epoche traf — und das haben ihm die meisten Kritiker zugestanden — so war er vollständig befriedigt. „Das ganze ist ein Spiegel unserer [N. B. vormärzlichen] Zeit", dies Urteil Madeleines über das neue Werk Molières gilt auch für das „Urbild des Tartüffe"!

Digitized by Google

# Karl Gutzkow und das Judentum.

An keine deutsche Dichtung hat sich der Titel „Das Judenstück“ mit solcher Zähigkeit festgeklammert wie an Karl Gutzkows „Uriel Acosta.“ Der Grund zu dieser verächtlich sein sollenden Bezeichnung ist aber weniger darin zu suchen, daß die Personen dieses Dramas nun wirklich Juden sind; das ausschlaggebende dabei war, daß diese jüdischen Charaktere sich dem Publikum der vierziger Jahre in einer Kampfstellung zeigten, deren Motive in der allerjüngsten Vergangenheit gegeben waren, daß neben der Lösung des persönlichen Konfliktes in der Tragödie diese in einer allgemeinen Lösung gipfelte, deren Pointe die Toleranz aller Religionen war, und daß man ferner von dem Dichter wußte, mit welcher Energie er Jahre hindurch im Streit der Meinungen über die Judenfrage seine Stimme erhoben hatte. Man sah daher im „Uriel Acosta“ eine Beantwortung dieser Frage par excellence, und man ist auch heute noch bereit, ihm seine soziale oder, um noch weiter zu greifen, politische Bedeutung zu lassen, besonders da man auf diese Weise mit der angeblichen „poetischen Wertlosigkeit“ der Dichtung um so schneller fertig zu werden glaubt. Diese Ansicht teile ich nun durchaus nicht und halte es für angemessen, gleich hier am Anfang einer längeren Untersuchung diese Meinung als Motto aufzustellen, weil sie die Begründung ist für die Art, in welcher ich das oben angegebene Problem bei Gutzkow zu behandeln gedenke.

Digitized by Google

Natürlich werde ich mich hüten, nun in den umgekehrten Fehler zu verfallen und plötzlich in dem „Uriel Acosta“ flugs eine Dichtung von eminenteſtem poetiſchem Werte entdecken zu wollen. Wie ich einerſeits freudig zugeſtehe, daß Friedrich Hebbels Dichtergenius den ſeines Antipoden Gutzkow überragt, daß ſogar Guſtav Freytags künſtleriſche Fähigkeit, deren Meiſterſchaft aber unbedingt in ſeiner klugen und maßvollen Beſchränkung auf einen kleinen Gedankenkreis ſich aufbaute, ſtückweiſe der Gutzkows überlegen iſt, ſo ſtehe ich andrerſeits nicht an zu behaupten, daß die eingeſchworenen und alles blindlings in den Kauf nehmenden Bewunderer des Schreibers von Weſſelburen ihres Meiſters Standbild nur da aufſtellen konnten, wo das Gutzkows vorher zertrümmert war, und daß die maßloſe Überſchätzung Freytags inſofern des Dichters eigenes Verdienſt war, als er durch die planmäßige und ausdauernde Unterwühlung aller Verdienſte ſeines Feindes Gutzkow in Verbindung mit Julian Schmidt ſchließlich denn die Haide hergeſtellt hatte, auf der er als die einzige tüchtige Kiefer über ſo und ſoviel Krüppelholz emporragte. Man zuckt heute die Achſeln über Werke, vor denen ſelbſt Friedrich Hebbel ſich zur Bewunderung hinreißen ließ, z. B. Gutzkows großen Roman „Die Ritter vom Geiſt“. Was aber „Uriel Acoſta“ anbetrifft, ſo ſpricht dies Werk zunächſt dadurch für ſich ſelbſt, als es ſich in dem ſteten Wechſel unſeres Repertoires als eine der wenigen Konſtanten erwieſen hat, daß es noch heute ſelbſt bei minderwertiger Darſtellung ſeiner erſchütternden Wirkung ſicher iſt und daß die Erſten unſerer großen Künſtler, wie Barnay, Matkowsky u. a. mit der Rolle des Uriel ihre höchſten künſtleriſchen Triumphe feierten und noch heute erringen. Deshalb geht mein Urteil dahin, daß wir in Gutzkows „Uriel Acoſta“ ein Werk vor uns haben, das über dem Durchſchnittsniveau unſerer dramatiſchen Litteratur auch dichteriſch unbedingt bedeutend emporragt, es alſo wohl begründet erſcheinen läßt, wenn wir der Entſtehungsgeſchichte dieſes „Judenſtückes“



Digitized by Google

unſere Aufmerkſamkeit widmen und dabei jene Einflüſſe bloßlegen, die ſpeziell aus jenem Milieu herſtammen, in dem die Charaktere des Stückes ſich bewegen, dem Judentum.

Die Betrachtung des „Uriel Acoſta“ wird alſo in dichteriſcher Beziehung den Höhepunkt der nachfolgenden Unterſuchung ausmachen. Von nicht geringerer Bedeutung aber für Gutzkow und von einem größeren allgemeinen Intereſſe iſt die Frage, welchen Einfluß der Kampf um die Judenemanzipation auf dieſen Schriftſteller gehabt hat, und welche Stellung er in dieſem Kampfe eingenommen. Nur wenigen nämlich iſt es bekannt, daß Gutzkow Jahre lang kaum eine Gelegenheit vorüber gehen ließ, in der Frage der Juden Partei zu ergreifen, daß er in den dreißiger und vierziger Jahren in jenen Städten wohnte, wo der Streit am heftigſten entbrannte, in Frankfurt und Hamburg, und daß viele von den Vorkämpfern der Emanzipation, und nicht die geringſten, wie Gabriel Rießer, zu Gutzkows perſönlichen Freunden zählten. Die meiſten ſeiner Artikel über die Judenemanzipation finden ſich in dem von ihm 1837 bis 1843 geleiteten „Telegraph für Deutſchland“, der erſt in Frankfurt erſchien, ſchon im zweiten Jahre, 1838, aber in Hoffmann und Campes Verlag nach Hamburg überſiedelte. Faſt keiner all dieſer Aufſätze, die der kritiſchen Glanzperiode Gutzkows entſtammen, iſt in ſeine geſammelten Werke[52]) (Jena, H. Coſtenoble) aufgenommen und daher ſind ſie alle verſchollen. Für die Biographie Gutzkows aber, weniger des Dichters als des Geiſteshelden, ſind ſie von hohem Wert, und es wird daher willkommen ſein, wenn auch hier ihnen eine ausführliche Berückſichtigung widerfährt. Wie in Gutzkows Leben der Denker mit dem Dichter ſtets gerungen, wie der Kämpfer für alle großen Ideen den nach Stille und Einſamkeit ſich ſehnenden Schöpfer dichteriſcher Gebilde immer wieder mit ſich fortriß auf die Wahlſtatt der Öffentlichkeit, läßt ſich bei einer zuſammenhängenden Betrachtung des Judenproblems in Gutzkows Leben intereſſant

Digitized by Google

verfolgen, und ist vielleicht auch geeignet, einen neuen Beweis zu liefern, daß Gutzkows große Bedeutung in seiner universellen Behandlung aller Probleme liegt, die von 1830 ab bis zum Erlahmen seiner geistigen Kraft an die Oberfläche der Zeit gedrungen sind. Das Wort Johannes Scherrs: „Der Mann war und ist viel zu bedeutend, als daß er vom Lesepöbel geliebt werden könnte", wird zweifellos eine Wahrheit bleiben, aber die Geschichte der Litteratur sowohl wie die des geistigen Lebens in Deutschland während des 19. Jahrhunderts haben die Pflicht, dem Dichter, vor allem aber dem Geisteshelden Gutzkow den ihm gebührenden hohen Rang anzuweisen.

## Erste Eindrücke.

In dem Erinnerungsbuche „Rückblicke auf mein Leben" (1875 S. 48) gesteht Gutzkow, daß er, noch Primaner, unglücklich war, als er hörte, daß Börne, für dessen Werke er schwärmte, in dessen Denkrede auf Jean Paul und witzigen kleinen Humoresken er „schwelgte", ein Jude sei und eigentlich Baruch heiße. Noch 1839 wies er in einer Uebersicht über die Literatur des letzten Jahrzehnts, betitelt „Vergangenheit und Gegenwart"[33]) auf die Schwierigkeiten hin, mit denen Heine und Börne bei ihrem ersten Auftreten in der Litteratur zu kämpfen hatten. „Ihre Erscheinung blendete; aber man ließ noch auf ihnen das Auge nicht mit längerem Wohlgefallen verweilen. Es gab viel zu überwinden, ehe sich der Blick dauernd an diese beiden Gestalten gewöhnte; denn kein geringes Hindernis ihrer Festsetzung mußte bei den Deutschen schon ihre israelitische Herkunft sein. Wenn wir auch reif genug waren, mit ungeteilter Hingebung von einem Israeliten harmlose Dichtungen harmlos aufzunehmen, und wohl nie bei Moses Mendelsohn daran gedacht haben, seine Religion zum Maßstabe seiner Philosophie zu machen, so war hier ein anderer Fall eingetreten. Zwei Israeliten hatten in ihren Schriften den ganzen Verlauf der neueren Geschichte aufgenommen, sprachen



Digitized by Google

von den allgemeinsten Interessen der Nation, von Christentum, von Politik, von bürgerlichem Leben. Sie tranken so wie wir und brachen das Brod wie wir. Sie hatten nicht nur denselben blauen Himmel, dieselbe Nachtigall, denselben Mond, der sich im stillen See spiegelt, dieselbe Tanne auf dem Harze wie wir, sondern Welt, Staat, Kirche, Geschichte, alles sprachen sie mit demselben Rechte an, auf das wir bisher mit so vieler Eifersucht gewacht hatten. Es dauerte lange, bis hier eine unbedingte Hingebung erfolgen konnte. Heine und Börne beschäftigten die Nation . . ."

Gutzkow weist also hier auf das Vorurteil hin, das den germanischen Christen jener Epoche beherrschte und ihn stutzen machte, als der deutsche Jude sein von Napoleon ausgestelltes Quartierbillet vorzeigte und Gleichberechtigung verlangte. An dieser Thatsache eines bestehenden Vorurteils hat er, wie wir noch sehen werden, in seinem spätern energischen Kampf für die Emanzipation der Israeliten auch stets festgehalten, was ihm von diesen oft genug verübelt wurde; diese Schranke aber aus der Welt zu schaffen, das war sein Ziel; er war durchaus Realpolitiker, nicht im Negieren oder kritischen Untergraben der verschiedenen Richtungen sah er Rettung, sondern, das Bestehende zugebend, nicht billigend, wollte er die Gegensätze versöhnen.

Wenn sich der damals 28jährige Schriftsteller hier auch mit der Oeffentlichkeit identifizierte, für die er ja stets eine ungemein feine sensitive Empfindung gehabt, so spricht in diesem Falle das Persönliche doch insofern mit, als er selbst diesen Ueberwindungsprozeß durchgemacht hatte. Ganz offen hatte er sich ein Jahr vorher in seinem Buche „Götter, Helden, Don Quixote" (Hamburg 1838) darüber geäußert. Hier machte er zu dem Aufsatz über Heinrich Laube und dessen Heinevergötterung die Anmerkung:

„Ich gestehe, daß ich in früherer akademischer Zeit Heinen auch deshalb nicht mochte, weil er Jude war, und daß mir vor

Digitized by Google

acht Jahren ein Dolch ins Herz fuhr, wie ich hörte, daß auch mein angebeteter Börne, der damals erst die 7 Bände seiner Schriften veröffentlicht hatte, ein Jude sein sollte. Aber ich glaube, daß man allen antijüdischen Fanatismus naturgemäß verlieren muß, wenn man so ehrlich ist, seine Liebe zu so ausgezeichneten Geistern, wie diese, nicht zu betäuben, sondern sie zu hegen quand même! Nicht das Litterarische wurde mir, wie so vielen, durch das Nationale verleidet, sondern durch das Litterarische gerade, dessen Wert ich nicht leugnen konnte, kam ich zur Toleranz gegen das Nationale, zur Hingebung an die Interessen einer innigeren Verschmelzung mit einem Stamme, der kein Stamm mehr ist, und keiner mehr sein sollte."

Diese Geständnisse lassen uns vermuten, daß dem noch unbefangenen Knaben oder dem heranreifenden Jünglinge früh schon Eindrücke vermittelt wurden, die ein widerstrebendes Gefühl rechtfertigten. Wir sind es daher sowohl dem Dichter, dessen Phantasie später zahlreiche Gestalten aus jüdischem Milieu heraus erschuf, als auch dem Vorkämpfer der Judenemanzipation schuldig, uns diese ersten Eindrücke zu vergegenwärtigen.

Gutzkow wuchs auf in der Zeit der Reaktion, wo, wie wenigstens Auerbach[34]) empfand, der Judenhaß besonders stark war. Dennoch sind es nicht grade abstoßende Eindrücke, die der Sohn des preußischen Subalternbeamten in seiner Jugend auffing. Gutzkow erzählt uns davon in seinem Buche „Aus der Knabenzeit" (1852, 220 ff.), wohl der anmutigsten und versöhnendsten Schöpfung seiner unermüdlichen Feder; allerdings entstammt sie auch einer Zeit, wo der Erfolg seiner „Ritter vom Geist" und ein zweiter junger Ehebund ihm die seltene Wohlthat befriedigten Aufathmens gewährte. Da finden wir denn auch eine mit humorvoller Behaglichkeit ausgemalte Skizze, in welcher Form dem Sohne niederer und dürftiger Eltern die ersten Mitglieder des auserwählten Volkes entgegentraten:

„Vom Volke kann man nicht sprechen, ohne die Juden zu

Digitized by Google

erwähnen. Man hat sie für den Landbewohner recht als die Boten der Hölle geschildert, die mit Mephistopheles, dem Seelenfänger, in nächstem Akkord ständen. Von seiner Vaterstadt kann der Knabe so grelle Jugendbilder nicht heraufbeschwören. Der Jude ist wohl dem Kinde früh ein Wort des Schreckens; nähert er sich aber, selbst im Barte, der früher noch öfter in der Spandauer-, Bischof-, Juden-, Kloster- und Münzstraße getragen wurde, und das Kind hält Stand und wechselt die Hand und einige Worte des Vertrauens mit dem Juden, so gewinnen die blitzenden Augen, die scharfen bestimmten Mienen des Antlitzes, die wohlklingenden Akkorde der Betonung jedes Kind für den seltsamen Freund. Der bärtige Mann steht, das ist wahr, dem Kinde in unmittelbarer Deszendenz von den „Juden", die den Heiland kreuzigten, und des Guten möchte man sich von dem lauernden scharfen Blicke nicht eben viel versehen, noch weniger in seiner Christen-Herrlichkeit begreifen können, daß ein Getaufter mit solchem Völkerüberbleibsel auf einer und derselben Menschheitsstufe stände. Aber ein freundlicher Gast wird der Jude doch. Er bringt Schalkhaftigkeit im Gespräche mit, Neuigkeiten, Wunder aus der Welt, er frägt so beflissen nach den Fortschritten in der Schule und spricht so liebevoll von seinem eigenen Jungen, der gerade so groß wäre wie der da, und das nächste Mal woll' er ihn mitbringen. Freilich wenn er ihn mitbringt, ist die Art doch eine sehr andere. Der kleine Moses ist gar verstimmt, gar verdrießlich, frägt vorwitzig, fäßt alles an, kennt keinen Respekt und macht dem Vater zu schaffen, der an seinem Moses etwas zu tadeln oder zu strafen niemals in Versuchung kommt und doch auch will, daß Moses bei den Leuten, wo der Vater handelt, einen guten Eindruck hinterläßt. Früh bemerkt der Christen-Knabe, daß sich die Juden, selbst die ärmsten und ihre Kinder vollends, für vornehmer halten als die Christen, selbst wenn sie den Christen schmeicheln. Es ist keine Täuschung, wenn die Christen klagen, daß sich die Juden für das auserwählte Volk Gottes halten.

Digitized by Google

Es liegt ein Stolz ſelbſt im niedrigſten Juden, ein Stolz auf ſeinen einigen Gott, ſeine lebensweiſe Religion, ſein, man möchte ſagen, diätetiſch-kosmetiſches Zeremonialgeſetz. Der ärmſte Trödeljude hat etwas vom Gefühl ſeiner Verwandtſchaft mit den Erzvätern. Das Blut Abrahams rollt in ihm, ſein erweislicher Stammbaum macht ihn nach Chriſtenſitte zum Adligen. Aber noch mehr, der ärmſte Jude hat einen Zuſammenhang mit ſeinem Volke, der nicht blos im Allgemeinen, ſondern auch durch die Familie im engeren Verbande für ihn erhebend iſt. Es ſind „Leute“ ſeiner Verwandtſchaft, ſeines Namens wohlhabend, oft reich. Sein Moſes hat Vettern und Onkel, die ihn vielleicht einſt in ihr Geſchäft nehmen. Dieſe Rückwand, wenn auch ohne Vortheile für den Augenblick, giebt eine Anlehnung für die Fälle des Unglücks. So treibt der Jude denn ganz vertrauensvoll ſein Geſchäft von Haus zu Haus, von Thür zu Thür. Er kauft Kleider, altes Geräth, er leiht auf Pfand, er giebt Vorſchüſſe auf Theilnahme am Gewinn, er bringt Looſe zur Lotterie. Der weiſe Vater des kleinen vorwitzigen Moſes kann mit der Zeit ein wichtiges Moment eines armen Chriſtenlebens werden. Er klappert mit den „harten Thalern“ und geberdet ſich freilich oft genug als eine Art Seelenverkäufer, wenn er auch den Mund voll herrlicher Sprüche über ſeine Mäßigung, ſeine Liebe zu ehrlichen Leuten und ſeine enthaltſamen Zinſen hat. Aber zwingt ihn nicht wirklich der eigene Vortheil zur Mäßigung? Was hilft ihm der Ruin einer Familie, die zuletzt das Hemd vom Leibe verſetzen müßte? Käme es zum völligen Bruche, was hätte er? Was ſagten die Gerichte zu ſeinen „Zetteln“? Freilich ſind dieſe Zettel klug abgefaßt. Wer zehn Thaler entleiht, ſchreibt nicht ſelten zwölf, wohl auch fünfzehn. Er nimmt ſtatt der geſetzlichen Prozente der Fünf vom Hundert, Sieben, Zehn vom Hundert. Aber was konnte der Vater des kleinen Moſes dafür? Hat er denn das Geld ſelbſt? Iſt er nicht auch ein „armer Mann“? Er bringt wohl das Darlehn, aber von Freunden, von „guten

Digitized by Google

Freunden", von denen er ſelbſt borgen muß! Was iſt zu thun? Der Bedürftige giebt dem Schelme nach, weil er muß, verſchreibt Fünfzehn und erhält nicht einmal Zehn, ſondern nur Neun, denn auch ſogleich der Zins muß im Voraus abgezogen werden. Nun freilich, am nächſten „Erſten" beginnen die Rückzahlungstermine von Zins und Kapital . . . Das heitergeſchloſſene Geſchäft nimmt, wie Shylock ſagt, „zu oftermalen", eine tragiſche Wendung, aber es giebt auch weiſe Daniels und freundliche Levis. Sie mäßigen ſich und ſpielen, wenigſtens ſagen ſie's, ein Stückchen göttliche Vorſehung bei ihren Freunden. Sie lieben, wenigſtens ſagen ſie's, die braven, redlichen Arbeiter, die zuverläſſigen Kunden, die ehrlichen, wenn auch zuweilen rauhen Familienväter, die ſchmucken Hausfrauen, die reinlichen Kinder, die dem kleinen Moſes kürzlich ihr Spielzeug mittheilten, und die braven und ſorgſamen Hausſtände. Und über alles geht ihnen das Glück, das goldene Glück, Fortuna, die holdlächelnde, die blinde Gunſt des Nummerrades und das große Loos! Denn geſpielt muß doch werden, [das duldet Levi nicht, daß ſeine Hauptthätigkeit umgangen wird], Menſchen müſſen doch da ſein, die das Glück verſuchen. Was hülfen ihnen, wenn ſie ſie auch allein ſpielen wollten, alle Looſe ihrer Kollektion, was hülfe ihnen der Verſuch? Sie kommen nicht heraus, ſie haben kein Glück, ſie ſind nicht geboren unter dem und dem wunderthätigen Sterne, bei der und der Konſtellation des Himmels; denn ohne Aberglaube keine Lotterie. Einen blinden Zufall giebt es in einer Volkskollekte nicht. So „zieht" denn eine reine Jungfrau oder ein dummer Knabe oder ein alter Großvater [wobei man jedoch jede Berührung mit dem Freitag vermeidet] oder man träumt das zu ſpielende Loos, eine Nummer mit drei Sieben nebeneinander oder nicht nebeneinander, je nach den Neckereien des Gottes Morpheus. [Die Cichorien-Lieſe räth Nummern an, die ſie geträumt hat, oder lehrt den Beiſtand der Geiſter gewinnen . . . Man ſucht auch z. B. kurz vor Georgi einen weißen Schmetterling, in Berlin „Kalitte" ge-

Digitized by Google

nannt, aus freier Hand zu fangen, worauf man immer gewinnt.] Iſt der Jude wohl jemals Atheiſt? Glaubt der Sohn der Erzväter nicht am gläubigſten an Gotteswunder und an himmliſche Rathſchlüſſe? Das Lotto bindet, was der Wucher trennen würde. Geduld, Sanftmut, Nachſicht dürfen nicht fehlen. . . .

Man muß ſich aus Erfahrung überzeugt haben, wie das im Schrank verwahrte Loos, an dem vielleicht drei, vier Nachbarn ſpielen, gehütet wird, wie ſorgfältig die Einſätze geſpart, aufgeſammelt, berichtigt werden, wie erwartungsvoll die Ziehungsliſte in der Hand des Juden begrüßt wird, der ſelbſt, wenn er die Niete bringt, ſeine ganze angeborene Geiſteselaſtizität zu unverzagtem Glauben an künftiges beſſeres Geſchick in Thätigkeit zu ſetzen weiß. . . Der Knabe ſieht noch jetzt jenen Tiſch, der einſt mit einigen Doppelfriedrichsdoren belegt war, die die Eltern gewonnen hatten. Er war ſo geblendet von dem Glanz, ſo überraſcht davon, daß ein einziges dieſer kleinen Stücke mehr als eilf „harten" Thalern gleichkommen ſollte, daß er eines davon nahm und genauer betrachten wollte. Der Vater des kleinen Moſes, aufgeregt von der Erwartung ſeines Gewinn-Antheils, verwies die Neugier mit dem kurzen ſcharfen epigrammatiſchen Wort: „Nun? Sind ſie nicht ächt?" . . . Könnte man in den Einfluß der Juden auf die untern Volksklaſſen eine gewiſſe Ordnung, eine Regel, eine Art Organiſation bringen. Die Bilder von Juden, die die Treppe heraufſchleichen und an die Küchenthüren pochen mit freundlichem Gruß und auch wie Sendboten einer ſchöneren Weltordnung von den Armen empfangen werden, wollen dem Knaben nicht vom Auge weg. Er ſah zu oft, daß dieſe Auserwählten Witz, Laune, Heiterkeit, goldne Lebensfarben mit ſich brachten und wie Kuppler des Glücks die Armuth aus ihrer aſchgrauen Welt in eine ſchöne leuchtende der Feen verſetzten! Oder bleibt ihr, die ihr das Bild von „blutſaugenden Wucherern" feſthalten zu müſſen glaubt, doch bei dem Spruche: „Sie liſpeln engliſch, wenn ſie lügen?" —

Digitized by Google

In der Sammlung seiner Werke (Jena, 1872 Bd. 1. S. 146) hat Gutzkow, abgesehen von einigen charakteristischen Zusätzen, die ich nach Möglichkeit ergänzte, diese dem kindlichen Eindruck sich völlig hingebende Schilderung stark gekürzt, wodurch sie ein mehr historisches, aber auch herberes Gepräge erhielt; deshalb mußte das Originalbild hier eingeschaltet werden. Nach dreißig Jahren haben diese jugendlichen Erinnerungen in der originellen Figur des Löb Seligmann im „Zauberer von Rom" eine ungemein humorvolle Gestaltung gefunden. —

Die Schule brachte verhängnisvollere Erfahrungen, der Knabe lernte „Juden als Verräter und Angeber kennen. Ein buckliges Ungethüm aus Polen, rachsüchtig wie Shylock, wurde von allen gefürchtet. „Christlich-germanischen" Judenhaß brachte schon die Burschenschaft mit sich. Erst dem Studenten traten liebenswerte gemüthvolle Juden entgegen, der wunderlichste darunter ein Königsberger, jener Joel Jacoby, der sich später katholisch taufen ließ, Maria Joseph Jacoby." (Rückblicke 114.)

Der versöhnliche Ton, in dem Gutzkow in einem so gereizten Buche wie seinen „Rückblicken" dieses früheren Freundes gedenkt, obgleich dieser grade in dem Jahre des verzweifelten Kampfes um die Existenz, 1835, eine verhängnisvolle Rolle spielte, beweist uns, daß ihre Bekanntschaft während der Universitätszeit in der That einen versöhnenden Einfluß auf den jungen Germanen hatte. Die nicht grade sympathische Gestalt Jacobys interessiert uns aber hier um so mehr, als sie einen gewissen Typus vollständiger Zerfahrenheit jener Epoche darstellt, jenen Mangel an dem Mute der Überzeugung, dessen heftigster Feind Gutzkow war, und die Lebensgeschichte dieses Renegaten, der ein beachtenswertes schriftstellerisches Talent besaß, ist auch ein interessanter Beleg für den frivolen Gleichmut, mit dem die Regierung schwache Charaktere zu ihren Zwecken völlig zu untergraben beflissen war.

Gutzkow lernte Jacoby kennen im Wintersemester 1830/31,

Digitized by Google

einer für ihn bedeutungsvollen Zeit, wo er vergeblich der Lösung des Hegelschen Axioms „Denken gleich Sein“ nachbrütete und bei dem Schüler Hegels, Leopold von Henning, Logik und Metaphysik hörte. „In diesem Kampf zwischen Glauben und Zweifel“ erzählt er in den „Lebensbildern“,[33]) „war ich eines Tages aus Hennings Disputatorium unter die herbstlich gefärbten Kastanienwipfel getreten, um frische Luft zu schöpfen und mich an einem mir sympathischen Sein und Wesen der Dinge, am blauen Himmel, an den Kastanien, die von den Bäumen fielen, am Rascheln des Laubes zu erfreuen, als mich einer der Mitdisputanten, unverkennbar ein Israelit (am Jordan selbst konnte er geboren sein, so gelb war seine Haut, so orientalisch gezeichnet seine Physiognomie), einholte und mit den Worten anredete:

„Ja, werden Sie denn auch noch länger diesen Hegelschen Unsinn aushalten können?“

Ich sah den Sprecher, den ich schon öfters bemerkt hatte, groß an. Diese Kritik der Hegelschen Philosophie schien ihm vom Herzen gekommen. Sein Auge verrieth eine förmliche Zornesglut. Die blassen Lippen waren trotzig aufgeworfen. Der gebückt getragene Kopf machte eine Seitenbewegung der absolutesten Verachtung auf das im Schatten liegende graue Universitätsgebäude.

Mit der scharfen, namentlich den Diphtong „ei“ so schneidend hervorhebenden Sprechweise, die in Königsberg, Kants Geburts- und Wirkensstätte, heimisch ist, griff er zunächst Henning als einen bloßen Nachbeter an, die Disputanten, die sich mit ihm in allerlei Wortklaubereien ergingen, nannte er eitle Burschen, die sich nur einen Namen machen wollten; die ganze Philosophie Hegels war ihm ein Wortgefecht.

„Ich habe Sie schon öfters beobachtet,“ fuhr er fort, „schon als Sie die Schicksalsgottheiten*) überwunden hatten

*) Im Sommer 1830, also in seinem dritten Semester, errang Gutzkow mit einer Arbeit „De diis fatalibus“ (Ueber die Schicksals-

Digitized by Google

und Ihnen ihr ehemaliger Rektor Ribbeck drüben im Hofe der Universität Glück wünschte. Auch Ihr „Forum“*) lese ich. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, wir wollen Hegels Encyklopädie für uns selbst vornehmen und Paragraph für Paragraph durchgehen und uns überzeugen, was daran Sinn und Unsinn ist.“

Auge, Gestalt des Mundes, die ganze mürrische Miene und nachlässige Haltung des Körpers blieb während dieser Worte dieselbe. Weder daß ein Lächeln über seine Züge glitt, noch eine besondere äußere Bezeugung des doch in seinen Worten liegenden Wohlwollens sichtbar wurde. Sein mürrischer Ernst, seine kurze, schneidende Redeweise änderte sich nicht, auch als ich mich bereit erklärte, auf seinen Vorschlag einzugehen und noch einige von meinen Kneipgenossen mitbringen zu wollen, falls ihm die Erweiterung unserer kritischen Lektüre zu einem regelmäßigen philosophischen „Thee“ oder „Kaffee“ oder sonstigem Verkehr oder aber zu einer — dann in jeder Beziehung trockenen Gesellschaft genehm wäre.

Als ich seinen Namen erfuhr, erkannte ich einen litterarischen Kollegen. Auch er hatte schon die fragwürdigen Reize der Oeffentlichkeit gekostet . . . Wirklich wurde also ein regelmäßiger, hyperboräisch-norddeutscher Thee unter vier bis fünf Kriminalinquisitoren der Hegelschen Philosophie in Joel Jacobys Behausung, in der Nähe der Werderschen Kirche abgehalten, an derselben Stelle, wo sich gegenwärtig das Hotel d'Angleterre erhebt. Die Paragraphen der Encyklopädie wurden jede Woche einige Mal durchgenommen und über den Sinn oder Unsinn derselben die verschiedenen Meinungen gehört.

---

gottheiten der Alten) einen akademischen Preis. Auf Grund dieser Abhandlungen promovirte er 1832 in Jena.

*) „Forum der Journal-Litteratur,“ die erste von Gutzkow herausgegebene „antikritische Quartalschrift“. Sie erschien im Januar 1831. Das einleitende herbstliche Stimmungsbild, das Gutzkow hier entwirft, ist demnach ein Irrtum.

Digitized by Google

Dabei ſtellte ſich zunächſt heraus, daß Joel Jacobys mürriſcher Ernſt nur die Maske eines Beſtrebens war, durch komiſche Schlagworte Lachen hervorzurufen. Sein eigenes behagliches Lächeln über Etwas, das gezündet hatte, blitzte, wenn auch nur verſtohlen, über den gelben, egyptiſchen Teint ſeiner eigenen Geſichtszüge verrätheriſch hinterher nach."

Noch im Jahre 1833, als Gutzkow im September von ſeiner erſten mit Laube unternommenen italieniſchen Reiſe nach Berlin zurückkehrte, ſchon in der Abſicht, Berufsſchriftſteller zu werden, ſcheint er Jacoby dort begegnet zu ſein. „Man konnte ihn bei Stehely nicht vermeiden," heißt es über jenen Winter in den „Rückblicken" (S. 111). „Noch war die altteſtamentariſche Stimmung in ihm vorwaltend. Er ſchrieb im Styl Lammenais' „Klagen eines Juden, Blätter für die höchſten Intereſſen".[36]) Glaßbrenner [Gutzkows Schulfreund] ſagte witzig: ‚Die Juden verſtehen ſich auf die höchſten Intereſſen'." In dieſem und im vorigen Jahre muß er dann auch in Leipzig bei Laube erſchienen ſein, für deſſen „Elegante Zeitung" er Beiträge[37]) lieferte. Von dort verſchwand er plötzlich, wahrſcheinlich auf Veranlaſſung der Polizei, deren Aufmerkſamkeit er durch ſeine Schrift „Politiſches Büchlein für Deutſche", die Gutzkow ſpäter eine „radikale Schrift ſchlimmſter Sorte" nannte, auf ſich gelenkt hatte. Er hatte hierin zu beweiſen verſucht, daß die Revolution eigentlich mit den Hohenſtaufen anfange; er wollte, wie Gutzkow witzig ſagte, das ganze Mittelalter zu einer Einleitung in die Bücher der Herren Thiers und Mignet machen. Außerdem hatte man Jacoby im Verdacht, daß er gemeinſchaftlich mit Laube der Erfinder zahlreicher Preußen ungünſtiger Zeitungsnotizen ſei.[38])

Abgeſehen von ſeiner ſchroffen demokratiſchen Richtung, die über Gutzkows Forderungen noch weit hinausſchoß, nach kurzer Zeit aber in das Gegenteil umſprang, wird Jacoby ſeinem Freunde zum erſtenmale perſönlich jene Stimmung vermittelt haben, die als Ahasverustrauer in unzähligen Gedichten

Digitized by Google

sich ausweinte und von Gutzkow in den nächsten Jahren „aufrichtig mitempfunden“ wurde. Vor allem aber ist seine Emanzipation von der Hegelschen Philosophie zum Teil auf jenen oben geschilderten Verkehr zurückzuführen.

Von einer entscheidenden Bedeutung für die Stellung des jungen Studenten der Theologie zum Judentum mußten aber verschiedene Persönlichkeiten seiner akademischen Lehrer sein. „Die Juden nahmen vor einem halben Jahrhundert nur noch vereinzelt am Kulturkampf der Deutschen Theil“, heißt es in den „Rückblicken“ (S. 48), „Erscheinungen wie des Theologen Neander, der Juristen Hitzig und Gans, des Musikers Mendelssohn standen so vereinzelt da, daß sich jene Selbstverständlichkeit des Gleichmuths, ob jemand einer Frage der Zeit, der Aufklärung, des Staates, der Kirche gegenüber Christ oder Jude sei, erst durch die Unausweichlichkeit der vollendeten Thatsache gebildet hat.“ Den Eindruck, den diese Männer auf den in einem überfrommen, ja pietistisch-christlichen Elternhause aufgewachsenen jungen Gutzkow machten, hat er in mehreren seiner Schriften bezeugt. Schon die 1837 anonym erschienenen „Bulwers Zeitgenossen“[59]) enthalten eine liebevolle Schilderung Augusts Neanders, von der wir einen poetischen Zug später im „Uriel Acosta“ wieder auftauchen sehen. „Als ich ihn zum ersten Mal sahe, erschrak ich vor seinem überunweltlichen Aussehen. Eine heilige Sabbathruhe lag auf ihm, ein so beglückter Gottesfriede, daß ich mich zweifelnd fragen mußte: „Er ist wirklich ein getaufter Jude?“ Er war es in der That, er war von dem Idealismus der christlichen Religion überwältigt worden und schmiegte sich an die poetische Erscheinung Christi mit der Innigkeit eines Johannes an. Er vernachlässigte sich selbst und den Umgang mit der Welt, aus Liebe zu dem großen Religionsstifter, den er nicht anders als: „Der Herr, der Heiland, der Meister“, ganz im orientalischen Dufte dieser Wörter nannte. Man konnte nicht sagen, daß er kombinatorisches Talent für die Bereicherung der theologischen Wissenschaft selbst

Digitized by Google

hatte, allein, was ihn den Studenten so lieb machte, war dieser innig verschmolzene Parallelismus des Wissens und Glaubens bei ihm, die Ineinanderwirkung der christlichen Gesinnung mit der christlichen Erkenntnis und die praktische Abgrenzung, die er den Wissenschaften gerade für den nöthigen Bedarf zu geben wußte. Während es bei gelehrten Theologen so schwierig war, ihre fast einen weltlichen Charakter tragende theologische Wissenschaft sogleich mit dem späteren geistlichen Berufe auszugleichen, fand man bei ihm alles zusammen, den Text und die Melodie. Seine Forschungen klangen immer in das geistliche Leben hinein und in den meisten streitigen Fällen, wo Gründe der Kritik und der Geschichte entscheiden sollten, machte er das Herz und das religiöse Bedürfniß zum Schiedsrichter derselben. Trotz der vielen komischen Züge, die ein Mann entfaltete, welcher im Leben von der Gesellschaft keine Idee hatte, trotz der vielen Anekdoten, die auf Rechnung seiner Leichtgläubigkeit und Ungeschicklichkeit umliefen, hingen die Theologen alle mit der größten Liebe an ihm; er war ihnen das sichtbare Vorbild der Möglichkeit, sich in Glaubenssachen mit Heiterkeit beruhigen zu können; sein unauslöschliches heiteres Lächeln war der Abglanz einer Ueberzeugung, die überwunden hatte und gegen alle Zweifel Stich hielt. Und dies alles mußte um so mehr als unverfälschte Wahrheit erscheinen, als in ihm die schwierige Aufgabe einer radikalen Bekehrung, einer Bekehrung vom Judentum bis zum Glauben an Christus gelöst schien." Diese an Neander geschilderte unüberwindliche Siegesgewißheit des Glaubens ist einer der schönsten Charakterzüge des Ben Akiba im „Uriel Acosta" geworden.

In seinen „Lebensbildern"[60]) hat Gutzkow dieses sympathische Bild noch weiter ausgeführt, indem er allerdings mehr die äußeren Schwächen seiner Erscheinung charakterisierte. Hier genügen die Sätze: „Eine kindliche Seele, dieser Rabbi Neander, der ursprünglich ein Jude gewesen und zur blühendsten Zeit unserer Romantik und Mystik Christ geworden war. Noch bis

an ſein Ende hat er die Dinge dieſer Welt, die gewöhnlichen, als da ſind, Eſſen, Trinken, Sich-Waſchen, genommen, ganz dem Spruch der Apoſtel gemäß, als wären ſie nicht. Er lebte nur im Reich des himmliſchen Vaters und ſah, wenn er „Unter den Linden" ſpazieren ging, begleitet auf der einen Seite von einer liebenden Schweſter, auf der andern von einem gerade bei ihm Dienſt thuenden Kammerherrn, einem jener jungen Theologen, die ſeine Bücher ordneten, ſeine Hefte abſchrieben, mit aufgerichteten Augen den Himmel offen. Dabei konnte der milde Mann manchmal recht ſtreng ſein, konnte aufwallen im Ueberzeugungseifer, ja ſogar reizbar und peinlich werden und ſtreng unterſcheiden, bis wie weit ſeine Toleranz gehen durfte." Dieſer letzte Zug vervollſtändigt uns noch den Charakter Ben Akibas. Auch in Neanders Haus verkehrte der junge Theologe an den wöchentlichen Theeabenden und lenkte durch ſein Wiſſen die Aufmerkſamkeit des Lehrers auf ſich; aber der „Eintritt in die innere Gemeinde" ſtand ihm vergebens offen, er war noch nicht „Glaubenskünſtler" genug, um ſich ganz dem „edlen chriſtlichen Gamaliel" hinzugeben. Einen der Dienſte jedoch, die jedem „geſinnungsvollen Neandrianer" oblagen, den Eintritt in den allgemeinen akademiſchen Krankenverein, hat auch Gutzkow geleiſtet. An jenen Abenden begegnete ihm auch ein anderer jüdiſcher Konvertit, jener Guſtav Julius[61]), der ſich 1847 als Begründer der liberalen und ſpäter revolutionären „Zeitungshalle" hervorthat. In den „Rückblicken" (S. 338) nennt ihn Gutzkow einen „ungewöhnlichen Charakter", der ſich „in die Rolle eines Armand Carrel hineinfand, die man ihm beinahe oktroyirte."

Der ſchärfſte Gegenſatz zu dieſem Neanderſchen Gelehrtentypus war der Profeſſor der Rechte Eduard Gans, „der eigentliche Vorkämpfer konſtitutioneller und neuzeitlicher Ideen in Berlin", wie Gutzkow ihn in den „Lebensbildern" (II. 93) nennt, „der für einige Publica, die er las, den Zulauf der ganzen Stadt, ſogar der Beamten und Offiziere hatte. Gans

Digitized by Google

war eine frische, liebenswürdige Kraft. Er gehörte der jüdischen Welt an, die damals für Kunst und Wissenschaft immer mehr Apostel zu entsenden anfing. Er hatte die Einführung der Hegelschen Philosophie in die Jurisprudenz übernommen und lehrte Erbrecht „auf weltgeschichtlicher Grundlage", wie man damals mit so großen Worten um sich zu werfen anfing. Das Erbrecht war ihm die der Geschichte immanente absolute Persönlichkeit; es läßt den Menschen als Person nicht untergehen und vertritt außerdem noch mehrere andere wichtige Paragraphen der Hegelschen Logik. Für diese Orthodoxie ging ihm dann oben seine konstitutionelle Ketzerei, ein leichtsinniges Liebäugeln mit den Franzosen, mit Mauguin, Odillon Barrot, die schon damals genannt wurden, gnädigst hin. Machte er doch auch zur Beruhigung Kamptzens die langen Haare der Turner und Deutschthümler, die Ideen von Görres und seines „eigenen Freundes" Leo in Halle lächerlich. Er wohnte an der Ecke der Behrenstraße, wo sich jetzt das Hotel des Princes befindet. Seidene Vorhänge, elegante Möbel konnte man schon von der Straße aus im Parterre des Garçons unterscheiden. Hätte Gans eine Hausfrau gehabt, er würde den „Salon" in Berlin eingeführt haben nach dem Zuschnitt des neuen Paris. Denn der „Salon" bei den Mendelssohns, bei Frau Beer, bei Fräulein Solmar [61a]), beim alten Hitzig, das war noch ein Begriff aus dem Zeitalter Récamier. Eduard Gans war Heinrich Heine, wenn letzterer, um mit seinem Oheim Salomon Heine zu reden, „etwas gelernt gehabt hätte". Gans sprach ein Deutsch, das sich schon von Hause aus so einrichtete, bequem in's Französische übersetzt zu werden. Auf der Straße sah man ihn nur im eleganten schwarzen Frack, immer bereit, wie die Professoren der Sorbonne, den Katheder zu besteigen. Dabei sprach er dermaßen laut mit seinen Begleitern, daß Vorübergehende still standen und sogleich erfuhren, was gerade die Tagesordnung war. Er las an derselben Stelle, wo der



Digitized by Google

Neanderſche — Mäander *) floß. Zwei jüdiſche Konvertiten — wie ungleich im Äußern und Innern! Dennoch mochte ich dieſe bewunderten Gans'ſchen Vorträge nicht, ſo ſehr auch die Hörer bis auf den Korridor hinaus angeſammelt ſtanden, ſo daß ſich der wohlbeleibte Redner anſtrengen mußte, zur Tribüne zu gelangen. Zur Tribüne — es mochte ihm oft auf dem Katheder wie einem Mirabeau zu Mute geweſen ſein. Und zuweilen unterbrach dann auch ein neueſtes Zeitungsblatt, das er aus der Taſche zog, ſeinen Vortrag. Es war eine Zeit — man wird es kaum glauben — wo ſchon in dem öffentlich vor fünfhundert Menſchen ausgeſprochenen Worte: „Journal des Débats" für die patriarchaliſch-ſtillen Zuſtände und die nächſte ſonntägliche Kirchenparade ſoviel unmittelbare Bedrohung zu liegen ſchien, daß darüber eine Staatsratsſitzung abgehalten werden konnte. Hatte ſich dann Gans mit ſeinen Pariſer Reminiſcenzen zu ſehr vergaloppirt und wohl gar das damals geradezu wie eine Aufforderung zum Konſigniren der Truppen in den Kaſernen klingende Wort „Konſtitution" mit einer von olympiſcher Ruhe begleiteten Sicherheit fallen laſſen, ſo lenkte er wieder in Hegel's Phänomenologie ein, gab einige An ſich's, Für ſich's, An und für ſich's zum Beſten, verſpottete die deutſchen Kaiſerideen und Burſchenſchaftsträume und gelangte wieder zum ruhigen Genuß zurück von Kunſt, Oper, Konzert, Schauſpiel, wo ebenfalls ſeine laute Rede im Parkett, Büffet, zuweilen ſogar in der „Staatszeitung" den Ton angab. Streiche ich achtunddreißig Jahre zwiſchen Sonſt und Jetzt und das frühe, allgemein beklagte Grab des liebenswürdigen Mannes **), ſo iſt mir, als müßte ich ihn jetzt auf den Bänken des Reichstages in der Nähe auch einiger eleganten und zum ſofortigen Eintritt in's Miniſterium oder zu einer Hofaudienz ſtändig friſierten, gantirten und parfümirten Nationalliberalen ſuchen."

*) Neander hatte die unangenehme Gewohnheit, ſich beim Vortrag ſtark zu räuſpern. (S. „Lebensbilder" II 74.)

**) Gans ſtarb 1839.

Digitized by Google

Der Eindruck, den Gans und sein Jonglieren mit freigeistigen Ideen lange auf seinen Hörer behielten, schlug plötzlich, innerhalb weniger Stunden, in das Gegenteil um. Bis zur Julirevolution stand Gutzkow jeder Politik noch gänzlich fern, er hatte den Kopf voll plan- und zielloser burschenschaftlicher Ideen und gehörte im übrigen nur der Wissenschaft. Er „haßte" Gans geradezu und auch ihr persönliches Zusammentreffen verstärkte diese Empfindung nur. Im Juni und Juli 1830 hielt sich St. Marc Girardin, der Redakteur der Débats und spätere Staatsrat, studienhalber in Berlin auf und Gutzkow unterrichtete ihn im Deutschen. Jedesmal, wenn dieser im Begriff war, dem Franzosen zu beweisen, daß die Jenaer Burschenschaft mehr Einfluß auf die Geschichte haben würde, als die französische Deputiertenkammer, klopfte es an die Thüre: „Eduard Gans im eleganten schwarzen Frack, mit glänzender französischer Sprachfertigkeit, Gans mit dem schwarzen welligen Haar und dem modischen Backenbart trat herein und war augenblicklich mit meinem Franzosen in ein Zeitungsgespräch verwickelt. Ich hatte Gans auf dem Katheder die Burschenschaft verspotten hören; Gans hatte gesagt: Meine Herren, es gab eine Zeit, wo auch ich am Strande der Saale mit Heinrich Leo darüber nachdachte, wie wohl Deutschland wieder zur Kaiserkrone gelangen könnte. Ich hätte ihm die Scherze verziehen, die er über diese Träume machte, wären nur nicht in dem Auditorium so viel Leutnants und Portepeefähnriche aus der Kriegsschule zugegen gewesen! Soviel weiß ich, daß ich St. Marc Girardin beim Abschiede beschwor, nur nicht zu glauben, daß Gans und die deutsche Jugend übereinstimmten" [62]).

Da kam die Julirevolution und wirkte wie ein fieberhafter Rausch auf den jungen Theologen, der er damals noch war. Am 3. August, als in der Aula der Berliner Universität Hegel die Resultate einer wissenschaftlichen Preisbewerbung verkündete, drangen die ausführlichen Nachrichten von der Pariser Julirevolution auch in jene heiligen Hallen; „Gans war erhitzt



Digitized by Google

und ungeduldig; er ließ Briefe von Raumer, die eben aus Paris gekommen, im Saale umgehen.“ So verband sich das Bild dieses Gelehrten in Gutzkows Erinnerung mit dem denkwürdigsten Tage seiner Jugend. Gewaltig packte ihn die Katastrophe, er überhörte fast, daß sein Name ebenfalls unter den Siegern aufgerufen wurde, betäubt stand er am Portal des Universitätshofes und lief dann, ohne auf die ihm zugeworfenen Glückwünsche zu achten, zu Stehely, um zum ersten Male eine Zeitung in die Hand zu nehmen. „Die Wissenschaft lag hinter mir, die Geschichte vor mir.“ [63]) Im Jahre 1835 setzte sich dann Gutzkow als Redakteur des Litteraturblattes zum „Phönix“ mit dem Berliner Juristen in seinem Artikel „Gans und die Doktrinäre“ endgültig auseinander [64]).

Von den damaligen litterarischen Salons in Berlin hielt sich der Student Gutzkow fern, auch um Varnhagens Gunst, bei dem fast alle jungen Schriftsteller antichambrirten, hat er nicht geworben. Feodor Wehl bezeugt das auch in seinem Buche „Zeit und Menschen“ (II 13). Mit einer gewissen Genugthuung erzählt Gutzkow davon in seinen „Rückblicken“ (S. 69): „Meine Verbindung mit Menzel, einem Manne, der alle Welt durch seine Kritiken verletzt hatte, meine politisch und religiös freisinnige Meinung hielt mich ab, in die Kreise einzutreten, durch welche man damals allein in litterarischen Dingen zur Förderung gelangen konnte . . .

„Hitzig, Moritz Veit, Eduard Gans, Varnhagen v. Ense (Jude durch seine Frau), Louise Hensel — in die Kreise, die diese Namen bildeten, Eingang zu finden, wäre ein Leichtes gewesen. Ich hätte nur nöthig gehabt, mich Einem oder dem Anderen bewundernd anzuschließen. Eine Anerkennung der Gedichte von Heinrich Stieglitz (Jude) oder eine Posse von Ludwig Robert (Jude) hätte mir Stellung verschafft. Einmal klopfte ich an die Thür des Kriminaldirektors Hitzig,[65]) bei dem sich alles, was Schöngeist hieß, versammelte und in dessen Stammbaum sich auch zuletzt die Namen Franz Kugler und

Digitized by Google

Paul Heyse verzweigt haben, ohne ihn jedoch daheim zu finden. In heißer Sommerzeit mochte ich die weite Strecke bis faſt zum Halleſchen Thore nicht zum zweiten Male machen.“ Auch ſeine Begegnung mit Rahel Varnhagen kann höchſtens eine flüchtige geweſen ſein, jedenfalls hat er ſie nicht perſönlich kennen gelernt, denn nirgends giebt er einen unmittelbaren Eindruck von ihr wieder. Welche Reaktion die geiſtige Kraft dieſer Frau in ihm hervorrief, werden wir bei Gelegenheit der „Wally“ ſehen. Intereſſant aber und von grundlegender Bedeutung für Gutzkows Stellung zum Judentum iſt die Schilderung, die er in ſeinen „Rückblicken“ (S. 69) von der geiſtigen Strömung Berlins in dieſen Jahren ſeiner Studienzeit entwirft:

„Soll ich die Sphäre, auf welche es hierbei vorzugsweiſe angekommen wäre, näher bezeichnen, ſo müßte ich eine neuere Phaſe der — jüdiſchen Kulturentwicklung ſchildern, die überhaupt noch ihres vorurtheilsfreien Hiſtorikers entbehrt. Das Berliner Judenthum, in ſeiner hohen Bedeutung für deutſche Bildung überhaupt und im beſonderen für Kunſt und Literatur beruht auf den Anfängen, welche Moſes Mendelsſohn und deſſen Kreis, Bendavid, Marcus Herz u. A. gelegt haben, im Weſentlichen alſo auf einer hoher Ehren würdigen, die Signatur unſerer beſten geiſtigen Epoche tragenden Richtung. Auch die Nachkommen, die neueren Anſchichtungen an dieſen alten Nathan-Kern, die Einwanderungen beſonders von Königsberg her, traten zum Leben der Zeit in eine engere Beziehung; die Einen, indem ſie dabei ihren Zuſammenhang mit der Synagoge nicht unterbrachen; die Andern, die, wenn ſie konvertirten, doch dem Judenthum immer noch nahe genug blieben. Der romantiſche Exzeß der Tochter des ehrwürdigen Mendelsſohn, der Frau Veit, ihre Flucht nach Paris mit Friedrich Schlegel, ihr ſpäterer Uebertritt zum Katholizismus, dergleichen ſtand in dieſer Sphäre bald nicht mehr vereinzelt da. Die ſtarkgeiſtige Richtung der Rahel Lewin, einer Henriette Herz

Digitized by Google

wurde tonangebend, so lange das achtzehnte Jahrhundert in seinen leichten Auffassungen der Moral im Verenden lag. Erst durch die Schlacht von Jena waren endlich Voltaire, Lessing, selbst Goethe überwunden. Nun kam die Zeit der Einkehr, Umkehr, Reue, Buße. Auch bei den Berliner Juden überwog die konservative Richtung. Die im kolossalen Anwuchs begriffenen Geldmittel der Bankiers schufen einen tonangebenden, sich immer mehr vervornehmenden eleganten Ghetto. Der ungebildetere Theil, dem der Titel „Kommerzienrath" ein „Ziel aufs Innigste zu wünschen" wurde, war hyperloyal; der gebildetere, der meistens konvertirte, blieb und wurde in seinem Fühlen und Denken nazarenisch. Die Getauften gingen in die Beamtenkarriere über, oder Christen, die schon höhere Aemter bekleideten, heiratheten Jüdinnen, die sich dann taufen ließen. Da wurde denn überall stark „gechristelt". Vor allem wurde die Kunst ein Gebiet, wo die Engherzigkeit des Staats, der noch die Anstellung von Juden ablehnte, der Bewährung der Talente nicht entgegentreten konnte. Die Namen der Beer (Meyerbeer, Michael Beer), Mendelssohn, Bendemann traten mit großen Erfolgen in den Vordergrund, während die Angehörigen derselben, Brüder, Schwäger, Verwandte aller Art die Wirkungen des Reichtums verbreiteten, Titel und Orden gewannen. Das literarisch-jüdische Berlin, das gegenwärtig [1875], im Ablauf unseres Jahrhunderts, durch den Massenzustrom ungebildeter Elemente aus den verwahrlosesten Provinzen, z. B. Posen, in den Geschmacksanforderungen der Hauptstadt so gesunken ist, war ehemals die exklusivste Gesellschaft, sowohl die klassischen Erinnerungen, wie die ständig fortarbeitende Gährung der Zeit hütend und bewahrend. Eine Reihe von Namen ließen sich nennen, die aus dieser Gesellschaft hervorgegangen. Und nicht für alle würde das besondere Kennzeichen passen, das wir auf geistigen Hochmuth und vornehmthuende Absonderung würden anzugeben haben. Den Juden ist Verehrungssinn angeboren.

Digitized by Google

Setzen sie diesen nicht für Andere, den Kultus des Genius, in Thätigkeit, so verwenden sie ihn für ihre eigene Person. Aber die Frivolität war in diesem Kreise nur Importartikel. Saphir durfte nicht genannt werden, kaum Heine." —

Das Bild, das uns Gutzkow in dem von Mismut und Bitterkeit gefärbten Buch seines Alters, den „Rückblicken", von jener Zeit giebt, ist zweifellos ein freundliches; manche Züge darin sind schief, doch würde ihre Begründung hier zu weit führen. Eine kleine Ergänzung dazu giebt uns Gabriel Riesser, der „O'Connell des Judentums", wie er wegen seines tapferen Kampfes für die Emanzipation seiner Glaubensgenossen genannt wurde; er bemerkt in seinen „Jüdischen Briefen" (II 105), daß zu Rahels Zeiten eine vornehme Gleichgültigkeit gegen alle jüdischen Angelegenheiten und Bestrebungen in dem Berliner Judentum selbst geherrscht habe. Die Mehrzahl trat, wie Rahel zum Christentum über. —

Noch ein Ereigniß aber soll hier, ehe wir von Gutzkows Berliner Studienzeit Abschied nehmen, nicht vergessen werden; wie ein Sonnenblick stahl es sich in die noch im Dunkeln tappende Existenz des Primaners, aber wir dürfen diese Episode um so weniger übersehen, als wir ihre Spuren nach wenigen Jahren wieder auftauchen sehen, und zwar in dem berühmten oder vielmehr berüchtigten Roman „Wally".

Zu dem erwähnten Buche „Aus der Knabenzeit" schrieb Gutzkow im Jahre 1871 eine Fortsetzung (1821—1829), die erst in der „Nationalzeitung" erschien und sich ebenfalls im 1. Bande seiner gesammelten Werke findet. Bei der Wiedererweckung seiner ersten jugendlichen Liebesträume entsann sich der alternde Dichter noch seiner ersten, aber höchst platonischen Begegnung mit einer Jüdin. Hören wir ihn selbst: „Im damaligen „Schulgarten", dem jetzigen Dreistraßendreieck (Lenné-Bellevue-, Königgrätzerstraße), grünten zwar keine Palmen, aber Hollunderbüsche, Akazien- und Apfelbäume. Militärische Konzerte führten fast immer dieselben Familien mit ihren An-

Digitized by Google

gehörigen an dieſelben Kaffeetiſche. Man machte hier Bekanntſchaften durch einen Fehltritt auf ein fremdes Hühnerauge und die Bitte um Entſchuldigung, oder durch die wacklige Lehne eines Stuhls, für welchen man ſich einen weniger defekten und „vielleicht vakanten“ vom Nachbartiſch ausbat. Hier war es ſogar eine Jüdin aus der Spandauerſtraße geworden, die jene ganze verzehrende Kraft des Mondes zu beſitzen ſchien, die Attraktion, die einen Abends ohnehin präparationsmüden Primaner rein zum lebloſen Schatten machte. Es waren doch etwa ſechzig Kaffeetiſche zugegen und überall ſaß jugendlicher Nachwuchs, und gerade dieſe ſechzehnjährige ſchlanke Brünette aus der Spandauerſtraße mußte es ſein, dieſe unter Onkeln und Tanten mit dem Bewußtſein, als die erſte im Aufgehen begriffene Blüthe ihres Familienſtammes zu gelten, dieſe prangende blaßrothe Roſe, der ſchon bis zur Kurfürſtenbrücke entgegengegangen und nach ſtummem Gruß ein toggenburgartiges Geleit bis zum Schulgarten gegeben wurde! Ach, wohl ſah das Auge himmeltrunken, die abendliche Heimbegleitung der Familie aus dem Konzert durch eine Kohorte von Referendarien, Auskultatoren, Aſſeſſoren und Lieutenants. Aber hatte man denn nicht ſchon Fälle erlebt von Brautſtänden, die zehn Jahre gedauert? War nicht jede Kandidatenbraut ſelbſtredend auf ſieben gefaßt? Die geſunde Vernunft ſchwand dahin vor dieſem ſchlanken Wuchs, dieſen ſchönen Augen, dieſer ſich bald ſpöttiſch, bald im engliſchen languish ergehenden Koketterie. Verſe und die damalige Neuerung der Stadtpoſt wurden gewagt, Verſe, die von einem Thal ſangen und von einem einſamen Wanderer darin und von einem Murmelquell, der des Wanderers Geſtändniß hörte und davon dem Monde Mittheilung machte, aber unter dem Siegel der Verſchwiegenheit. Dieſe Verſe wurden erneuert, bis ein an die Schweſter des leichterrathenen Dichters gelangter Entrüſtungsſchrei der Mutter, der ſich in die Form einer äſthetiſchen Kritik kleidete, dem Schwindel des an jedem

Digitized by Google

Dienstag und Freitag, wo die Sommerkonzerte im „Schulgarten“ stattfanden, unzurechnungsfähigen Primaners ein jähes Ende bereitete. Eine Douche auf die erste schriftstellerische Eitelkeit verfehlte ihre Wirkung nicht.“ [65a])

## Junge Ansichten und Freundschaften.

In seiner antikritischen Zeitschrift „Forum der Journal-Litteratur,“ die der zwanzigjährige Student vom Januar bis September 1831 herausgab, war er darauf angewiesen, sich in den Grenzen philologischer und ästhetischer Kritik zu halten. Zu den sozialen Fragen nahm Gutzkow daher in diesem „Forum“ noch keine direkte Stellung; aber mit dem Satze „Die Confessionen sind aufgehoben“ hatte er schon hier[66]) „die Contouren für die Gestaltung der Zukunft gezogen“ und bezüglich der Judenfrage protestiert er nur in Nr. 8 gegen die „arge Verwechslung zwischen jüdelnder Litteratur und Litteraten, die zufällig Juden sind“, ohne aber sein Bedauern zurückzuhalten, daß so viele Juden an der deutschen Litteratur sich beteiligten. —

Vom November 1831 bis April 1832 verweilte dann der junge Berliner in Stuttgart und stand zum ersten Male unter dem Eindruck der knotigen, robusten Persönlichkeit Wolfgang Menzels, vor dessen umfangreichen Kenntnissen und kritischen Prinzipien er damals noch eine aufrichtige Verehrung empfand; war doch einer der Hauptziele des „Forums“, ein Vorwerk der Litteraturfeste in Stuttgart zu sein. Auch später hat Gutzkow seinem grimmigen Feinde gegenüber stets ein objektives Urteil behauptet. Der württembergische Litteraturpapst nun, der einige Jahre später das Witzwort von dem „jungen Palästina“ in die Welt setzte und in seinen „Denkwürdigkeiten“ nie vergißt, dem Namen eines Mannes, dessen Stammbaum das Prädikat rechtfertigt, den Titel „Jude“ oder „Litteraturjude“ anzuhängen, stand damals noch in seiner humanen Epoche; er kühlte sein Mütchen vorläufig nur an seinem Goethe- und

Digitized by Google

Franzoſenhaß. Die Judenemanzipation gehörte noch zu ſeinen Sympathien; dies Zeugnis ſtellt ihm Berthold Auerbach noch in ſeiner Schrift über Gabriel Rieſſer[67]) (1836, S. 35) aus mit den Worten: „Menzel hatte die Sache der Juden ſtets wacker verfochten, wenn gleich manche faſt unbegreifliche . . . Inkonſequenzen mit unterliefen. Den Kampf gegen Paulus [den Heidelberger Rationaliſten] machte er ſogar zu dem ſeinigen.“ Und Gutzkow beſtätigt in ſeinen „Rückblicken“ (S. 47), daß Menzel der einzige geweſen, der über Börnes Pariſer Briefe ein unbefangenes Urteil gefällt habe.

Es iſt daher nur natürlich, daß ſich in Gutzkows erſtem Buche „Briefe eines Narren an eine Närrin“ (Hamburg, 1832), das unter Menzels Einfluß entſtand, zwar nur kurze, aber durchaus ſympathiſche Erwähnungen der Judenfrage oder des „edlen G. Rieſſer“ finden. Er macht ſogar (S. 105) einen Ausfall gegen den obenerwähnten Geh. Kirchenrat Dr. Paulus in Heidelberg, der in einem heftigen Artikel „Die Jüdiſche Nationalabſonderung nach Urſprung, Folgen und Beſſerungsmitteln“ (1830) die bürgerliche Gleichſtellung der Juden aufzuhalten geſucht und Rieſſer angegriffen hatte. Es war derſelbe Paulus, der fünf Jahre ſpäter für Gutzkow und ſeine „Wally“ eine Lanze brach. — Uebrigens ſcheint auch in Stuttgart damals ein toleranter Geiſt vorgeherrſcht zu haben. Wenigſtens ſchreibt Auerbach ſeinem Freunde Jacob am 29. Juni 1830, daß man in den Kreiſen der dortigen Studenten [d. i. Gymnaſiaſten] keinen Unterſchied zwiſchen Jude und Chriſt kenne, und die Schule pflegt ja die fruchtbarſte Brutſtätte derartiger Vorurteile zu ſein. —

Im Sommer 1833 aber finden wir den jungen Gutzkow in München, wo ein Kreis gleichgeſtimmter Freunde ihm ſehr bald Puchtas Pandekten verleidete, wenn ihn nicht Krankheit wochenlang an ſeine Stube feſſelte. Der wiſſenſchaftliche Verluſt wurde erſetzt durch geſellige Vergnügungen und Ausflüge in die Umgegend der baieriſchen Hauptſtadt. Der Mittelpunkt

Digitized by Google

des engeren Freundeskreises war August Lewald, der aber damals längst vom Judentum zum Protestantismus übergetreten war, ja schon in das katholische Fahrwasser einlenkte, dem er 1851 sein in einem wechselreichen Abenteurerleben hin- und hergeschleudertes Schifflein unbedingt anvertraute, „aus Charakterschwäche und träger Nachgiebigkeit gegen die äußeren Umstände des Lebens", wie Gutzkow sagte. Der Verkehr mit diesem welterfahrenen Schauspieler, Regisseur und Schriftsteller bedeutete für den zweiundzwanzigjährigen Dichter einen Gewinn, der ihm mehr als die praktische Kenntnis des Theaters vermittelte. Von einer Reminiscenz an seine jüdische Abkunft meldete Gutzkow in einem späteren Nekrolog auf den Verstorbenen nichts. Auch jener Axenfeld, der Laube und Gutzkow auf ihrer italienischen Reise begleitete, der „Starost" wie ihn Laube in seinen Reisenovellen nannte, war ein Jude aus Leipzig; er hatte Gutzkow das fehlende Reisegeld vorgestreckt; irgend eines persönlichen Eindrucks und späterer Beziehungen hat dieser aber nie Erwähnung gethan.

Folgenreicher aber war für ihn die Freundschaft mit einem jüdischen Studenten aus Mannheim, Zacharias Löwenthal, dem späteren Verleger der „Wally", der ebenfalls zu Lewalds „Staffage" gehörte; er ließ sich später in Karl Löning umtaufen. „Eine ideale Natur" nennt ihn Gutzkow[10]) und zweifellos gebührt ihm der Ruhm, zu Gunsten der jungen Litteratur eine entscheidende Initiative ergriffen zu haben. Löwenthal hatte die Witterung, daß etwas Neues im Werden war, und daß dieses Neue solcher Männer bedürfe, die ihm materiell den Weg ebnen konnten. Natürlich hatte er die geschäftliche Spekulation dabei nicht übersehen, aber in der Zeit der Demagogenverfolgungen unter den Augen des Bundestages die Rolle des in der freien Hansestadt geschützten Verlegers Campe spielen, war doch ein Risiko, das gerade den Geschäftsmann allein am ersten zurückgeschreckt haben würde. Trotz seiner

umfassenden Bildung gab er als Dr. phil. Ostern 1833 seine Studien auf, um durch Gründung eines Verlagsgeschäftes dem im Kessel der Zensur eingezwängten Geist der Zeit ein neues Ventil zu öffnen, und bereitete sich als Volontär in Cottas Verlagsbuchhandlung während dieses Sommers 1833 auf seinen neuen Beruf vor. Gutzkow sollte ihm dabei als Berater zur Seite stehen. Schon der Sommer des folgenden Jahres zeitigte eine schöne Frucht dieses Freundschaftsbundes. Anfang Mai 1834 erfolgte der Bruch zwischen Gutzkow und seiner Braut Rosalie in Berlin; religiöse Gegensätze zerschnitten endgiltig die Bande, die sich schon durch den Uebergang des ursprünglichen Theologen zum Lehrer und dann zum Schriftsteller gelockert hatten. Die Heimat war damit für ihn zertrümmert, und wenn er sich auch durch die Lossage von ihr die weite Welt eroberte, die dadurch bewirkten Gemütserschütterungen, denen jahrelange Kämpfe mit dem Widerstande der Mutter Rosaliens und mit dem Bedenken der Braut selbst vorangegangen waren, ließen eine verhängnisvolle Wirkung befürchten, hätte ihn nicht der Münchener Freund Löwenthal dem Schauplatz jener schmerzlichen Enttäuschung entrissen und ihn nach Hamburg entführt. Hier vollendete Löwenthal, nachdem er Gutzkows wegen den Winter über in Reimers Buchhandlung in Berlin thätig gewesen, seine geschäftliche Ausbildung in Hoffmann & Campes berühmter Verlagsanstalt. „Schöne Sommermonate, in einem Häuschen an der Alster, das später der Brand verzehrte, wurden dort mit gemeinschaftlichem Zusammenwohnen, Studien, Arbeiten, Träumereien, Genuß der Natur und des Lebens zugebracht. Selbst die Beziehungen zu dem nur von Heine und Börne erfüllten Buchhändler Julius Campe traten zurück gegen den Reiz, den die glückliche Lage der Stadt, die malerischen Ufer der Elbe, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Fülle und Ueppigkeit des materiellen Lebens gewährten.“ Zwar hatte ihn der seelische Schmerz aufs Krankenlager geworfen, aber als er sich davon erhob, hatte er soweit überwunden, daß er im

Digitized by Google

Stande war, das, was ihn bedrückt hatte, dichterisch zu gestalten.

In diesen Sommermonaten entstand seine treffliche Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam", der Paul Heyse vor allen Werken des ihm nicht gerade sympathischen Autors den Vorzug gab und die er auch in seinen mit H. Kurz gemeinschaftlich herausgegebenen „Novellenschatz" aufnahm. Diese Novelle ist das genaue Spiegelbild der Sturm- und Drangperiode der letzten Jahre, in denen Gutzkow sich allmählich von aller Unterordnung unter das Dogma der Theologie loslöste und mit Überwindung seines Herzens zum selbständigen Wahrheitssucher sich durchkämpfte. Das Werk ist die Grundlage seines späteren Dramas „Uriel Acosta" geworden. Alle in der Novelle auftretenden Personen sind Israeliten, dennoch kann sie uns hier nicht gesondert beschäftigen, da ihre Konflikte rein persönlicher Natur sind und das jüdische Milieu nur das farbenprächtige Gewand dazu lieh. Was davon für die Entstehung des „Uriel Acosta" wesentlich ist, werde ich bei der Besprechung des Dramas zusammenfassen.

In jene erste Hamburger Zeit fällt aber noch eine Bekanntschaft, die für die Ausgestaltung des „Uriel Acosta" von Wichtigkeit werden sollte, die mit Gabriel Riesser. Die „Rückblicke" (S. 115) berichten darüber: „Neue Charaktere, wenn auch wenige von der Bedeutung eines Gabriel Riesser, traten uns da und dort entgegen. Der berühmte Vorkämpfer für die Emanzipation der Juden hatte das Haar eines Negers. Zwar blond, aber so kurz gelockt, daß man es für Wolle hätte halten können. Riessers Art, sich zu geben, war die spezifisch hamburgische. Alles kam naiv, kindlich, fast schämig heraus, und doch konnte er plötzlich Schneide zeigen." Zur vollen Würdigung dieses seltenen Charakters kam Gutzkow einige Jahre später, als er ihm in Frankfurt persönlich näher trat und sich dann, in Hamburg wohnend, selbst an dem Kampfe um die Emanzipation hervorragend beteiligte. —

Digitized by Google

Verhandlungen, die Löwenthal mit Hoffmann und Campe zur Gründung einer Zeitschrift führte, deren kritische Kraft Gutzkow werden sollte, gelangten zu keinem Resultat; im Herbst sehen wir daher die beiden Freunde auf der Weiterreise; den Rhein herauf ging es nach Mannheim zu Löwenthals Eltern, wo Gutzkow zweifellos den Freiwerber für das noch erst geplante Verlagsunternehmen des Freundes machte. Von da aus begab er sich allein über Heidelberg nach Stuttgart. Hier erfolgte die Trennung von Menzel; auch diese Fessel wurde nicht ohne innere Bewegung abgestreift Aber in fleißiger Arbeit für die „Allgemeine Zeitung" sich festigend, hielt er dort aus, bis Ende Dezember die Uebernahme der Redaktion des Litteraturblattes zum „Phönix" seine Uebersiedelung nach Frankfurt verlangte. —

Dem Jahre 1835 ist in der Litteraturgeschichte ein Brandmal aufgedrückt, wie sich dessen kaum eine andere Zeit rühmen kann. Beschränktheit und brutale Gewalt haben bei allerhöchster bundestäglicher Kammermusik einen Hexentanz aufgeführt, wie man das im 19. Jahrhundert nicht mehr für möglich halten sollte. Ehe aber die schlimmen Tage hereinbrachen, vergingen für Gutzkow ein Frühling und ein Sommer voll Genuß und Anregung. Hingerissen von einem Naturleben, das der Sohn der „staubigen Spreestadt" in seiner Jugend hatte entbehren müssen, wohnte er fast zu gleicher Zeit in Frankfurt, Mannheim, Heidelberg, Baden-Baden. In Mannheim bei Löwenthal sprach Gutzkow zuerst von einem Roman, den er im Kopfe trug, mit dem das neue Verlags-Unternehmen seines Freundes debütieren sollte; und in Heidelberg, wo er in der zweiten Hälfte des Mai weilte, sind jedenfalls die ersten Blätter der „Wally" beschrieben worden. In diesem romantischen Neckarparadies machte Gutzkow auch die Bekanntschaft Berthold Auerbachs, der damals noch Student war. In dessen „Briefen an seinen Freund Jacob Auerbach" heißt es unterm 10. Juni 1835: „Gutzkow war mehrere Wochen hier, er ist

Digitized by Google

mir Freund geworden. Er wird auch eine Rezenſion*) ſchreiben, aber auch nicht näher eingehen. Lies im Litteraturblatte zum Phönix den Artikel über jüdiſche Theologie, es ſind viele von meinen Ideen darin, ich habe ihn aber ſelbſt noch nicht geleſen. Ich bitte aber um Diskretion.“ Die Schilderung die Gutzkow von dieſem Zuſammentreffen in ſeinen „Rückblicken“ (S. 134) giebt, iſt etwas angekränkelt von der Gereiztheit, die ſich 20 Jahre ſpäter zwiſchen ihnen in Dresden herausſtellte. Der von Auerbach als Freund Begrüßte ſchreibt da: „Eine ſprudelnde Redeluſt offenbarte eine andere neue Bekanntſchaft, ein Rabbinatskandidat, dem ich am rauſchenden Neckar unter dem alten Epheu der Schloßruinen Heidelbergs zum erſten Male begegnete, ein kleiner, unterſetzter, breitſchultriger Mann mit funkelnden Augen und dunkelbraunem lockigem, faſt die Schulter überwallenden Haar, Berthold Auerbach. Schon damals trug er eine kleine litterariſche Gloriole, wenn auch nur von mattem Glanz; die Stuttgarter [buchhändleriſche] Induſtrie hatte ihn zu einem Biographen und Epitomator der Werke Friedrichs des Großen gemacht. Eine unſchöne Anagraphirung ſeines Namens als Verfaſſer der in Heften erſcheinenden Kompilation hatte ihn „Chauber“ genannt. In jedem Worte, das der damals dreiundzwanzigjährige Heidelberger Student in dem mir faſt heimatlich gewordenen ſchwäbiſchen Dialekt ſprach, lag jene „Werdeluſt“, die bei den jungen Köpfen zur Signatur der Zeit gehörte. Daß die Weiſe Spinozas, deſſen Studium den von einem Amt in der Synagoge damals wohl ſchon Abgekommenen feſſelte, jene Weiſe, Stimmungen und Gefühle auf Selbſttäuſchungen zurückzuführen, dieſe mathematiſch zu zergliedern und, nach Goethes Wort, unſere Freuden bald grau, bald grün erſcheinen zu laſſen, auch ſeinen Schüler ſchon zum Skeptiker gemacht hätte, dem war vorgebeugt durch die Friſche des

*) Ueber Auerbachs „Geſchichte Friedrichs des Großen“ von Theobald Chauber, 1834—36. Dieſe kurze Rezenſion findet ſich in Nr. 23 des Litteraturblattes zum „Phönix“ Nr. 138.

Digitized by Google

Naturells und die in ihm gährende Fülle von Jean-Paulismus und burschenschaftlicher Idealität. Der engere Anschluß erschwerte sich. Weniger durch Verschiedenheit der Prinzipien, als durch übergroße Spontaneität der neuen Bekanntschaft. Diese konnte sogar den Trieb nicht unterdrücken, dasjenige, was jedermann wußte oder jemand eben erst gesagt hatte, immer noch einmal zu sagen, nur „in seiner Weise". Ich erzählte Anekdoten; die Ungeduld konnte die Zeit nicht erwarten, Parallelen daraufzusetzen."

Der oben erwähnte Aufsatz über „Jüdische Theologie" erschien im Litteraturblatt Nr. 22 zum „Phönix" (132) am 5. Juni 1835, und er interessiert uns hier besonders, weil wir ihn, nach Auerbachs Angabe, als eine Frucht des Gedankenaustausches der beiden im Alter sich nahestehenden Schriftsteller zu betrachten haben. Gutzkows eigene Darstellung, die sich des genauen Zusammenhangs nicht mehr erinnert, scheint zwar die geistige Mitautorschaft Auerbachs an diesem Artikel zurückzuweisen. Die Studie wurde 1836 in die bei Balz in Stuttgart erschienenen „Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur" (II. Bd., S. 267) aufgenommen.

Ihr voran ging ein politisch-theologischer Aufsatz „Thron und Altar" (Nr. 20 des Litteraturblattes zum „Phönix", 120); hier wies Gutzkow nach, daß das Christentum als Weltreligion, ohne alle Beziehung auf den Staat, gestiftet sei und forderte die Trennung beider Mächte schon deshalb, weil durch ihre Zusammenkopplung die Gefahr der einen auch der andern bedrohlich werden müsse. In dem Artikel „Jüdische Theologie" befolgt er dasselbe Prinzip, er besteht auf Scheidung der politischen Frage von der religiösen. „Eurer dogmatischen Lehrbücher", ruft er aus, „bedarf der Jude vorerst nicht; zunächst will er frei sein. Unser jetziges Zeitalter ist ein politisches, und wer weiß, ob sich in Zukunft so schnell erobern läßt, was jetzt versäumt wird." Gutzkow billigt die „vortreffliche Taktik" der Emanzipationskämpfer, die einen stillschweigenden

Digitized by Google

Waffenſtillſtand zwiſchen Jehova und Chriſtus geſchloſſen wiſſen wollen, um erſt die politiſche Streitfrage aus der Welt zu ſchaffen, und tadelt die Orthodoxen, welche dieſe Taktik als „Indifferentismus“ verurteilen.

Von der Orthodoxie will er überhaupt nicht viel wiſſen. Es zeigt ſich in dieſem Artikel ſchon das Beſtreben, die beiden Religionen Judentum und Chriſtentum miteinander auszugleichen, beide Ströme in ein gemeinſames Bett zu leiten durch den philoſophiſch-theologiſchen Rationalismus. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die auch das Judenthum ergriffen, habe dieſes, durch den Mangel an Dogmen, der Kantſchen Philoſophie ſchneller nahe gebracht als das Chriſtentum. Der Rationalismus habe auf beide Religionen ähnliche Wirkungen gehabt; ob aus innerer Verwandtſchaft oder durch Zufall, erklärt er nicht zu wiſſen. Die eine dieſer gemeinſamen Erſcheinungen ſei die Unduldſamkeit, das Beſtreben, die durch den Rationalismus gereinigte Religion nun ſo bald wie möglich als neues Dogma allgemein verbindlich zu machen. Vielleicht iſt es eine direkte Anrede an den damaligen Rabbinats-Kandidaten Auerbach oder eine Hinweiſung auf die in Heidelberg gepflogene Diskuſſion, wenn es heißt: „Was eilt ihr, jüdiſche Religionslehrer, eure kaum durch die Kritik geſichtete Lehre ſchon zur Dogmatik umzugeſtalten? Warum ſo ſchnell mit dem Syſteme zur Hand bei einem noch ganz verworrenen Zuſtande der Dinge, wo hier ein fertiger Satz, dort aber einer in tauſend Stücken liegt? Schiebt euern Scharfſinn noch eine Weile auf, bis die Diskuſſion über die fraglichen Gegenſtände lebhafter wird, und man über das, was ſich glauben läßt, ein wenig mehr einverſtanden iſt! Es wäre zu beklagen, wenn die neue jüdiſche Theologie einen mehr dogmatiſchen als hiſtoriſchen Charakter bekäme, oder ſie gar ihre Abſicht, Katheder für ſich zu haben, durchſetzte. Den Freigeiſt ſchauert es, wenn er von Kathedern hört.“



Digitized by Google

Durch dieſe Hinausſchiebung der religiöſen Frage im Intereſſe der politiſchen und durch Löſung der letzteren mochte Gutzkow auch hoffen, daß die Annäherung beider Religionen fortſchreiten und der Waffenſtillſtand in einen ſtillſchweigenden von der Philoſophie unterzeichneten Vergleich auslaufen werde. Dieſe Hoffnung wandelt ſich ihm am Schluß jenes Artikels in eine begeiſterte Prophezeiung, die er bittet, ihm als Denker, nicht als Chriſten anzurechnen: „Im Judenthum liegen zwei Elemente, Offenbarung und Natur. Als Religion der Offenbarung iſt das Judenthum ein morſcher, zerfallener Reſt, die geſunkenſte und zeitwidrigſte aller Religionen. Das Judenthum war für ein Volk berechnet, das kein Volk mehr iſt. Es war für ein Land, für einen Erdtheil, berechnet, aus dem ſeine Bekenner fortgeriſſen ſind. Das Judenthum hörte ſchon auf, als es keine Opfer mehr bringen durfte. Es iſt alter Wuſt. Das Judenthum iſt eine Polterkammer, die wie eine Religion ausſieht. Dagegen als Religion der Natur iſt das Judenthum ein Glaube, der Verheißung hat. Der Meſſias aber, der im Judenthum als Naturreligion liegt, iſt noch nicht da; aber der wird es ſein, der uns eine Dreieinigkeit predigt: Gott, Freiheit und Unſterblichkeit. Fixirt euer Judenthum nicht: laßt es krachen und brechen, laßt ihn auf dem Sinai euern Rachegott, dieſen anthropomorphiſtiſchen Jehova, deſſen Namen ihr nicht ausſprechen dürft, und bereitet euch vor auf die große Weltreligion, deren Taufe und Beſchneidung im ehrlichen Handſchlage liegen, deren Symbol alſo lauten wird: Thuet recht und ſcheuet niemand!“

Durch dieſe Prophetie, ſagt Joh. Proelß in ſeinem Buche „Das junge Deutſchland“ (S. 588), tönt daſſelbe ſimultane Pfingſtgeläute, mit deſſen Friedensgruß die „Geſtändniſſe“ in der Wally ausklingen, dort über die Grenzmauern ſchwingend, welche die chriſtlichen Konfeſſionen ſcheiden. Und wie daſſelbe in dieſer Richtung ſpäter von Gutzkow ſymphoniſche Ausgeſtaltung gefunden hat in dem Roman „Der Zauberer von

Digitized by Google

Rom", so schwillt der hier für das Judentum angeschlagene Ton zum mächtigen Choral in dem Trauerspiel „Uriel Acosta":

„In's Allgemeine möcht ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn!" —

Diese Kritiken, die Gutzkow im Litteraturblatt zum „Phönix" veröffentlichte, können natürlich nicht vom heutigen Standpunkt aus beurteilt werden. Sie sind durchweg als Antworten aufzufassen auf Fragen, die damals an die Öffentlichkeit gestellt waren, sie setzen gewisse Zeitverhältnisse voraus und lassen sich erst charakterisieren, wenn man die Folie unterschiebt, auf der sie wirken sollten. In jenem Artikel über jüdische Theologie beweist sich der Verfasser durchaus als Schüler der Schriften Gabriel Riessers. Die Diskussion mit dem geistesverwandten Auerbach, der ein Jahr später seine Skizze über den Emanzipationskämpfer schrieb, schüttelte gleichsam die reife Frucht vom Baume. Was Gutzkow Indifferentismus nennt, ist selbstverständlich nicht die Gleichgiltigkeit gegen das Religiöse überhaupt, sondern der vorläufige Verzicht auf ein strenges Dogma im Interesse der Annäherung an die christliche Religion, die Abweisung der „mittelalterlichen Formen des Judenthums", die Riesser in „unwiederbringlichem Untergang begriffen" sah. Auch Riesser sträubt sich gegen die Festlegung eines Dogmas und hofft auf einen „höheren Standpunkt, auf dem sich die Religionen vielleicht ausgleichen werden"; auch er trennte „das Haften an dem starren Buchstaben des Gesetzes von den ewigen unvergänglichen Wahrheiten unserer Lehre", ein Unterschied, den Gutzkow in den beiden Polen „Offenbarung" und „Natur" gegeben sah, und huldigte dem „Grundsatze des Fortschreitens und der freiesten Forschung"; auch Riesser gab zu, daß der „religiöse Gedanke einer freieren, leichteren, minder bindenden Form bedürfe" und bekannte sich zu jenen, „die an der Lehre ihrer Väter festhalten, wenn sie gleich sehr vieles von den Formen derselben, was anderen wesentlich er-



Digitized by Google

ſcheint, als der vorübergehenden Nothwendigkeit einer untergegangenen Zeit angehörend, von ſich weiſen".[71])

Dieſe Unterſuchung beweiſt klar, daß Gutzkow ſelbſt ſeine Gelegenheitsarbeiten nicht mit einer jugendlichen Unverfrorenheit, die man wohl H. Laube vorwerfen kann, in die Debatte ſchleuderte, ſondern ein gründliches Studium ihnen voranging und eine begeiſterte Eroberung der Ideen, die als funkelnde Tropfen aus den ſturmbewegten Wellen der Zeit emporblitzten. —

Dieſer Aufſatz über die jüdiſche Theologie nimmt aber noch ein beſonderes Intereſſe in Anſpruch: wir finden darin ſchon einen der Judentypen des „Uriel Acoſta" ſkizziert, jenen Typus, der elf Jahre ſpäter als „Ben Akiba" durch ſeine poetiſche Vertiefung und Verklärung vor allem entzückte. Der ernſten theoretiſchen Erörterung ſetzte Gutzkow ein freundliches Bild aus dem Leben voran:

„Sahet ihr nie jene greiſen Männer, welche in die Häuſer der Juden ſchleichen, angethan mit weitem, aus einem Stück genähtem Mantel und den Fuß in ausgeſchnittene Pantoffeln geſteckt? Sie beſuchen die Wohnungen Israels als Geſandte der Synagoge, Prieſter der verlornen Bundeslade, als Rabbiner, das heißt: als Meiſter der Lehre und des Geſetzes .... Sie ſegnen, was ihnen der fromme Glaube entgegenträgt, Speiſe und Trank, Kinder, Kerzen und Hausgeräth .... Und dabei quillt der Mund über von leiſem Murmeln, von Davidſchen Pſalmen und Citaten des Talmud, jeder Schritt iſt mit einem Segen begleitet. Wahrlich, wenn man dieſe gebückte und doch Ehrfurcht gebietende Geſtalt ſieht, das unter ſchwarzen Wimpern verſteckte Auge, die Demuth in Worten und Handlungen, ſo hat man das ſchönſte Bild der Gottſeligkeit. Ein ächter Rabbiner aus der alten Schule der Ceremonie kennt in ſeiner chaotiſchen Weisheit Nichts von den Grundlehren des Glaubens .... Er iſt fromm wie Enoch und murmelt ſeinen Talmud".[71a])

Digitized by Google

Religiöse Fragen beschäftigten also Gutzkow im Sommer dieses Jahres 1835 in hervorragendem Maße, und ihnen haben wir denn auch das Werk zu verdanken, das seiner ganzen schriftstellerischen Existenz so verhängnisvoll werden sollte, den Roman „Wally, die Zweiflerin“[72]). Die Entstehungsgeschichte dieses Werkes ist bei der hier behandelten Frage aus mehreren Gründen von Wichtigkeit. Der Konflikt des Romans und seine Lösung sind die Reaktion einer Zeitströmung, die in einer Jüdin, Rahel Varnhagen, ihren Höhepunkt erreichte. Menzel vermutete sogar bei Besprechung der Varnhagenschen Publikationen über Rahel[73]), daß die Idee zu dem „verrufenen“ Roman „Wally“ aus Rahels Briefen geschöpft sei. Mitgearbeitet hatte sie gewissermaßen daran; Gutzkow hatte nämlich manche private Äußerung Rahels, z. B. das Christentum eine Anekdote zu nennen, darin aufgenommen, was Varnhagen empörte.[73a]) Das Bedürfnis nach Ausgleichung ferner, das in den erwähnten theologischen Aufsätzen zu Tage tritt, mußte den Denker auch vor die Frage hindrängen, ob sich jenes Ziel durch eine soziale Handlung verwirklichen lasse, die eheliche Verbindung zwischen Christen und Juden. Die Ergebnisse dieser Spekulationen sind niedergelegt in Wallys Tagebuch, und sie knüpfen sich hier an eine Jüdin, Delphine, an, die der einzige sympathische Charakter des ganzen Werkes ist. In ihr sehen wir das durch den Zufall einer jugendlichen Bekanntschaft emporgetriebene Problem einer erotischen Beziehung zwischen einer Jüdin und einem Christen weiter ausgebildet. Auch hat diese Delphine in der That gelebt. Das giebt uns eine neue Erklärung für die Entrüstung, mit der das Buch in der Mannheimer und Frankfurter Gesellschaft geschmäht und für das Anathema, das über Gutzkow, der in den dortigen Salons in der ersten Hälfte des Jahres 1835 bald eine sehr gesuchte Persönlichkeit geworden war, von seinen früheren Verehrern mit einem Male ausgesprochen wurde. Es war auch nicht der Zorn der Beteiligten über die Porträtierung an sich, der jenes Anathema herausforderte, sondern der übel gewählte Platz,

Digitized by Google

wo das Bild aufgestellt war. Heute urteilen wir über ähnliche litterarische Eigenmächtigkeiten gelinder, die moderne Litteratur hat uns das allzu große Zartgefühl abgewöhnt, und im übrigen ist jene Epoche schon in eine genügende historische Entfernung gerückt, daß wir sie objektiver betrachten können. —

Joh. Proelß hat schon mit vollem Recht energisch hervorgehoben, daß für jene Epoche die „Wally" eine ebensolche kulturhistorische Bedeutung hat wie Goethes „Werther", was natürlich einen Vergleich bezüglich ihres poetischen Wertes nicht einschließt. Interessant aber ist, daß auch die Entstehungsweise beider Werke eine auffallende Aehnlichkeit besitzt. Die verschiedenen Entwicklungsstufen, die der Werther von seiner Konzeption bis zu seiner poetischen Gestaltung durchmachte, hat uns Hermann Grimm in seinem Goethebuche in feinsinniger Weise bloßgelegt. Auch bei Gutzkow treten sie, wenn wir die verschiedenen Mitteilungeu über die Entstehung seiner Wally gegenüberstellen, ziemlich deutlich hervor.

Das Jahr 1834 hatte für Gutzkow in religiöser Beziehung die Entscheidung gebracht. Der Theologie, die ihm liebevoll ihre mit Stipendienbeuteln behängten Arme geöffnet, hatte er sich nach schweren Kämpfen mit rücksichtsloser Energie entzogen, ja ihr durch seinen Nekrolog Schleiermachers im Februar einen Fehdebrief aufgesetzt. Der Pfeil aber prallte auf den Absender zurück und traf ihn mitten ins Herz: seine Verlobte sagte sich von dem „Gottesleugner" los. In jenen Tagen wird sich ihm der später so verhängnisvolle Satz in der „Vorrede" als Seufzer oft genug auf die Lippen gedrängt haben: „Ach! hätte auch die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!" Die poetische Frucht dieser Gemütserschütterung war, wie wir sehen werden, zunächst die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam". Aber noch waren die Bande, die den Dichter an die Vergangenheit fesselten, nicht ganz zerschnitten, noch war eine Rückkehr möglich und ein liebevolles Verzeihen. Vor beiden fürchtete er sich; er fühlte

Digitized by Google

ſich ſeiner ſelbſt nicht ſicher; das religiöſe Problem gährte noch in ihm, die Liebe war zum Sauerteig geworden: eine unwiderrufliche Entſcheidung mußte noch fallen; und mit beiden Parteien, mit der Religion und mit der Liebe, rechnete er ab. Mit der erſteren durch ein Werk, das langſam in ihm heranreifte, aber erſt in ganz unklaren Umriſſen ſichtbar wurde. Da traf ihn im Dezember die Nachricht von dem Selbſtmord der Charlotte Stieglitz, der Gattin des jüdiſchen Dichters Heinrich Stieglitz. Sie wollte, um mit Karl Bleibtreu zu reden, der Welt den Meſſias geben durch — den Schmerz. Aber dieſer „Dichter aller Dichter“ tötete hier vergeblich; Heinrich Stieglitz wurde zwar der „Dichter mit dem großen Geſchick“, aber der geniale Funke erſtickte, ſtatt zur Flamme aufzulodern. Gleichwohl wurde dieſer „grauenvolle Tod, der ſo ernſt auch das Berliner äſthetiſche Theelöffelgeklapper unterbrach“ die Anlehnung der „Wally[74])“. Ohne ihn wäre dieſer Roman nicht geſchrieben worden[75]). Der tiefe ſeeliſche Eindruck, den dieſe edle Hingabe einer Frau, dieſes moderne Abrahamsopfer für einen gefeſſelt geglaubten Genius auf Gutzkow machte, war ein „ſchöner Irrthum“, aber „es giebt Irrthümer, die ſchöner ſind als das Richtige“. Für unſeren Dichter aber war dies Ereignis wie eine ſich ihm aus geheimnisvollem Dunkel entgegenſtreckende Hand. Ehe aber noch die ganze Geſtalt ſichtbar wurde, that Gutzkow jenen Schritt, der als die That eines Mannes beurteilt werden muß, der die Schiffe hinter ſich verbrennt, um ſich die Möglichkeit jeder Rückkehr zu vernichten: er ſchrieb im Januar 1835 die Vorrede zu „Schleiermachers vertrauten Briefen über die Lucinde“, in der er ſeine frühere Verlobte Roſalie, deren Namen übrigens nur wenige kannten, geradezu höhnend der Öffentlichkeit preisgab; es war die Ironie der Verzweiflung; er hatte ſich, wie er bald nachher geſtand, „in der glühendſten und durch äußere Umſtände unglücklichen Neigung für ein weibliches Weſen zu Trotz und verzweifelter Bitterkeit gegen Sitte und Geſetz hinreißen

Digitized by Google

lassen und alle die Schranken zertrümmern wollen, welche uns in kalter Herzlosigkeit den Besitz unseres Ideals verweigern."

Am 25. Februar erschien Gutzkows Nachruf auf Charlotte Stieglitz in dem von ihm geleiteten Litteraturblatt[76]). Einer etwas schwülstigen Einleitung folgt die Erklärung: „Seit dem Tode des jungen Jerusalem und dem Morde Sands ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz. Wer das Genie Goethes besäße und es schon aushalten könnte, daß man von Nachahmungen sprechen würde, könnte hier ein unsterbliches Seitenstück zum Werther geben. Denn es sind ganz moderne Kulturzustände, welche sich hier durchkreuzen, und doch ist der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder so sehr Original, daß die Phantasie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann." Dieser Dichter war Gutzkow selbst; schon Anfang Januar hatte er Cotta mitgeteilt, daß er zum nächsten Herbst einen Roman schreibe, „etwas Schöngeistiges, was ihn drücke" (s. Proelß, S. 551). Die Mahnung Gustav Schlesiers nach der Lektüre des „Maha Guru", „modern" zu sein nach dem Vorbild der Baronin Düdevant, „Herzblut zu zeigen", „sich die Brust aufzureißen", hatte er schon im „Sadducäer von Amsterdam" befolgt; die eigenen Erlebnisse machten sie ihm nun zum tiefinnersten Bedürfnis. „Mein Gemüth mußte Frieden haben", bekennt Gutzkow im Hinblick auf die „Vorrede" und auf „Wally" in den „Gedanken im Kerker", „die letzte Anstrengung, wie eine vulkanische Eruption, mußte ihr noch einmal vorangehen. St. Simonismus, Wiederherstellung des Fleisches, junges Deutschland; kenne von dem Allen nichts, kenne mein Herz nur, mein Leben, meine Todten". So „schleuderte er seinen Unmut mit Hohnlächeln heraus", schrieb, daß es „wie Raketen aufprasseln" mußte, produzierte „dämonisch", ohne die Wirkungen zu berechnen. Um den inneren Frieden wiederzugewinnen, war das allerdings nicht der rechte Weg.

Digitized by Google

In der Form, in der Gutzkow in jenem Nekrolog das Problem Charlotte Stieglitz versinnlicht, sehen wir schon den Charakter der Wally sich abzeichnen; Theodor Mundts „Denkmal“ für die Tote, das Gutzkows Vorstellungen von ihr etwas verschob, war damals noch nicht erschienen. Das äußere Ereignis wandelt sich so unbeeinflußt schon um zur Schöpfung des Dichters. „Wenige nur ahnen es, daß hier eine ungeheure Kulturtragödie aufgeführt ist, und die Heldin des Stücks bis auf den letzten Moment für zurechnungsfähig erklärt werden muß vor dem Tribunal einer Meinung, die die Wehen unserer Zeit versteht . . . Das erste Motiv des tragischen Aktes ist auch hier die Liebe . . . eine Liebe, die sich an großen Thatsachen erwärmt, . . . welche für beide Theile des Bandes gemeinschaftlich waren, auf eine Weltansicht stützt, auf wechselseitige Zulänglichkeit und auf das Lebensprinzip des Wachsthums und des Erkenntnisses . . . Charlotte hatte vor dem Todesstoße in Rahels Briefen gelesen. Rahel wollte keine Resultate, sie ergab sich nur dialektischen Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angeborenen Standpunkt anzusehen: Rahel zog, wie Lessing, das Suchen der Wahrheit selbst vor. Charlotte kannte diese Resignation des Gedankens nicht . . . Rahel war Negation, Brillantfeuer, Skeptizismus und innerer Geist. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde; sondern wühlte sich in ihn hinein, und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenspähnen, welche immer die Form des Geistreichen und ein Drittel von der Physiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken: sie war kein Weib der That: wie kann sie Selbstmord lehren! Charlotte war Position, dichterisch, gläubig und immer Seele. Sie beugte sich vor den Riesengedanken der Zeit und der Thatsache, und ihr Geist fing erst da sich zu entfalten an, wo es galt sie zu ordnen. Charlotte war System: und weil sie nicht Alles kombiniren konnte, was die Zeit brachte, so blieb ihr nichts übrig als ihr großer, starker, göttlicher Wille.“

Digitized by Google

Aus dieſem Gegenſatz ergiebt ſich das Problem der Wally, die Furcht vor der Negation, vor dem Nichts läßt Charlotte Stieglitz wie die Romanheldin zum Dolche greifen. „Wir erkennen Gott nicht“ — dieſes zermalmende Bewußtſein treibt Wally zur Verzweiflung. Nachdem Rahel mit geiſtreichem Lächeln alle Religion wie Blumenblätter und glänzenden Flitter im Winde zerſtreut hatte, ergab ſich das Bedürfnis nach etwas Poſitivem, und wenn es noch ſo allgemein war. Eine weitere litterariſche Erſcheinung des Jahres 1835 erhöhte dies Bedürfnis zu einer Qual: D. Fr. Strauß hatte ſein „Leben Jeſu“ geſchrieben. Es erregte einen Sturm der Entrüſtung nicht nur in der theologiſchen, ſondern in der ganzen gebildeten Welt. Die dadurch erzeugte Stimmung der Unzufriedenheit brachte Gutzkow auf die „Wolfenbüttler Fragmente“ des Hamburger Arztes Reimarus, die Leſſing in die Litteratur eingeſchmuggelt hatte. Um dieſes weitläufige, etwas ſchwerfällig geſchriebene Buch dem größeren Publikum zugänglicher zu machen, beſchloß er, auf wenigen Bogen einen Auszug davon zu geben. Aber der ſonſt ſo mutige Verleger Campe hatte diesmal Furcht, und zwar vor den Hamburger Paſtoren. „Metternich, Kaiſer Nicolaus, nichts war im Stande, ihm Vorſicht anzurathen, Börne und Heine mochten bringen, was ſie wollten, aber die Nachfolger Johann Melchior Goezes zu reizen, wagte er nicht. Als Beſitzer eines anſehnlichen Buchgeſchäftes wollte er im eigenen Weichbild Ruhe haben.“ So erhielt Gutzkow das Manuſkript zurück.

Dies geſchah in einem Augenblick, wo er, wie es in den „Rückblicken“ (S. 141) heißt, einem Vorfall träumeriſch nachhing, der ihm in einer Geſellſchaft bei dem Frankfurter Arzt Auguſt Clemens, einem jüdiſchen Konvertiten, begegnet war. Ein junges Mädchen, deſſen heitere Laune, blühende Wangenfarbe ihn ſchon öfters angezogen hatte, kam bei zufälliger Berührung der theologiſchen Streitigkeiten des Tages und der Chriſtusfrage in eine Aufregung, die ihn erſchreckte. Mit beiden

Digitized by Google

Händen abwehrend, die Augen weit aufgerissen, rief sie ihm entgegen: „Davon reden Sie nicht! An all' das nur zu denken macht wahnsinnig!“ Gutzkow hatten diese Worte um so mehr erschüttert, als er eine Neigung fühlte, sich der jungen Dame zu nähern, ein Schritt, der später auch gethan, aber wieder zurückgethan wurde. Abgesehen von dem Interesse an den Ideen stellte der Roman also eine „persönliche und reine Herzensangelegenheit“ dar.[11])

Nur jenes Wort verhallte nicht und gestaltete sich zu einer verhängnisvollen Einheit mit Campes Mutlosigkeit. Die Probe auf Zustände, in welche die Menschheit fallen würde, auch wenn sie aufhörte zu glauben, was im Katechismus steht, wurde sein ständiges Grübeln. Das abstrakte Problem war plötzlich in unmittelbarster Verkörperung, aus dem Leben heraus vor ihn hingetreten. Das war der entscheidende Moment. Um den Kern des Auszuges aus der „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ des Wolfenbüttler Fragmentisten entstand „Wally, die Zweiflerin“. Jener Vorfall, der wie ein Blitz im Geiste des Dichters zündete, bezeichnet auch in wenig veränderter Gestalt in dem Verhältnis Cäsars zu Wally eine entscheidende Wendung.

Eine poetische Idee also liegt der „Wally“ immerhin zu Grunde. Gutzkow wollte den Gegensatz zwischen dem „scheinbaren Leichtsinn einer gedankenlosen Außenseite“ und schweren inneren Kämpfen schildern. Wally betäubt durch ein geräuschvolles Leben die religiösen Zweifel in ihrer Brust, bis sie durch die Liebe zu einem geistreichen frivolen Skeptiker in den Strudel wieder hineingezogen wird, wo sie dann, da ihre Erziehung diese Möglichkeit nicht berücksichtigt hat, der Verzweiflung keine andere Kraft entgegenzustellen vermag als das „Bischen Sterbenwollen“. Der 24 jährige Verfasser veröffentlichte die „Wally“ in völliger Unklarheit über die Tragweite des gedruckten Buchstabens, was er stets zugegeben, wie er ebenso später wenigstens nie verheimlicht hat, daß die

Digitized by Google

„romantiſche Einkleidung eine Bagatelle, die polemiſche Tendenz gegen die Anſprüche des Theologen- und Kirchenthums ihm die Hauptſache war“ [18]). Schon in der 1835 zur Abwehr des Menzelſchen Angriffs geſchriebenen „Appellation an den geſunden Menſchenverſtand“ ſagt er geradezu, daß er jene Szene bereue, und er hat nur im erſten Trotz auf das nicht mehr zu Widerrufende auch künſtleriſche Anſprüche an ſein Werk ſtellen zu können geglaubt. In dieſer Stimmung ſchrieb er am 28. Oktober an Varnhagen den im zweiten Aufſatz mitgeteilten Brief. Trotz dieſer Ableugnung iſt die „Wally“ eine theologiſche Broſchüre in Form eines Romans, die beſtimmt war, die Konſequenzen einer zielloſen Zeitſtrömung darzuthun, und daher nur als ſolche zu betrachten. Daß ſich der Staatsanwalt juſt nach Menzels Anweiſung in jene erotiſche Szene vertiefte, war nicht des Autors Schuld: ſie wurde ja auch nicht die Urſache ſeiner Verurteilung; als unterm 31. Dezember 1835 Gutzkows Vater an den Miniſter ein Begnadigungsgeſuch einreichte, nannte er das corpus delicti ganz richtig eine „theologiſche Schrift“. Der eigentliche Wally-Konflikt gehört mehr in die Kirchen-, als in die Litteraturgeſchichte.

In dieſes nach mehr als einer Seite hin ſehr unvorſichtige Buch hatte nun der 24jährige Autor noch einen anderen Konflikt aufgenommen, teils aus zufälligen, teils aus prinzipiellen Gründen, der nur geeignet war, den Funken der Empörung gegen das Werk zur Flamme anzufachen. Er läßt den Helden ſeines Romans, Cäſar, zum Schluß Wally verlaſſen und eine Jüdin Delphine heiraten. Die Charakteriſierung dieſes Mädchens und die Gedanken, die Gutzkow die verlaſſene Wally über dieſe eheliche Verbindung einer Jüdin mit einem Chriſten anſtellen läßt, intereſſieren uns hier in erſter Linie.

Die Titelheldin zeichnet uns ſelbſt das Bild ihrer Rivalin in ihr Tagebuch, in Perſon tritt uns Delphine nicht entgegen. Ihre Seelenſtimmung wird ſentimental genannt, oder vielmehr muſikaliſch und zwar „nach jener einſeitigen Richtung

Digitized by Google

hin, wo die Musik nur Wollust der Empfindung ist. Für plastische Gestaltenschöpfung . . . für das Dramatische in der Musik ist sie nicht. Die Richtung ihrer Seele ist lyrisch. Alles, was sie mit einem wunderlieblichen Organe spricht, nimmt den Ausdruck des Zarten, Schonenden und Bittenden an . . . Nichts kann hinreißender sein, als dies flehende, mit einer gewissen lächelnden und doch schmerzlichen Selbstironie hervorgebrachte: O Gott! womit sie so vieles begleitet . . . Dieser Ausdruck soll ihr ewiges Ueberwundensein, ihre Hingebung an die Menschheit, an die sie glaubt, ausdrücken . . . Delphine ist so willenlos, daß sie die Beute jeder prononzierten Absicht wird. Mit liebenswürdiger Naivetät gestand sie mir einst: Sie würde Jeden lieben, der sie liebt . . . Delphine liebte unglücklich, mehrmals; aber sie ist so unentweiht, ihre früheren Zärtlichkeiten sind so wenig sichtbar in ihrem Benehmen, daß sie dem Manne immer noch als kaum erschlossene Knospe erscheinen muß . . . Wer sie einmal, sei es aus Liebe oder Illusion eroberte, der wird sie nie verlassen können, weil ihre Hilflosigkeit, ihre Hingebung entwaffnet. Vielleicht arbeitet sie noch mehr an ihrem Geiste. Sie hält einige Minuten lang die Dialektik eines blos verständigen logischen Gespräches aus; aber dann kann sie es nur fortsetzen, wenn es entweder auf einen gemütlichen und Gefühlston übergeht oder auf einen bestimmten Fall, den sie erlebt hat. Ueber einen Fall, den man ihr blos erzählt, kann sie nicht urtheilen, weil sie alle Menschen für gut hält, und alle nach sich selbst richtet . . . Sie liest, aber fragmentarisch . . . Ihr Organ macht, daß sie schön, ihre keusche Seele, daß sie fast alles richtig liest." — Zum Schluß dieser Charakterisierung kommt dann wie ein bedenkliches von der beginnenden Eifersucht eingeschmuggeltes Fragezeichen: Cäsar und Delphine können sich aber nicht begegnen. Delphine ist eine Jüdin.

Der Lösung dieser letzten bangen Frage wird dann ein besonderer Abschnitt des Tagebuches gewidmet, ein Beweis,

Digitized by Google

daß Gutzkow hierauf einen gewissen Nachdruck legen wollte, und es ist interessant zu erfahren, zu welchem Resultat er seit jener flüchtigen Schülerliebe über das hier vorliegende Problem gekommen ist. Die weitere Charakterisierung zeigt uns auch, welche religiösen Grundsätze in den Kreisen herrschten, mit denen Gutzkow sympathisierte. Delphine weiß von den Gesetzen ihrer Stammesreligion fast nichts. „Sie wurde unter sehr glänzenden Verhältnissen erzogen. Das Judentum in seinem Schmutz, mit seinen Zeremonien und Priestern nahte sich ihr niemals". Hierin ist sie also die Vorgängerin der späteren Judith im „Uriel Acosta". Dann heißt es weiter: „Wie originell ist doch ein Mädchen, das den ganzen Bildungsgang christlicher Ideen nicht durchmachte, und doch auf einer Stufe steht, welche ganz Gefühl ist, und das so viel Liebenswürdigkeit entwickelt! . . . Glücklich ist Delphine zu nennen, denn niemals wird ihr die Religion irgend eine Ängstlichkeit verursachen . . . Sie braucht jene Stufenleiter von positiven Lehren und historischen Thatsachen nicht, die die Christin erst erklimmen muß, um eine Einsicht in das Wesen der Religion zu erhalten . . . Eins aber bemerk' ich, was charakteristisch ist. Niemals könnt' ich als Christin über meine Religion zu Delphinen sprechen oder sie eine Verzweiflung über meinen Glauben blicken lassen. Es ist dies eine Scham und ein Stolz, welcher unvertilgbar in uns niedergelegt ist, und die uns nicht verlassen würde, selbst wenn vom Christentum alles in uns morsch geworden ist.

Für christliche Männer, welche widerspänstig gegen den Katechismus sind, muß die Liebe einer Jüdin von besonderm Reize sein. Sie nehmen hier weder Bigottismus, noch eine Zerrissenheit wie die meinige, in den Kauf, sondern weiden sich an der reinen, ungetrübten, natürlichen Weiblichkeit, an dem sinnlichen Schmelz der Liebe, welche die der Christinnen übertreffen soll. Bei einer Jüdin reduzirt sich alles einseitig auf ihre Liebe, Rücksichten tauchen nirgends auf: ihre Liebe

Digitized by Google

ist ganz pflanzenartiger Natur, orientalisch, wie eingeschlossen in das Treibhaus eines Harems, der alles erlaubt, jedes Spiel, jede weibliche (aber wollüstig-ergreifende) Gedankenlosigkeit, alles, alles: darum schwillt Delphine von Liebe . . . Cäsar entdeckt, glaub' ich, in der Liebe zu Jüdinnen noch einen andern Reiz. Er hat eine ganz heillose Ansicht von der Ehe, und will die letztere durchaus nicht als Institut der Kirche gelten lassen. Das Sakrament der Ehe ist nach seiner Theorie die Liebe, nicht des Priesters Segen." — In der That geht Cäsar später eine bürgerliche Ehe mit Delphine ein, einen „Akt der geselligen Uebereinkunft".

Aus der Stimmung jener Tage heraus dürfen wir diese Ansichten als die eigene Meinung Gutzkows in Anspruch nehmen. Die Rücksicht auf die Theologie hatte ein Jahr vorher alle seine Zukunftsträume zerstört; den Verlust seiner ersten Braut hat er nach seinem eigenen Geständnis nie ganz verwinden können. Eine völlige Freiheit von jeder religiösen Fessel mußte ihm daher die einzig wünschenswerte Lösung scheinen, und wir können aus der Ausarbeitung dieses Motives überhaupt jedenfalls den Schluß ziehen, daß er zur Versöhnung der Gegensätze beider Religionen die eheliche Verbindung als einen beide Teile befriedigenden Ausweg betrachtete.

Die Hineinziehung dieses Konfliktes nun war seitens des Dichters eine Unklugheit aus doppelten Gründen, so richtig motiviert er vom künstlerischen Standpunkt als Gegengewicht gegen den Hauptkonflikt auch sein mochte. Einerseits hatte Gutzkow im jugendlichen Mutwillen in dieser Delphine ein Porträt gezeichnet, dessen Original in der Mannheimer und Frankfurter Gesellschaft sehr bekannt war, andrerseits mußten diese Charakterisirung einer Jüdin, vor allem aber die Betrachtungen, die der Verfasser seiner Wally über die Ehe mit Cäsar in den Mund legte, der antisemitischen Hetze, die sich gleich nach Erscheinen des Buches mit dem Kampf für Sittsamkeit und Tugend verschwisterte, eine scheinbare Rechfertigung darbieten.

Digitized by Google

Die Frankfurter Judenschaft war erst 1834 von dem Zwang des Ghettos befreit worden, sie durfte außerhalb der Judengassen wohnen, die Thürflügel der letzteren wurden abends nicht mehr gesperrt, und das Gesetz, daß sich nur vierzehn Judenpaare in einem Jahre trauen lassen durften, war gefallen. Die Sicherung ihrer menschlichen Rechte war damit herbeigeführt, die Sicherung ihrer bürgerlichen Rechte aber stand noch aus. „Man sagt sehr viel", schreibt ein christlicher Zeitgenosse[10]) über die Stimmung und die Meinungen jener Frankfurter Periode, „und am Ende eben nichts, als daß dem Deutschen die Gerechtigkeit sehr schwer falle. Ich glaube nicht daß irgend Jemand ein Reich Judäa in Deutschland fürchtet; ich glaube nicht, daß Rothschild daran denkt, den erledigten jüdischen Thron zu besteigen, er befindet sich weit besser ohne Thron; ich glaube auch nicht, daß die Juden an eine Einigung ihres Volkes, als Volk, denken, denn sie müßten sonst aufhören, in Papieren zu spekuliren, sie müßten den Handel frei geben, sie müßten ihr Geld an das Volk setzen. O nein! Ihr wißt es recht wohl, ihr gelehrten, christlichen, orthodoxen, bücherbestaubten, kirchenräthlichen Professoren, Ihr wißt es recht wohl, daß Deutschland von dem Volk Israel nichts zu befürchten hat; ihr wißt es ebenso gut, daß die Juden die Deutschen nicht aus Deutschland vertreiben, daß Deutschland nie jüdisch werden wird. Israel in Deutschland aber will deutsch werden, nicht blos dem Namen nach, sondern auch in aller staatsbürgerlichen Form, und da holt Ihr die Bibel und den Talmud, die christliche Lehre und den Mosaismus, die geistige Emanzipation und die Nationalität, kurz alle gelehrte, bemooste, verschimmelte Intoleranz herbei, um zu beweisen, die Juden können nie Deutsche in Deutschland werden, sie werden ewig Juden bleiben."

Den Frankfurter Juden gesteht derselbe Gewährsmann zu, daß sie „nachdem man sie nur dem Lichte näher gebracht aus dem dumpfigen, schmutzigen Kerker des Irrwahns, muthig

Digitized by Google

vorwärts geschritten, auf der neuen Bahn, der Emanzipation im Geiste voraus".

In diese Kreise der Frankfurter Judenschaft, die neben ihrem Reichtum auch durch ihre Bildung höchstens ihren Hamburger Stammesgenossen sich gleichstellen durfte, war Gutzkow nach seiner Übersiedelung in die Mainstadt durch seine Freunde Zacharias Löwenthal und Alexander Weill, der ebenfalls in dieser Zeit nach Frankfurt gekommen war, wohl auch durch den Verleger des „Phönix", Sauerländer, und die israelitischen Mitarbeiter des Litteraturblattes dieser Zeitschrift, Ludwig Wihl, Ferdinand Beer u. a., so oft sie sich daselbst aufhielten, eingeführt worden. In Mannheim, jedenfalls im Hause der Eltern Löwenthals, hatte er das Urbild zur Delphine gefunden und war ihr wohl auch in Frankfurt mehrfach begegnet. „Lebensfroh, poetisch gestimmt, wie wir beide [Löwenthal und Gutzkow] waren, hatte ich auf seinen Wunsch sogar einen weiblichen Charakter hereingezogen, der vollständig, die Dame verherrlichend, nach dem Leben gezeichnet war." So lesen wir in den „Rückblicken" (S. 142), und diese Thatsache wird bestätigt durch einen Brief Löwenthals vom 3. Dezember 1851, als er mit Gutzkow über einen Neudruck der „Wally" verhandelte. Er schrieb:

„Was ich Dir heute mitzutheilen haben, ist eine sehr dringende Bitte. Du erinnerst Dich doch, welcher Sturm von Feindschaften und Gehässigkeiten vor 16 Jahren in meinen engeren Freundesverhältnissen hereinbrach, als Du die gute Delphine zum Gegenstand der Oeffentlichkeit machtest. Die Zeiten sind zwar jetzt anders, die Rosen von damals sind verblüht, die Koketterie und Intentionen, die der damaligen „Verherrlichung" des Namens Delphine (bei uns Beiden, wenn Du willst) zu Grunde lagen, jetzt ohne Inhalt und Bedeutung; was allein geblieben ist und leicht seine alte Schärfe wieder erlangen könnte, ist die Bitterkeit über das, was die Leute von hier herum damals Indiskretion nannten, als Du den



Digitized by Google

Namen Delphine in ſo handgreiflichen Zügen der öffentlichen Ausſtellung übergabſt. Ich weiß es aus Erfahrung, daß jene alte Wunde noch nicht vernarbt iſt; ich bin überzeugt, daß eine neue Berührung jener alten Wunde eine neue Entzündung des Zorns und der Gehäſſigkeit hervorrufen würde. Ich zweifle zwar nicht, daß die Verherrlichte wider Willen vom Jahre 1835 damals im tiefſten Winkel des Herzens dieſe Verherrlichung nicht ſo ganz unſchmackhaft fand; auch jetzt noch würde ihr die Aufwärmung jener Apotheoſe ein geheimes Schmunzeln ablocken; aber das iſt ſicher und ohne Zweifel, daß die ganze übrige „Familie“ auch heute noch, wie damals, einen ganzen Vulkan von Verfolgung und Verleumdung gegen uns loslaſſen würde, wenn der Name Delphine abermals in der Geſchichte des deutſchen Romans eine ſolche zweideutige Berühmtheit erlangte. Da wir nun aber bei der Herausgabe des 13. Bandes überhaupt die Verleumdung und Verfolgung nicht allzuſehr herausfordern wollen, da es mir in meinen Familienbeziehungen (durch allerlei in letzteren Jahren geknüpfte Familien- und andere äußerliche Bande) ziemlich unerquicklich wäre, von neuem mit der bewußten Familie in Kolliſionen zu kommen, ſo möchte ich Dich dringend bitten, den Namen „Delphine“ mit irgend einem anderen paſſenden zu vertauſchen! Eine ſolche Aenderung würde ja nur für ein ganz kleines Häuflein von Leſern (kaum 100 Perſonen) von Intereſſe ſein; das ganze deutſche Publikum würde kaum eine Ahnung davon bekommen, da die Sache ſelbſt ganz und gar dieſelbe bliebe. Ich ſtelle dieſe Bitte nicht nur in meinem Namen, ſondern auch im Namen meiner lieben Frau, die Dich ebenſo dringend um deren Erfüllung erſucht. Ich hoffe, Du giebſt in dieſer für das Buch ganz und gar unerheblichen Sache nach, und ſo erwarte ich in einigen Tagen ſchon Deine Antwort mit einem anderen hübſchen entſprechenden Namen, den Du, der direkteren Bezeichnung wegen etwa aus dem alten Teſtamente wählen könnteſt!“

Digitized by Google

Gutzkow kam diesem Wunsche augenscheinlich nur ungern nach; er setzte statt des verpönten den Namen „Adolphine“ ein. Löwenthal hatte übrigens auch bei der gerichtlichen Verhandlung angegeben, daß „im 3. Buche die Charakteristik eines hiesigen (d. h. Mannheimer) Frauenzimmers vorkomme, ein Umstand, der ihn ebensosehr, als die Angriffe auf die Religion in Unannehmlichkeiten verwickelte“[80]).

## Die Katastrophe von 1835 und der Antisemitismus.

So waren es also zum Teil persönliche Gründe, die im Wohnort des jugendlichen Autors der „Wally“ eine Entrüstung rechtfertigten. Nun griff aber noch ein anderes Moment in die Bewegung ein, dessen treibende Kraft nicht zu unterschätzen ist. Der allgemeine Sturm, der sich jetzt gegen das „junge Deutschland“ erhob, wurde zum großen Teil vom Antisemitismus entfacht; ihm sind eine Reihe der unseligen Folgen der ganzen Hetze zuzuschreiben; aus dem wüsten Skandal heraus tönte am widerlichsten das Hep-Hep-Geschrei Menzels und Konsorten. Der Kampf wurde durchgeführt mit der auch glücklichen Spekulation auf die niedern Instinkte der großen Masse. Gerade die Geschichte des jungen Deutschlands liefert hier einen beredten Beweis, wie blinde Leidenschaft schließlich gegen ihr eigenes Fleisch wütet.

Wolfgang Menzel hatte sich bisher durch eine sehr objektive Würdigung der von Geburt jüdischen Schriftsteller Heine und Börne hervorgethan, ja sich sogar berufen gefühlt, letzteren gegen Gabriel Rießer in Schutz zu nehmen,[81]) und mit Lob beiden gegenüber nicht gekargt. Er schwärmte von dem „freigeborenen Sonnenkinde Heine“[82]), dem gegenüber das Moralisieren eine „elende Kunst“ sei, und wenn er sich wirklich über Heines Verspottung des Christentums entrüstete, wollte er ausdrücklich das Wort „gottlos“ nicht gebrauchen, sondern fand es nur „geschmacklos, die Kirche mit dem Bordell zu verwechseln“. Noch 1834 (Literaturblatt Nr. 71) schrieb er: „Man tadele,



Digitized by Google

ſchelte ihn dafür, daß er ſich ſo oft wie ein böſer Junge recht ungezogen geberdet hat, aber man mißverkenne nicht den ſchönen Geiſt, der aus dieſen verwahrloſten Sitten durchbricht". Er rühmte ſich, daß er „erhaben" ſtehe über die „dummſtolze Geſinnung", die einen ſolchen Geiſt gering zu ſchätzen affektiere; er nahm Heines Sittenloſigkeiten in liberaler Weiſe für geniale Ausſchweifungen: „Vor allen Dingen, ihr guten Deutſchen, fühlt euch doch nicht immer gleich beleidigt, wenn der Geiſt Sprünge macht und genial ausſchweift". Er vermißte bei Heine nur die „Grazie der Ehre" und begrüßte ſogar die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" als eine Rückkehr zum derben, kräftigen Geſchmack der altſpaniſchen Romane. Die ſpecifiſch jüdiſche Note zum Leitmotiv zu machen, fiel ihm damals noch nicht ein. Und vor Börne erſt hatte er wahre Ehrfurcht. Er pries Börnes „edlen Geiſt", wenn er auch nicht ſeine Anſichten über Deutſchland teilte,[82]) er ſpottete über den „unvernünftigen Groll der Servilen und Spießbürger",[82]) die ſich über Börnes „Pariſer Briefe" empörten und „den kleinen Juden fürchten und mit Spieß und Stangen gegen ihn zu Felde ziehen wie die ſieben Schwaben gegen das Häslein am Bodenſee". Menzel verlangte für Börne und Heine dieſelbe Anerkennung ihres poetiſchen Talentes wie für Goethe, und geradezu ſchlagend iſt eine ſeiner Aeußerungen aus dem Jahre 1833,[83]) die gegen ſeinen Feind, den Kirchenrat Paulus in Heidelberg, gerichtet war und in der Fürſprache für den Juden Heine ebenſoweit ging wie zwei Jahre ſpäter ſeine Angriffe gegen ihn:

„Der alte Rabbi, der ſich mit all den Seinigen im eignen Hauſe verbrannte, er war glücklicher zu preiſen, als ein heutiger genialer Schriftſteller jüdiſcher Abkunft, dem, je geiſtreicher, je humaner, je erhabener er über jedes Vorurtheil iſt, deſto gewiſſer die Hunde aller chriſtlich-deutſchen Hauptſtädte nachlaufen, und ihn zu dem lebenslänglichen Seelenmorde verdammen, Hunde führen zu müſſen, ohne es zu wollen. Leſſings liebens-

Digitized by Google

würdige Weisheit hat man nicht geachtet, kaum erinnert sich das Volk, daß Nathan je geschrieben wurde, Nathan, dem gegenüber der große Kämpfer für Licht und Recht in Heidelberg [Paulus] keine bessere Rolle spielt, als der Patriarch. Doch wie soll Weisheit und Menschenliebe ins Volk dringen, wo solche Demagogen der Pöbelweisheit, wo Vernunfts-Pfaffen den natürlichen Sinn für das Edle und für die Gerechtigkeit verwirren. Ihnen entgegen zu treten halte ich als Deutscher, als Christ, als Mensch des 19. Jahrhunderts für heilige Pflicht. Wenn wir den Juden nicht endlich ihr Menschenrecht ungekränkt wiedergeben, verdienen wir, das unsere auf ewig zu verlieren."

Zu Anfang dieses Jahres hatte er Heine und Börne gegen ein antisemitisches Pamphlet verteidigt, das unter dem Titel „Neueste Wanderungen und Abentheuer des Ewigen Juden unter dem Namen Börne, Heine, Saphir u. A. zum Besten der Anstalten gegen die St. Simonie ans Licht gestellt von Cruciger. Friedrich Wilhelmstadt, 1832" erschienen war, und hierbei die bemerkenswerten Äußerungen gethan:

„Wenn Geister, wie Börne und Heine auch fehlen, so ist doch so viel Adel in ihnen, so viel vom heiligen Dichterfeuer, das durch die Jahrhunderte leuchtet, und in ihren Fehlern selbst so viel vom Geist der Zeit, daß selbst der edelste Richter wenn sie vor ihm erscheinen, aufstehen wird, um ihrem Genius zu huldigen. Das Hepp Hepp rufende literarische Lumpengesindel wirft man aber billig vor die Thür hinaus . . . Heine ist nun einmal so, und was uns dabei schwach oder verkehrt erscheint, ist so sehr verwachsen mit den unschätzbaren Vorzügen seiner Dichtergabe, daß wir es gern in den Kauf nehmen. Wer fragt bei einer prachtvollen Seemuschel oder Korallenzinke nach dem Wurm, der einmal vor hundert Jahren darin gelebt. So wird man in hundert Jahren sich an Heines herrlicher Phantasie erfreuen und nicht mehr die dumme Frage aufwerfen, ob man den Mann nicht moralisch verbessern und insonderheit ihm eine loyalere Politik beibringen könne"[83]).

Digitized by Google

Vom Jahre 1835 ab lautete das aber ganz anders: „Seit Herr Börne“ heißt es 1836, „in Paris lebt, französisch schreibt, und uns nur noch vor einem französischen Publikum beschimpft, und wenn seine Balance auch nur zwei Sous kostete, diese zwei Sous für die Beschimpfung seines Vaterlandes aus französischen Händen nimmt, seitdem hat Herr Börne das unschätzbare Recht, uns wie ein Cato tadeln zu dürfen, verloren“ [84]).

Und in den „Denkwürdigkeiten“ (S. 195) hat sich das dann zu der Erinnerung konzentriert: „Ich kannte ihn nur von seiner „Waage“ her, in die sogar Görres Artikel geliefert hatte, achtete ihn also als einen guten Patrioten und fand in ihm auch etwas Sinniges und Bescheidenes, so daß ich nicht geglaubt hätte, er würde später in Paris sich über die Deutschen lustig machen uud sich dafür vom französischen Publikum honorieren lassen. Doch Jude bleibt Jude“ [85]). —

Menzels energischem Eintreten für die Sache der Juden und seinem weittragenden Einfluß war es zu verdanken, daß, wie er selbst vorgeschlagen, die Hep-Hep-Schreier in der litterarischen Kritik für einige Zeit zur Thür hinausgeworfen worden und auch die Erörterung über die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten eine würdigere Wendung genommen hatte. Gabriel Rießer erkennt dies noch in seinen „Jüdischen Briefen“ mit Freuden an und sucht sogar an edeln Motiven für diese Handlungsweise Menzels das Möglichste zu retten. In seinem mächtigen Litteraturblatt hatte dieser ja 1833 (Nr. 120/1) das große Wort gesprochen: „Denke sich doch ein jeder Christ in die Lage eines vernünftigen Juden, dessen Urahnen schon in Deutschland lebten, der in Deutschland geboren und erzogen ist, der deutsch spricht, der nur durch eine seltsame Tradition mit einem asiatischen Heimathlande zusammenhängt, wohin ihm nicht einmal ein Rückweg geöffnet ist. Als was soll ein solcher Jude sich denn betrachten, wenn nicht als Deutscher, als Bürger der freien Erde, auf der er geboren war, auf der schon seines Urältervaters Hütte stand? Und wenn er dem Staate steuert,

Digitized by Google

den Geſetzen des Staates gemäß lebt, dem Staate durch ſeine Talente dient, ja ſogar ſein Leben im Kampfe für das gemeinſame Vaterland läßt, wie das nicht nur in Frankreich, ſondern auch in Deutſchland geſchah, warum ſollte dieſer vernünftige, dieſer edle Jude von uns ausgeſtoßen ſeyn, warum ſollte er ſchmerzlich ausrufen: ich bin um meine Menſchenrechte betrogen, weil ich ein Deutſcher bin?"

Das ſchien Menzel in ſeinem blinden und durchaus perſönlichen Haß gegen Gutzkow völlig vergeſſen zu haben; mit einem Male war er ein ganz anderer. Seine ſittlichen Gründe, die er gegen ſeinen frühern Schützling ins Feld führte, ſchienen ihm wohl nicht triftig genug, um die Allgemeinheit in Bewegung zu bringen; er ſchlug daher einen Ton an, bei dem er auf mehr Verſtändnis der Menge rechnen konnte, er rief den Antiſemitismus zur Hilfe, und nun ſcharte es ſich um ihn maſſenhaft. Er zieh das ganze junge Deutſchland des Judentums, er verwandelte, wie Rießer ganz richtig ſagt[87]), die „ausgearteten" jungdeutſchen Schriftſteller in Juden, in der Abſicht, ſie durch das Judentum verhaßt zu machen, aber mit dem einzigen Erfolge, daß das Judentum durch ſie verhaßt wurde.

„Er benutzt den Judenhaß," klagt Rießer noch am 30. April 1837 einer Freundin, „als Mittel gegen ſeine literariſchen Todfeinde, wie er die politiſchen Beſorgniſſe der Machthaber zu gleichem Zwecke mit Erfolg benutzt hat. Er wirft die Juden, wie Steine, ſeinen Gegnern an die Köpfe, und ſcheint zu vergeſſen, daß das Geſchoß ſelbſt von empfindender Natur, ja von weit leichter verletzbarer Beſchaffenheit iſt, als das Ziel, auf das es gerichtet wird. Seine Feinde ſind doch am Ende mit ziemlich heiler Haut aus dem Vernichtungskampfe hervorgegangen; hingegen hat er den Judenhaß durch ein neues, bis dahin unerhörtes Element, durch den Vorwurf der Unſittlichkeit, bereichert, und ſo mit einem neuen Gifte ausgerüſtet, deſſen ſich bereits andere mit Begierde bedienen."[88])

Digitized by Google

Schon am 26. Oktober 1835 hatte er seinen Artikel „Unmoralische Literatur", der Wienbargs „Ästhetische Feldzüge" ähnlich wie die „Wally" vernichten sollte, mit der bedenklichen, einer Drohung verzweifelt ähnlichen Frage geschlossen: „Ich möchte wohl wissen, was sich die Judenschaft bei der etwas delikaten Frage ihrer Emancipation von solchen literarischen Lakaien für Vortheile verspricht, da man überall hören muß, das sogenannte junge Deutschland sei eigentlich ein junges Palästina, und da von der öffentlichen Meinung alles Widerliche, was in der grenzenlosen Zudringlichkeit, in der Franzosensucht, in dem tückisch ohnmächtigen Deutschen- und Christenhaß der neuen Frankfurter Propaganda liegt, bereits allgemein dem Judaismus zur Last gelegt wird. Ich habe ein Recht, diese schädliche Diversion, die dem guten Erfolg der Bemühungen redlicher Männer für die Emancipation der Juden auf solche Weise gemacht wird, zu beklagen, da es Niemand unbekannt ist, mit wieviel Wärme ich mich immer jener Emancipation angenommen habe."

Am 11. November ruft er Börne und Heine gewissermaßen als Bundesgenossen in seinem Kampfe auf, spricht aber da schon von dem „Schmutz und Judenpech dieses literarischen Gesindels". In diesem Stil ging es dann weiter.

Zunächst nun erreichten die stets in sehr unklarem Stil gefaßten Behauptungen ihren Zweck; Jahre lang war bei den Fernerstehenden der Glaube verbreitet, daß die jungdeutsche „Entsittlichung" [89]) eine jüdische Unternehmung sei. Der Beweis war schnell erbracht: der bedeutendste des jungen Deutschlands im engeren Sinne, Gutzkow, hatte in seiner Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam" Juden zu Helden erwählt, er hatte in seinen „Oeffentlichen Charakteren" (Hamburg 1835) neben so und so viel Christen auch Rothschild porträtiert. Unglücklicher Weise hatte er nun auch noch einen Juden zum Verleger seiner „Wally", die Jungdeutschen, spottete Menzel „fuhren mit einem „Omnibus", den der Jude Löwenthal kut-

Digitized by Google

ſchirte, durch ganz Deutſchland, um die kampf- und ruhmbegierige Jugend jauchzend und in Maſſe aufzuladen“[90]), und mochte Karl Löwenthal öffentlich und vor Gericht erklären und Gutzkow es beſtätigen, daß erſterer von dem Inhalt des Buches vor Fertigſtellung des Druckes nichts gewußt, ja hinterher nicht wenig darüber erſchrocken war, der Umſtand genügte, auch die beſſer Orientierten zu überzeugen, daß die Tendenz des jungen Deutſchlands eine jüdiſche und die dabei beteiligten Chriſten in Wahlverwandtſchaft mit allen möglichen ſchlechten Einflüſſen des Judentums und in Abhängigkeit von ihm ſtänden. Eines der vielen Pamphlete, die dieſer Streit der Meinungen auf den Markt warf, hatte offen ausgeſprochen, daß dieſe jungen Kosmopoliten, welche „die Leidenſchaft der Nationalität für tieriſch und aus dem Blut hergeleitet“ erklärten, wohl viel Sympathie und Wahlverwandtſchaft mit dem Judentume hätten, beſonders wenn man bedenke, daß „Gutzkow in ſeinen Briefen aus Berlin faſt zu jedem Abſchnitt ein Motto von jüdiſchen Schriftſtellern zu Gevatter bittet, wie er einen Sadducäer von Amſterdam ſchreibt, Biograph der Familie Rothſchild wird, Menzel anklagte, wie er jedesmal das Fenſter aufreiße, wenn ein Jude bei ihm geweſen, und von Chriſtus in einem Tone ſpricht, als ob er einen Apoſtaten des Judenthums in ihm haßte. Zu alledem kommt noch das desorganiſirende Talent, der ätzende und freſſende Verſtand, welchen Leo als charakteriſtiſches Merkmal des Judenthums bezeichnet.“ Letzteres (ſo Weil in ſeiner unten erwähnten Broſchüre und vor allem Rießer) mochte noch ſo energiſch jede engere Verbindung und jede Sympathie mit Heine von ſich weiſen, nachdrücklichſt betonen, wie wenig dieſer ſich um die ſittlichen und bürgerlichen Intereſſen ſeines angeſtammten Volkes bekümmert, wie oft er ſeinen Widerwillen gegen ſeine Stammesreligion kundgethan, er mochte dagegen proteſtieren, den Singular Heine zum Plural Juden zu machen, die Schreier auffordern, die Namen der übrigen jungdeutſchen Juden zu

Digitized by Google

nennen, und Gutzkow konnte ſelbſt von einem der heftigſten Judenfeinde, dem Kirchenrat Paulus in Heidelberg, einem Gegner Menzels, gegen dieſen in Schutz genommen werden — das Stichwort Menzels von dem „jungen Paläſtina“, der „Laſterrepublik des neu etablirten Hauſes Heine und Komp.“ [91]) von den „gemeinen Judenjungen“, von dem „frechſten Parteigänger“ der Juden, Gutzkow [92]), war ausgegeben, und ſo ein Element des Haſſes gegen den Konkurrenten gewonnen, wie es geſchickter nicht hätte erfunden werden können. Den Verfaſſern zweier anonymen im Verlag von S. G. Lieſching (Stuttgart) erſchienenen Flugſchriften „Votum über das junge Deutſchland“ und „Die jeune Allemagne in Deutſchland“ war von Menzel in ſeinem Litteraturblatt der „Dank des Vaterlands“ ausgeſprochen, die Verteidigungsbroſchüren von Dr. J. Weil [93]) und von Berthold Auerbach einfach ignorirt worden, und das Evangelium von der „jüdiſchen Frivolität und Frechheit“ des jungen Deutſchlands war unfehlbar verkündet. Wer über jüdiſche Angelegenheiten ſchrieb, wurde ohne weiteres in die Geſellſchaft der jungdeutſchen Juden geworfen, die — alle Chriſten waren, und die Agitation ging ſo weit, daß in der Kammer des Königsreichs Sachſen über die Ausſchließung der Juden vom Buchhandel beraten wurde.

Ja, die buchhändleriſche Konkurrenz verfehlte nicht, die Gelegenheit zu benutzen, die neue Verlagsanſtalt Löwenthals möglichſt im Keime zu erſticken, und es liegt hier in der That eine direkte öffentliche Denunziation an die Behörde vor, von der bisher noch niemand Notiz genommen und die, da ſie gleichzeitig oder kurz nach der Menzelſchen Wallykritik erſchien, vielleicht eine entſcheidendere Rolle geſpielt hat als jene. Das „Organ des deutſchen Buchhandels“, das H. Burchhardt redigierte, ſtellte öffentlich den Antrag, die neuerrichtete Buchhandlung Löwenthals, die mit ſolchen Werken wie Gutzkows „Wally“ debutiere und überhaupt Miene mache, eine beſtimmte, beſonders gegen das Chriſtentum ge-

Digitized by Google

richtete Tendenz zu befolgen, lieber gleich von Seiten der Regierung wieder zu schließen. Theodor Mundt, der in seinem „Literarischen Zodiakus“ (1835 S. 298) diese Thatsache registriert, fügt hinzu, daß „Herr Gutzkow vielleicht mehr der Stifter jener neuen Leibbuchhandlung des jungen Deutschlands sei als Herr Löwenthal selbst“, womit er durchaus nicht unrecht hatte, da Gutzkow der spiritus rector des neuen Verlagsunternehmens war[94]).

Von jenen beiden ersten Broschüren war die eine, „Die jeune Allemagne in Deutschland“ besonders kräftig, und Menzel nahm mit großem Behagen spaltenlange Auszüge daraus in sein Litteraturblatt auf. Den Ton des Pamphlets charakterisiere folgende Stelle:

„Wer konnnten sie seyn, diese heimatscheuen Zwitter, denen Alles feil, auch die Seele, denen Nichts zu niedrig war, auch der Preis nicht, um den sie loszuschlagen „die Tugend“ hatten? Etwa Deutsche? . . Franzosen? . . Nein, es sollten Menschen seyn, denen Pflicht und Humanität das Bürgerrecht erworben, denen eine durch die bittersten Schicksale gestählte Ausdauer, ein durch zahlreiche Kämpfe raffinirter Scharfsinn, eine lauernde Gewandtheit, und ein tausendfarbiges Talent Alles möglich gemacht, nur das nicht, was ihnen eine schwer errungene Emancipation auferlegt: — sich zu entnationalisiren, das nicht mehr zu seyn, was ihre Geschichte, ihre Religion, ihre innerste Natur, ihre Zukunft fordert — Juden . . Franzosen und Juden schüren an dem unheiligen Feuer, das unsere besten Säfte aufzehren, das stille Erbtheil unserer inneren Nationalität, ein reines Gemüth vergiften und jenen ätzenden Verstand zum alleinigen Richter unserer Gedanken machen soll, den Gott schon in der Urwelt verworfen als eine Schlange, die sich um unser Gewissen ringelt. Im Besitz großer Mittel, die ihnen ein dämonisches Wittern edler Metalle, die ihnen jüngsthin die Zaubergabe verliehen, aus Papieren Gold zu schaffen, rekurrirt der Israelite in dem

klaren Bewußtſeyn, nur den Namen, nie das Weſen einer andern als ſeiner Nationalität in ſich aufzunehmen, zu dem Prinzip der Eroberung, nicht durch Eiſen, das nur ganze Männer begeiſtert, ſondern einer Eroberung durch die Contrebande eines großartigen moraliſchen Betrugs. Ohne Vaterland, muß ihnen Vaterlandsliebe eine Thorheit ſeyn, und ſo wird ihnen politiſches Prinzip, gleichviel welches, nie zur politiſchen Geſinnung, ſondern nur zu einem mehr oder weniger eigennützigen Spiel des Geiſtes, ja mit der Farbe, in der man, wo die Vaterlandsliebe Opfer erheiſcht, wo die Prinzipien auf den Kampf der Ehre gefordert, wo die moraliſche Sonde und die Feuerprobe der Oeffentlichkeit angewendet werden — gegen ein Billiges durch die Hinterpforte entſchlüpft. Darum erblickt man ſie in das Gewand des Neueſten geworfen, ſtets in den Wechſeln des Anfangs, dem entſcheidenden Ende aber, bald mit dem Rücken, bald mit dem Geſichte, nur dann zugekehrt, wenn die Geſinnung verſchwunden iſt und das Schlachtfeld geplündert wird." —

Menzel eröffnete mit der Beſprechung dieſes Traktätleins den Jahrgang 1836 des Literaturblattes und fügt ihr eine durch ihre Kraßheit nur mehr komiſch wirkende Verdächtigung der jungdeutſchen Bewegung hinzu; der Artikel wandte ſich an den Gerichtshof, der am 12. Januar über Gutzkow das Urteil ſprechen ſollte. Er erkennt als ihr Ziel die allgemeine Republik mit Weibergemeinſchaft, er wirft ſie in eine Kategorie mit den Adamiten des 15. Jahrhunderts, den Wiedertäufern und den Maratiſten, und indem er das Jahr 1792 als Analogie herbeizieht, ſagt er: „Damals wurde das erſte franzöſiſche Heer unter Cuſtine mit Jubel begrüßt: in den altgothiſchen Domen an unſerem heiligen Rhein hielten Juden Spottpredigten und mehr als eine Wally ſtand als Vernunftgöttin auf den entweihten Altären".

Aber weder Gutzkow noch Laube, weder Wienbarg noch Mundt waren Juden. Das hinderte Menzel wenig: „Das

Digitized by Google

junge Deutſchland ſchwört nicht höher als bei dem Namen Heine," heißt es in jener Beſprechung der antiſemitiſchen Broſchüre „und allerdings iſt es dieſer geniale, aber leider auch eben ſo frivole als geniale Heine, von dem der ganze Unfug ausgegangen iſt. Von Geburt Jude, durch die Sympathien ſeines Talentes und durch die Zufälle ſeines Lebens in Paris heimiſch geworden, hat er dort zuerſt den Ton angeſtimmt, der ein ſo vielſtimmiges Echo in dem jungen Deutſchland fand. Er konnte freilich nicht wiſſen, daß man ihn in dieſem Grade bewundern und nachahmen und ſogar übertreiben würde, und inſofern bin ich weit entfernt, ihm alle Sünden ſeines Anhanges aufzubürden; doch hat er den Ton angegeben. Er zuerſt, von jüdiſchen Antipathien und franzöſiſchen Beiſpielen verlockt, machte die Verſpottung des Chriſtentums und der Moral, der deutſchen Nationalität und Sitte, die Vorſchläge das Fleiſch zu emancipiren, die liederlichen Prahlereien, die Debauchen des jungen Frankreich, das Kokettiren mit der Republik, die Affektation, an die große Republik der Zukunft zu appelliren, zu dem fruchtbaren Thema, das ſeitdem die jungen Deutſchen in allen Variationen durchgeſpielt haben" [96]).

Mundt aber hatte 1835 in ſeinem „Literariſchen Zodiacus" gerade gegen Heine polemiſiert. „Es kam mir", ſo bezeichnet er 1840 die Tendenz ſeiner Zeitſchrift, „beſonders darauf an, den Einfluß, mit welchem ſich die Richtungen und Manieren von Heine und Börne in der Tagesliteratur feſtgeſetzt hatten, zu vernichten, dagegen aber die kernhaften und poſitiven Elemente dieſer Zeitbewegung, für die Produktion zu retten und im Kunſtwerk zu geſtalten" [97]).

Menzel hatte ferner den beſten Uberblick über Gutzkows Bildungsgang, er wußte, wie ſelbſtändig ſich der junge Berliner entwickelt hatte, und daß man ihn nicht heftiger in Harniſch hätte bringen können, als wenn man ihm eine Abhängigkeit von Heine nachgeſagt hätte. Menzel fühlte nicht,

Digitized by Google

daß er gerade mit dieſer Behauptung die kräftige Selbſtändigkeit ſeines mit Phraſen gefeierten Germanentums am meiſten gefährdete.

Dieſe Thatſachen muß man bei der Beurteilung dieſer Litteraturkomödie wohl beachten, denn nicht nur nach den Erfolgen, ſondern auch nach den Motiven hat die Geſchichte zu urteilen. Die ſpätere Hetze gegen die Juden in der Litteratur ſuchte ſich auch meiſt nur aus der Vergangenheit ihre Opfer hervor, Börne und Rahel; obwohl ſie jedoch im eigentlichen Jungdeutſchland abſolut nicht berechtigt war, bildete ſie auch in den nächſten Jahren noch den Oberton der ganzen Bewegung.

Bei Menzel bildete ſich dieſe Überzeugung von einer „israelitiſch-franzöſiſchen Partei“[98]) im Laufe der Zeit zur förmlichen Manie heraus. Zwar ſuchte er noch gelegentlich ſeine früheren Prinzipien zu retten; ſo leitete er 1837 einen großen Aufſatz „Schriften über Juden“[99]) mit der Erklärung ein, daß die Religion von politiſchen Rechten nicht ausſchließen dürfe, daß alle vernünftigen, den Geſetzen gehorchenden, ſeit mehreren Generationen in demſelben Staate ſich fortpflanzenden Menſchen gleichberechtigt ſeien; zwar erkennt er in den „notoriſchen“ Gebrechen und Flecken des Judentums nur eine Folge ihrer bisherigen Unterdrückung, doch reſerviert er ſich das Recht, „Heines neue literariſche Judenſchule und ihre freche Unſittlichkeit ſchonungslos zu verdammen“.

War er in der 2. Auflage ſeines Buches „Die Deutſche Literatur“ (1836) noch gemäßigt und begnügte ſich mit der Bemerkung, daß die Jungdeutſchen bei den Juden großen Beifall fanden, ſo hat ſich dieſer Tadel 1856 in ſeinem dreibändigen Werk „Deutſche Dichtung von der älteſten bis auf die neueſte Zeit“ (III 467) zu der Charakteriſtik ausgewachſen: „Die Phyſiognomie des jungen Deutſchland war die eines aus Paris kommenden, nach der neueſten Mode gekleideten, aber gänzlich blaſierten, durch Liederlichkeit entnervten Judenjünglings

mit ſpezifiſchem Moſchus- und Knoblauchgeruch.“ Daß er in ſeiner „Geſchichte der letzten vierzig Jahre“ ähnlich urteilte, iſt ſchon von Rießers Biographen[100]) zurückgewieſen worden.

Soviel Veranlaſſung nun auch die Juden hatten, Menzels Angriff abzuwehren, ſie waren weit entfernt, nun etwa mit dem verfehmten jungen Deutſchland gemeinſchaftliche Sache zu machen und ſich mit ihm im Kampf gegen Menzel zu vereinigen. Gabriel Rießer, der hier wohl als Wortführer gelten darf, hat ſeine Antipathie gegen dieſe Schriftſtellerzunft gelegentlich offen genug ausgeſprochen. „Ihren Widerwillen gegen die Umdrehung der neueſten Literatur um ſich ſelbſt“, ſchreibt er am 29. Oktober 1837 an die Hamburger Freundin, „theile ich vollkommen. Ich wundere mich, daß dieſe Leute nicht von dem Treiben ablaſſen, da es doch gerade ihnen ſo ſchlecht bekommen und ſelbſt an ihren äußeren Unfällen offenbar größten Theils Schuld iſt. Hätten ſie nicht ſo viel einer über den anderen geſchrieben, nicht ſich den Schein einer Lob-Aſſekuranz-Kompagnie gegeben, ſo hätte Menzel'n nicht ſo leicht der Wunſch des Nero, daß alle Römer einen Kopf haben möchten, um ihn auf einmal abzuſchlagen, an der belletriſtiſchen Literatur von 1835 in Erfüllung gehen können[101])“.

Dieſe letztere, etwas vorſchnelle Anſicht ſchenkt dem Vorgehen Menzels eine durch die Thatſachen widerlegte Bedeutung und ſteht übrigens auch mit der ſchon angeführten Äußerung vom 30. April desſelben Jahres in direktem Widerſpruch; hier meinte er, daß Menzels „Feinde doch am Ende mit ziemlich heiler Haut aus dem Vernichtungskampfe hervorgegangen“ ſeien. Begründeter iſt ſchon eine ſpätere Bemerkung vom 18. Mai 1838: „Ich empfinde einen tiefen Widerwillen gegen die ganze Polemik, die ſich an jenen Gattungsnamen „das junge Deutſchland“ geknüpft hat, den Haß und Neid erfunden und die politiſche Beſorgniß dabei zu Gevatter gebeten haben. Der Streit iſt von allen Seiten mit einem ſolchen Mangel an Humanität, an Aufrichtigkeit, an Ehrgefühl geführt worden,

Digitized by Google

daß für das Verſtändniß eines redlichen Urtheils, wie für das Goutiren eines harmloſen Scherzes, die Stimmung verloren gegangen zu ſein ſcheint, und daß man ſich vor der Schande der Bundesgenoſſen mehr als vor der Rache der Gegner zu fürchten hat.“ Welches Ereignis mit dieſen Worten gemeint iſt, läßt ſich durch das Fehlen des Briefanfanges[102]) nicht feſtſtellen.

Ein andres Urteil Gabr. Rießers aber[103]) iſt eines der objektivſten, das wir über dieſe Periode beſitzen, und Gutzkows Stellung zum Judentum kann dadurch am beſten erläutert werden. Rieſſer verurteilt nicht Menzels Vorgehen im Prinzip; was die ſittliche Tendenz anlangt, neigt er ſogar zum Einverſtändnis mit ihm, wenn er auch immer hervorhebt, daß die Grenze zwiſchen äſthetiſch und ſittlich ſehr ſchwer zu ziehen ſei, und dabei den plumpen Gegner Goethes auf ſeine eigenen Ausſprüche feſtnagelt. „So wenig wahre Theilnahme die angegriffene Richtung oder Manier erwecken konnte, ſo verbreitet war ein Gefühl des Unmuths und des Unbehagens über die Art und Haltung des Angriffs.“ Auf jeden habe der mörderiſche kritiſche Anfall Menzels den Eindruck gemacht, als wenn er „eben ſowohl dem Wunſche der Vernichtung literariſcher Exiſtenzen, als ſchädlicher Lehren entſproſſen wäre . . . Eine Meinung, ein Recht, ein Ehrenpunkt, mit Leidenſchaft verfochten, kann Theilnahme erwecken; aber ein Todesurteil, und wäre es das gerechteſte, mit Leidenſchaft gefällt oder vollzogen, muß Abſcheu erwecken.“ Ebenſo verurteilt er das Triumphgeſchrei, das Menzel anſtimmte[104]), als einige der Angegriffenen Miene zum Widerruf machten, und erklärt ſeinen Hohn als den natürlichen Ausfluß ſeines perſönlichen Haſſes. „War es ihm ganz allein um die Rettung der Sitte, um die Tilgung des Verbrechens zu thun — und nur unter dieſer Vorausſetzung läßt ſich eine Art der Streitführung, wie die ſeinige war, rechtfertigen — ſo mußte er ſich ſelbſt über das unwillig abgedrungene Bekenntniß, wie über den Sieg einer guten

Digitized by Google

Sache freuen.“ Rießer iſt im Punkte der Sittlichkeit eine durchaus konſervative Natur, aber er geſteht der Poeſie die Berechtigung, ja das Bedürfnis zu, „das Moment des Kampfes in ihren Bereich aufzunehmen,“ ſelbſt wenn er ſich wie in Schillers „Räuber“ gegen die bürgerliche Ordnung kehre, um „eben durch den Kampf zum Frieden und zur Ergebung hinzuleiten.“ Er verteidigt in dieſem Sinne auch George Sand, und wenn er[105]) „die Romane, die den Kampf wider den heiligen Mittelpunkt unſeres ſozialen Lebens, wider die Ehe, ſchildern“, des Irrtums, aber nicht des Verbrechens zeiht, weiſt er, ohne den Namen zu nennen, deutlich genug auf Gutzkows „Wally“ hin. „Das war das Abſtoßende, das Tadelnswerthe an einem großen Theil der literariſchen Polemik Menzels in den letzten Jahren, daß er getobt hat, ohne zu erörtern, daß er, ſtatt mit Gründen, mit den wüthendſten Verdammungsurtheilen gekämpft hat, daß er die ſittlichen Ideen, die er vertheidigte, nicht ſorgſam prüfend als Maßſtab an die Erſcheinungen, die er bekämpfte, angelegt, ſondern was ihm eben beliebte, unter ſeine fertigen Kategorien der höchſten ſittlichen Abſcheulichkeit gebracht hat; daß er, ſo wie ſeine Leidenſchaft einmal eine gewiſſe Höhe erreicht hatte, nie wieder zur beſonnenen Unterſuchung, zur Prüfung der Einwendungen des Gegners zurückgekehrt iſt, daß er nie mehr geſtritten, ſondern immer nur verdammt hat. So iſt er dahin gelangt, jede Meinungsfrage, die nur von fern ein Streitgebiet berührte, auf welchem er ſich einmal erhitzt hatte, und wäre ſie auch von der Art, daß die Beſten und die Reinſten darüber verſchiedener Anſicht ſein können, in eine Frage des ſittlichen Charakters, in eine Frage um Tod und Leben in moraliſchem Sinne zu verwandeln, aus jedem Gegner einen ſchlechten Menſchen, aus jedem Irrthum, oder aus jedem von dem ſeinigen abweichenden Urtheil eine verabſcheuenswerthe Sünde zu machen[106]).“

Man wird zugeben, daß dieſe Erörterung Rießers ein Muſter an Objektivität iſt und daß ſie völlig das Lob verdient, das Menzel ſelbſt den früheren Schriften dieſes Autors ſpendete: „würdevoll, rein von jeder Anmaßung und jedem Sophisma“; es dürfte nicht leicht ſein, aus jenen Jahren unmittelbar, in denen der Kampf tobte, ein ebenſo ruhiges Urteil ihm an die Seite zu ſtellen, und das völlige Freihalten von jeder perſönlichen Gereiztheit des Juden gegen den neugeborenen Antiſemiten Menzel erhöht ſeinen Wert. Die oben unterſtrichenen Zeilen mögen aber diejenigen beherzigen, die auch jüngſt wieder, bei der Erörterung der lex Heinze, in den alten Menzelſchen Fehler zurückfielen.

Weit verhängnisvoller aber als dieſe antiſemitiſche Hetze, unter der auch Gutzkow zu leiden hatte, mußte für ihn ein perſönliches Ereignis, eine bittere Erfahrung dieſes Jahres ſein. Jener Studienfreund Joel Jacoby, deſſen Geſtalt Anfang der dreißiger Jahre in Berlin den jungen Gutzkow mit dem Judentum ausgeſöhnt hatte, trat ihm noch einmal entgegen, und zwar als Verräter und Verſucher.

Die „Allgemeine Zeitung“ hatte unter dem Zeichen „† Halle“ eine Reihe von Korreſpondenzen gebracht, die Aufſehen erregten, nicht nur durch ihre ſtark reaktionäre Tendenz, ſondern auch durch ihren zweifellos offiziellen Charakter. Man hielt lange Heinrich Leo für ihren Verfaſſer, nur eine gewiſſe modernbelletriſtiſche Färbung im Stil befremdete bei dem Hallenſer Profeſſor. Da trat eines Tages Joel Jacobi in ſeines früheren Freundes Stube in Frankfurt. Hatte er, wie Gutzkow ſagt, früher dem Diogenes in der Tonne geglichen, ſo überraſchte jetzt ſeine elegante Erſcheinung um ſo mehr, als er ſeine abſtruſe, menſchenſcheue Art nicht gleichfalls ausgewechſelt hatte. Er war noch nicht getauft, aber er hatte im Innern ſchon eine Wandlung erfahren. Mit einer gewiſſen Biedermannsart enthüllte er ſich als der Verfaſſer jener reaktionären Artikel, beſchwor Gutzkow gleichfalls aufs dringendſte, ſeinen politiſchen

Digitized by Google

Kurs zu wechseln und stellte ihm hohe Gönnerschaften in Aussicht. Es war gerade an dem Tage, wo Georg Büchners Manuskript „Danton's Tod" bei Gutzkow einlief, am 25. Februar 1835. Dieser lud dem Gaste zu Ehren eine Gesellschaft zu sich, in der sich Joel Jacoby etwas sonderbar ausgenommen haben mag, und um ihm energisch darzuthun, wie er gesinnt sei und bleiben wollte, las er in seiner Gegenwart das Revolutionsdrama Büchners vor, was bekanntlich für den Dichter den Erfolg hatte, daß der ebenfalls anwesende Verleger des „Phönix", Sauerländer, dem von allen Mitteln entblößten Autor in aller Eile hundert Gulden Honorar übersandte. Jacoby sah bald die Aussichtslosigkeit seines Bekehrungsversuches ein und reiste weiter, nach der Schweiz. „Er mußte ein Abgesandter des Kabinetts Rochow gewesen sein," heißt es in den „Rückblicken", „denn als man kurz darauf den Studenten Lessing, einen Preußen, in einem Gehölz bei Zürich ermordet fand und es allgemein hieß, es sei an ihm die Strafe des Verräthers und Denunzianten vollzogen worden, brach Jacoby seine Reisepläne ab, verließ die Schweiz und hielt sich mehrere Jahre lang vor der Öffentlichkeit verborgen."

In der Stille aber wühlte er weiter und es ist von Wichtigkeit, seine Spuren genauer zu verfolgen, da zweifellos manche noch unklaren Erscheinungen der nächsten Jahre auf seine Maulwurfsarbeit zurückzuführen sind. Zunächst rächte er sich für seine Abweisung in Frankfurt, indem er unter dem gleichen Korrespondenzzeichen „† Halle" jetzt Enthüllungen über die verderbliche Richtung der neuesten Litteratur in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichte, worauf ihn Gutzkow in seinem Litteraturblatt des Verrates bezichtigte. „Wie weit Jacoby," fügt Joh. Proelß hinzu, „damals an den Untersuchungen gegen die „Jungdeutschen" betheiligt war, können wir freilich nicht mehr konstatiren; sicher ist, daß Gutzkow ihn wiederholt als Verfasser der denunzirenden Artikel in der (Frankfurter) Oberpostamts-Zeitung bezeichnet hat und daß diese Ansicht um so mehr



Digitized by Google

Glauben verdient, als Gutzkow mit dem Chefredakteur dieses Blattes, dem Hofrath Berly, damals und auch in den nächsten Jahren befreundet war, bis er bemerkte, wie sehr auch dieser persönlich als Kostgänger der Bundestagsgesandtschaften vom Gift des Spionenthums durchseucht war." Die nicht an die Öffentlichkeit gedrungene Erklärung gegen diese Artikel des Frankfurter Blattes und ihren Verfasser, die Gutzkow am 4. Dez. 1835, schon im Gefängnis, niederschrieb, wurde von Proelß und vorher von Fester veröffentlicht; sie findet sich in den Untersuchungsakten [108]).

Jacoby hatte in diesem ereignisvollen Winter seine Wirksamkeit wieder nach Berlin verlegt. Laube, der nach dem Imvorausverbot der „Deutschen Revue" und aller Schriften des jungen Deutschlands im Dezember nach Berlin reiste, allerdings nicht aus so kecker eigener Initiative, wie er selbst später glauben machte, sondern nachdem er ergebenst um die Reiseerlaubnis von Naumburg aus gebeten hatte [109]), war zunächst Jacobys Bekehrungsversuchen ausgesetzt und giebt uns davon in seinen „Erinnerungen" [110]) Nachricht. Er erzählt über diese Zeit: „Ein paar Nichtberliner, die mich öfters aufsuchten, erhoben meinen Muth auch nicht absonderlich. Der eine gewiß nicht, der schlug ihn systematisch nieder. Beide waren Juden, ans Leiden gewöhnt. Leidensgefährten erhöhen gewöhnlich unsere Melancholie. Jener Eine, welcher mich systematisch niederdrückte, hieß Joel Jacoby. Ich hatte ihn in Leipzig kennen gelernt. Dort focht er Anfangs unter der liberalen Fahne mit Aphorismen sentimentalen Geistes. Die sammelten sich zu einem Büchlein, „Klagen eines Juden" betitelt, welches Theilnahme erweckte hier und da. Moderne Gedanken im Psalmenstyl, versetzt mit alttestamentlichen Anschauungen, Augenaufschlagen zu Jehovah, der sich um alles kümmern sollte, ums Herz, um die Geldtasche, um die Stellung in der Gemeinde. Es hat etwas Familiäres, etwas Intimes dies Verhältniß des gläubigen Monotheisten zu seinem Gott. Es ist ein Stab,

Digitized by Google

welcher die Juden gestützt hat seit weiland Titus. Und der talmudische Essig im Munde, welcher die Gedankengase zersetzt, hat sie das Wandern durch Europa, welches für sie eine austrocknende Wüste ist, überdauern lassen. Aber für mich war jetzt in Berlin solch ein Autor in Sack und Asche keineswegs ermunternd. Am wenigsten dadurch, daß er seinen Frieden gemacht hatte mit der Regierung. Nach und nach erfuhr ich nämlich, daß sein Liberalismus, wie man sich ausdrückte, konservativ geworden, und daß er den Rochows und Tzschoppes diente. Auf meine Vorwürfe setzte er mir auseinander: er sei nur vom Südpol zum Nordpole gegangen, Pol sei Pol, sein Liberalismus bestehe nach wie vor, er sehe nur anders aus. Wir liberalisirten nur mit Haut und Knochen, er suche aufs Blut zu wirken, und er nütze dort der guten Sache wesentlich, während wir am Ende ganz zur Unthätigkeit verdammt würden, wie Figura an mir bereits zeigte. Renegat! rief ich; er zuckte die Achseln, ging fort, und blieb Wochen lang aus. Dann kam er einmal wieder, versuchte zu lachen und fragte, ob wir nicht das Thema ganz streichen könnten aus unseren Gesprächen? — Nein. — Nun, dann werd' ich Ihnen beweisen, wie nützlich ich bin! — Und nun schilderte er wirklich Dinge im Staatsleben, welche uns seitab lagen und für welche er wohlthuend einwirken könnte. Auch wußte er wirklich Fragen des Liberalismus zu vertiefen — er war ein denkender Kopf, ein geistvoll spintisirender Mensch — und wußte nachzuweisen, daß er darin förderlich wäre. Nicht bei Tzschoppe, welcher kurzen Gedärms, aber bei Rochow, welcher nicht viel gelernt, aber ein staatsmännisches Naturel habe. Dieser Joel Jacoby aus Königsberg mit schwankendem, wie knochenlos schlotterndem Leibe, mit zigeunerartigem Teint und mohrenkrausem Haar, mit ersichtlicher Feindseligkeit gegen das Waschen und sauber gehaltene Kleidung hat wirklich eine intime Schriftstellerposition bewahrt in der preußischen Regierung bis in die parlamentarische Zeit hinein und hat sie nur durch seinen Tod verloren."

Digitized by Google

Dieſe Schilderung Laubes läßt über Jacobys Miſſion nach Frankfurt und der Schweiz keinen Zweifel. Kaum war Gutzkow aber aus dem Gefängnis entlaſſen, als er an ſeinen einſtigen Freund ein Schreiben richtete, in dem er deſſen traurige Verräterrolle kennzeichnete und an den Reſt ſeines Ehrgefühls appellierte. Joh. Proelß meint ſogar, daß er ihn zum Duell gefordert, genau ſo wie er vor einem halben Jahre Menzel vergeblich ſeinen Kartellträger zugeſandt. Ich habe die charakteriſtiſche Antwort Jacobys in Gutzkows Nachlaß nicht mehr auffinden können, und zitiere den Inhalt deshalb nach Proelß (S. 670), da dies Ereignis von Wichtigkeit iſt für den gleich zu beſprechenden Roman „Seraphine“. Jacoby erklärt demnach in ſeinem Briefe, „daß er Gutzkows Schreiben erſt ſo ſpät erwidere, weil er es ganz unacceptabel gefunden hätte; nur auf Laubes Anrathen entſchließe er ſich dazu“. Er verſucht weiter, ihn von dem Ungrunde ſeiner „Verdächtigungen“ zu überzeugen, erinnert ihn daran, daß er ihm in Frankfurt ſofort reinen Wein über ſeinen Geſinnungswechſel („Rehabilitation ſeiner politiſchen Geſinnungen“ nennt er es) eingeſchenkt und ſich auch als Verfaſſer der Halliſchen Artikel genannt habe. „Sie kannten, woran Sie waren, und ich hatte als zartſinniger, als ehrenhafter Freund gehandelt, wie bei ſo mancher andern Gelegenheit, was Sie freilich erſt erkennen werden.“ Er erklärt: „An und für ſich finde ich es in der Ordnung, daß in einer Zeit des fanatiſchen Parteihaſſes man von vielen Seiten gegen Jemanden aufgebracht ſein muß, der in der Jugend revolutionäre Intereſſen vertheidigte und der ſich von dieſen abgewandt hat.“ Er nähme an, daß Klatſchereien ſeiner Bekannten ihn bei Gutzkow in ein falſches Licht geſtellt und wolle dies durch offene Ausſprache beſeitigen. An ſeiner Verfolgung beteiligt geweſen zu ſein, ſtellt er ganz in Abrede; er habe eher zu ſeinen Gunſten vermittelt. Zum Schluß verſichert er ihm pathetiſch, daß er ihn für einen urſprünglich edlen, begabten, ſinnvollen Geiſt halte und ſich freuen würde,

Digitized by Google

wenn eine Spur der Verständigung sich zwischen ihnen nun entwickelt habe.

Noch im Gefängnis hatte Gutzkow aber schon auf andere Weise mit Jacoby abgerechnet. Er hatte in das 3. Buch seines Romans „Seraphine“[111]), der jedoch erst 1837 bei Hoffmann & Campe erscheinen konnte, da Cotta infolge des Bundestagsbeschlusses den Verlag ablehnte, ein litterarisches Porträt des Überläufers aufgenommen. Er läßt die Heldin seines Romans die Audienz Jacobys bei einem Minister belauschen, in der der frühere Revolutionär der Regierung seine Dienste anträgt und um eine offizielle Maske bittet, damit seine systematische Minierarbeit wirksamer sei. Die Schilderung und die Selbstbekenntnisse des Bittstellers sind deutlich und charakteristisch genug, daß sie einen historischen Wert besitzen[112]); in der 2. Ausg. ist durch die Ortsbezeichnung „Halle“, wo Jacoby gerade herkommt, noch schärfer auf das Urbild hingewiesen. „Er hatte einen ganz gelben Teint, entweder schwarze oder tiefbraune Augen und war bis ins Wilde mit pechdunkelm Haar und Backenbarte bewachsen. Seine Kleidung verrieth zu gleicher Zeit geniale Nachlässigkeit und nicht weniger beabsichtigte Eleganz. Seine Haltung war gebückt, indem aber gleichsam seine Augen dem Kopfe um einige Fuß voraus waren, so thätig lugten sie in die Weite hinaus.“ Er wird bei dem Minister vorgelassen und entwickelt diesem nun seinen Lebens- und Entwickelungsgang: „Ich habe als Student allerlei Studien die Kreuz und Quere getrieben. Ich disputirte über die neueste Philosophie, und kam leider durch die Eitelkeit, mich gedruckt sehen zu wollen, in die Sphäre einiger Lokaljournalisten hinein, welche gleichfalls meines Glaubens, sich besonders mit der Theaterpolemik beschäftigten. Von da ging ich in eine durch ihre litterarische Industrie berühmte Handelsstadt [n. b. Leipzig] und arbeitete für die Ideen, die kurz nach der Julirevolution sich über Süddeutschland verbreitet hatten. Der buchhändlerische Spekulationsgeist machte meine liberali-

Digitized by Google

sirende Feder flott. Ich schrieb ein politisches Büchlein für die Deutschen und gab darauf jene Bilder und Zustände heraus, deren Schicksal mich veranlaßt hat, mich zu besinnen und einen andern Weg einzuschlagen.“ Dann entwickelt er dem Minister seinen Angriffsplan. Er will im Dienste der Regierung eine unausgesetzte litterarische Thätigkeit durch anonyme offizielle Zeitungsartikel entfalten, er will mit dem modernen Stil, den er Heine geschickt abgelernt, den Kampf gegen die Revolution und die moderne Schule eröffnen und letztere der sozialen Theorien eines St. Simon und Fourier verdächtigen. „Ich will,“ heißt es, „da ich gewohnt bin, mich der Gedanken und Redeformen der neuen Schule zu bedienen, mein innerstes Eingeweide herauskehren und dasjenige, was ich selbst nur denken kann, immer so hinstellen als dasjenige, was man bekämpfen muß. Jede Parthei hat etwas von Affektation, aber ich werde sie nur meinem Gegner zuschreiben; ich werde beweisen, daß er anders denkt als er schreibt, daß er sich von einer Ideenverbindung tyranniſiren läßt, die er gern abwürfe, wenn er den Muth dazu hätte, nämlich den Muth vor der Parthei.“ Diese Sätze lassen vermuten, daß Jacoby nicht nur gegen Gutzkow als den Führer der jungdeutschen Schule geschrieben, sondern auch seine moralische Festigkeit verdächtigt hatte. Die ganze Charakterlosigkeit des Spions ist in dieser Schilderung unbarmherzig gegeißelt, er steht da als ein Mensch, dem es um keinen Inhalt, sondern nur um eine äußere Form und um den materiellen Effekt zu thun ist. Der verständige Minister behandelt ihn kühl, ja verächtlich und mistrauisch, aber er will ihn auch nicht direkt abweisen, und die Audienz schließt damit, daß er dem neugewonnenen Handlanger eine Anweisung auf die Kasse des Ministeriums überreicht. Im 4. Buch finden wir ihn dann als einen Vertrauten des Ministers wieder [113]).

Daß diese unerquickliche Romangestalt eines feigen Apostaten dem Judentum angehört, ist also eine durchaus zufällige Er-

Digitized by Google

ſcheinung, und was an karrikierender Schärfe zu ihrer Zeichnung verwandt iſt, muß allein auf das perſönliche Erlebnis zurückgeführt werden. Natürlich machte dieſer Teil des Buches Aufſehen; ſelbſt die ſchwediſche Zeitung „Aftonblad“ druckte dieſe Charakteriſtik ab und fügte hinzu: „Solche Patrone haben wir in Schweden auch.“ Übrigens genoß Jacoby die Ehre litterariſcher Perſiflage noch einmal: in Th. Mügges Roman „Tänzerin und Gräfin“ tritt er ebenfalls perſönlich auf.

In urſächlichem Zuſammenhang mit Gutzkows Brandmarkung in der „Seraphine“ und den daraufhin erfolgenden Meinungsäußerungen in der Öffentlichkeit ſteht jedenfalls folgende Erklärung, die Jacoby am 30. Auguſt 1837 in der Allgemeinen Zeitung erließ: „Es iſt wahr, ich habe als Jüngling einige liberale Broſchüren herausgegeben, zur Zeit eines Alters, in welchem ich nicht für meine Geſinnungen, für meine Darſtellung zurechnungsfähig ſein konnte: dieſe Schriften ſind längſt vergeſſen, und ihre Edition iſt die einzige Verbindungslinie zwiſchen dem Liberalismus und meiner Perſon.“

In dieſem Jahre waren auch ſeine „Klagen eines Juden“ anonym herausgekommen und Gutzkow unterzog ſie in ſeinem „Telegraphen“[114]) einer ſcharfen rückſichtsloſen Kritik. Er entwirft von der bisherigen Laufbahn des Verfaſſers folgendes Bild: „Herr Jacoby trat mit einem politiſchen Büchlein für Deutſche[115]) auf, einer radikalen Schrift, die auch Wirth oder Siebenpfeifer geſchrieben haben konnte .... Dieſe kleine Schrift zeichnete ſich außerdem durch eine Renommiſterei aus, die auf Niemanden, der Herrn Jacoby näher kannte, ihre komiſche Wirkung verfehlte. Das politiſche Büchlein erregte, ein Glück für den Verfaſſer, nur Gelächter. Doch ſtrebte Herr Jacoby nach dem Ernſte. Er wollte durchaus ein Märtyrer des Liberalismus werden, was ihm damals Ehre machte, und griff die Hohen und Niedrigen Berlins in den Zuſtänden und Bildern an .... In dem Tone, in welchem Heine den Tambour le Grand ſprechen läßt, war das ganze Buch ge-

Digitized by Google

ſchrieben . . . . Herr Jacoby hatte das Unglück, wegen dieſes Buches von Herrn Menzel gelobt zu werden[116]). Eine dritte Schrift des Verfaſſers über die Judenemanzipation löſte ſich in einem buchhändleriſchen Skandal auf. Herr Jacoby verſcholl. Dann tauchte er plötzlich wieder auf als Korreſpondenzenſchreiber, der „Verwünſchungen über den Zeitgeiſt" ausrief. Statt ſich ſelbſt anzuklagen und ſeine eigenen Irrthümer, klagte er die an, die ihm früher geglaubt hatten." Intereſſant iſt auch dann für Gutzkow ſelbſt, die Äußerung: „Ich bin feſt davon überzeugt, daß unter den jetzigen Verhältniſſen in der Litteratur die Ausbildung eines konſequenten Charakters äußerſt ſchwierig, ja unmöglich iſt, wenn ein Schriftſteller nicht in der Lage iſt, auf die Oeffentlichkeit eine Zeitlang zu reſigniren . . Nur die Rolle, die Herr Jacoby ſpielt, halt' ich bereits für eine vogelfreie. Judenthum und Chriſtenthum durch den Fanatismus der Geſchichtscorruptioniſten zuſammenlöthen, nebenbei Dichter ſein wollen, Gentz und König David in einem Sack und unbegründete Korreſpondenzen in deutſche Zeitungen für publiziſtiſche Arbeiten ausgeben, dazwiſchen arrogant und dünkelhaft — das iſt eine mithridatiſche Miſchung, welche für meinen Geſchmack zu piquant iſt!" Bezüglich der „Klagen eines Juden" ſagt Gutzkow dann ihrem Verfaſſer auf den Kopf zu, daß er im Geiſte längſt Chriſt und nur der „Sonderbarkeit" halber äußerlich noch Jude geblieben ſei; daß ferner die „Klagen" an dem Mangel an Thatſachen und einer faktiſchen Grundlage, und an einer durchaus oberflächlichen und in vage Redensarten gehüllten Charakteriſtik des Unglücks der Juden litten, und ſchließlich auch poetiſch, wenige Einzelheiten ausgenommen, ſehr minderwertig ſeien.

Völlig übereinſtimmend mit Gutzkow urteilte übrigens der Hamburger Arzt Dr. Steinheim, ebenfalls Israelit, in ſeiner 1837 erſchienenen neuen Ausgabe ſeiner „Klagen Obadjas", und ſeine Kritik ſei hier angeführt, da ſie ein Beweis für Gutzkows Objektivität bildet. Steinheim ſchreibt: „Traurig, oder viel-

Digitized by Google

mehr kläglich ſind die „Klagen eines Juden“, wie ſie ſich nennen. Sie ſind der Ausdruck des Schreckens und der Zerriſſenheit, die an ähnliche Gemüthszuſtände einer geiſtigen Nachbarſchaft erinnern, und dem Gefühle des Juden durchaus fremd. Sie haben deshalb bei Allen, die ſich noch im organiſchen Lebens- unſeres Volkes rüſtig bewegen, einen abſtoßenden, widerwärtigen Eindruck hinterlaſſen, der zum feierlichen Proteſt gegen ſie auf- fordert. Der Seelenzuſtand ihres Verfaſſers darf daher nur als ein individueller, ihm eigener, angeſehen werden, als die geiſtige Verfaſſung eines Gemüthes, dem es zwiſchen den beiden Religionsheubündeln noch am zulänglichen Grunde, ſich zu be- ſtimmen und anzubeißen fehlt. Allein auch dieſer — ohne große Prophetengabe läßt ſich das vorausſehen, — wird nicht lange fehlen; und es iſt zu vermuthen, daß es das Bündel ſein wird, das — die wenigſten Diſteln enthält, das dem kläglichen Juden am lieblichſten zulächeln dürfte. Wir aber ſagen uns los von jeder Gemeinſchaft mit dieſer Kläglichkeit, und betheuern feierlich, daß unſern Freunden und uns ſelbſt ſolche widerwärtige Empfindungen durchaus fremd ſind und abgeſchmackt erſcheinen.“

Ähnlich wie über die „Klagen eines Juden“ lautete das Urteil des „Telegraphen“ [117]) über deren Fortſetzung, die Jacoby unter dem Titel „Harfe und Lyra“ herausgab. Durch die Vorrede dazu, die von Schmähungen gegen die „Allgemeine Zeitung für das Judenthum“ wimmelte, weil ſie eine Beſprechung ſeiner „Klagen“ abgelehnt hatte, forderte er auch deren Ver- dammungsurteil heraus. Sie ſagte ſehr wahr: [118]) „Jacoby iſt kein Jude. Jacoby wird nie Chriſt ſein. Beides im wahren Sinne des Wortes. Jocoby beſitzt keine Religion, keine Wahrheit, keine Treue. — Nur das hat er und will er, was Genuß und Pläſier macht und ſchafft.“ Dieſes Urteil iſt be- zeichnend genug.

Aber der von beiden Parteien Verleugnete machte gleich- wohl ſeinen Weg. Schon Nr. 16 des „Phönix“ von 1837

hatte berichtet, daß Jacoby in Berlin hochgeachtet sei, dabei aber gleichzeitig an seine geheimnisvolle Schweizer Reise erinnert. Nr. 231 desselben Blattes ergänzte dazu, daß Jacoby „mit vollen Segeln der Redaktion des von Jarcke begründeten Berliner politischen Wochenblattes zusteure," und aus einer Warnung des „Telegraphen" von 1838 (Nr. 62) geht hervor, daß Jacoby schon zu dieser Zeit als „Lektor" wie es amtlich heißt, bei einem offiziellen Nachrichtenbureau eine Anstellung gefunden, wo er die Aufgabe hatte, die Minister von den Journalneuigkeiten zu unterrichten. Gutzkow hebt mit Beziehung auf eine heftige Polemik in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" das Bedenkliche hervor, diesen Mann, der durch seine amtliche Thätigkeit so gefährlich werden könne, durch Angriffe noch mehr zu reizen, ließ es sich aber selbst nicht nehmen, in Nr. 91/92 des „Telegraphen" unter dem Pseudonym „Leonhard Falk" über Jacobys eben erschienene Broschüre „Frevel der Revolution" ein strenges Gericht zu halten[119]). Jacoby nannte sich hier „eine jener edlen Persönlichkeiten, welche die Stütze des Thrones sind und bleiben werden" und erging sich in den maßlosesten Schimpfreden gegen die „Gassenjungen", d. h. alle Gegner der Regierung. Eine ähnliche Pamphletschrift veröffentlichte er 1838 unter dem Titel „Stimme aus Berlin" (s. Telegraph Nr. 10). Karl Rosenkranz, der Königsberger Professor und Freund Gutzkows schrieb darüber 1838 in sein Tagebuch[129]): „Unter allen Renegatengestalten ist doch wol die des Joël Jacoby (der hier in der Vorstadt Brandenburg geboren sein soll) die widrigste. Dieser Jude, der früher im radicalsten Liberalismus machte, dann Haller's Restaurationstheorie in psalmodirende Verse brachte, haranguirt jetzt als "eine Stimme aus Berlin" die Rheinländer und Westfalen, doch ja katholisch und preußisch, päpstisch und monarchisch zu bleiben; declamirt von der Zerstörung der Religion durch die Philosophie und ist überzeugt, daß zum Heil der Menschheit ein Theil immer katholisch bleiben müsse. In den Noten zu

Digitized by Google

ſeinem Geſchreibſel belfert er Strauß, Ruge, Gutzkow an und ſtellt den Letztern mit Schinderhannes zuſammen!“ Bald darauf that Jacoby auch den Schritt, den man längſt von ihm erwarten mußte, er trat zum Chriſtentum über. Ein Rencontre mit dem Litteraten Dr. E. Meyen in Berlin, wo er allen Leſekabinetten ſich unbequem und läſtig machte, da man ſeine Begegnung mied, führte zu einer Duellforderung. Erſt ging Jacoby darauf ein, dann aber entzog er ſich ſeinem Gegner, und bald darauf wird gemeldet, daß er in Dresden ſich aufhalte und dort geiſtliche Übungen mitmache, um Jeſuit zu werden [121]). Das letztere war zwar wohl eine Übertreibung, aber ſein Übertritt zum Katholizismus fand ſtatt und er legte darüber Rechenſchaft ab in einem Buche „Kampf und Sieg“, der Geſchichte ſeiner Bekehrung, das Anfang 1840 in Regensburg erſchien [122]).

Intereſſante Nachrichten über Jacobys weitere Thätigkeit finden wir in Varnhagens Tagebüchern. Unterm 8. Nov. 1844 heißt es: „Der berüchtigte Joel Jacoby iſt wirklich in Haft und Unterſuchung, weil er Angriffe auf die Perſon des Königs in auswärtige Blätter geſandt, die dann er der Polizei anzeigte.“ Er war alſo zum niedrigſten Polizeiſpitzel herabgeſunken, deſſen Manipulationen übrigens an Ereigniſſe der jüngſten Zeit erinnern. „Solche Schufte,“ fügt Varnhagen hinzu, „hält ſich die Regierung, um ihnen die Ehre und den Ruf ehrbarer Leute anheimzuſtellen.“ Er ſcheint jedoch aus dieſer Kalamität ohne Schaden, vielleicht gar mit Ehren herausgeſchlüpft zu ſein; wie umfaſſend ſeine Thätigkeit ſchon in dieſem Jahre war, beweiſt ein Brief Hormayr's an Wolfg. Menzel vom 25. Dez. deſſelben Jahres: „In Leipzig, in Hamburg, in Bremen und am Rhein ſpukt überall Joel Jacoby, der Vidocq der Herrn von Rochow, Kampz, Wittgenſtein, Tzſchoppe, faux frère und agent provocateur unter den Schweizerflüchtlingen, unter den unglückſeligen Polen, in Belgien ꝛc.“ [123]).

Daß ſeine Thätigkeit als Spion und Polizeiſpitzel nicht ohne Gefahren war, bewies ihm das Jahr 1848. Bei dem

Digitized by Google

Tumult vor dem Hause des Ministers Kühlwetter zu Berlin am 21. Aug. wurde er von der erregten Volksmenge erkannt und wäre zweifellos ein Opfer der allgemeinen Erbitterung geworden, wenn nicht ein junger Mann durch energisches Dazwischentreten den schwer Bedrängten beschützt hätte. Dieser Retter war Rudolf Genée und er selbst erzählt uns in seinem Buche „Zeiten und Menschen" (Berlin 1897, S. 121/2) diesen Vorfall in ansprechender Weise.

Weitere Auskunft geben uns dann wieder die Tagebücher Varnhagens. Unterm 10. Januar 1852 heißt es: „Der Erzschuft Joel Jacoby, einst als Verfasser der „Klagen eines Juden" von Hitzig gefeiert und empfohlen, dann lange als Polizeikundschafter angestellt, darauf lange verschollen, ist wieder in Thätigkeit bei der Hinkeldey'schen Polizei und hilft die Litteratur überwachen." Am 27. April 1853 hat er den Titel Kanzleirat erhalten. „So belohnt der Herr die Seinen," fügt Varnhagen sarkastisch hinzu. Am 16. Sept. 1853 hören wir, daß Hinkeldey seinen Gehilfen Jacoby gern zum Leiter des Centralamts für Preßangelegenheiten gemacht hätte, und am 2. Okt. schreibt Varnhagen: „Der Kanzleirath Joel Jacoby steht nun doch an der Spitze der Behörde für Preßsachen, anstatt des beförderten Quehl. (Dem Namen nach der Geheime Regierungsrath Hegel, dem Wirken nach aber Joel Jacoby. —) Wenn man alle schlechten Kerle zusammenrafft, bezahlt und liebkost, glaubt man gut bedient zu sein. Solch ein Subjekt wie Joel Jacoby! —" Und 1854 verzeichnet dann noch Varnhagen unterm 20. Dez. die inhaltschweren Worte: „Der Herzog von Sachsen-Altenburg hat dem berüchtigten Joel Jacoby, hiesigen Kanzleirath und litterarischen Spürhund, seinen Verdienstorden gegeben. Meinetwegen könnte auch der Joel Jacoby dem Herzog einen Verdienstorden geben! Und vielleicht hat er's gethan!"

Auch Laube weiß uns über Jacobys spätere Thätigkeit noch eine interessante Mitteilung zu machen [124]). Er erzählt:

Digitized by Google

„Ich bin ihm nach langen Zwischenräumen zuweilen wieder begegnet, in Karlsbad z. B., und muß sagen, daß er sich immer auf der Höhe seiner absonderlichen Stellung erhielt, die Oppositionswelt bekämpfend und für seine offizielle Welt immer eigenthümliche Begründung suchend. Mir hat er immer einen wärmeren Antheil bewahrt, und nie unterließ er, wenn wir uns oft nach Jahrzehnten einmal wiedersahen, lebhaft zu fragen: Nennen Sie mich noch Renegat? Verurtheilen Sie noch immer meinen damaligen Übergang? Nichts lag ihm so am Herzen als die Antwort hierauf. Das Gedächtniß verläßt uns im Alter, nicht aber das Gewissen."

Schon diese Zeilen beweisen, daß Laube, weltkluger als Gutzkow, sich mit Jacoby so zu stellen wußte, daß er von seiner Thätigkeit wenig zu befürchten hatte. Für Gutzkow aber ist dieses Erlebnis und die ganze Affaire Jacoby mit allen ihren Ausstrahlungen der Grund, daß er, wenn er in dem Spion natürlich nicht den Juden verdammte, doch in der Hervorhebung und Beurteilung jüdischer Charaktere schärfer vorging als bisher und manchmal in dieser Beziehung polemisch erscheint, während er doch im allgemeinen für die Sache der Juden in den nächsten Jahren mit aller Energie eintrat.

## Ahasver im Kampf um die Emanzipation.

Zwei Stimmen waren es, die den Verfasser der „Wally" in den Kampf um die Emanzipation der Juden hineinriefen. In erster Linie die Mahnung der Vernunft, die nüchterne politisch-theoretische Überlegung, seine von der französischen Geschichte ausgebrütete politische Überzeugung von der Freiheit des Individuums. Hinzu trat besonders nach dem Jahre 1835 aber noch ein Gefühlsmoment. In Gutzkows „Rückblicken" findet sich (S. 49) das Geständnis: „Die Dressur meiner christlich-germanischen Gefühle ging sogar bis zum aufrichtigen Mitempfinden des als literarische Mode . . . aufgekommenen sogenannten „Judenschmerzes", der „Ahasverus-

Digitized by Google

trauer", wo ich für dieſe ſentimental gewordene Humanitätsfrage redlich das Meinige gethan und für die Sache der Emanzipation mit Wärme geſtritten habe."

Eine umfaſſende Erörterung widmete Gutzkow der Judenfrage zum erſten Male in ſeinem Buche „Die Zeitgenoſſen. Ihre Schickſale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere." Es erſchien im Juli 1837 als Überſetzung „aus dem Engliſchen des E. L. Bulwer" und als „Supplement zur Achner, Stuttgarter und Zwickauer Ausgabe" von deſſen geſammelten Werken im „Verlag der Klaſſiker" in Stuttgart, nach engliſcher Sitte zunächſt in monatlichen Lieferungen, und enthielt in zwölf Kapiteln nebſt Zueignung und Anhang eine meiſt kritiſch-ſatyriſche, hin und wieder auch novelliſtiſch-humoriſtiſche Behandlung aller die Zeitintereſſen berührenden Fragen, die ein „Geſammtbild unſeres Jahrhunders nach ſeinen vorzüglichſten Lebensäußerungen und Gedankenrichtungen" geben ſollte[125]).

Hier widmet er in dem Kapitel „Religion und Chriſtenthum" der Judenemanzipationsfrage die Seiten 212 bis 235 des 2. Bandes. Er giebt zunächſt ein ſkizzenhaftes Bild des gegenwärtigen Zuſtandes der Juden in den europäiſchen Staaten, ſtellt feſt, was ſie in Deutſchland ſchon bezüglich ihrer Geltung erreicht haben, und beſchäftigt ſich dann mit ihren Forderungen, indem er zuerſt die Hinderniſſe erörtert, die einer ſchnelleren Löſung der Emanzipationsfrage entgegenſtehen. Die Intoleranz allein ſei nicht der Grund, daß viele Zeitgenoſſen von ihr nichts wiſſen wollen. Der Jude ſei liebloſ ſelbſt gegen ſeine Stammesgenoſſen, nur gegen die Mitglieder ſeiner Familie ſei er überzärtlich. Der Durchſchnittscharakter dieſes Volkes ſei herzlos; die Jugend ſei zudringlich und rückſichtslos, kleinlich in ihren Maßſtäben, vom Wucherweſen nicht frei und wo ſie Kenntniſſe, Genie oder Witz beſitze, arrogant, affektiert und ſchonungslos; der gebildete tieffühlende Jude ſelbſt empfinde die Roheit vieler Stammesgenoſſen äußerſt peinlich und erkläre ſie aus dem langen Zu-

Digitized by Google

ſtand der Erniedrigung, der aber nur durch eine ſolche Ueberbietung überwältigt werden könne. Die lange Unterdrückung ſei ebenfalls der Grund dafür, daß die größere Maſſe auf wucherhaften Erwerb gerichtet und in deſſen Wahl und Mitteln nicht wähleriſch ſei; ein überreiztes Weſen ſetze den Juden außerdem der Lächerlichkeit mehr aus als den Chriſten, und ſchließlich verlange auch ſeine Religion eine ſcharfe geſellſchaftliche Abſonderung. Daß die Juden immer noch eine eigene Geſellſchaft bilden und keine Heiraten zwiſchen Juden und Chriſten geſtatten wollten, das ſei die Hauptſchwierigkeit bei der ganzen Frage. Er — Gutzkow — ſei mit der heiligſten Entſchiedenheit für die Gleichſtellung beider Konfeſſionen, aber die Art, wie ſie von den Juden ſelbſt gefordert werde, habe deshalb etwas Zudringliches, weil noch nicht einer der jüdiſchen Advokaten für die Gleichſtellung das Judentum mit dem Chriſtentum moraliſch habe vermitteln und eingeſtehen wollen, daß es ſich „weit weniger um eine Frage des Rechts, als eine des Gemüths und der tiefſten Empfindungen“ handle.

Gutzkow trägt in der Originalausgabe der „Zeitgenoſſen“ die obigen Urteile als ſeine eigene Meinung vor, in der ſpäteren Bearbeitung[125]) legt er ſie den verſchiedenen Gegnern der Emanzipation, den Deputierten ꝛc. in den Mund, und entſcheidet dann darüber mit den zum folgenden Geſichtspunkt überleitenden Worten „Wahres miſcht ſich hier mit Falſchem.“ Grundlegend für ſeine Art, dieſe Frage zu behandeln, iſt ſeine rein gemütliche, nicht rechtliche Auffaſſung. Er nimmt eine zwiſchen Chriſten und Juden beſtehende Abneigung und deren verſchiedenartige Begründung als gegeben an, um ſchließlich nach den Mitteln zu forſchen, ſie aus der Welt zu ſchaffen.

Zunächſt aber zergliedert er noch die Motive der Emanzipationsgegner. Den Idealiſten ſchwebe ein übertriebener Begriff von einem chriſtlich-organiſchen Staate und von der Würde des Chriſtentums vor, der nur aus einer phantomartigen Theorie, niemals aus den beſtehenden That-

ſachen unſeres geſellſchaftlichen Zuſammenlebens heraus konſtruiert werden könne. Der Staat ſei kein Organismus mehr, ſondern ein Mechanismus, und das wahre Chriſtentum dringe längſt darauf, daß „jede weltliche Autorität vor dem Kreuze Chriſti wegfalle.“ Schon in dem erwähnten Artikel des „Phönix“ hatte ja Gutzkow die Trennung von Kirche und Staat verlangt und ein chriſtlich-organiſcher Staat ſchien ihm daher ein Unding. „So möget ihr,“ ruft er aus, „dem Gedanken, daß Juden an unſeren gemeinſamen Angelegenheiten Theil nehmen ſollen, mit brütendem Unwillen nachhängen, immer aber werden wir uns dazu bequemen müſſen, wenn wir weiſe und verſtändig ſein wollen, die Dinge ſo zu nehmen, wie ſie einmal geworden ſind. Wir können der europäiſchen Geſellſchaft dieſe Ordnung und Konſequenz nicht wiedergeben, welche dem idealen Abſolutismus vorſchwebt, ſondern in einer Zeit, wo ſich überall das abſtrackt Menſchliche ſucht geltend zu machen, mußten die Feſſeln des Staates nachlaſſen und mußte Alles ausgewiſcht und geebnet werden, was als bürgerliche Pflicht das menſchliche Recht überragte.“ Die ſpätere Ausgabe fügt hier noch hinzu: „Die Juden haben unabhängig vom Chriſtenthum ein Menſchenrecht.“

Ein anderes Motiv ſei die „faktiſche Staatsräſon“, die ſelbſt aufgeklärte Staatsmänner nur einer allmählichen Reform zuſtimmen laſſe, wie ſie ſeit zwanzig Jahren allerdings vor ſich gegangen ſei. Aber, ſagt Gutzkow, hat erſt der gebildete Jude einen gewiſſen Grad von Freiheit erhalten, wird er z. B. hier und da zur Advokatur zugelaſſen, dann werden mit Recht ſeine Bedürfniſſe dringender und ſeine Wünſche lauter werden, wird er die volle Freiheit mit Recht wenigſtens für die fordern, die ſich „nicht bloß ihrer würdig gemacht, ſondern überhaupt ſie ertragen können. Hat man erſt den Juden zum Advokaten gemacht, gab man ihm ſogar Sitz und Stimme in der Gemeinde, wie ſie Monteſiore in London hat, dann iſt es ſchwer, Männern von dieſer Bevorzugung auch das Übrige

Digitized by Google

zu verſagen; ihre Redlichkeit iſt ja erprobt, ihre Talente ſind ſelten. Wenn man ihnen jetzt noch die Pforte zu höheren Terraſſen verſchließt, dann begeht man eine Ungerechtigkeit, von der ich nicht weiß, ob ſie durch einen Rückblick auf das ganze [übrige] jüdiſche Volk, das noch dunkel im Hintergrund ſteht, entſchuldigt wird."

Andere Motive ſeien die Furcht vor einer Überhandnahme des jüdiſchen Geiſtes, vor der Verſchlagenheit, Gewandtheit und den Geldmitteln der Juden, dann auch die Meinung von ihrer Gleichgiltigkeit gegen den Staat, die aber doch nur die Folge des bisher mangelnden geliebten Vaterlandes ſei. Man ſage ferner, die Juden würden — umgekehrt — die Chriſten nie emanzipieren, weil ſie ſich allein für das auserwählte Volk Gottes hielten. „An all' dieſen Einwürfen", fährt Gutzkow fort, „iſt etwas Wahres, nur iſt es auf die Spitze geſtellt, und namentlich inſofern ganz irrthümlich, als ſich bei einer erklärten Emanzipation der Juden ihr ganzer geſellſchaftlicher Körper nicht en choc in den chriſtlichen hineinſtürzen wird. Die Juden ſtehen [ja] nicht bettelnd und pochend an der Thür oder lärmen aus [Uebermuth und] Ungeduld, wie am Theater, ſondern, da ſie die Emanzipation einmal nicht haben und nicht Luſt ſpüren, zu verhungern, ſo haben ſie ſich Lebenswege genug zu bahnen geſucht, arbeiten in ihrem Kreiſe fort und bedürfen zur Proſperität vorläufig am Allerwenigſten der Emanzipation. . . . Die Gleichſtellung würde keinen plötzlichen Andrang [den ihr ſo fürchtet], erzeugen . . . Darin liegt eine der irrthümlichſten Vorſtellungen über die Emanzipation, daß man ſich unter den Juden ein Schiff von Auswanderern denkt, welches mit uns durch das Sprachrohr parlamentirt und deſſen Mannſchaft, wenn man ſie einließe, uns freilich überſchwemmen würde . . . Würden ſie frei . . . ſie würden eine Weile in der gewohnten Lage bleiben, ſie würden die Emanzipation nur größtentheils für ihre Kinder, ihre Bildung und die zukünftige Richtung des jüdiſchen Lebens benutzen."



Digitized by Google

Gutzkow erörtert dann die Folgen der Emanzipation, die ohne jede tumultuarische Aufregung, die von den Gegnern häufig gefürchtet werde, vor sich gehen würde. Zunächst würden die Gelehrten die neue Freiheit benutzen; das sei aber wahrlich keine Gefahr, daß Männer von Bildung und nicht selten außerordentlicher Geisteskraft an den gemeinsamen Angelegenheiten teilnähmen oder sich um Staatsämter bewürben; man sei doch längst gewohnt, jüdische Ärzte und Advokaten, Dichter und Gelehrte als ebenbürtig zu betrachten. Dem Eindringen der Juden in die Industrie stehe nur der alte verknöcherte Zunftgeist gegenüber, der sich immer noch gegen die Gewerbefreiheit anstemme, der aber doch überall früher oder später einer Zeit zum Opfer gefallen sei, welche „die Rennbahn der Concurrenz jedem Talente, jedem Interesse freigegeben" habe. Gegen eine dritte Klasse, die jüdischen „Lazzaroni's" aber, die auf dem platten Lande und in den Winkeln der Städte Wucher trieben, träge seien und die großen Herren spielten, gewinne der Staat erst durch die Emanzipation die richtigen Zwangsmittel, sie zu anderen Arbeiten anzuhalten. „Gerade der Druck, in welchem der Staat sie erhält, bestärkt sie darin. [Emanzipirt diese Juden!] Die Emanzipation würde dem Staat das Recht geben und die Pflicht auferlegen, diese Liederlichkeit [schachernde Lungerei] zu hintertreiben und die Juden zur Arbeit zwangsweise anzuhalten."

In ähnlicher Weise äußerte sich Gutzkow bald darauf über das starke Hervortreten der Juden in der Litteratur in einem Artikel gegen F. A. Löffler, der ein Buch „Ueber die Gesetzgebung der Presse" veröffentlicht hatte und „sehr unglücklich war, daß die Juden im deutschen Schriftwesen so viel Vorsprung gewonnen haben, und daß von ihnen viele der wichtigsten Zeitungsinstitute redigirt werden; allein die Literatur ist unschuldig daran", antwortete Gutzkow, „oder wenn überhaupt eine Schuld ist, so trägt sie der Staat, der dem gebildeten Juden nicht die Staatscarriere eröffnet; denn würde dieser

Digitized by Google

hier Unterhaltung finden, so würde er sich ebenso wenig auf die Literatur werfen, wie andere auf Wucher und Papierhandel. Es ist eine Intelligenz da, die einen Abfluß haben will; sie wirft sich auf die Presse, und treibt diese unnatürlich über ihr Bett hinaus“ [126]). —

Dann geht Gutzkow noch ein auf den wohlfeilen Rat, den man oft den Juden gebe: „Emanzipirt euch selbst, dann soll euch die politische Freiheit nicht fehlen.“ Die Bildung, sagt er, die die Christen an den Juden vermissen, kann nur die Wirkung der voraufgegangenen Emanzipation sein [127]). Das Wunderliche und nicht selten Lächerliche der jüdischen Bildung sei nur die Folge der Isolierung. „Die Ueberreizung sowohl, wie das Defizit, kommt aus dem Druck her.“ Man gehe von christlicher Seite sogar so weit, die geforderte Anpassung in der allgemeinen Bildung auch auf die Religion zu übertragen. Er macht dieser zudringlichen Forderung gegenüber die Thatsache geltend, daß im Judentum selbst eine religiöse Gährung ausgebrochen sei, deren Resultat jedenfalls der höheren geistigen Emanzipation den Weg ebne.

Zu heftige Zumutungen könnten diese jüdische Reformationspartei nur veranlassen, wieder strenger an jene historische Tradition zu halten, die sie in aller Stille über Bord werfen werde. Aber selbst diese Reform werde von manchen Christen wieder aus Aberglauben und Vorliebe für historischen Wust getadelt. „An Allem, was uns Christen von jüdischen Sitten so widerwärtig ist, empfinden die Juden selbst allmälig Ueberdruß, und jenes spezielle Kolorit ihres Treibens würde bald aufhören, wenn man sie nur aus dem Bereiche ihrer eigenen Gesellschaft herausließe. . . . Der Geist der Reform, der in die jüdische Religion gekommen ist, würde, wie überhaupt die Bildung jenes abgesonderten Stammes, bessere Fortschritte machen, wenn man die Schranken einrisse und dem freien Streben auch freien Raum gäbe.“

Der den Juden eigentümliche, den Christen peinliche

Digitized by Google

Accent könne nur durch die Verschmelzung beider getilgt werden. Gutzkow ruft daher den Christen zu: „Gebt den Juden jedes Gewerbe frei, zittert nicht, wenn es heißt, studierte Leute unter ihnen könnten Apotheker werden, als wenn sie daran dächten, euch zu vergiften; zittert nicht, wenn sie Brod backen, Bier zapfen, wenn sie Weinhandel treiben, nehmt sie in eure Gesellschaften auf, schließt sie nicht aus von Vereinen, die der Geselligkeit gewidmet sind; laßt sie eure schlechten Journale in demselben Kasino lesen, wo ihr euch über ihnen langweilt, laßt sie nicht bloß Aerzte und Advokaten, sondern auch Beamte der Polizei, Richter, laßt sie Minister werden, wenn sie das Adelspatent des Genies dazu haben; macht sie zu Offizieren, wenn sie sich ihren lendenlahmen Gang abgewöhnt haben und den Kopf ohne Neigung tragen — ist dies alles erst frei gegeben, dann werden die Unterschiede sich bald ausgleichen und in ein Nivellement verlieren, wo uns die Verschiedenheit der Religion, das einzige Unterscheidungsmittel, nicht mehr stören wird." Diese Stelle ist übrigens in der späteren Ausgabe gestrichen, da das Wesentlichste davon schon vorher gesagt ist.

Aber auch die Juden müßten die Emanzipation von diesem Gesichtspunkte aus betrachten, und die Art, wie sie die Emanzipation in Anspruch nähmen, sei tadelnswert. [Es sei Unrecht, in den Christen nur immer Tyrannen zu sehen; sie seien auch Sklaven, Sklaven ihrer Vorurteile.] Für die Christen sei die Frage mehr moralischer als politischer Natur, und mit der Berufung auf die Menschenrechte oder die Paragraphen einer nicht durchgeführten Verfassung sei sie nicht erledigt. Die Juden sollten den Christen „Parlamentäre schicken, [die auch ein wenig auf die Stimmungen des neugebildeten christlichen, zum Judenhaß leider erzogenen und selbst von der Religion dazu getriebenen Volkes achten] keine Rabulisten, sondern Weise". Man solle die Frage verhandeln mit Gesichtspunkten auf die Zeit im Ganzen und Großen, mit Gesichtspunkten der Moral und des höhern Völkerlebens, damit die Emanzipation

Digitized by Google

ſich als ein ſchönes und reines Reſultat der Humanität darbiete. Die Juden müßten ſich mit den Chriſten vermiſchen; nur mit Darangabe ihres Partikularismus ſei die Emanzipation durchzuführen. „So gut . . . wir in unſerm chriſtlichen Schooße eine Menge Vorurtheile niederzukämpfen haben, ſo gut wir unſeren bedenklichen Abergläubigen predigen müſſen, daß weder das Chriſtenthum, noch der Staat, noch das germaniſche Blut durch die Emanzipation in Gefahr käme; ſo gut ſollt ihr auch gegen die Eurigen Gewalt üben, ſie zwingen, von ihren, mit der idealen Vereinigung unverträglichen Sitten zu laſſen und jenen Moder zerſtören, mit welchem die Sitten des alten und verſtockten Judenthums umzogen ſind.“ Die wechſelſeitigen Heiraten müßten bereitwilligſt freigegeben werden und die Reformation im Judentum müſſe es über ſich gewinnen, die religiöſen Vorſchriften in Eſſen, Trinken und den Feiertagen, die auf den Orient berechnet ſeien, dem Occident zu opfern. Die Verlegung des Sabbats auf den Sonntag z. B. ſei für die [auch ins Volk lebendig übergehende] Emanzipation unerläßlich.

Einen Einwand der einſichtsvollen Juden will Gutzkow gelten laſſen, daß man nämlich auf eine geſetzliche Feſtlegung jener Verſchmelzung beider Konfeſſionen verzichte, weil Vorurteile und Aberglauben ſchwerer durch das Geſetz bekämpft werden könnten, ſondern beſſer durch Zeit und Gewohnheit. Aber, meint er und das entſpricht ganz ſeinem jeden ſtillſchweigenden Kompromiß verſchmähenden, aufs Ziel gerade losgehenden Weſen, es bringe den aufgeklärten Juden nicht viel Ehre, wenn ſie nicht ſelbſt kräftig Hand anlegten und den Chriſten zeigten, weſſen ſie imſtande ſeien, wenn erſt einmal die Stunde der Freiheit ſchlage. Durch ein, wenn auch noch ſo mildes Geſetz werde die Emanzipation nicht in das Blut des Volkes übergehen und dem Judentume ſelbſt genüge thun, wenn dies nicht im Innern rüſtig ſich rege, „den Belagerten in den Rücken falle und die Breſche erweitern helfe, durch

Digitized by Google

welche der Sieg hereinſteige und Bruderliebe die Hand reiche.“ Auf beiden Seiten müſſe der Aberglauben bekämpft, müßten Opfer gebracht werden, und wenn die Juden ſelbſt jenes verſäumten, würde unter ihnen ſelbſt ein Zwieſpalt entſtehen, falls ein weiſer und gerechter Fürſt für den Preis der Emanzipation die Aufhebung des Sabbats und anderer Gebräuche fordere. Dieſer Moment werde gewiß eintreten. —

Als Reſultat dieſer ganzen Erörterung bezeichnet Gutzkow die volle Überzeugung von der Notwendigkeit der Emanzipation in jeder Beziehung, in theoretiſcher und praktiſcher. Er fügt dann noch hinzu, daß er überhaupt nicht das Beſtreben, „ewig aneinander zu halten“ im Judentum entdecken könne, die gebildeten Juden hätten ſich längſt von der Denk- und Handlungsweiſe der ungebildeten Stammesgenoſſen emanzipirt, und die theologiſche Reformation komme ja dem deiſtiſchen Inhalt gleich, der auch dem religiöſen Bewußtſein der Chriſten entſpreche. Zum Schluß ſpielt er dann noch für die „frommen, chriſtlichen Seelen“ den Trumpf aus, daß, entgegen ihrer Furcht, durch nichts ſo ſehr die Weisſagung Chriſti, die Juden würden in Ewigkeit aufhören, ein Volk zu ſein, in Erfüllung gehe als grade durch die völlige Emanzipation. —

Die theoretiſche Erörterung über die Judenfrage wurde nun im Jahre 1838 durch das poetiſche Element „Ahasver“ nicht nur unterbrochen, ſondern auch, was Gutzkow anlangte, ſo ſehr beeinflußt, daß die eine nicht ohne das andere zu verſtehen iſt. Die Teilnahme für ein von der Tagesgeſchichte geſchaffenes, poetiſches Problem, dem übrigens die Dichter der dreißiger Jahre faſt ohne Ausnahme ihren Tribut zollten, — ich erinnere nur an Klingemanns Drama „Ahasver“ (1827), Dullers „Antichriſt“, Auerbachs „Spinoza“, Edgar Quinets „Ahasverus“ (1834) [128]) — läßt ſich bei Gutzkow aus ſeiner eigenen iſolierten Stellung und der Stimmung herleiten, die ihn nach der Kataſtrophe von 1835 eine Weile bedrückte. War

Digitized by Google

er doch ſelbſt ein Verfolgter und Verfehmter, auch er war „ausgeſtoßen in der Morgenfrühe ſeiner Jugend, ausgeſtoßen in der Mittagshöhe ſeiner Kraft.“ So konnte es nicht fehlen, daß dies Ahasverusmotiv eine gleichgeſtimmte Saite in ſeinem Innern berührte, und wenn er auch ſelbſt nie wirklich den Plan hegte, das Problem des durch die Jahrhunderte verfolgten Juden zum Gegenſtand einer eigenen Dichtung zu machen, ſo wirkte doch die kritiſche Beſchäftigung mit derartigen Produktionen ſchöpferiſch in ihm. „Poſitive Kritik“ hatte er ſich ſchon bei der Herausgabe des Literaturblatts zum „Phönix“ (1835) als Ziel geſetzt, und ſo ſtellt er in der Beſprechung der „Klagen eines Juden“ von Joel Jacoby, die 1837 im „Telegraphen“ [129]) erſchien, „dem Mangel an Thatſachen, an der faktiſchen Grundlage“ dieſer Klagen des Königsberger Verfaſſers eine eigene Löſung dieſes großen Problems entgegen: „Lieder eines wahrhaften Ahasver — welch' ein Stoff! Geſänge, entquollen dem vereinſamten Gefühle eines Juden, der ſich zum letzten Male, ehe Jehova vollends ſtirbt, an ihn anklammert und mit trunkener Anſchauung von der Pracht der alten Tempelreligion träumt, Weihgeſänge der Bundeslade — welch ein Stoff! Und der Jude in ſeiner politiſchen und geſellſchaftlichen Exiſtenz, in dem ſtillen Groll um alte und neue Unbill, der Jude, gegenüber den hohen Geſtalten der chriſtlichen Geſchichte oder umrauſcht von den Wipfeln der deutſchen Eichen — welch' ein Stoff! Ja, Herr Jacoby, Sie mußten, um dieſen Stoff zu bewältigen, nichts weiter ſein, als Dichter und vor allen Dingen Jude!“

Noch weiter ausgeſtaltet hatte ſich dieſe dichteriſche Anſchauung, als Gutzkow im folgenden Jahre ſein Votum abgab über die bedeutendſte Ahasver-Dichtung jener Zeit, das Epos von Julius Moſen, und der große Eſſai, den er über dieſes Werk veröffentlichte, hat für ihn eine doppelte Bedeutung. Einmal zeigt uns der kecke, von ſatyriſchen Spitzen funkelnde Stil, daß ſein Autor jene Epoche des ſentimentalen Ahasverusſchmerzes überwunden hatte. Aus der Niederung, in die ihn

Digitized by Google

eine brutale Faust hinabgestoßen, hatte er sich mit Ausdauer und Energie wieder emporgearbeitet auf eine heitere Höhe mit klarer Aussicht. Durch ein poetisches Werk machte er sich frei von dem Druck, der seit 1835 auf ihm lastete, und dieses Werk war ein humoristischer Roman „Blasedow und seine Söhne", der in der ersten Hälfte des Jahres 1838 entstand. Eine ähnliche Erscheinung beobachten wir bei Hebbel, dessen qualvolle Stimmung jener Jahre sich ebenfalls in burleske Genrebilder und Humoresken wie „Schnock" auslöste. Das zweite Buch jenes Romans „Blasedow und seine Söhne" [130]) enthält ein litterarisches Kapitel, das Gutzkow noch besonders in Nr. 149 des „Telegraphen" (1838) abdruckte.

Hier läßt er einen jüdischen Dichter Guido von Lipmann, der ebenfalls mit einem „Ahasver" hervorzutreten droht, eine Vorlesung über die moderne Litteratur halten, und Freund und Feind, Juden und Christen, erhalten ihr Teil oft recht herber Satyre. Was er kurz vorher auf seinem kritischen Feldzug an Garben erbeutet, wird hier gleichsam in die poetische Scheuer eingefahren, ein Versuch, der allerdings nicht völlig gelang.

Ein wenig in diesem humoristisch-satyrischen Tone ist auch die obige Kritik über die Mosensche Dichtung gehalten, und dies beweist uns, daß er sich schon nicht mehr mit dem Problem identifizierte. Die natürliche Folge war die Trennung des poetischen Motivs von der theoretischen Erörterung, und mit großer logischer Schärfe weist Gutzkow nach, daß sich die Gestalt Ahasvers absolut nicht zur Trägerin des Emanzipationsgedankens eigne.

Eine weitere Bedeutung hatte dieser Essai für seinen Verfasser aus einem andern Grunde. Gutzkows Neigung und Fähigkeit zu witzigen Antithesen zeigt sich hier, wo er schon über dem Stoff steht, in voller Schärfe, und da besonders die jungen jüdischen Litteraten jene Trennung des Ahasverusschmerzes von der Emanzipationsfrage nicht billigten, sondern

Digitized by Google

die Ausfälle Gutzkows auf den ersteren auch auf die letztere ausdehnten, brachte sie ihm viel Streit und Fehde. Wenn Gutzkow in jenen Jahren, die zu der heißesten, aber gleichwohl — im Gegensatz zu dem letzten Abschnitt seines Lebens — erfreulichsten Kampfesepoche zählen, irgend eine Frage in seinem „Telegraphen" kräftig anschnitt, so stellte sich mit fast ausnahmsloser Pünktlichkeit mindestens ein mit dem schwersten Panzer der Polemik gewappneter Ritter entgegen, der je nach seinen geistigen Fähigkeiten ein St. Georg oder ein Don Quixote, nach seinem Temperament aber ein Philosoph oder ein blindlings dreinschlagender Rüpel sein mochte — kurz, einer ritt immer in die Schranken, und dieser Umstand ist für die Beurteilung jener litterarischen Turniere von großer Wichtigkeit.

Denn wie nur wenigen die Selbstbeherrschung eigen, im Augenblick erregter Debatte jedes Wort vorsichtig abzuwägen, so geschah es den damals sich anfehdenden Litteraten — und Gutzkow nicht ausgenommen — daß sie in der Hitze des Gefechts oft genug über das vorgesteckte Ziel hinausstürmten. Diese Thatsache muß überall berücksichtigt werden, wo ein objektives Urteil über die dreißiger und vierziger Jahre erlangt werden soll. Besaßen doch jene Jungdeutschen noch die Fähigkeit des jugendlichen Enthusiasmus ebensosehr wie die minder ansprechende Eigenschaft litterarischen Jähzorns.

So forderte auch jene Kritik unseres Schriftstellers über Mosens „Ahasver" eine Reihe von Entgegnungen heraus, die natürlich der Angegriffene entsprechend beantwortete. Noch bis 1843 sehen wir die hierbei aufgeregten Faktoren nicht beruhigt. Zahlreiche Misverständnisse, die durch den Ton des Aufsatzes hervorgerufen wurden, liefen unter. Um auch bei den Lesern dieser Untersuchung solchen Misverständnissen vorzubeugen, betone ich ausdrücklich, daß das zunächst Folgende nur die poetische Frage der Ahasverusdichtung betrifft, während Gutzkows politisch-humaner Standpunkt später sich wesentlich anders darstellen wird.

Digitized by Google

Jener Aufſatz nun erſchien im Auguſt 1838 in den Nummern 124 und 128 des „Telegraphen“; er wurde zwar in die „Vermiſchten Schriften[131])“ aufgenommen, fehlt aber in den geſammelten Werken; die weiterhin aus dem „Telegraphen“ zu erwähnenden Artikel Gutzkows über die Judenfrage ſind überhaupt nicht in Buchform erſchienen, und ich bin daher genötigt, ſie im Auszug hier wiederzugeben, da ſie für ſeine Stellung zum Judentum grundlegend ſind.

Die eigentliche Kritik über die Dichtung Julius Moſens intereſſiert uns hier nicht; wohl aber der einleitende Artikel, der die allgemeinen Geſichtspunkte erläutert, aus denen der Kritiker das Werk betrachtet. Er erwähnt zunächſt die Lieblingsidee des Tages, einen „modernen“ Ahasver zu dichten, glaubt aber, daß die Vorſtellung, die man darüber habe, unklar oder falſch ſei. Er ſei ſich ſelbſt bewußt, die Sage in Betreff des modernen Judentums, allerdings im Widerſpruch mit den jüdiſchen und chriſtlichen Dichtern, löſen zu können. „Man iſt ſo geneigt“, fährt er fort, „in Ahasver einen Märtyrer zu ſchildern, man glaubt ſogar, Ahasver habe eine Miſſion zu erfüllen, die damit enden werde, daß Chriſtus ſelbſt ſich ihm naht und um Vergebung bittet.“ Ahasver ſei bekanntlich die Judenſchaft ſelbſt, und die Sage von ſeiner Verfluchung durch Chriſtus, ſeiner traurigen Unſterblichkeit enthalte eine post eventum gemachte Prophezeiung. Es liege nun im Charakter der damaligen Zeit (1838), und ſogar in einer hohen Aufgabe, die ſie zu löſen habe, daß man jedes im ausſchließlich chriſtlichen Sinne über die Geſchichte Verhängtes zu negieren ſuche und dem ewigen Juden eine Verjährung ſeiner Strafe einräume, die man ihm ohnehin ſchon auf Golgatha würde eingeräumt haben, wenn der Deismus unter dem Kreuze Chriſti würde geſtanden haben. Die Theophilanthropie unſerer Tage wolle dem Ahasver nicht bloß endliche Ruhe, ſondern ſogar eine Entſchädigung für ſein Leiden und Dulden einräumen und den Ahasver nicht bloß emanzipieren,

Digitized by Google

ſondern ihm ſogar noch eine Miſſion dazugeben. „Ich frage aber, iſt Ahasvers Verbrechen nur eines gegen das Chriſtenthum? . . . Ahasvers Verbrechen war die niedrigſte Liebloſigkeit. Was er verbrach, verbrach er nicht als Jude, ſondern als Egoiſt und Eventualitätsmenſch, der die Dinge nach dem Erfolge taxirt und Chriſtus mit höhniſchem Witze nachrief: Willſt Gottes Sohn ſeyn und kannſt nicht einmal tragen dein Kreuz! O und nicht darum wurden die Juden verdammt, zu irren auf der Erde, weil ſie nicht Chriſten waren, ſondern weil ihnen die moraliſche, edle, ſchöne, menſchliche Regung des Gefühls, weil ihnen die Liebe abging und ſie im ſchnöden, witzelnden Partikularimus ſich über das Unglück moquirten und ein Verbrechen (nicht am Chriſtenthum, ſondern) an der Menſchheit begingen! Ahasver als den Sohn ſeiner Väter hinſtellen, als den treuen Anhänger ihres Gottes, als den treuen Diener des Geſetzes, als den Märtyrer des Johavaglaubens —, iſt eine Entſtellung der Sage. Ahasver iſt der Jude in ſeinem nichtigen Materialismus, ein Schuſter, der an ſeiner Werkſtatt faullenzt und das vorübergehende Große und Erhabene bewitzelt, weil es unglücklich iſt und nicht Berge verſetzen und Brabanter Thaler ſchlagen laſſen kann, Ahasver iſt der Jude in alledem, was ihn von dem Berufe an der Geſchichte theilzunehmen, ausgeſchloſſen hat, der Jude gerade in ſeiner Miſſionsunfähigkeit, er iſt das Schlechte am Judenthum, das Liebloſe, Partheiiſche, Hämiſche, Zerſetzende, er iſt gerade Alles das, was noch immer die Emanzipation am meiſten verhindert. Und wenn Ahasver bei einem beinahe 2000jährigen Irren in der That vom Schuſter ſich heraufgebildet hat, die Weltgeſchichte mitmachte, Reiche ſtürzen und ſich erheben ſah, wenn er gerade auf der Bildungsſtufe ſteht, die ihn für das „moderne Bewußtſein“ empfänglich machen ſollte, ſo iſt er wiederum der Alte, Gehäſſige, der Jude, der da glaubt, Sonne, Mond, Sterne, alles drehe und bewege ſich nur der Emanzipation wegen, Goethe, Schiller, Herder, Hegel, alle

Digitized by Google

müßten nur nach dem beurtheilt werden, was ſie über die Emanzipation denken, er iſt derjenige, der die Emanzipation ertrotzen will und auf ſeine Briefe und Siegel, auf ſeine Millionen, die ja der Staat nicht mehr umgehen könne, auf ſeine Steuern, die er ja zahle, wie jeder Andere, auf ſeine Menſchenrechte, auf das ohnehin ja ausgeflachte moderne Staatsleben zeigt, bald zudringlich, bald emphatiſch, bald ſpottend. Gerade dies iſt der moderne Ahasver, wie er noch immer unter uns ſchachert und trödelt, wie er in der Literatur witzelt, das Organiſche zerſetzt, der ſchlechte, ſich auf ſich ſelbſt ſteifende Theil des Judenthums, der Theil des Judenthums, der meinetwegen jetzt ſelbſt ſich ſchon beſingt, Ahasver, der ſich ſelbſt in Gedichten auf ſich ſelbſt zum großen Mann und Zukunftsmiſſionär macht."

Gutzkow legt ſodann ſelbſt einen Plan auseinander, nach dem er den Stoff Ahasver behandeln würde, und ſeine Auffaſſung wird noch heute intereſſieren, wo ja die Reihe der Ahasverdichtungen immer noch durch neue verlängert wird.

„O ich möchte Euch einen Ahasver geben! Ich würde dem Judenthum ſeine Geheimniſſe erſchließen und dem Chriſtenthum ſeine Hoffnungen. Ich würde dem Juden nicht vorwerfen, daß er kein Chriſt, aber ich würde ihm zeigen, *was er wurde* dadurch, daß er kein Chriſt wurde. Chriſtus fluchte dem nicht, der nicht ſeines Glaubens war, er fluchte ihm, weil ihm Plato, Sokrates, weil ihm Confucius und Muhamed auch geflucht haben würden, er fluchte ihm, weil er ohne Herz war, weil er das Verbrechen Chriſti, nicht der beleidigten Propheten, ſondern *des ſchlechten Erfolges* wegen verachtete und einen Unglücklichen verſpottete. Um wieviel höher ſtand der Heide Pontius Pilatus, als dieſer Ahasver! Ich würde eben zeigen, daß es eine Mataphyſik in der Sage giebt und daß in ihr das ganze Schickſal des Judenthums allerdings ausgeſprochen liegt.

Ich würde Ahasver nicht ſo ſchildern, wie ich ihn vorhin den modernen nannte. Ich würd' ihm nur Trabanten geben,

Digitized by Goog

welche jene schlechte Seite des Judenthums repräsentirten. Ich würde Ahasver (seine Leiden zwingen dazu, ihn in die Schule derselben zu schicken) dahin führen, daß er Entäußerung lernt, daß er die Jahrhunderte verfolgt und die Ohnmacht kennen lernt, aus dem Laufe der Begebenheiten etwas dem Judenthum speziell zu Gute Kommendes zu entnehmen. Mein Ahasver müßte einsehen, daß die Reformation ihn nichts angeht und daß es Schande für ihn ist, daß sie ihn nichts angeht; einsehen, daß die Wiedererweckung des Alterthums aus den Klöstern ihn nicht berührt, die Buchdruckerkunst höchstens seine partikulären Gelüste fördern könnte, das Schießpulver seine Sache nicht ist, die Entdeckung der neuen Welt ihm nicht gebührt; ich würde ihn ruhiger und verklärter zeigen, wo er endlich auf den Standpunkt Spinozas sich geschwungen, ich würde ihn zum Denker, Dichter machen und ihn da enden lassen, wo er nun als zartfühlender Nerv der Geschichte sich in einem großen Organismus betrifft, dessen Störungen und Funktionen ihn alle so berühren, wie jeden andern Nerven auch. Und mein Ahasver müßte erkennen, daß er sich an Christo versündigte und sein Verbrechen bereuen. Er müßt' es erkennen, erst vom moralischen, dann vom philosophischen Standpunkte. Er müßte erst in Christo den Menschen sehen, den er kränkt, und dann den Propheten, der seinem Stamme entsprossen, der größte Jude war, der seit dem Beginn des Christenthums gelebt hat. Mein Ahasver wird Christ; denn Strauß hat das Leben Jesu geschrieben und der Paraklet ist erschienen, der Tröster, der uns tröstet, daß die Vernunft mit dem, was erweislich Christenthum ist, übereinstimmt. Mein Ahasver läßt sich nicht taufen; (weil da die Kirche aufhört, wo die Menschheit beginnt) er tauft sich selbst; denn Schleiermacher hat gelehrt, Jeder ist sein eigener Christus."

Nach einem Ausfall auf partikuläre Einrichtungen wie Judenzeitungen, Judenkasinos ꝛc. versichert er, daß Ahasver nicht eher Ruhe finde, als bis er seinen herzlich schlechten

Digitized by Google

Streich, den er Chriſto geſpielt habe, einſehe, und ihn bitterlich bereue. Chriſtus verlange keine göttliche Verehrung von ihm, ſondern nur ſeine Anerkennung des Menſchlichen und jene liebevolle Hingebung, die, ſelbſt wenn die Juden emanzipiert würden, ſie nicht überkommen dürfte, es ſei denn, daß ſie ſich ſelbſt emanzipierten. Er ſchließt dann ſeinen Eſſai mit der Verſicherung, daß er den jüdiſchen Intereſſen um ſo weniger entgegen ſei, als ſie bei ihm mit der Löſung der chriſtlichen zuſammenfielen. Aber „Judenthat will ich ſehen, nicht den ewigen Judenſchmerz.“ Ahasver, der die lumpigſte That in der ganzen Geſchichte begangen habe, könne nicht verlangen, daß Chriſtus ihm Abbitte leiſte. „Bleibt der ewige Jude lieblos, kalt, egoiſtiſch, partikulär und ſteigert ſich nach ſeinen hiſtoriſchen Erfahrungen höchſtens zu dem frechen Stolze, daß man kommen müſſe und ihm abbitten, dann mag er wandern, der tückiſche Schuſter von Jeruſalem, bis an den jüngſten Tag, wo er die überwachten Augen groß aufreißen und ſich über den Anblick des zu Gericht ſitzenden Chriſtus höchlichſt verwundern wird; dann wird er ſagen: Hab' ich das ahnen können, daß etwas Großes an meinem Laden vorüberſeufzte und daß man bei Gott! ein großer König auch ohne Dukaten ſeyn kann. Und Chriſtus wird ihn in einen Louisd'or verwandeln, der aber (und das würde für Ahasver die Hölle ſeyn) keinen Cours mehr hat.“ Doch — und jetzt ſymboliſiert Gutzkow unter Ahasver das Judentum im allgemeinen — hoffe und bete er, daß Ahasver ſo ende, wie er es ſich in der obigen Skizze gedacht, denn auf die jüngern Juden habe er eine große Hoffnung. Er deutet damit auf jene Juden der jungen Generation, die, wie Gabriel Rießer ſagt, „an der Lehre ihrer Väter feſthalten, wenn ſie gleich ſehr vieles von den Formen derſelben, was anderen weſentlich erſcheint, als der vorübergehenden Nothwendigkeit einer untergegangenen Zeit angehörend, von ſich weiſen.“

Dieſer Artikel nun wurde beſonders im jüdiſchen Lager

Digitized by Google

mit Unwillen gelesen, weil man sich eben zu der von Gutzkow geforderten Trennung der historisch-poetischen Frage von der politisch-humanen nicht verstehen wollte. Die in Leipzig erscheinende „Allgemeine Zeitung des Judenthums“ (Herausgeber Dr. Philippson) brachte in Nr. 114 und 117 eine Antwort: „Ahasver, Gutzkow und Juden“, die aber zu allgemein gehalten war, als daß sie etwas Thatsächliches richtig stellte.

Auch mündlich scheinen Gutzkow, der 1838 in Hamburg lebte, wohin der „Telegraph“ seit dem 1. Januar von Frankfurt aus verlegt worden, und dort vielen Verkehr mit Juden pflegte, zahlreiche Vorwürfe gemacht worden zu sein. Er sah sich deshalb zu einer „Nachträglichen Erklärung“ im „Telegraphen“ [132]) veranlaßt. Er habe, seit er an dem Kampfe der Ideen gegen verrottetes Herkommen Teil nehme, seine Feder der bürgerlichen Gleichstellung der Juden gewidmet. Sich ihr widersetzen, verrate Herzlosigkeit und politischen Unverstand. Die Frage sei überhaupt nicht mehr, ob die Juden gleichgestellt werden sollten, vielmehr die, wie man ihnen die bürgerliche Freiheit, die sie über kurz oder lang in allen deutschen Staaten erhalten würden, zu einem ihrer eigenen Gesamtheit ersprießlichen Genuß und die Ausgleichung mit der christlichen Gesellschaft so vollständig und beziehungsreich als möglich machen könne. Man habe seinen aus der Natur und frühern Geschichte des Judentums hergenommenen Kommentar über eine ziemlich in der Luft schwebende Sage als eine Feindseligkeit gegen die bürgerliche Frage des Judentums ausgelegt, und ihm andrerseits eine Vorliebe für das Christentum vorgeworfen. Aber aus dem sozialen Trieb, eine gesellschaftliche Kluft zu überbrücken, könne man doch nicht auf eine Abneigung gegen das Christentum und eine mehr als zur Sache gehörige Neigung für das Judentum schließen. Er habe nur versucht, aus den Auswüchsen und Gebrechen des Judentums der Ahasversage eine Deutung zu geben.



Digitized by Google

Es folgt dann in Form einer Abwehr eine Feſtſtellung der Typen, wie ſie in dem Kampfe um die Emanzipation zu jener Zeit auftraten, und was Gutzkow hier mit mehr oder weniger Vorwurf charakteriſierend feſtſtellt, berührt ſich in manchen Punkten mit den Klagen, die Gabriel Rießer über die Beteiligung ſeiner Stammesgenoſſen an dieſer Tagesfrage drucken ließ. „Statt mir Judenhaß vorzuwerfen", fährt Gutzkow fort, „hätte man ſich fragen ſollen: Wie kömmt es, daß ein Mann, der unſrer Sache zugethan iſt, in eine ſo plötzliche Erzürnung über uns gerathen kann? Ich würde dann haben antworten müſſen: Mein Artikel iſt nicht gegen die Gemeinde und deren Sache gerichtet, ſondern erſtens gegen einige jüngere Dichter, die unwillig über die ſo lange verzögerte Befreiung, ſich in den Schooß des Judenthums zurückwerfen, und eine Bildung, die ſie lediglich der ziviliſirenden Kraft des Chriſtenthums verdanken, zu übertriebenen und das chriſtliche Gefühl nur herausfordernden trauernden Rabbi- und Ahasvergeſängen verwenden; zweitens gegen jene Philoſophen, die aus Bitterkeit über die noch andauernde Lage der Juden ſich hinreißen laſſen, ſogar der Wiſſenſchaft eine ihr noch zu gebende jüdiſche Färbung zuzumuthen und Chriſtus man möchte faſt ſagen perſönlich haſſen, da ſie doch einſehen könnten, daß er nächſt Moſes ihr größter Held und Charakter war; drittens gegen diejenigen Juden, die da glauben, man ſolle ihnen die bürgerliche Freiheit aus religiöſem Indifferentismus geben; viertens gegen diejenigen, die bei den Schwierigkeiten, welche die Emanzipation gegenüber der bigotten und dem Judenthum ſo feindſeligen chriſtlichen Volksmaſſe hat, bei der ſo läſtigen Verſchiedenheit der das Gewöhnlichſte im Leben berührenden jüdiſchen Gebräuche, bei hiſtoriſchen Entwicklungen, die in den Dingen, nicht in den Menſchen liegen, vom Chriſtenthum gar verlangen, es müſſe dem Judenthum etwas abbitten; fünftens gegen diejenigen, welche gleichſam in einer Noah-Arche der Erwartung ſitzen und von Jahr zu Jahr das Fenſter öffnen und fragen: Sind wir ſchon emanzipirt?

Digitized by Google

die dann, wenn die Gewässer noch nicht verzogen sind, das Fenster wieder schließen und sich, ohne Interesse für die übrige Welt, von den Wellen wieder forttreiben lassen; die da gänzlich vergessen, daß sie sich selbst darauf berufen, sie wären Deutsche und doch nur die Geschichte des Vaterlandes darnach beurtheilen, daß sie unter Napoleon, den sie darum verehren, frei waren und in den jetzigen Zeiten, die sie darum hassen, gedrückt sind.

Es sind nicht die Interessen des Judenthums, die ich beeinträchtigen will; nur find' ich, daß gerade die, welche die Gebildetsten an der Spitze des Judenthums sind, viel zu sehr an einer gefährlichen Trennung arbeiten, den Zwiespalt übertreiben, die Leidenschaften schüren, die Aussöhnung durch ihren Groll nur erschweren, die Gleichstellung nicht immer richtig und für das christliche Gefühl zart genug motiviren, den Einfluß der gebildeten Christen auf die Ungebildeten überschätzen, die historischen Entwickelungen über's Knie brechen und so lange, bis ihnen die Emanzipation geworden ist, ordentlich ein Neutralitätsverhältniß zu ihrem Vaterland beobachten." Gutzkow weist dabei auf die von Dr. Philippson herausgegebene Zeitung für das Judenthum hin, in der man ihn angegriffen, die sich nicht der Sache der Emanzipation widme, sondern nur von allem, was in der Welt vorgehe, den jüdischen Anteil registriere.

Damit war aber die Angelegenheit noch nicht zur Ruhe gebracht. Infolge eines heftigen Angriffes in der von Gustav Kühne redigierten „Zeitung für die elegante Welt" sah er sich im Oktober 1838 veranlaßt, eine endgültige Erklärung unter dem Titel „Noch einmal Ahasver" abzugeben [133]). Er gestand, daß er besser gethan, seinen „innern Herzensdrang" über die Ahasverangelegenheit zurückzuhalten, weil das „Judenthum gegenwärtig eine offene Wunde sei, deren leiseste Berührung für seine Deutschen Bekenner schon schmerzhaft wirke." Sodann faßte er seine Ansicht über den dichterischen Stoff Ahasver noch einmal folgendermaßen zusammen:



Digitized by Google

„Die Ahasverſage iſt eine chriſtliche, keine jüdiſche. Soll ſie ächt und rein bleiben, ſo muß ſie es als chriſtliche, oder man läßt ſie, als eine Ausgeburt finſtrer Zeiten, gänzlich fallen. Wird ſie ausgebildet und bearbeitet, ſo muß ſie in der Hauptſache die bleiben, die ſie von Anfang war. Ein Umdeuteln und Hineinlegen kann bei Sagenſtoffen nur ſtattfinden, wenn der dichteriſche Bearbeiter das Urſprüngliche potenzirt, das Gemeine der Auffaſſung veredelt und, wie Göthe gethan hat, aus dem Zauberer Fauſt einen Philoſophen mit der Bildung unſerer Zeit macht. Etwas ganz Anderes iſt aber die Art, wie die jungen jüdiſchen Dichter den Ahasver umgeſtalten wollen. Sie wollen aus dem, was ſchlecht war, ein polariſch Entgegengeſetztes machen, etwas Erhabenes; ſie wollen Ahasver, der ein erbärmliches Wort in der Sage ſpricht, zum Träger hoher Ideen in ihrer Dichtung machen. Das nannten wir falſchmünzen und werden noch immer dabei bleiben: Ahasver iſt eine Chriſtenſage . . . Die Frage des Judenthums, die Frage des Tages, findet im Ahasver gar keine Erledigung, es ſey denn ſo, wie ich es früher, ohne damit ein Maaß geben zu wollen, ſkizzirt habe . . . . Ich geſtehe ſogar, daß ich recht gut weiß, wir leben in einem Zeitalter der religiöſen und politiſchen Gährung, wir haben eine ſpekulative Richtung, die über dem Poſitiven ſchwebt, wir haben Strauß . . . aber praktiſch, verſtändig die Dinge angeſehen, hängt die Frage des Judenthums wohl nur vom endlichen Siege jener Aufklärung auch bei uns ab, die in Holland und Frankreich die Emanzipation längſt zugelaſſen hat. Was da von den jungen jüdiſchen Dichtern, den Sängern des Judenſchmerzes uſw. in die Frage hineingetragen wird, kann nur dazu dienen, ſie zu verwirren nnd ihr eine Oppoſition bei ſolchen chriſtlichen Gemüthern zu ſchaffen, die nicht Luſt haben, dem Judenthum eine Miſſion, dem Ahasver eine Zukunft und dergleichen einzuräumen. So wenig durch das Alles, was jetzt im Schooß des Chriſtenthums vorgeht, etwas anders erzielt wird, als eine freiere Auffaſſung deſſelben,

Digitized by Google

ſo wenig können wir glauben, daß wir, frei geworden im Sinne unſerer Zeit, das Chriſtenthum und Judenthum ſich noch einmal an einander indifferenziiren ſehen ſollten. Die Emanzipationsfrage iſt eine der Politik und der Sitte, keine Frage der Metaphyſik und der Religionsgeſchichte. Wer unter den Juden ſie zu letzterer macht, wird erleben, daß er Vielen eine Angelegenheit verleidet, der ſie ſonſt mit Rath und That ſo herzlich und innigſt geneigt ſind.“ —

Die Erfahrungen, die Gutzkow mit ſeinen Ahasverartikeln gemacht, ſchreckten ihn fürs Erſte zurück, in größeren Auseinanderſetzungen die Emanzipationsfrage zu berühren. Er beſchränkte ſich darauf, in der Redaktionsführung des „Telegraphen“ ſeine Anſicht zum Ausdruck zu bringen. Er ſammelte mit großer Vorliebe kulturhiſtoriſche Notizen über die Lage der Juden und den Fortſchritt der Emanzipation: er beſpöttelt in der „Kleinen Chronik“, die jede Nummer des Blattes ſchloß, daß noch 1838 zu den Frankfurter Maskenbällen keine Juden Zutritt erhielten und auf den Einladungskarten der ausdrückliche Vermerk „chriſtlich“ ſtände; er hebt hervor, daß in England kein Jude ſich dieſes Namens ſchäme, ſondern ihn auch nach der Taufe noch mit Stolz trage. Er bringt Anekdoten zur Illuſtrierung des Gegenſatzes zwiſchen Juden und Chriſten und läßt Artikel ſchreiben über die Lage der erſtern im Ausland, über die Frankfurter Judenmädchen (von Alexander Weill[134]) ꝛc.; er verfolgt jede Bewegung des Kampfes, jede Debatte in den Kammern und druckt Gedichte ab, die der Verſöhnung der Parteien gewidmet ſind; ſo erſchien im „Telegraph“ von 1839[135]) das Gedicht von Friedrich Hebbel: „Der Jude an den Chriſten.“ Der „Telegraph“[136]) veröffentlichte auch den Aufruf „An die Israeliten Deutſchlands“ zur Bildung von Komitteen, die iſraelitiſchen Gelehrten, denen als Juden die Beförderung im Staate verſagt werde, Unterſtützungen gewähren ſollten. Gutzkow bringt Auszüge und Kritiken über bedeutendere Werke der jüdiſchen Litteratur, er tadelt Hebbels

Digitized by Google

„Judith“, indem er ausführt, daß die Aufgabe einer jüdiſchen Jean d'Arc nur jüdiſch, d. h. religiös gelöſt werden könne, als Seelengemälde aber unpaſſend ſei; Hebbel habe eine nicht religiöſe Judith geſchaffen; ſie morde Holofernes, nicht um ihr Volk zu befreien, ſondern weil die Männer nicht den Mut dazu haben. Er witzelt über den Zwiſt der orthodoxen Juden, es ſei ein Glück für ſie, daß ſie in ihren Synagogen keine Glocken hätten, ſonſt würden die Rabbiner Jahrhunderte hindurch ſtreiten, ob die Glocken bim oder bam ſagten. Vor allem wendet er ſich ſtets gegen die Iſolierung der Juden, die er in Zeitſchriften wie der des Dr. Philippſon, in dem Vorſchlag einer jüdiſchen Fakultät, der ebenfalls von Philippſon ausging und auch in Gabriel Rieſſer Bedenken erweckte[137]), empfand. Alexander Weill, ſelbſt Jude und Gutzkows Freund vom Jahre 1835 her, trat ihm hier zur Seite und polemiſierte gegen dieſe Abſicht, die jüdiſche Theologie zu einer Wiſſenſchaft zu erheben, mit dem Argument: „Bedenkt, daß der größte Mann, das Subjekt aller Subjektivitäten, ein Jude war und dieſer war Jeſus. Und euch, ihr Juden, die ihr bei dieſem Namen zittert und mich verdammt, rufe ich zu: Bedenkt, daß Jeſus ein Jude war und daß ihr, ſeit ſeinem Streben, das ihr nicht verſtanden, nicht um ein Haar vorwärts geſchritten ſeid, und zwar eben, weil ihr es nicht verſtanden. . . . Auf der andern Seite aber: Das Heidenthum war für das Chriſtenthum eines Jeſus nicht reif, weil Jeſus nur für Juden baute. Das jetzige Chriſtenthum hatte auf das Heidenthum gebaut und ruhte auf ſeinen Elementen. Nur das Chriſtenthum aber, das auf dem Judenthum ruht, iſt wahr. Jeſus ſtützt ſich an Moſes und nicht an Jupiter.“

Im Jahre 1840 verſchwand dann die Emanzipationsfrage auf einige Zeit von der Tagesordnung, der Kampf ruhte, während im ſtillen die Geſetzgebung arbeitete; im folgenden Jahre loderte er aufs neue auf.

In dieſe Zeit der Ruhe fällt Gutzkows heftige Polemik

mit Heine. Was darüber in den Litteraturgeſchichten geſagt worden iſt, beruht durchweg auf falſchen Vorausſetzungen und bedarf dringend der Korrektur. Da der Streit ein durchaus litterariſcher war, kann ich in dieſem Zuſammenhange nicht näher darauf eingehen. Gutzkow rechnete mit Heine ab in der Vorrede zu ſeiner Biographie Ludwig Börnes, die noch von Holtzmann anerkannt wird. Sie erſchien 1840 unter dem Titel „Börne's Leben", (Hamburg bei Hoffmann & Campe) als Supplementband zu Börnes geſammelten Schriften im gleichen Verlag. Sie war ſchon 1839 fertiggeſtellt, vom Verleger aber zurückgehalten worden, um den Erfolg des Heineſchen Buches über Börne nicht zu ſchädigen. Durch dieſe Differenz mit Campe und durch das nachträgliche Erſcheinen wurde ſie in ihrer Vorrede ein heftiger Angriff auf das Heineſche Pamphlet. Als intereſſante, ſoviel ich weiß, nie beachtete Notiz füge ich noch ein, daß damals auch Auerbach eine Börnebiographie plante. Er ſchrieb am 12. Mai 1839 an Alexander Weill: „Gutzkow kömmt dieſe Woche hierher [nach Frankfurt], wir werden vielleicht in Kolliſion kommen, da wir beide das Leben Börnes ausarbeiten wollen"[135]).

Hier intereſſiert jedoch nur, welche Stellung Gutzkow 1839 zu Börnes Judentum einnimmt, nachdem aus dem Anfang dieſer Arbeit ſeine jugendliche Äußerung bekannt iſt, daß er erſchrocken ſei, als er zum erſten Male hörte, daß ſein vergötterter Börne ein Jude ſei. Er ſpricht ſich in der Biographie (S. 19 ff) ſehr eingehend darüber aus:

„Dieſe Abſtammung Börnes iſt für ſeine ſpätere Geiſtesbildung zu entſcheidend geweſen, als daß wir uns über ſie nicht gleich an der Schwelle ſeines Lebens verſtändigen ſollten. Börne war Jude. Seine Feinde haben dies oft genug geltend gemacht, entweder um ſeine angeblichen Verirrungen zu erklären oder ſie mitleidig damit zu entſchuldigen. Die Einen, die Germaniſchen, die mit ihren blonden Haaren und blauen Augen unmittelbar von den Eicheln der altdeutſchen Urwälder

Digitized by Google

abzuſtammen vorgeben, haben darum Börne nie recht an ſich herankommen laſſen, haben ſich ſeines Geiſtes, ſeiner Geſinnungen erwehrt, ſelbſt wenn dieſe, wie früher z. B. bei Görres mit der Tendenz des Herausgebers der „Waage“ im Allgemeinen übereinſtimmten. Die Andern, boshafter als jene Phantaſten, haben gerade den verbiſſenen Groll eines nicht emanzipirten Juden geltend gemacht, um Börne's uneigennützige Liebe zur Freiheit zu verdächtigen, haben das Häßlichſte, was man nur im Durchſchnitt vom jüdiſchen Charakter zu behaupten pflegt, in das Gemüth Börne's, ob er gleich Chriſt geworden, zurückzuleiten geſucht und ihm jene Liebloſigkeit, jenen zerſetzenden Verſtand angedichtet, welchen man gern für das Erbtheil der Juden ausgiebt. Die Wahrheit iſt aber die, daß allerdings die jüdiſche Abſtammung auf Börne's Sinnes- und Denkweiſe von großem Einfluß war, daß ihm aber dieſe Abſtammung noch umſomehr den Beruf gab, für die Freiheit Aller aus dem tiefſten Bedürfniß derſelben zu wirken.

Es iſt wahr, Börne hat erzählt, daß ihn der Juif de Francfort, welchen die Frankfurter Polizey einſt in ſeinen Paß ſchrieb, bitter gekränkt und geſtachelt hätte, ſich einſt dafür zu rächen. Aber woran hat er ſich gerächt? Wahrlich nicht an etwas, das er um ſeinen Zorn zu kühlen, erfand, ſondern an dem ganzen Zuſammenhang jener thatſächlichen politiſchen Zuſtände, die es mit ſich bringen, daß wir die Leibeignen unſrer Herrſcher und die Juden wieder die Leibeignen unſrer Herrſchſucht ſind. Er fand, als ihm die Dinge und Menſchen klar wurden, daß dieſer Juif de Francfort nicht allein daſtand, ſondern daß eine und dieſelbe Kette, die den Juden in ſchimpflicher Abhängigkeit hält, ihre Fortſetzung hat auch in die größten und kleinſten Kreiſe der chriſtlichen Exiſtenz. Das Eine verſchmolz ihm mit dem Andern; es führten die Leiden alle zurück auf dieſelbe Quelle.

So wie die Lage der Juden in Deutſchland war und noch iſt, muß es ein unſeliges Gefühl ſein, unter ihnen geboren zu werden. Schon das Spiel des Kindes hat ſeine Grenze;

Digitized by Google

denn was der christliche Knabe nicht durch sein eignes unschuldiges Herz zu hassen und zu verspotten lernt, lehrt ihn der Haß und der Spott seiner Eltern. Eingepfercht in häusliche Gewohnheiten, religiöse Sitten, für welche dem jüdischen Knaben das tiefe Verständniß abgeht, oder das er doch verliert, wenn die Bildung, die seinen Geist mit christlichen Stoffen schwängert, über ihn kömmt, ausgeschlossen von den Bahnen, welche christliche Gespielen und Schulfreunde für ihre Zukunft einschlagen, gefesselt an eine Gesellschaft, die in ihrer Abgeschiedenheit gar zu sehr in grelle Einseitigkeiten und wunderliche Richtungen verfällt, die der reifere Verstand bald durchschaut, ausgesetzt endlich den zahllosen Gehässigkeiten, welche sich die Christen im bürgerlichen Verkehre, in der Gesellschaft, in lokalen Beziehungen gegen die Juden erlauben — o das muß tief in ein edleres Gemüth einschneiden und Wunden hinterlassen, die, da der Zustand der Juden sich immer noch nicht bessern will, nie vernarben können. Der jüdische Kaufmann zerstreut sich vielleicht durch den glücklichen Erfolg seines Gewerbes; aber der jüdische Gelehrte ist auf die traurigste Vereinsamung mit seinem Schmerze angewiesen. Hat er die Jugend mit den Nadelstichen für seinen Ehrgeiz hinter sich, so ist ihm nun die ganze Zukunft versperrt. Er hat die Früchte der Wissenschaft und Kunst brechen gelernt so wie wir, aber er darf sie nicht genießen.

Alle Voraussetzungen der Bildung sind bei ihm dieselben wie beim Christen, ja er kann durch wissenschaftliche Einsicht sogar vom Christenthum eine höhere Idee haben, als mancher christliche Gelehrte sie hat, und doch bleibt er ausgeschlossen von einer Wirksamkeit für das Allgemeine, und muß, beschränkt auf seine Glaubensgenossen, eine Bitterkeit nähren, die seinem versöhnlichen Herzen sonst vielleicht ganz fremd geblieben wäre.

Aber Börne war noch unglücklicher als ein Jude; er war ein Jude in Frankfurt am Main; überall pflegt doch

Digitized by Google

wenigſtens die Bildung den Juden für den Umgang in der Geſellſchaft zu emanzipiren; in Berlin und Wien findet unter dieſen Umſtänden kein Unterſchied mehr zwiſchen den Bekennern beider Religionen ſtatt. Aber in Frankfurt iſt die Schranke für das ganze Leben gezogen; denn ſelbſt in Hamburg tritt die Großartigkeit des Weltverkehrs und der rein unternehmende Charakter des dortigen Handels immer wieder bindend zwiſchen zwei Bereiche, die in der Geſellſchaft ſich allerdings auch dort wechſelſeitig ausſchließen. In Frankfurt iſt der Judenhaß bei den Chriſten eine aus den älteſten Zeiten überkommene Umgangstugend, eine Art faſhionabler Sitte, von der ſich weder der junge Elegant noch die junge Schöne ausſchließt: ſelbſt Bettina verrät in ihrem Briefwechſel, daß ſie zum Judenhaß erzogen wurde. Der alte reichsſtädtiſche Übermut erprobte ſeine Kraft von jeher an der Hilfloſigkeit der Juden, wofür nicht nur in Frankfurt Gemälde zeugen, die früher dort an öffentlichen Gebäuden die Unterdrückung der Schutzbürger verſinnlichten, ſondern noch eine Menge von Sitten und Rechten, die, da ſie geſetzlich nicht aufgehoben ſind, jeder Chriſt gegen einen Juden in Anwendung bringen dürfte, wenn ſie durch die fortſchreitende Bildung der Zeit nicht in Vergeſſenheit gekommen wären. Zu Börnes Jugendzeit wurden noch die Juden um eine beſtimmte Stunde der Nacht in ihrem traurigen Quartier, der von Spindler zum Schauplatz eines Romans gewählten Judengaſſe, eingeſchloſſen; auf ihren Spaziergängen um den Wall durften ſie nur den Fahr- nicht den Fußweg betreten! das Mach Mores, Jud! hat bekanntlich Börne ſelbſt ſehr witzig auf den Frankfurter Senat angewandt, der nun auch vor den fremden bei ihm eingelegten Garniſonen Mores machen müſſe. Die vierzehn nur erlaubten jährlichen Ehen ſind zwar der Aufklärung der Zeit gewichen; ſogar einige der reichſten Banquiers ſind in das chriſtliche Caſino aufgenommen worden; aber ſonſt dauert die Abneigung und die Trennung immer noch fort. Der jüdiſche

Digitized by Google

Knabe iſt in der kecken Sprache der Stadt ein „Juddebub“; die Caſinos und die Geſellſchaften vermiſchen ſich nicht, die jungen noch ſo reichen und höchſt gebildeten jüdiſchen Damen kommen mit den weiblichen Sprößlingen der ſtolzen Patrizier-geſchlechter in keinerlei Berührung; nur im Theater und Konzert läßt ſich die Begegnung nicht vermeiden; ſogar die Freimaurerlogen, die doch der Bruderliebe und dem Gott, der das höchſte Weſen iſt, mag er nun Brahma, Allah, Jehova oder Chriſtus heißen, gewidmet ſind, ſelbſt dieſe ſchließen ſich einander aus und mauern jede nach ihrem eigenen Religions-bekenntniſſe. Wenn ſich auch hier wohl manches zur Ent-ſchuldigung der Chriſten ſagen ließe, und die Abſonderung, deswegen, weil die Juden meiſt ſehr wohlhabend ſind, und immer den Chef von Frankfurt, Rothſchild, an ihrer Spitze haben, öfters beinahe wie eine Farce herauskömmt, ſo kann ſie doch für ein tieferes Gemüt nur verletzend wirken. Bei Börne war dies ſicher der Fall; wenn ihm auch ſein Talent, aus dieſem ganzen Wuſt die Philiſterey herauszuerkennen, da-von eine mehr heitere, als trübſinnige Auffaſſung geſtattete.

Ueberhaupt irrt man ſehr, wenn man bei Börne in Betreff ſeiner jüdiſchen Herkunft jene übergroße Empfind-ſamkeit vorausſetzt, die jetzt in der Behandlung der Eman-zipationsfrage Sitte geworden iſt. Freilich, da er früh Chriſt wurde, mag in ihm dieſe Stimmung auch ſchon allmählig verklungen ſeyn; in der Weiſe, wie ſie ſich z. B. in „den trauernden Juden vor Babylon“ und ähnlichen Verſinn-lichungen des Judenſchmerzes ausſpricht, kam ſie entweder bei ihm nicht mehr auf oder hielt nicht lange an. Um aufrichtig zu ſeyn, Börne verhielt ſich weniger emphathiſch zu den neuern Verſuchen für die Judenemanzipation, als manche ſeiner Frankfurter Freunde gern geſehen hätten. Es ſtörte ihn teils die Einſeitigkeit einer ſolchen Freiheitserklärung, die gleichſam nur für eine Klaſſe von Menſchen faſt ariſtokratiſch erfolgen ſollte, während er die ganze Menſchheit in Feſſeln und Banden

Digitized by Google

ſah; teils kannte er die innere Organiſation der jüdiſchen Geſellſchaft zur Genüge, um nicht zu fürchten, daß der Geiſt der Geldſucht, die rein materielle Richtung der meiſten Juden ſich mit den Drängern der Menſchheit verbinden und ſich auf die Maſſe des ganzen Volkes werfen würde. Deshalb wünſchte er, daß ſich die Rothſchilds taufen ließen. Wenn er auch in ſeinen Briefen dagegen proteſtirt, daß er die Rothſchilds haſſe, ſo entſetzte er ſich doch vor der politiſchen Stellung, die die vorzugsweiſe jüdiſche Börſe im modernen Europa einnahm, vor dieſem Geiſt der Anleihen und der Papierſpekulationen, wo mit den Thränen und dem Blut der Völker die Kurſe der Staatseffekten notirt werden. So viel Mitleid er mit dem armen Manne hatte, der durch die Straßen ſeinen Zwerchſack trägt und nach den Fenſtern der Häuſer Handle! hinaufruft, ſo abſcheulich war ihm der Vorſchub, den die reiche Judenſchaft der weltlichen Tyrannei leiſtet, ſo widerlich war ihm der Ehrgeiz der reichen Judenfamilien, wenn ſie des Umgangs mit der chriſtlichen Ariſtokratie ſich rühmten und glücklich waren, ihre Töchter auf dem Ball eines Geſandten tanzen zu ſehen. Börne hatte auch kein Intereſſe an der neuerdings üblichen zu übertriebenen Herausſtellung der Nationalität und der ſittlichen Sonderung, ſondern wünſchte eine Verſchmelzung, eine völlige Germaniſirung des Judenthums; wenigſtens laſſen ſich die Stellen in ſeinen Briefen, wo er den ihm werdenden Mahnungen, ſich der Judenſache beſſer anzunehmen, ausweicht, nicht anders erklären; vor allen Dingen war ihm dieſe Sache keine Frage für ſich, ſondern ſie hing ihm mit den Hoffnungen des ganzen deutſchen Volkes, mit der Freiheit der ganzen Menſcheit zuſammen."

Auch in dieſer warmherzigen Verteidigung des Juden Börne wahrt alſo Gutzkow den Standpunkt, auf den er ſich in den angegriffenen Ahasverartikeln geſtellt. Er entwirft dann ein ſehr anziehendes Bild von den erſten bitteren Erfahrungen, die den Knaben Börne einſchüchterten, von dem Spott

Digitized by Google

und Hohn, der ihn auf seinen ersten Schritten ins Leben hinein allenthalben verletzte, und verfolgt das jüdische Element in seiner ganzen Thätigkeit und seinem Leben.

Tiefere Eindrücke als diese litterarischen Beschäftigungen mit der Judenfrage vermittelte der persönliche Verkehr, den Gutzkow nach seiner Übersiedelung von Frankfurt nach Hamburg Ende 1837 mit mehreren jüdischen Familien pflegte. Und gerade in Hamburg wie in Frankfurt standen die beiden Religionen durch Jahrhunderte lange bis tief in die Gesellschaft eingreifende Absonderung sich scharf gegenüber und schwer auszurottende Vorurteile, Eifersucht und Neid in voller Blüte. Vor allem war es ein Haus, in das er durch Theodor Mundts Empfehlung eingeführt und bald als innigster Freund aufgenommen wurde, das des Dr. Assing, des Onkels der Fanny Lewald, der nach der Taufe seinen ursprünglichen Namen David Assur abgelegt und Varnhagens Schwester Rosa Maria geheiratet hatte. Die Familie des streng konservativ-jüdischen Gelehrten Dr. Steinheim in Altona schloß sich engbefreundet an[139]). In dem kleinen Häuschen Assings in der Poolstraße versammelte man sich zu häufigen litterarischen Abenden, wo mit verteilten Rollen alte und neue Meisterwerke der Litteratur gelesen wurden. Varnhagen hat aus seiner Schwester Nachlaß eine ganze Reihe Zettel von der Hand Gutzkows und seiner Frau aufbewahrt, auf denen die Rollen für die einzelnen Teilnehmer verzeichnet wurden. Außer den beiden Töchtern Ottilie und Ludmilla Assing werden Steinheim und Frau, ein Fräulein Slomann, die Herren Castro, Kirchner und Hagen genannt. Nicht nur der Litteratur aber galten diese Zusammenkünfte; in Assings und Gutzkows Haus traf man sich zu fröhlicher Geselligkeit und schöne Tage lockten hinaus in Hamburgs prächtige Umgegend. Der so traurig geendete Ludwig Wihl, der eine Zeit lang Gutzkows journalistischer Adjutant war und ihn auch gelegentlich in der Redaktion des Telegraphen vertrat, fand sich dazu, und zahlreiche Besuche

Digitized by Google

wie die Immermanns, Uffo Horns und vieler andern brachten eine rege Mannigfaltigkeit in jene Hamburger Epoche. Selbst Gutzkows Frau Amalie, die sich in der Elbestadt nie wohl fühlte und auch stets nur vorübergehend dort bei ihrem Gatten weilte, söhnte sich in Assings Haus mit der ihr unsympathischen Stadt aus. Nach dem Tode Assings (1842), der seiner geliebten Lebensgefährtin bald folgte, richtete sie an die verwaisten Töchter ein Schreiben, dessen herzlicher Ton uns am besten die innigen Beziehungen vergegenwärtigt, die beide Familien verband: „Lassen Sie mich einige Augenblicke in der Vergangenheit weilen", schrieb sie. „Lassen Sie mich zu Ihnen kommen in der Zeit da sie [die Mutter] noch lebte und über alles was sie umgab einen zauberischen Reiz ausgoß. Alles wehte mich so heimathlich an, wenn ich in Ihr Haus trat, Sie waren meine lieben Schwestern. Ihre Mutter kam mir wie die meinige vor. Wie war ich so still glücklich, wenn ich neben ihr auf dem Sopha saß und ihrer sanften Stimme lauschte. Sie Beide saßen bei mir, der Vater ging in seiner gewohnten Art ab und zu, alles war mir so bekannt, so traulich und lieb. Der Frisch kratzte an der Thüre und sprang mit seiner oft besprochenen Lebhaftigkeit ins Zimmer. Ich trennte mich immer so ungern von Ihnen. — Auch wie ich rückkehrte und Ihre Mutter, ach, so schmerzlich vermißte, war es mir doch als fühlte ich ihre Nähe, als müßte sie jeden Augenblick mit dem hübschen Gesicht, das ich so gerne angesehen hatte, eintreten.

Jetzt ist Alles anders geworden! Ich kann mir Hamburg nicht ohne Sie denken und doch sind Sie nur noch da um es bald auf immer zu verlassen. Es ist mir ein gar schmerzlicher Gedanke das mir so liebe und wohlbekannte Haus bald ganz verödet mir denken zu müssen. Alles fort was ich so lieb hatte!"

Was Gutzkow selbst dem Verkehr mit Assing verdankte, hat er in einem von wärmster Freundschaft durchklungenen Nekrolog, den er in Form eines Briefes an den Herausgeber

Digitized by Google

der „Europa", August Lewald, sandte,[140]) mit schönem Freimut bekannt. Dieser Aufsatz gehört nebst dem über Rosa Maria Assing zu den besten Charakteristiken, die Gutzkow geschrieben. Er legt den Nachdruck nicht auf die geistige Bedeutung Assings, der für das Morgenblatt[141]) und für Musenalmanache Gedichte schrieb, sein menschlicher Wert, sagt er, war größer als die flüchtigen Erzeugnisse seiner Muse.

Er schildert ihn als ein Original, als eine etwas einseitige, aber tief angelegte Natur, als einen Humoristen, der aber nur im engsten Kreise seine Gabe entfalten konnte, der im Schoße seiner Familie ein eigenes Leben führte, das ihn von der Gesellschaft oft in schroffer Weise isolierte. Er war mistrauisch den Fremden gegenüber, aber er griff nie störend in die Gewohnheiten der Seinigen ein. Als Freund Justinus Kerners besaß auch er „jene wunderlichen Gegensätze zwischen Dämmerungsliebe und gesunder Erkenntnis des Tages." Wenn man deshalb an seiner Wahrhaftigkeit zweifelte, gab er diesen Widerspruch selbst zu, ohne sich ändern zu können. „Es gab gewisse Grenzen des Nachdenkens, über die er nicht hinausgehen wollte. Er bewegte sich immer in Kreisen, die er sich früher einmal gezogen hatte, und überließ es jedem Andern, sich seine Welt, so viel er wollte, zu erweitern; er allein ging über das, was ihm seit lange zu glauben und zu meinen behagte, nicht hinaus." Das erschwerte natürlich den Umgang mit Freunden, und Gutzkow schrieb diese „banale Einpferchung in einmal für ihn feststehende und oft sich widersprechende Thatsachen" den Jugendeindrücken zu, die Assing von der romantischen Schule erhalten hatte. Seine Denkweise war reine Willkür des Gemütes und den Widersprüchen, wozu sie ihn in mündlicher Aussprache hätte führen müssen, wich er aus, indem er gar nicht stritt. „Es war oft kränkend für den Gegner, wenn er bei einem Meinungsaustausche alle Prämissen des Anderen zugab und doch hartnäckig in seine erste Behauptung zurückfiel. Er schien immer sagen zu wollen, es käme in dieser

Digitized by Google

Welt der Sinnentäuſchung auf objektive Wahrheit nicht an ... Nur in einem Betracht dagegen wohnte in ſeinem Gemüt kein unvermittelter Dualismus, im Sittlichen. Die Läuterung ſeines Charakters und ſeiner Sinne war rein und hier verſchwanden alle inneren Gegenſätze.“ Und nun folgt ein Geſtändnis Gutzkows, das für ſeine Entwicklnng von hohem Intereſſe iſt, das uns die perſönliche Einwirkung Aſſings auf ſein Weſen zeigt und außerdem einen Zug zu Tage fördert, der ſpäterhin im „Uriel Acoſta“ das Grundmotiv des Ben Akiba werden ſollte: das Feſthalten an dem Alten, Liebgewordenen, das ſich durch keine ſpätere Erkenntnis verdrängen läßt.

„Ich geſtehe Ihnen, lieber Freund“, ſchreibt Gutzkow an Lewald, „daß die Bekanntſchaft mit einer aus ſo eigenthümlich zarten Stoffen zuſammengeſetzten Natur von großem Eindruck auf mich war ... Durch Aſſing iſt mir zum Erſtenmale im Leben die Grenze alles Meinungskampfes klar geworden, wie ich ihn zum Erſtenmal ſah, kam ich ganz erhitzt, beſtäubt, ja ich möchte faſt ſagen, verwildert aus einem Ideenfeldzuge, den ich Jahre hindurch hartnäckig geführt hatte. Mißgeſchick hatte verbittert, Kummer war Galle geworden. Der Kampf war von den Gedanken auf die Perſonen übergegangen und fremde Rückſichtsloſigkeit hatte die eigene erzeugt. Da lernt' ich dieſe Sinnpflanze Aſſing kennen. Ich erſchrack, daß es Naturen gab, die in geiſtigen Dingen ſo zart angefaßt ſein wollten. Seine Schonung gegen Andersdenkende, ſeine Geneigtheit, bei doppelſinnigen Gerüchten über die Menſchen immer erſt das Gute zu glauben, ſein Aufſchrecken bei jedem kränkenden, im Gegner die Perſönlichkeit verletzenden Worte, alle dieſe Ausſtrömungen eines edlen und reinen Weſens zogen mich um ſo inniger zu ihm, als ich wohl fühlte, daß ihn die Wildheit der damaligen und noch jetzt üblichen Polemik und oft meine eigene Rückſichtsloſigkeit beklemmen mußte. Ich ſchrieb damals den Telegraphen. Sie wiſſen, was für Späne fielen. Ein glückliches Geſchick führte mich aber in Aſſings Nähe. Er wurde unwiſſentlich der Probirſtein meines Styls, meiner Darſtellung. Ich dachte immer, wie wird dies auf ihn wirken, kann ich jenes ihm unter die Augen treten laſſen? Gern hätt' ich ihm jede Nummer unterſchlagen, in der ich gezwungen

Digitized by Google

gewesen war, in einen groben Klotz einen groben Keil zu treiben. Ja, ich schrieb mich in ihn hinein, wie in mein eignes Gewissen ... Assing war im Urtheil und Umgang von einer Delikatesse, die man hätte weiblich nennen mögen. Sie ging zu weit, diese ängstliche Rücksichtsnahme. Ich selbst sah allmählig wohl ein, daß man wenigstens die Glocken der Zeit nicht mit Seidenfäden, sondern mit hanfenen Stricken ziehen müsse. Bei einer solchen Delikatesse konnte das Urtheil absterben, die Glut der Ueberzeugung gerieth in Gefahr, zu verglimmen. Aber für Assings Neigungen lag wenig an dieser Gefahr. Sein Blick war immer rückwärts gewandt. Neue Entwickelungen, gährende Zukunftselemente ließ er geduldig auf sich beruhen. Er schloß sich sogar methodisch gegen das erst Beginnende ab, es sei denn, daß ihn irgend eine Erscheinung plötzlich überrascht hätte. Dies traf ihn aber selten, und so geschah es, daß seine Umgebungen dem Neuesten sich zuwandten, während er selbst nur dem Alten lebte."

Da haben wir das Bild Ben Akibas, der nur im schon Gewesenen lebt, nur hier und da von einer „zu neuen" Meinung aufgeschreckt wird, aber bald auch sie wieder in das dichte Gewand seines unerschütterlichen Glaubens hüllt.

Gutzkow entwirft dann ein liebevolles Familieninterieur, wie Assing am Abend aus seinem Studierzimmer in den Kreis seiner Familie und ihrer Besucher tritt, und während ringsum der Streit über Strauß und Ruge, über George Sand und Theodor Mundt und alle Tagesereignisse der Litteratur wogt, an dem die jungen Töchter Ottilie und Ludmilla frühreif regsten Anteil nehmen, in stillem Sinnen einem Lieblingscitat des Hippokrates oder Homer nachhängt und es in den Gesprächspausen wie Prophetenworte aus einer andern Welt verkündet. Welchen Ton das Verhältnis zu Assing angenommen, beweist uns ein unveröffentlichter Brief Gutzkows, der die Antwort ist auf ein Freundschaftsgedicht, mit dem ihn Assing zum Weihnachtsfeste des Jahres 1838 überrascht hatte. Er lautet:

Welch innige Freude, mein verehrter Freund, haben Sie mir gestern Abend bereitet durch Ihre zarte Dichtung, die



Digitized by Google

mitten in die Weihnachtsluft hineinflog! Ich will aufrichtig ſeyn und hinzufügen, daß ſich in die Freude auch ein tief gerührtes Erſtaunen, eine wehmüthige Befremdung miſchte, da unſere Bildungsgänge durch Alter, Zeitumſtände und Lebensſchickſale ſo verſchiedenartig bedingt ſind und wir uns wohl an gleichen Zielen treffen können, aber auf Wegen dahingelangen, die ſich öfter durchkreuzen müßten, als ſie nebeneinander laufen. Hab' ich mich doch längſt gewöhnt, unſer Verhältniß nur als einen wöchentlichen Markt zu betrachten, wo wir uns freuen, die auf verſchiedenem Gebiet gereiften Früchte unſres Denkens und Strebens zu vergleichen und wenn ſie uns gefallen, gegeneinander auszutauſchen, betroffen oft und von meiner Seite wenigſtens innigſt erfreut, uns dabei manchmal in Sympathien zu begegnen, die wir bei einander nicht vorausgeſetzt hatten. Wie ergreifend mußte da dieſer unmittelbare, perſönliche Zuſpruch, den Sie mir in ſo lieber Form ſandten, auf mein Herz wirken! Von dem, was ich nur für eine herzliche Bekanntſchaft bisher gehalten hatte, ſah ich nun, daß es eine ſtumme Freundſchaft geweſen war, die in den ſchönen Strophen, die Sie mir ſandten, zum Erſtenmale beredt wurde.

Ich fühle wohl die mahnende Bedeutung Ihres Gedichts: Sie liegt mir hauptſächlich in der zart ausgedrückten Ironie, daß ich nicht vergeſſen möge, welcher Idee ich die Freude des Tannenbaums verdankte! Aber ſicher zeigt auch dieſer Widerſpruch eines Freigläubigen mit der von ihm nicht verſchmähten Feier der Weihnachtskrippe dasjenige an, was am Chriſtenthum unzerſtörbar iſt; dies iſt ſeine Verſchmelzung mit der Sitte und faſt der ganzen Lebensluft der neuen Welt. So denk ich mir auch die fromm, welche nicht die perſönlichen ſondern die hiſtoriſchen Wunder Chriſti anbeten, welche ſich nicht an das Saatkorn, ſondern an die reichaufgegangene Frucht des Evangeliums halten, an die Umgeſtaltung der Sitte, der Gedanken und Gefühle, die die Lehre bewirkte. Die Einen lieben das Chriſtenthum als Traube, friſch vom Weinſtock zu pflücken, die Andern trinken es als Wein, der durch die Kelter und die Gährung ging. Beide haben denſelben Stoff, nur haben ſie ihn in andrer Form.

Es eilt, daß mein Dankeszeichen an Sie abgeht; ſonſt würd' ich mehr ſagen; denn für mich iſt dies ein Gegenſtand,

Digitized by Google

über den ich beredter für mich selbst, in stiller Vertrautheit mit dem Papierblatt, phantasire, als im Gespräch aufthauend mich ergehe. Herzlichen Festgruß an die Ihrigen, wenn sie von diesem unserm Verkehr etwas wissen. Heut Abend sind wir heiter beisammen!

Erhalten Sie mir Ihre prüfende Nachsicht, wie ich in aufrichtiger Neigung und wahrhafter Hochschätzung verbleibe

V. H. Ihr

am Weihnachtstage 1838. K. Gutzkow.

Noch heute lebt einer, der aus persönlicher Erinnerung jener Abende mit Stolz gedenkt, der Altonaer Dichter Heinrich Zeise, und in seinen „Erinnerungen eines norddeutschen Poeten" finden wir einen Leserollenzettel abgedruckt, der zeigt, in welcher Gesellschaft man sich an jenen litterarischen Theeabenden im Gutzkowschen oder Steinheimschen Hause befand:

Den 7. Februar 1841: „Clavigo" — Clavigo, Herr Kirchner, Carlos, Herr Dr. Gutzkow. Beaumarchais, Herr Rießer. Guilbert, Herr Dr. Steinheim. Buenco, Herr Wihl. Saint Georges, Herr Mosanto. Bedienter, Herr Hagen. Marie Beaumachais, Frau Amalie Gutzkow. Sophie Guilbert, Frau Steinheim. — Hierauf: „Die Heirat durch ein Wochenblatt." Außer den schon erwähnten Persönlichkeiten figurieren noch in dem Lustspiel: Storr, Herr Wienbarg, Charlotte Frl. Assing, Madame Fallberg, Frl. Ludmilla Assing. Zugleich ist aber auch schon die Rollenverteilung für Sonntag, 21. Februar, verkündet; an diesem Tage wird gelesen: „Die unglückliche Ehe aus Delikatesse" und Gutzkow als Graf Klingsberg. Auch Gutzkows erste Dramen fanden, frisch vom Schreibtisch weg, in diesem Freundeskreise ihre ersten Zuhörer.

„Es waren Abende und Menschen," fügt Zeise hinzu, „werth, daß man ihrer gedenkt. Karl Gutzkow in der ganzen herben Kraft des frischesten Mannesalters, dessen Schwelle er eben betreten hatte, neben ihm seine heitere sanfte Gattin,



Digitized by Google

welche immer ausſah wie ein knospendes Mädchen. Das Leſekränzchen alternierte: es wurde einmal in der Gutzkowſchen Wohnung, das andere Mal in derjenigen des Dr. Steinheim abgehalten. Dieſe lag in Altona, ein einſtöckiges weitläufiges Renaiſſance-Gebäude, von deſſen Fronten die eine nach der Elbe, die andere in den Garten blickte. Steinheim, früher Arzt, jetzt in behaglicher Ruhe eines reichen Beſitzes ſich erfreuend, war ein hochgebildeter Mann, in der Literatur daheim wie Wenige, ſprachgewandt; vor allem aber ein tiefer Kenner und leidenſchaftlicher Freund der Muſik. Er hat nicht nur den Text zu verſchiedenen Oratorien geliefert — z. B. zu Ferdinand Hillers „Zerſtörung von Jeruſalem", ſondern ſolche und anderes auch ſelber komponirt. Seine Gattin, eine ſtille, receptive Natur, verband die beſten Weltformen mit anmuthender Häuslichkeit. Damals ſtand die Emanzipation der Juden auf der Tagesordnung der Welt in Hamburg; Steinheim war einer ihrer glänzendſten Verfechter, ward aber weit überholt von einem anderen Mitgliede des Gutzkowſchen Leſekränzchens, ſeinem Freunde Gabriel Rießer."

Zeiſe gedenkt dann noch Ludwig Wihls, des „allezeit reimfertigen Poeten, liebenswürdigen Menſchen und trefflichen Geſellſchafters," Ludolf Wienbargs und der beiden Schweſtern Aſſing, von denen Ottilie, neben Gutzkows dominirendem Talent, die beſte Leſerin des Kränzchens war.

Uns intereſſiren hier zwei Namen, vor allem: Steinheim und Rießer, da ſich zwiſchen dieſen drei Freunden — Gutzkow inbegriffen — wenige Monate nach jenem von Zeiſe geſchilderten Leſeabend eine öffentliche Polemik über die Judenfrage entſpann, die für alle Beteiligten ſehr charakteriſtiſch iſt.

Unter den Altonaer Aerzten, erzählt Zeiſe weiter, erfreute ſich damals Dr. Salomon Levi Steinheim eines ſehr geachteten Namens; er war am 6. Auguſt 1789 zu Bruchhauſen geboren, hatte im Jahre 1811 in Kiel promovirt, und ließ ſich dann als Arzt in Altona nieder. Hier zeichnete er ſich

Digitized by Google

besonders im Jahre 1814 aus, indem er den von Davouſt Vertriebenen, unter welchen ein peſtartiges Fieber ausbrach, die aufopferndſte Hilfe leiſtete. Steinheim veröffentlichte verſchiedene mediziniſche ſowie naturwiſſenſchaftliche Abhandlungen, doch war er gleichzeitig ein begeiſterter Verehrer der Poeſie und, wie ſchon erwähnt, ſelbſt mit einigem Talente begabt. Das zeigt beſonders ſein Buch „Sinai, Geſänge von Obadiah, dem Sohne Amos“ (1824), die 1837 in zweiter Ausgabe erſchienen; auch ſchrieb er manches Gedicht für Gutzkows „Telegraph“. Mitte der vierziger Jahre verließ er Altona und wandte ſich nach Rom; erſt 1855 kehrte er aus Italien zurück. 1865 ſah Zeiſe ihn zuletzt; Steinheim hatte Kopenhagen beſucht und berührte auf ſeiner Rückkehr Altona; er war lebhaft und mitteilſam, ſein weißes Haar wallte ihm auf die Schultern hernieder. Am 18. Mai ſtarb er in Zürich; er ruht auf dem israelitiſchen Kirchhof in Altona.

Gabriel Rießer hatte Gutzkow, wie wir ſahen, 1834 in Hamburg kennen gelernt. In den nächſten Jahren lebte der jüdiſche Emanzipationskämpfer in Bockenheim bei Frankfurt und war ein häufiger Gaſt in Gutzkows Haus, ja er war wohl einer der erſten, die von Gutzkows junger Hausfrau 1836 bewirtet wurden. An ſeine Freundin, Frau Doktorin Haller in Hamburg, ſchrieb Rießer am 18. November:

„Vorgeſtern war ich von Gutzkow, der ſich im Sommer in Frankfurt verheirathet hat, und den ich bisher noch ſehr wenig geſehen habe, eingeladen worden, hauptſächlich um die Bekanntſchaft Laube's zu machen, der ſich vor ganz Kurzem in Leipzig mit einer jungen, hübſchen und angenehmen, auch, wie ich höre, reichen Wittwe verheirathet hat, und auf einer Reiſe, die er mit ſeiner Neuvermählten machte, einige Tage hier verweilte. — —

Außer auf Laube war ich noch auf Heinrich König aus Hanau eingeladen . . . Er hat ſich als liberales Mitglied der Kurheſſiſchen Ständeverſammlung Achtung erworben, und namentlich bei der Judenſache eine ſeltene Wärme an den Tag

gelegt . . . Einen Augenblick ehe er kam erfuhr ich noch zur rechten Zeit von Gutzkow, daß er Belletrist ist, daß er darauf weit größeren Werth als auf seine politische Stellung legt, und daß er u. A. einen Roman „Die hohe Braut" geschrieben hat, den Gutzkow sehr lobt . . . Es waren noch mehrere, meist ziemlich angenehme Gäste da, und es war recht unterhaltend. Gutzkow und seine junge Frau, ein ansprechender, freundlicher süddeutscher Charakter, schienen sich sehr darin zu gefallen, die Wirthe zu machen und thaten ihr Möglichstes zur Unterhaltung und zur Bewirthung ihrer Gäste." [143])

Auch Gutzkow gedenkt in den „Rückblicken" [144]) dieses Tages und des bescheidenen Hausrates seiner jungen Ehe und erzählt humoristisch, wie Rießer mit einem der zierlichen neuen Stühle, dem er bei Tisch die Probe des Schaukelns zumutete, beinahe zusammenbrach, wie Eli, der Hoheprieſter, von dem auch die Schrift sagt: „denn es war ein zentnerschwerer Mann." [145]) Im August 1837 machte er mit Rießer eine dreitägige Tour zum Gutenbergfest in Mainz. „Auf dem Frankfurter-Mainzer Eilwagen saß vorn ein Schatten vom Gespenst des jungen Deutschland, ich selbst, und in der Mitte Rießer, oder was dasselbe sagt, die Emanzipation der Israeliten." [146])

Wie Gutzkow und König gehörte auch Rießer zu den wenigen Schriftstellern, die auf diesem Tage das geistige Element der Presse gegenüber dem zahlreichen technischen der Schriftsetzer und Schriftgießer vertraten und als Festredner der Feier ein unbeabsichtigtes Relief gaben, indem sie nämlich gegen die komische Wichtigkeit, die sich die Versammlung beilegte, opponierten, nur sprachen, um die Nichtigkeit des Ganzen zu beweisen und mit großer Mehrheit überstimmt wurden. Heinrich König gegeschah es sogar, daß ihm in seiner Rede auf die deutsche Preßfreiheit vom Präsidenten der Versammlung das Wort entzogen wurde und er nur mit Rücksicht auf die lebhaft geäußerte Teilnahme vieler Anwesenden wenigstens kurz schließen konnte [147]).

Digitized by Google

Weitere Urteile über Gutzkow finden sich in Rießers Briefen leider nicht, abgesehen von einer Erwähnung des Romans „Seraphine", über den er jedoch nur fremde, absprechende Kritiken erwähnt[148]).

Durch Gabriel Rießer nun wurde Gutzkow ein echt tragisches Motiv vermittelt, das im „Uriel Acosta" zu einem Haupthebel der ganzen Handlung geworden ist: Das Eintreten für eine Sache, der man innerlich nicht mehr angehört, zu der man sich jedoch bekennt, weil sie eine verfehmte ist. Der tapfere Emanzipationskämpfer war alles eher denn ein orthodoxer Jude, er bekannte sich persönlich zu einem aufgeklärten Deismus, aber er wies es zurück, „auf diese besondere Gesinnung seine Ansprüche auf bürgerliche Gleichstellung nur im mindesten" gründen zu wollen. Er gestand von sich selbst offen zu, „daß er zu den Freien" gehöre, daß es ihn nicht einmal so viel Ueberzeugung koste, sein Judentum einfach aufzugeben. Aber solange seine Stammesgenossen noch bürgerlich unterdrückt waren, hielt er diese Lossagung für eine Feigheit. Im Kampf um die Emanzipation wollte er durchaus als Jude betrachtet werden; er machte das Gefühl der Ehre zum Ausgangspunkt seiner ganzen Polemik, nicht das nüchtern bürgerliche Recht, vielmehr die Humanität im Sinne Lessings und Herders. „Fort mit aller bürgerlichen Gleichstellung", ruft er in seinen „Jüdischen Briefen"[149]) „wenn sie durch das kleinste Opfer der Ehre erkauft werden soll".

Wie scharf Gutzkow mit Uriels Denkweise eine speziell jüdische Volksempfindung, die also auch im Drama von einem besonderen Gewicht ist, traf, beweist uns eine Stelle aus einer Schrift eines jungen jüdischen Gelehrten, H. B. Oppenheim „Studien der innern Politik", wo es in dem Kapitel „Ueber das Bürgerthum der Juden" heißt:

„Sehr Viele unter uns, und nicht die Schlechtesten, halten es für feige Perfidie, sich der Gemeinschaft mit den Zurückbleibenden zu entziehen, so lange noch eine Fessel die Be-

Digitized by Google

drückung zusammenschnürt, so lange der Uebertritt noch weltliche Vortheile bringt."

Auch bei andern bedeutenden Juden, z. B. Auerbach, tritt uns diese Empfindung entgegen. So schreibt dieser noch am 4. November 1875 an seinen Freund Jacob Auerbach: „Vor mir liegt eine Broschüre: „Der zerstörende Einfluß des Judenthums im Deutschen Reich." Die Verfasser wissen, daß sie lügen und thun's doch! Da muß man sich wieder zu seinen Stammesgenossen stellen." Und dieselbe Empfindung liegt zu Grunde, wenn er an dem Dichter Moritz Hartmann tadelt, daß er sein Judentum so verhehlt habe: „und er war doch eine innige familienanhängliche Natur."[150]) — In jedem Fall hat Gutzkow hierin ein poetisch ungemein fruchtbares Motiv entdeckt.

Durch Rießer hatte Gutzkow wahrscheinlich auch Steinheim kennen gelernt, der ebenfalls aus Ueberdruß an den bürgerlichen Verhältnissen seiner Glaubensgenossen Altona verlassen hatte und ein häufiger Gast in Bockenheim war. 1838 kehrte Steinheim in seine Vaterstadt Hamburg zurück, Rießer folgte ihm 1840, nachdem er vier Jahre seine Heimat gemieden.

Steinheim nun, den Gutzkow „leicht den tiefsten unter den jetzt lebenden deutschen Juden" nannte[151]) und der ein fleißiger Mitarbeiter des „Telegraphen"[152]) war, hatte 1840 eine Schrift veröffentlicht: „Meditationen über die Verhandlungen betr. die bürgerliche Stellung der Mosaisten in den Ständeversammlungen Schleswig-Holsteins. Neue Folge", und Gutzkow schrieb darüber einen größeren Aufsatz[153]), der für die hier behandelte Frage wichtig ist, da er eine teilweise Abweichung von früher gethanen Äußerungen bedeutet und seinem Verfasser eine heftige Abfertigung seines Freundes Rießer eintrug, wogegen Dr. Steinheim zwischen beiden zu vermitteln suchte.

Gutzkow lobt in seiner Kritik die reife, selbständige Urteilsweise Steinheims. In der Emanzipationsfrage jedoch weicht

Digitized by Google

er von ihm ab. Er hegt keinen Zweifel an der moraliſchen Berechtigung der Juden, er wünſcht ihnen in Holſtein und Schleswig wie überall die vollkommenſte bürgerliche Gleichſtellung.

„Die Emanzipation des Judenthums“ fährt er dann fort, „iſt als Prinzip unter den Gebildeten wohl längſt entſchieden. Anders geſtaltet ſich jedoch die Frage auf dem praktiſchen Gebiet. Was ich oft ſchon an andern Orten ausgeſprochen, daß die jüdiſchen Anwälde ihrer Natur- und Bürgerrechtsanſprüche nicht glücklich in dem Ton ſind, der bei dieſer Debatte angeſchlagen ſein will, gilt auch hier. Es iſt eine faſt kränkende und jedenfalls bei vielen Chriſten nur erbitternd wirkende Methode, in welcher von jüdiſchen Schriftſtellern dieſe Frage behandelt zu werden pflegt. Sie kämpfen nur gegen unſere chriſtliche Tyrannei und vergeſſen, daß die Stellung der Juden in Deutſchland eine Folge des Vorurtheils iſt. Vorurtheile laſſen ſich allerdings beim Gebildeten wirkſam bekämpfen; aber auch ſelbſt bei dieſem nicht ſo ſchnell ausrotten, als ſich Rießer, Steinheim u. A. einbilden. Wir Chriſten ſollen uns in die Gefühle der Juden verſetzen und thun dies mit aller Antheilnahme, der ein gefühlvolles Herz nur fähig iſt, und keinem Juden fällt es ein, ſich in den Mittelpunkt der Stimmungen zu verſetzen, die der Chriſt gegen den Juden hat. Wir ſollen mit Gewalt in den Juden nichts ſehen, als die Erben eines jahrtauſendjährigen Elends, eine Pariakaſte, Heloten, während unſere Erziehung, unſer Religionsunterricht uns mit einer Idioſynkraſie gegen das Judenthum ausgeſtattet hat, die wir nicht ſo über Nacht in uns unterdrücken können . . . .

Der Haß gegen die Juden iſt uns Chriſten ſchon eingeflößt, als wir leſen lernten. In der Bibel beim erſten Religionsunterricht ſahen wir das Chriſtliche ſich ſtreng vom Jüdiſchen ausſcheiden. Wir lernten in den Schulen Judenknaben kennen, die in ihrer meiſt ſchlechten häuslichen Erziehung, (die Kinder reicher Juden werden meiſt wie die Junker erzogen) in ihren

Digitized by Google

bekannten, zu Spitznamen herausfordernden Eigenheiten uns frühe lächerlich erschienen. Wir wissen, daß der Jude ein eigengeschlachtetes Fleisch ißt, keine Gemeinschaft mit unserer Kost haben darf; kurz die Abneigung des Christen gegen den Juden ist eine physisch-moralische Idiosynkrasie, gegen die sich eben so schwer ankämpfen läßt, wie gegen den Widerwillen, den Manche gegen Blut oder gegen Insekten haben. Es ist schmählich, daß wir dies Geständniß machen müssen. Aber es ist dem einmal so und wird sich vielleicht erst durch die Emanzipation selbst bei uns verlieren. Die Schmach trifft das Vorurtheil unserer Eltern, die Sorglosigkeit unserer Erzieher, den jahrtausendjährigen Fluch der historischen Vergangenheit. Wir erleben Fälle, daß Christen einen Juden zum intimsten Freunde haben können, und doch würden diese allen Juden nimmermehr einräumen, was sie dem Einzelnen mit Freuden gestatteten . . . Wir sind der Meinung, daß wir unser Vorurtheil bekämpfen sollen, und daß es im Laufe dieses Jahrhunderts durch das allgemeine Nivellement aller Prinzipien und historischen Beziehungen so gut wie ausgerottet sein wird, aber es heißt ein großes Heldenthum bei uns voraussetzen, wenn wir so schnell, wie es jene Anwälde wollen, über uns Herr würden. Wir sind keine Helden: am wenigsten in Masse; noch weniger als Gesetzgeber für diejenigen, die sich noch nicht einmal bis zum Prinzipiellen der Judenemanzipation aufgeschwungen haben."

Gutzkow tadelt daher das Ungestüm, mit welchem die bürgerliche Gleichstellung von den Juden gefordert wurde, den Spott Steinheims gegen die dem Judentum feindliche Majorität in Schleswig-Holstein, und die schroffe Art gegen die, „welche ihre Hingebung an diese Frage allerdings mit Klauseln noch erst verwahrten und jedenfalls verriethen, wie sauer ihnen der Kampf gegen sich selbst werde, der Kampf gegen das, was dem Christen gegen den Juden angeboren und anerzogen wird, die aber doch in der Minorität für die Juden stimmten."

Digitized by Google

Der unbedingt fordernde Ton der Steinheimschen Broschüre sei der Sache nachteilig, er lasse die Billigkeit für Thatsachen vermissen, an die die Christen gebunden seien. Daß die Juden in Schleswig-Holstein nur in sieben Städten wohnen dürften, sei für die Christen allerdings Veranlassung, „halbverschämt niederzublicken". Aber Gutzkow führt dann einen handelspolitischen Gedanken in die Debatte, dessen Widerlegung er hinterher selbst als möglich zugiebt, den er nur anführt, um die Motive vollzählig aufzureihen und damit er eventuell von den Freunden der Emanzipatian als unhaltbar bewiesen werde, nämlich die Furcht des „armen christlichen Landbewohners und Handwerkers", der bei der ohnehin auf die Spitze getriebenen Künstlichkeit des modernen Staates, bei der Unsumme der Abgaben, bei den Stockungen des Gewerbes und der ganzen unsäglichen Last der Selbsternährung nun noch in all seiner Not die Chance erleben soll, daß Juden, die bisher vom Handel sich ernährt haben, ihm als Konkurrenten beigesellt werden, Juden, die von ihren Verwandten oder betriebsamen Geschäftsfreunden in Altona und Hamburg Geld genug bekommen werden, um aus ihrem Ackerbau gleich Güterpachtungen, aus dem bescheidenen Handwerk gleich den Einzelnen ruinirende Fabriken zu machen." Dieser selbe Gedanke des engen Zusammenschlusses der Juden klingt, in das grobe Vorurteil der Masse übersetzt, aus dem folgenden Satze heraus: „Weit ersprießlicher als die Strenge ihrer Forderung wär' es, wenn die jüdischen Schriftsteller uns über die innern Angelegenheiten ihrer Gemeinde aufklärten, wenn sie uns die Parteien schilderten, in welche die Juden kirchlich und gesellschaftlich verfallen sind, wenn sie uns von der vielleicht thörichten Furcht befreiten, daß wir durch die Emanzipation neben unserm alten, noch einen neuen Adel bekommen, eine zusammenhängende Kaste, wo die jüdischen Gerichtspräsidenten ihre jüdischen Vettern und Schwäger schneller ins Assessorat bringen würden, als die christlichen Mitbewerber."

Digitized by Google

Zum Schluß normiert Gutzkow dann seinen damaligen Standpunkt folgendermaßen:

„Verlange der Israelit Eines nicht, zur Staatsverwaltung und zur Erziehung (in Schulen) zugelassen zu werden; denn grade das, was den Unterschied der Juden und Christen macht, liegt in der Familie und die fortgesetzte Familie ist der Staat. Die Erziehung des Juden ist bis jetzt auf seine Unterdrückung basirt und es wird lange währen, bis die daraus entspringenden Maximen sich werden abgestumpft haben. Die jetzige jüdische Erziehung bietet uns keine Garantie, daß der jüdische Beamte die weise Zurückhaltung und Mäßigung besitzen wird, die wir uns wenigstens einbilden, durch die christliche Erziehung zu zeitigen. Und wenn es uns auch zur Schande gereicht, daß die Juden bisher wie Knechte gehalten wurden, so wäre diese Ausdehnung der Buße, die Juden nun dafür zu unsern Herren zu machen, wohl Narrheit. Wir haben in dieser Hinsicht an unsern Adligen genug. Sonst aber — befreit den Juden von allem Druck, in dem er zur Entwürdigung seiner und unserer Menschlichkeit lebt. Wirkt in der Erziehung gegen den Judenhaß. Laßt dem Juden jede Freiheit, sich einen Erwerb zu wählen und zu treiben, wie und wo er will. Führt diese Maßregel mit Schonung der christlichen Interessen nach und nach ein: steigert den Judenhaß nicht durch zu schnelles Dekretiren von oben herab, sondern gebt z. B. im Holsteinischen Stadt für Stadt frei, Gewerb für Gewerb, bis die Furcht vor einer plötzlichen überflutenden Oeffnung des alten historischen Dammes vorüber ist. Müssen wir uns Christen in unsern theuersten Interessen doch gefallen lassen, daß man nach und nach auch unsern Wünschen erst entgegenkommt, z. B. in Preußen zu einer Gesammtverfassung erst durch die Provinzialstände, so seh' ich nicht ein, warum die Judenfrage so durch einen Zauberschlag gelöst werden soll. Endlich gebe man jede wissenschaftliche Betriebsamkeit, wo der Einzelne sich an den Einzelnen zu wenden hat, Advokatur,

Digitized by Google

medizinische Praxis, den Katheder der Universität frei. Man lasse die Juden in die Ständeversammlung, wo sie ja ihr Volk zu vertreten haben, wenn anders die Vertretung eine für Stände, Innungen und Korporationen ist."

Diese Kritik zeigt uns klar, in welcher Weise Gutzkow seine journalistische Feder führte. Er ist im Prinzip mit der Befreiung der Juden völlig einverstanden. Aber da es sich um die praktische Durchführung eines Prinzips handelt, das noch nicht einmal allgemeiner Anerkennung sich rühmen darf, stellt er sich auf den status quo, analysiert er die Thatsachen, die der Verwirklichung jenes Prinzips entgegenstehen, forscht er nach ihren Ursachen, kurz versetzt sich „in den Mittelpunkt der Stimmungen, die der Christ gegen den Juden hat." Genau so war er 1837 in den „Zeitgenossen" vorgegangen [154]). Gutzkow fixiert also die bestehenden Verhältnisse, er eilt nicht leichtsinnig über sie hinweg, um sein Prinzip zu retten, sondern er fragt, welche Folgen die einmal bestehenden Thatsachen für die Praxis haben, und kommt dabei zum Schluß, daß mit ihnen gerechnet, daß auf sie Rücksicht genommen werden müsse, wenn das Prinzip selbst nicht Gefahr laufen solle. Er verteidigt daher jenes an den Christen konstatierte Vorurteil, ihre mehr oder weniger egoistisch begründete Ablehnung der Judenbefreiung nicht; er schaltet mit Absicht seine persönliche Ansicht aus, und nur wer jene Epoche des Zensurdruckes, der Verbannung des freien Wortes kennt, vermag zwischen den Zeilen zu lesen, kann auch hier die Beobachtung machen, in welcher — nicht nachteiligen — Weise die Zensur zur Förderung des Stils beigetragen hat.

Wenn noch der Leser von heute bei den Einzelheiten des obigen Artikels aus dem „Telegraph" vielleicht stutzen wird, im März des Jahres 1842 erregte Gutzkows Kritik Alarm; man beschuldigte ihn, der, wie er selbst sagt, „seit zehn Jahren in der Hauptsache für die bürgerliche Gleichstellung der Juden geschrieben," des Judenhasses. Nur der Verfasser der von Gutzkow

Digitized by Google

kritisierten Schrift, Dr. Steinheim selbst wurde seinem Freunde gerecht, und wie Gutzkow nicht lange vorher der erste und einzige war, der Steinheims Ehre vertrat, als eine später bestrafte Verleumdung seinen Ruf bedrohte, trat jetzt auch der jüdische Gelehrte für seinen christlichen Kampfgenossen in die Schranken.

Philippson, der Redakteur der 1837 gegründeten Zeitung für das Judentum, deren exclusive Tendenz Gutzkow seiner Zeit, wie wir hörten, als einen Fehler seitens der jüdischen Partei rügte, — dieser selbe Philippson hatte die Besprechung des Steinheimschen Werkes aufgegriffen und zum Gegenstand einer Polemik gemacht, die von persönlichen Verdächtigungen über Gutzkows Stellung zur Judenfrage wimmelte. „Er hat," schreibt Gutzkow, „mit meiner offenen Gesinnung in dieser Frage versteckterweise die Volte geschlagen, und durch eine erkünstelte falsche Brechung der Lichtstrahlen als grau herausgebracht, was in mir stets für die Sache der Juden als grüne Hoffnung lebte." Philippsons Ausführungen waren in den „Adreß-Komptoir-Nachrichten" zu Altona abgedruckt worden, und sofort darauf veröffentlichte Dr. Steinheim, der in Altona wohnte, in diesem selben Blatte eine umfangreiche Erklärung, daß er den misbilligenden Urteilen über Gutzkows Bemerkungen nicht zustimmen könne, daß er im Gegenteil die Entschlossenheit loben müsse, mit der Gutzkow „jene menschenfeindliche Gesinnung beim rechten Namen nennen wollte, die selbst eine gesetzgebende Versammlung der Geißel eines gerechten Unwillens preisgeben konnte. Nur bezeichnen und erklären — nicht aber rechtfertigen; nur begraben, nicht parentiren wollte er [Gutzkow], und „Vorurtheil" nannte er das Ungethüm, dem er das Kainsmaal eingebrannt!"

Steinheim definiert darauf jedes Vorurteil als ein „Urtheil vor seiner Reife durch gewissenhafte Forschung" und nennt es die „Schmach und Schande des Rohen, Unvernünftigen." Er erläutert dann die verschiedenen Arten dieses Fehlers, das religiöse Vorurteil, das Vorurteil der Racen

Digitized by Google

und der Kasten, die „sogenannte Ehre von der Kavalier-perspektive“ 2c. Wie nach der französischen Revolution das Vorurteil der Race in der deutschen Nation wieder herrschend wurde, erklärt er auf folgende Weise: „Nach dem Falle des großen Kaisers ward das Land des Gehorsams (wie Deutschland von den Jesuiten genannt wird) ein Sklav des uralten Vorurtheils der Race; freilich ward dies zunächst gegen das feindliche Franzosenvolk gerichtet, allein gleichzeitig gab sich die nächste Consequenz dieses Vorurtheils als das der Ungleichheit der Menschen und der religiösen Überzeugungen kund . . . Ein heuchlerischer Geist bemeisterte sich des jugendkräftigen, bethörten Volkes. Man gab ihm ein seltsam-widerliches Gemengsel religiös-politischen Aberglaubens; man redete ihm wunder was von Erhabenheit und Reinheit seiner Race ein, und trieb es, als man es im Garn hatte, damit es durch eignen Frevel sich beflecke, zur frechen Gewalt gegen wehrlose, harmlose Menschen, deren Verwandte noch kurz vorher mit in seinen Reihen gefochten und geblutet hatten . . . Und Gutzkow sollte der Mann sein, einem solchen Ungeheuer von Vorurtheil seine Feder zu leihen? Nimmermehr!“ Gutzkows Standpunkt, von dem aus er die „Meditationen“ betrachtet habe, sei der einzig richtige, die Erklärung, mit der er seine Kritik eröffnet, daß die Emanzipation des Judentums als Prinzip unter den Gebildeten längst entschieden sei, sichere ihn vor jeder Misdeutung und sei zugleich die erste Lektion, die Gutzkow „auf eine mildere, verblümte Weise, die er für die wirksamere hält“, denen, die gemeint seien, gegeben habe, daß nämlich die Ausnahme im Gesetz, der Gegensatz von Praxis und Theorie, das Gesetz zerstöre und Gewalt für Recht handhabe. Wenn Gutzkow darüber spotte, daß das Vorurteil gegen die Juden so „über Nacht“ ausgerottet werden solle, so wolle er damit sagen, daß der Charakter, den es verbildet, aus dieser Verkehrtheit sich nicht so schnell und leicht zu erheben vermöge. Gutzkow klage die christliche Erziehung und den christlichen Religionsunter-

Digitized by Google

richt an; auch dies involviere eine ſcharfe Predigt an alle Erzieher und Religionslehrer, die bis heute, ſtatt mit Sitte und Vernunft, mit Haß und Dummheit die Jugend freventlich aufziehen.

So folgt Steinheim ſeinem Kritiker auf ſeinen Gedankengängen und nimmt ihn Schritt für Schritt in Schutz. Nur darin thue Gutzkow den Vorkämpfern der Emanzipation Unrecht, daß er ihnen Egoismus vorwerfe. „Schon der bloße Beruf, ein Vorurtheil zu bekämpfen, mußte uns auf einen weiten Kampfplatz ſtellen, und wie wir für unſere Sache ſtritten, ſtritten wir gleichzeitig gegen alle die Vorurtheile, die mit dem, das uns drückt, entweder zuſammenhängen oder es erzeugen.“ Zum Schluß faßt er ſeine Anſicht in dieſem Urteil zuſammen: „Wir müſſen es dem Scharfſinn Gutzkows danken, wenn er, einem wackern Chirurgen gleich, die Eiterbeutel Europas genau diagnoſticirt und ſein zweiſchneidiges Biſturi tief hineinſenkt. Dieſes Blutſchwär des Vorurtheils iſt durchſtochen und ſeiner ätzenden Jauche ein Ausweg gebahnt. Er kannte das Uebel in ſeinem ganzen Umfang, er hat ihm das Glüheiſen applicirt und wendet nunmehr die ätzendſten Mittel an.“

Wir ſehen alſo, daß Gutzkow hier von einem der damaligen jüdiſchen Führer der Emanzipationsfrage als ein epochemachender Vorkämpfer gefeiert wird.

Noch weit intereſſanter, vor allem für Gutzkows religiöſe Stellung zur Judenfrage, ſind die Bemerkungen, die Gutzkow dieſer Erklärung Steinheims voranſchickte, als er ſie in ſeinem „Telegraph“ wieder abdruckte[155]). Der Prozeß zwiſchen Juden und Chriſten, äußert er hier, werde am beſten nicht von den Beteiligten ſelbſt, ſondern von einer „unparteiiſchen dritten Klaſſe“ geführt, von der „philoſophiſchen und litterariſchen Fraktion unſerer Tage, die ſich von den gegebenen Bedingungen eines ſpeziellen, politiſchen oder kirchlichen Glaubensbekenntniſſes losgeſagt hat, und in einer Reſtauration der Vernunft und

Digitized by Google

Billigkeit gegen die Unbill der Geſchichte ihre Ehre findet.“ Er ſelbſt bekenne ſich „mit Herz und Mund“ zu dieſer Richtung. Er habe vor wenigen Jahren die Iſolierung der Juden in ſpeziellen Zeitſchriften getadelt. Die von ihm verheißenen Früchte dieſer Iſolierung ſeien in der That ſchon reif geworden. Die Diskuſſion über die bürgerliche Gleichſtellung der Juden ſei ins Stocken geraten, die jüdiſchen Zeitſchriften würden in der Chriſtenheit ignoriert. Der jüdiſche Autor, nur zu Juden redend, vergeſſe oft nur zu ſehr jede billige Rückſicht auf das chriſtliche Gefühl. Indem die iſolierte Exiſtenz des Judentums gleichſam der chriſtlichen Nichtswürdigkeit in die Schuhe geſchoben werde, höre die Möglichkeit einer beſonnenen Verſtändigung auf. Das wahre Motiv ſeiner Einwände gegen Steinheims Schrift habe er [Gutzkow] in der angefeindeten Beſprechung nur angedeutet. Die Methode Steinheims ſcheine ihm deshalb den Juden nicht nützlich, weil ſie die Chriſten teilweiſe reize und beleidige. „Der Chriſt iſt kein ſolcher Tyrann, wie meiſt der Jude ihn darſtellt. Das Vorurtheil gegen die Juden entſteht bei uns nicht aus einem böſen Herzen, nicht aus einem niederträchtigen Haß und Unterdrückungseifer. . . . Ich habe nicht das Vorurtheil der Chriſten vertheidigt, ſondern es nur hingeſtellt als etwas tief eingewurzeltes, als ein Erbübel, daß ſich weder durch Witz, noch Spott, noch durch überheftige Demonſtrationen über Menſchenrecht und Staatszweck wird ausrotten laſſen, ſondern das man ganz entgegengeſetzt anfaſſen muß, um es ohnmächtig zu machen und unſerer beſſeren Ueberlegung zu unterwerfen . .“ Das ſchnelle und ſcharfe Replizieren auf ein ſcheues, tief religiöſes Gefühl des Chriſten habe ihm als Chriſten ſo wehe gethan, daß er ſich gegen dieſe Methode Steinheims habe wenden müſſen, „wenn wir Schriftſteller anders uns nicht den Vorwurf machen wollen, daß wir jedem Stichwort des Tages ſo auch der Emanzipation, mit blinder Sklaverei und Selbſtentäußerung nachlaufen.“



Digitized by Google

Darauf folgt eine bedeutsame Erklärung: „Meine Einwände gegen Steinheim waren gemüthliche. Ich weiß recht wohl, daß man mir den Vorwurf machen kann, daß es mit meinem Christentume nicht weit her ist; aber es giebt denn doch gewisse Stimmungen, die wir respektirt zu sehen wünschen und die wir unmöglich mit in den großen Kessel, worin der Liberalismus alles Positive zerkocht, so hineinwerfen können. Ich habe nie und nirgends gerathen, in Dänemarks deutschen Herzogtümern das Werk der Emanzipation zu behindern; ich habe nur gewisse Umstände geltend gemacht, die man nicht ganz in dieser Frage außer Acht lassen solle, besonders die Verblendung der christlichen untern Volksklassen, denen wir zu dem socialen Jammer, an dem sie genugsam leiden, nicht allzuschnell etwas fügen wollen, was, wenigstens jetzt noch, sie für kein geringes Uebel ansehn. Ich habe gesagt, dem Juden gebühre, da er nicht einwanderte, sondern unter uns geboren wurde (also für seine Geburt nicht kann), Alles, dessen sich der Christ erfreut, und nur zwei Dinge hab' ich ausgenommen: 1. die Erziehung, 2. die Beamtenkarriere. Erzieher und Lehrer kann der Jude in einer christlichen Schule nicht werden, natürlich in Fächern ausgenommen, die mit dem moralischen Bestandteile des Unterrichts in keine Kollision kommen. Daß ich den Juden nicht am Staatsruder sehen möchte, hat Herrn Dr. Philippson ganz besonders indignirt. Ich muß ihm aber sagen, daß ich glaube, kein demokratisch gesinnter Schriftsteller dürfe mit so besonders lüsternem Auge nach dem Heu in der großen Staatskrippe trachten, und daß ich mir gedacht habe, dem Juden, als einem Liberalen, müsse gar wenig daran gelegen seyn, Hofrath zu werden. Da Herr Dr. Philippson auf seine deßfallsigen Aussichten aber so großes Gewicht legt, so muß ich sagen, daß der Jude zwar Gemeindebeamter (durch Wahl) werden möge, aber nicht Staatsbeamter, weil 1) die Juden zusammen eine Art Kaste bilden könnten und wir an dem sich einander poussirenden Adel bereits Kaste genug haben, und 2)

Digitized by Google

weil die chriſtliche Majorität noch zu unaufgeklärt iſt, um ſich denken zu können, bei einem jüdiſchen Beamten werde man gut berathen ſeyn. Man ſehe doch nur in den Rheinprovinzen, wie gehäſſig es gefunden wird, wenn Proteſtanten Beamte über Katholiken werden! Ohnehin iſt es der Grundſatz des freien Staates (und nach dem zielen wir doch), daß man ſich nur von ſeines Gleichen in Sitte, Geſinnung, Glauben, Erziehung will regiert ſehen. Und zuletzt ſollt ich meinen, der fromme Jude (und das iſt doch der normale, nach dem ſich die Geſetzgeber richten müſſen) ſollte kaum begehren, an dem chriſtlichen, alſo unreinen Staate theilzunehmen. Ich meine, es iſt nicht bloß Klugheit, ſondern vielleicht etwas mehr, was bei Leſſing den weiſen Nathan beſtimmt, die ihm angebotene Stelle eines Defterdar auszuſchlagen."

Dieſer Artikel Gutzkows gab Rießer Veranlaſſung, im 2. Heft ſeiner „Jüdiſchen Briefe"[136]) eine heftige Polemik gegen ſeinen Freund zu führen. Er erklärte, daß ſein ganzes, bisher erfolgloſes Streben nicht auf Beſeitigung des Vorurteils, ſondern des politiſchen Unrechts gerichtet ſei, weil letzteres einfach durch einen Akt der Geſetzgebung gut gemacht werden könne. Gutzkows Rückſicht auf einmal beſtehende Vorurteile und die Schonung derſelben nennt er Feigheit. Rießer erinnert Gutzkow mit Hinweis auf ſeine „Wally" energiſch daran, daß er früher ſelbſt die religiöſe Überzeugung zahlreicher frommer Chriſten nicht geſchont habe, und verurteilt es rückſichtlos, daß er, der vorher unter dem Vorurteil ſelbſt gelitten, indem er fälſchlich mit den Juden in ein Geſchirr geſpannt worden, ſich jetzt zum Verteidiger dieſes Vorurteils aufwerfe. Rießer bewegt ſich hier in einem Misverſtändnis, das er allerdings nicht allein auf ſich lud. Er beſtreitet, daß die Emanzipation an dem Vorurteil der Nichtjuden ſcheitere, ſondern nur an dem Egoismus einer Klaſſe, die, wie der Adel ſich der Gleichſtellung des Bürgertums widerſetze, den Juden die Gleichberechtigung ſtreitig machte. Dieſes Vorurteil ſcheine ihm



Digitized by Google

verächtlich; es sei die Folge der bürgerlichen Unterdrückung der Juden, nicht letztere die Folge des ersteren. Gutzkow übertreibe den Grad dieses Vorurteils, indem er es zwar im Tone des Bedauerns, aber doch con amore und mit widrig grellen Farben schildere; und wenn es wirklich so schlimm wäre, müsse man, statt das Vorurteil zu schonen, es um so unbarmherziger geißeln, und seien die Juden berechtigt, sich nur noch fester zusammenzuschließen. Aber Gutzkows Schilderung sei eine Karrikatur, eine Lüge. Rießer glaubt nicht, daß man eine Gesamtheit verachten könne, und einen einzelnen dennoch ausnehme, wie Gutzkow dies bezüglich seiner jüdischen Freunde behaupte. Jener Artikel enthalte einen tiefen Widerspruch: er sage einmal, die Unterdrückung der Juden sei eine Folge des Vorurteils, und dann, das Vorurteil werde erst mit der Emanzipation schwinden. Gutzkow rechtfertige den Stillstand der Entwicklung durch die Geschichte, das sei ungeschichtlich; er verlange, daß die Juden sich über ihre inneren Verhältnisse öffentlich aussprächen, und die jüdischen Zeitschriften, in denen das geschehe, verwerfe er gerade; er verlange, daß man von jüdischer Seite nicht durch Spott verbittere, und habe sich früher über die Sentimentalitäten Ahasvers aufgehalten. Die Juden verlangten und verdienten kein Mitleid, denn an Geist und Gemüt ständen sie den Unterdrückern gleich, nur an politischen Rechten nicht. Arbeit und Thätigkeit werde ihnen versagt, Handwerk und Wissenschaft. Die erste Frage sei immer die, welches das würdigste Mittel sei, die Freiheit zu erreichen, dann käme erst die Frage der Zweckmäßigkeit. —

Aber Rießer hatte am 30. April 1837 an Frau Dr. Haller geschrieben: „Mit Ihrer Ansicht, daß man gegen die bloße Abneigung, die sich des Unrechts enthält, nicht zu Felde ziehen sollte, ja nicht einmal könne, ohne sich in eine unhaltbare Lage zu versetzen, bin ich vollkommen einverstanden. Ich habe nie einen Streit gegen Antipathien geführt, und werde nie einen führen; ja ich fühle mich nicht einmal innerlich dazu an-

Digitized by Google

geregt, da ich wirklich weit weniger empfindlich, als die Meisten in meiner Lage, gegen jene abstrakte Abneigung bin, die der einzelne Jude doch am Ende ohne große Schwierigkeit überwindet[137])". Damals also gab er das Vorhandensein eines Vorurteils, einer nicht weiter motivierten Abneigung noch stillschweigend zu und erboste sich nicht im geringsten darüber. Viele Enttäuschungen, die ihm sein anerkennenswertes Streben bereitet, hatten aber im Laufe der Jahre auch Nießers Empfindlichkeit gesteigert und er verließ diesen Kampfplatz, auf dem er mit Gutzkow Speere gewechselt, nicht gerade mit der „Überlegenheit", die ihm sein Biograph[137]) nachrühmt. Gutzkow konstatiert doch weiter nichts, als was Nießer selbst fünf Jahre vorher mit duldsamer Resignation zugegeben hatte.

Die Antwort, die Gutzkow in Nr. 4 des „Telegraph" für 1842 auf Nießers Angriffe giebt, verschafft uns einen noch tieferen Einblick in Gutzkows Denkweise, und ist andrerseits ein interessantes historisches Zeugnis für jenes Stadium, in das die Diskussion über die Judenfrage im Jahre 1842 geraten war. Gutzkow lobt zunächst rückhaltlos Nießers edles Streben, sein polemisches Talent, den schönen Enthusiasmus seiner Darstellung. Aber, fährt er dann fort, „daß Nießer in einem so gereizten Ton, wie dies im 2. Heft seiner „jüdischen Briefe" geschehen ist, gegen mich schreiben, daß er in seinem warmen Eifer für die Sache seiner Glaubensgenossen bis zur Befolgung jenes schlechten Grundsatzes: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich", sinken konnte, bestätigt mir und aller Welt, die unparteiisch denkt, aufs Neue eine heillose Unsitte, die ich bei den edelsten, den besten Israeliten angetroffen habe. Sie beurtheilen vielleicht jede Erscheinung in der Literatur harmlos und nach dem Maßstab, der allen gemein ist. Plötzlich erfahren sie, daß Dieser oder Jener über das Judenthum eine Aeußerung machte, die ihnen nicht genehm ist: flugs wendet sich das Blatt, und das, was sie früher billigten und liebten, wird ihnen abscheulich.

Digitized by Google

Ich ſetze bei Herrn Rießer für mich keine Billigung und keine Liebe voraus, nur nützt er ſeiner ehrenwerthen Sache durch dieſen Egoismus ſo wenig, wie ich gegen Steinheim erklärt habe, daß ihr Witz und bittere Lauge ſchaden. Seine Darſtellung iſt einſeitig, weil ſie eine Schilderung, die ich vom Vorurtheil der Chriſten machte, für eine Vertheidigung deſſelben nimmt; einſeitig, weil ſie einen Streit über die Methode zu einem Streit über das Prinzip macht.

In allen Lebensfragen, d. h. in Fragen, die ebenſo ſehr dem praktiſchen, wie dem theoretiſchen Gebiete angehören, ſchreibt der Autor für ein doppeltes Publikum. Das eine ſind die Gebildeten, mit denen wir uns über die Theorie zu verſtändigen haben, das andere iſt die Maſſe, mit der wir das Experiment der Praxis machen wollen. Der Schriftſteller hat die Aufgabe, die Vorurtheile zu beſſern; aber wenn er nicht in der Lage iſt, mit denen, die die Vorurtheile hegen, unmittelbar zu unterhandeln: warum ſoll man ſie, zur Verſtändigung, nicht wenigſtens ſchildern? Geht der Beruf des Schriftſtellers vollends an den des Geſetzgebers über, ſo wird es Pflicht, erſt den Sachbeſtand zu unterſuchen, ehe man ihn zu beſſern unternimmt.

Ich beklage das Vorurtheil, das die Chriſten gegen die Juden haben. Rießer ſagt, ich ſchützte es. Was ſoll ich über dieſe Entſtellung ſtreiten! Die Juden haben ſich bei ihren Emanzipationsdebatten zu einer Empfindlichkeit überreizt, die jede Diskuſſion mit ihnen unmöglich macht. Wer da ſagt, Nathan der Weiſe müſſe mit einem leiſen Accent von „Jargon" geſpielt werden [158]), beleidigt ſie. Wer einen Israeliten entweder im Talar oder im Frack auf die Bühne bringt, beleidigt ſie. Wer das Vorurtheil des gemeinen chriſtlichen Mannes gegen das Judenthum, traurig genug, eine „Idioſynkraſie" nennt, beleidigt ſie.

Ich fühle wohl, woher dieſe Empfindlichkeit kommt. Eine Wunde ſchmerzt bei der leiſeſten Berührung. Ich glaube auch,

Digitized by Google

daß jeder chriſtliche Schriftſteller, der über die Emanzipation ſchreibt, die Verpflichtung hat, den Gegenſtand mit Schonung zu behandeln. Aber dieſe Schonung mißzuverſtehen, dieſe Schonung ſelbſt in einer ernſten Debatte im Kleinſten und Unbedeutendſten vorausſetzen, wie dies Rießer thut, wird kleinlich und würdigt die ganze Debatte zu einer hyſteriſchen Frauenkonverſation herab.

Ich bin ſo ängſtlich geworden, über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben, daß ich mir das Wort gegeben habe, ihn eigentlich nie mehr zu berühren. Die Worte werden mißverſtanden, die beſten Abſichten entſtellt: ja ich unterſtehe mich kaum mehr, das Wort Jude zu ſchreiben, weil ich zittre, daß man es für eine Beleidigung nehmen kann. Viele meiner liebſten und werthen Freunde ſind Juden. Ich habe ihnen oft geſagt: Wären alle Juden, wie ihr, und wären alle Chriſten, wie ich! Die Juden aber kränkt es ſchon — und es iſt das an ſich ſchön — daß man von ihnen Ausnahmen behauptet: und ich, als Chriſt (und wahrlich kein ſo ſchlecher, als wofür mich Menzel und Hengſtenberg erklären werden) ſage doch auch, daß die Chriſten bejammernswerth in ihren Vorurtheilen ſind! Warum bin ich gerecht; warum ſeyd Ihr's nicht?

Herr Rießer meint, kein rechtſchaffener und edeldenkender Chriſt könne gegen Juden Vorurtheile haben. Gut und doch unrichtig, doch unbekannt mit den Verhältniſſen der Chriſten! Wer ſagt denn, daß dies Vorurtheil ein Vorurtheil des Haſſes iſt? Es iſt leider ein Vorurtheil der Religion. Wenn Rießer ſagt: Eine ſchlechte Religion, die haſſen lehrt! ſo iſt das einer jener Syllogismen, aus welchem wir bei der ganzen Frage, wenn ſie nur philanthropiſch, juriſtiſch und deiſtiſch beſprochen wird, nicht mehr herauskommen. Es liegt eine Kluft zwiſchen Jüdiſchem und Chriſtlichem, die ſich mit Phraſen nicht ausfüllen läßt, die Bildung und Humanität kann ſie überſpringen, die Freundſchaft und der erkannte wahre Menſchenwerth kann eine frei ſchwebende, ſichere und den innigſten

Verkehr vermittelnde Brücke hinüberſchlagen; aber von dem Standpunkt der naturwüchſigen Volksexiſtenz prallen alle dieſe Motive ab, bis nicht die Maſſe reifer oder durch die faktiſch vollzogene Emanzipation, für die ich von Herzen ſtimme, gegen das Trennende beider Konfeſſionen indifferenter geworden iſt.

Replik gegen Rießer, gründlich aufgenommen, gründlich durchgeführt, wäre Thorheit. Die Kluft, die wir Urſache haben zu verengern, würde ich erweiten. Beſaß ein ſo beſonnener Mann, wie der verehrte Anwald ſeiner Glaubensgenoſſen, dieſe Selbſtüberwindung nicht; ich beſitze ſie.“ —

Mit dieſer Replik erreichte Gutzkows Teilnahme an dem Emanzipationskampfe ein Ende; wenn er ſich auch ſpäter noch oft genug dazu äußerte, ſyſtematiſch aufgenommen hat er ſie dann nicht mehr. Die Probleme, die er z. B. in der Novelle „Die Curstauben“ (1852) oder dem geiſtvollen Aufſatz „Die ewige Jüdin“ [159]) behandelte, ſind im Grunde alles Ausflüſſe des „Sadducäers von Amſterdam“ oder des „Uriel Acoſta“. Die allgemeinen Empfindungen der obigen Erörterungen gingen dann weiterhin in perſönliche Freundſchaften oder Feindſchaften über, die hier zu weit abliegen. Solchen perſönlichen Differenzen iſt es z. B. zu danken, wenn Auerbach behauptet, Gutzkow ſei Zeitlebens ein „intimer Judenfeind“ geweſen [160]). Daß ſich Gutzkow im ſpäteren Alter von den Juden zurückgeſetzt, ja verfolgt glaubte, iſt lediglich auf Rechnung ſeines geiſtigen Zuſtandes zu ſetzen, der nach 1865 zahlreiche ähnliche Erſcheinungen hervortrieb.

Digitized by Google

# Entstehungsgeschichte des „Uriel Acosta."

Es hat für den Litterarhistoriker einen geheimnisvollen Reiz, in des Dichters Werken den persönlichen Lebensnerv bloßzulegen, aus seinen Erlebnissen die einzelnen Steinchen zusammenzutragen, die sich in der fertigen Schöpfung zu einem harmonischen Ganzen vereinen, und gewiß hat es Berechtigung, aus der mehr oder minder bedeutenden Fähigkeit, eigenes Seelenleben in künstlerischen Gebilden plastisch zu offenbaren, die Größe eines Dichters abzuschätzen. Ihm vor allen ist ja die Sprache gegeben, seine eigenen Gedanken — zu verbergen.

Man ist bisher fast absichtlich der Vermutung ausgewichen, daß auch bei Karl Gutzkow diese Scheidung des Menschen mit seinen eigensten Erfahrungen von dem Dichter mit seiner frei waltenden Phantasie ein psychologisch reizendes Ergebnis biete. Man hat sich in dem Vorurteil gefallen, daß er meist ohne innere Anteilnahme als ein geistreicher Kopf seine Werke fertigte, um diesen unkünstlerischen Ausdruck zu gebrauchen; denn man wußte, daß er viel und schnell schrieb. Ein Blick in dieses Dichters hinterlassene Tagebücher, das Studium seiner meist noch unveröffentlichten zahlreichen Briefe überzeugen aber im Gegenteil davon, daß wir es bei einer ganzen Reihe seiner Werke mit hochinteressanten Mischungen von Dichtung und Wahrheit zu thun haben.

Ein solches Werk ist vor allem der „Uriel Acosta". In dem Schicksale dieses Gottsuchers rief die Phantasie Gutzkows

Digitized by Google

eigene Vergangenheit zur Auferstehung, in den Schwingungen dieser kämpfenden Seele zittern seine Empfindungen nach, und in den Versen, über denen ein zarter Schleier von Wehmut liegt, riß es den Dichter fort zu sagen, was er leidet.

Nicht zum ersten Mal behandelte Gutzkow das Problem des „Uriel Acosta". Zwölf Jahre vorher hatte er diesen poetischen Schatz schon einmal zu heben versucht, in der Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam". Die psychologische Durchführung und die Lösung des Konfliktes ist hier eine andere. Um so mehr interessiert eine ausführliche Analyse, da das Jugendwerk ja stets die ursprüngliche Grundlage des ganzen Problems ist, und diese novellistische Vergangenheit auch nicht ohne Wirkung auf das Drama blieb.

Der Uriel der Novelle ist ein geborener Jude. Sein Vater war vom Judentum zur christlichen Kirche übergetreten, und hatte seinen Sohn zum Studium des kanonischen Rechtes bestimmt. Ein angeborener Hang zur Erforschung religiöser Wahrheiten begünstigte diese Bestimmung und mit ganzer Innigkeit versenkte sich Uriels junge Seele in die Lehre Christi. „Er war von jeher ein Träumer und quälte sich mit dem Loose des Menschengeschlechts", sagt sein Bruder Eliezer von ihm. Er liebte es, auf einsamen Spaziergängen sich mit seiner Seele zu beschäftigen. Eine ausgezeichnete vielseitige Bildung und ein musterhafter Lebenswandel zierten den Knaben. Als nach dem Tode des Vaters sich in seiner Familie wieder die Sehnsucht zum Tempel Jehovahs regte, blieb Uriel der Religion seines Jünglingsalters treu. Mit 22 Jahren hatte sein Fleiß die Stelle eines Schatzmeisters an der Hauptkirche zu Porto erworben. Hier kam ihm der erste Anstoß zum Zweifel an der Wahrheit seines Bekenntnisses von den Wortführern der christlichen Lehre selbst. Der Makel ihrer Verteidiger verdunkelte dem Idealisten das reine Bild der Wahrheit. Diese Schwäche war der Anstoß zu einem Skeptizismus, der sich jetzt des jungen Forschers bemächtigte und ihm schließlich die

Digitized by Google

bittre Überzeugung aufdrängte, daß der Philoſoph Jeſus, deſſen Erſcheinung in ehrwürdiger Erhabenheit vor ſeinen Augen ſtand, nie der Stifter einer neuen Religion geweſen, ſondern gleich Pythagoras, Moſes und Sokrates nur ein hoher Prieſter im Dienſte der ewigen Wahrheit. Deshalb trat nun Uriel mit ſeinen Angehörigen zur Religion ſeiner Vorväter über und wanderte aus Furcht vor der Inquiſition von Portugal nach Holland aus. Doch der Zweifel brannte fort in ſeiner Seele. Die neuen Feſſeln wurden ihm noch unerträglicher als die alten. Frei wollte ſein Blick zum Schöpfer ſich heben. Aber überall trat ihm die Kleinlichkeit entgegen, die göttliche Wahrheiten in irdiſche Worte bannt und für dieſe Worte Anbetung befiehlt. Die menſchliche Unzulänglichkeit machte ihn wiederum irre an der Wahrheit ſelbſt und er begann die Gottheit zu haſſen, die ſo elender Werkzeuge auf Erden ſich bediente. So verfiel er in eine dumpfe Gleichgültigkeit; er vermied den Umgang mit den Vertretern der jüdiſchen Religion und wenn er einen traf, diſputierte er mit ihm. Doch die Gemeinde, von der er ſich loszulöſen ſuchte, ſtörte ihn immer wieder auf. Er ſollte mit ſeinen Kenntniſſen, ſeinem Geiſt in Schrift und Wort für das Intereſſe des Judentums eintreten; gegen dieſe Lüge aber ſträubte ſich ſeine Wahrheitsliebe. Im Gegenteil: Er ſchwieg gleichgültig bei Angriffen gegen die Synagoge, erklärte offen, nie ihre eigennützige Moral verteidigen zu können, und hatte gar zwei Chriſten, die zum Judentum zurückkehren wollten, von dieſem Schritt abgeraten. Nun aber wandte ſich die Synagoge gegen den Ketzer im eignen Hauſe, durch einen Gewaltſtreich bemächtigte ſie ſich ſeiner Papiere, und ein Kampf ſoll beginnen, deſſen Ausgang Uriel mit trüber Reſignation entgegenſieht. Hier ſetzt die eigentliche Handlung der Novelle ein.

Uriel fehlt aller Mut zum Kampf. Denn all ſein Sinnen und Forſchen, ſein fauſtiſcher Drang nach Erkenntnis hat auch ihm nur die eine Wahrheit übrig gelaſſen, daß wir nichts wiſſen können, daß unſer Geiſt nichts unwiderruflich feſtzuſetzen

Digitized by Google

vermag, und das verzehrt ihn glühender, als der bevorstehende Kampf mit der Synagoge. Das beschämende Bewußtsein verbrennt ihm das Herz, daß seine Ohnmacht nichts schaffen kann für alles, was er niederzureißen sich vermessen. Der Uriel der Novelle ist von vornherein kein mutvoller Kämpfer, der der Wahrheit neue Länder erobert und sie mit kraftvoller Hand verteidigt. Er wäre viel eher ein friedlicher Landmann, der die eroberten Gebiete mit fleißigem Spaten in blühende Gegenden verwandelt. Von der hohen See der Gedanken läßt er sich hin und her werfen, ihm fehlt eben das feste Steuer einer sichern Überzeugung. Er haßt die Christen ebenso wie die Juden, aber Parteinahme ist es, die jetzt von ihm gefordert wird.

Dies demütigende Bewußtsein der menschlichen Ohnmacht, jemals mit sterblichen Händen die Wahrheit zu greifen, hat ihn jetzt, wo der Kampf mit der Synagoge beginnen soll, so erschüttert, daß er den Entschluß faßt, allen diesen religiösen Streitigkeiten auszuweichen. Er will versuchen, die Unruhe seines Innern gewaltsam zu ersticken und diesem ihn selbst so bitter quälenden Zustand zu entfliehen. Denn die Wahrheit hat ihn bisher genarrt und noch nie ist ihm aus ihrem Becher ein stärkender Trunk geworden. Wie ein Blinder ist er umher getappt und eine tragische Ironie leitete sein Streben, daß er Wahres gerade vernichten und Falsches neuschaffen wollte. Deshalb verurteilt er alles Denken und Grübeln als vermessene Versuchung. In dieser Stimmung sehnt er sich nach dem stillen Frieden der Familie, der er sich bisher so wenig geschenkt, obgleich er ein außerordentliches Zartgefühl für alle Empfindungen seiner Angehörigen hatte. In ihren Kreis, der sich sorgt und bangt um ihn, kehrt er zurück wie der verlorene Sohn und seine trostlose düster resignierte Stimmung bescheert ihm wenigstens das trauliche Glück eines Abends an der Seite seiner glücklichen Mutter und seiner Brüder. Das ist die erste Szene der Novelle.

Digitized by Google

In ſolchen Augenblicken, wie Uriel ſie jetzt durchlebt, bedarf das Herz eines vertrauten Freundes. Uriels Vetter Ben Jochai bietet ſich ihm dazu dar. Und Uriel, leichtgläubig und harmlos, läßt den Freund einen Blick in ſeine Seele thun und geſteht ihm ſelbſt alle die ſtürmiſchen Gedanken, die ſeinen Geiſt beunruhigen. Aber Ben Jochai iſt ein Heuchler, er haßt Uriel im Stillen und ſucht ihn zu verderben. Er war früher mit Judith Vanderſtraten verlobt, hatte aber ſein Recht an Uriel abgetreten, ſcheinbar freiwillig, doch hegt er im Stillen noch die Hoffnung, wieder in ſein Recht eingeſetzt zu werden.

So iſt alſo Uriel Judiths Geliebter. Dieſe Liebe zu der ſchönen Tochter des reichen Manaſſe iſt das Einzige, an das ſich Uriel nun mit aller Kraft klammert. In Judiths Armen will er alle Welthändel vergeſſen, im Parke Vanderſtratens ſchwärmen ſie umher wie zwei luſtige Schmetterlinge, und nur ſelten verirrt ſich ein ſtörender Laut aus der Welt da draußen in die glückliche Einſamkeit der beiden Liebenden.

Da fällt wie ein Blitz vom wolkenloſen Himmel der Bannſtrahl der Synagoge mitten hinein in ihr ſonniges Glück. Nicht der Fluch ſelbſt, ſondern ſeine Wirkung reißt den noch im ſüßen Liebestraum befangenen Uriel zu einem furchtbaren Erwachen. Alles weicht entſetzt vor dem Verfluchten zurück, ſelbſt Judith weiſt ſchaudernd des Geliebten flehende Hand ab. Erſt ſteht er vernichtet, dann ſtürzt er in Verzweiflung und raſender Wut hinaus in die Dämmerung. Allmählich kommt er zur Beſinnung. Judiths Untreue iſt der erſte Gedanke, der ihm in dem wilden Gewirr ſeines Geiſtes erkennbar iſt. Dann aber kommt er zum vollen Bewußtſein ſeiner ſchrecklichen Lage. Er wollte ja frei ſein, nun war er es, vogelfrei, aus der Gemeinſchaft ſeiner Stammesgenoſſen ausgeſtoßen, aller Feind, niemandes Freund. Und er hat dieſem ſchrecklichen Bewußtſein nichts entgegenzuſtemmen, der Trotz, die Stütze einer feſten Überzeugung fehlt ihm. Da überfällt ihn mit erneuter Gewalt das Gefühl ſeiner Ohnmacht und der Zweifel an der Lauterkeit

seines eigenen Selbst. Er fühlt sich nicht als ungerecht Verfolgten, sondern als strafwürdigen Sünder, er schämt sich selbst seiner religiösen Spekulation und verurteilt sie als Verbrechen, das mit Recht den Fluch über ihn zusammengezogen. So in seinem Innern ganz gebrochen läßt er sich von seinem Roß im Dunkel der Nacht zu seiner Schwester tragen. Hier wartet seiner eine neue Beschämung. Hätte auch sie ihn von ihrer Schwelle gewiesen, wie er in grausamer Selbstqual innerlich hoffte, vielleicht hätte das seinen Trotz aufgestachelt. Aber nein die selbstloseste Liebe empfängt den Verfehmten und will ihn schützen. Hier findet er, was ihm Judith versagte. Mit gleicher Selbstlosigkeit will er seiner Schwester Liebe erwidern und entflieht, um sie nicht in die Folgen des Fluchs zu verwickeln. Ruhelos und zwecklos irrt er in der Fremde umher. Ohne Widerrede anerkennt er so der Priester Fluch. Die Enttäuschung über Judiths Liebe hat ihm völlig allen festen Halt genommen, er geht daher in einer stumpfen fatalistischen Resignation. Hätte er es je gewagt, mit rücksichtsloser Hand das ganze Gebäude religiöser Satzungen umzustoßen und ein neues aufzubauen, dann hätte ihn der Trotz der Überzeugung nie zu diesem Fatalismus kommen lassen. Aber er wollte ja stets vermitteln, die Religion hatte zu viel Macht noch über seinen Geist, als daß er sie zu vernichten gewagt. Er bekämpft ja die Religion „in ihrem eigenen Interesse, nicht um sie zu leugnen, sondern um sie festzustellen.“ Er steckt selbst noch zu tief in jüdischen Vorurteilen, die seine Kraft vollständig lähmen. Weiß er doch nicht und grübelt er immer, ob es nicht bloße Zerstörungslust und frivoler, blasphemischer Kitzel ist, was ihn antreibt.

Zwei Monate irrt er umher und die Zeit mildert den schwächenden Druck auf seiner Seele. Das Leben an den Ufern des Rheinstroms frischt seine Thatkraft wieder auf, er beginnt, sich in seine Lage zurechtzufinden, an die neue Zukunft zu denken und eine heitere Stimmung breitet sich über sein

Digitized by Google

Gemüt. Es ist das wohlthuende Gefühl der Genesung, das aber nur solange dauert, bis die geschwächten geistigen Organe wieder zu Kräften kommen und von neuem der Widerstreit beginnt.

Da tritt ihm plötzlich Judith wieder entgegen, voll überschwänglicher Reue und Liebe. Die Sehnsucht trieb sie, ihren Geliebten zu suchen. Jochai, ihr beider Vertrauter, begleitet sie. In seiner heitern Stimmung nimmt Uriel dies unerwartete Glück mit jubelndem Herzen entgegen.

Er hat keinen Hintergedanken, er sieht nur, daß die Geliebte jetzt reuevoll zu ihm zurückkehrt, das giebt seinem Geiste einen kräftigen Schwung. Im Augenblick hat Judith sich wieder seines Herzens bemächtigt. Ohne Judith vermag er nichts, mit Judith fühlt er Mut und ist zu allem bereit, auch in die alten Verhältnisse zurückzukehren. So soll also doch noch Judiths Liebe sich bewähren! Voll von diesen Gedanken ist er wehrlos gegen alle Zumutungen, die die egoistisch-schlaue Judith und der verschlagene Jochai an ihn stellen. Sie behandeln den Widerruf als eine Thatsache, die keiner Erörterung mehr bedürfe. Nur um das Wie? handelt es sich noch. Sobald Uriel diesen Ausweg als etwas Erwägenswertes ins Auge gefaßt hat, ist er auch schon gewonnen. Mit der Zeit wäre er ja auch selbst zu diesem Entschlusse gekommen. Denn die Freiheit ist ihm leer und öde, sein Geist skeptisch, aber nicht schöpferisch. Die feste Überzeugung fehlt. So haben Judith und Jochai leichtes Spiel. Uriel hat nur ein unbestimmtes Gefühl von der Verantwortlichkeit seines Schrittes. Mit ungeduldiger Hast wird der Widerruf betrieben, um schnell all die lästigen, ihn im Innern gar nicht berührenden Zeremonien abschütteln zu können und wieder in den ungestörten Besitz Judiths zu gelangen.

Das neugewonnene Glück aber hat auch seinen Mut und seine Widerstandskraft beseelt. Wie er wieder die alten verhaßten Fesseln fühlt, reizt es ihn, sie nochmals abzuschütteln.

Digitized by Google

Die Skepsis hat ihn im Augenblick wieder erfaßt, sobald er in Judiths Liebe einen Rückhalt fühlt. Als er vor den Priestern widerrief, mußte er sich schon bezwingen, um nicht von neuem zu widersprechen. Doch er will zurück zu Judith, das andere ist ihm alles gleichgiltig, er hat den Schritt jetzt einmal gethan, also nur schnell! Die ganze Begebenheit bleibt ohne jede tiefere Wirkung auf seinen Geist. Er sagt sich nur, daß er sich nicht zum zweiten Mal dieser Verfolgung aussetzen darf, eines allein hat er durch das Geschehene kennen gelernt: Vorsicht.

Zunächst will er noch einmal versuchen, seine skeptische Natur zu bändigen, wie er schon vorher beabsichtigte. Er sucht sein Rechtsstudium wieder hervor und vergräbt sich in kleine unbedeutende Tifteleien und Untersuchungen, um seinen Geist von jenen großen und gefährlichen Fragen wegzubannen. Aber diese gewaltsame Beherrschung, diese peinliche Kontrolle seiner Gedanken kann nicht ohne Einfluß auf seine Stimmung bleiben. Eine quälende Unzufriedenheit brennt in ihm, er fühlt einen Groll gegen seine eigene Natur, die er mit solcher Anstrengung bekämpfen muß; diese Stimmung offenbart sich auch in seinem Äußern, seinem Benehmen gegen andere. Gewohnt jetzt durch selbst auferlegten Zwang, seine Gedanken und Gefühle, wie die eines Fremden kritisch zu betrachten, kann er sich auch der Liebe zu Judith nicht mehr mit der naiven Fülle und Ganzheit hingeben wie früher.

Mit der Tochter van der Straatens ist unterdeß ebenfalls eine ernste Änderung vor sich gegangen, sie sieht den Kummer ihres Geliebten und fühlt die Ursache heraus. Sie ist es nun, die ihn wieder sich selbst zurückgiebt. Sie hat gegrübelt über ihre That. Ihre treulose Handlungsweise hat sie nachträglich mit Scham erfüllt. Sie will gutmachen, sie versichert den Geliebten, daß keine noch so schlimme Ketzerei ihre Treue aufs neue erschüttern könne. Sie dringt förmlich in ihn, sie auf die Probe zu stellen.

Uriel glaubt ihren Versicherungen und mit dem Vertrauen

Digitized by Google

auf Juditths Liebe ist er nun vollends im Nu wieder der Alte. Aber er hat Vorsicht gelernt: Er will nicht mehr im offenen Kampfe gegen seine Gegner auftreten; doch wo ihn die Wahrheit herausfordert, will er sie bekennen.

Mit doppeltem Eifer kehrt er zu seinen religiösen Studien zurück. Er sucht wieder den Verkehr mit freidenkenden Juden und Christen, äußert sich bei Fragen offen über jüdisches Dogma und Ceremoniel und meidet die Synagoge. Die Freude nach der langen Entbehrung hat zunächst auch die früheren Zweifel an seinem Wollen und Können erstickt. Die Gewißheit, ein gläubig-vertrauendes und liebendes Herz auf seiner Seite zu haben, hat seiner Begeisterung für die Erforschung der Wahrheit neue, kräftigere Schwingen gegeben. Ein fröhlicher Wagemut durchlodert ihn, er vergißt alle Vorsicht und faßt die Resultate seiner Grübeleien in einer Schrift zusammen, mit der er sich wieder ganz zu seinen früheren die Orthodoxie beleidigenden Anschauungen bekennt.

Juditths freudige Teilnahme hebt ihn; ihr vertraut er seine ketzerischen Gedanken und Grübeleien und mit ihrer ganzen Kraft sucht das Mädchen dem Gedankenfluge des Geliebten zu folgen. Aber es giebt eine Grenze, wo ihre Kraft erlahmen muß, und als er sie, an ihre Schwäche nicht denkend, auch über diese Grenze mit sich reißen will, da folgt sie ihm nicht mehr. Als er es wagt, die einzige Stütze der Schwachheit, den Glauben an die Unsterblichkeit, an ein besseres Jenseits und die Ewigkeit ihrer Liebe ein Hirngespinnst zu nennen, da schreckt sie entsetzt zurück. Seine Persönlichkeit wird ihr zu übermenschlich, er erscheint ihr plötzlich wie ein böser Dämon, sie macht noch einen leisen Versuch, ihn zurückzuziehen zu sich, aber ihr Vertrauen ist erschüttert und ihre Liebe beginnt zu erkalten.

Uriel fühlt Juditths Sinnesänderung sofort. Hat er sie früher nur leidenschaftlich geliebt, so ist sie, die Vertraute seines Geisteslebens, ihm jetzt unentbehrlich geworden. Mit ihr ver-



Digitized by Google

liert er einen Teil seines eignen Selbst. Judiths Besitz war es ja, der ihn mit Mut und fröhlicher Begeisterung entflammte. Alles, was der wieder eingezogene Liebesfrühling so zukunftsvoll hatte aufkeimen lassen, den Glauben an sich, an seine Kraft und sein ehrliches Wollen, und den fröhlichen Wagemut, der allen Anfeindungen ruhig lächelnd entgegensah, alle diese jungen Blüten stehen jetzt da erstarrt und getötet vom plötzlichen Winterfrost.

An Judiths abermalige Untreue denkt er nicht so sehr, als an den Grund hierzu und in seiner Unklarheit stempelt er sich selbst wieder zum allein Schuldigen. Er allein ist der Verderber seines Glückes gewesen! Er hat an ihre Liebe übermäßige Anforderungen gestellt, denen ihre weibliche Schwäche nicht gewachsen war. Er hat ihr eine schöne Welt mutwillig zertrümmert, ohne ihr eine bessere in sonniger verheißungsvoller Ferne zeigen zu können. Ja zu können! Dies Wort krallt sich jetzt wieder grausam um seine Seele. Das Bewußtsein seiner Ohnmacht reißt ihm alle schönen Träume nieder. Und aus den Trümmern ringeln sich wieder die Schlangen des Zweifels empor, die er erstickt zu haben glaubte.

In einem solchen Augenblick der Verzweiflung trifft ihn Jochai; so vollständig besinnungslos ist Uriel durch diese innere Qual, daß er seinen Vetter, für dessen Hinterlist und Verrat er Beweise hat, wie seinen besten Freund um Rat bittet. Wiederum weiß Jochai die Schwäche seines Nebenbuhlers, wie früher im Affekt übergroßer Freude, jetzt in dem Augenblick maßlosen Schmerzes, schlau zu benutzen. Er entschuldigt Judiths Benehmen mit ihrer übergroßen Liebe zu Uriel und der Schwäche ihres Geistes, der unter der Last der großen Gedanken zusammensinke. Mit scheinbarer Teilnahme aber verhehlt er ihm nicht, daß die Wiederholung des Bannfluches am folgenden Tage bevorstehe und, wenn sie wirklich erfolge, den Verlust Judiths unwiederbringlich machen müsse. Nur ein Ausweg stehe offen, die Umgehung des erneuerten Bann-

Digitized by Google

fluchs. Er wagt das verhängnisvolle Wort nicht auszusprechen. Diesmal nimmt Uriel selbst es ihm von den Lippen. Jochai bejaht es und in heuchlerischem Mitleid deutet er an, daß dem abermaligen Widerruf eine bittre Buße voraufgehen müsse.

Diesmal giebt sich Uriel nicht so leicht besiegt. Für einen Moment blitzt ein Mistrauen gegen seinen früheren Nebenbuhler in ihm auf. Doch schnell erlöscht es wieder vor dem Gedanken an die Geliebte. Er beschwört Jochai, ob er auch Judiths Liebe ganz gewiß sein könne, wenn er sich zur Buße und zum abermaligen Widerruf verstehe. Mit der Versicherung dieses Lohnes läßt ihn der Versucher allein. Und nun stürmt alles auf den schon Nachgebenden herein. Der Schmerz seiner Mutter und Geschwister, das Zureden seiner Freunde und Bekannten, die drohende Haltung des Volks, das des Verfehmten Haus mit lauten Verwünschungen umstellt, dies alles knebelt den Widerstand Uriels bis zur Wehrlosigkeit. Und in diesem Augenblick seiner größten Schwäche erscheint wieder sein böser Dämon, Jochai, fast gewaltsam führt er den Besinnungslosen durch die johlende Menge dem Gericht entgegen, so daß Uriel auf einmal Kerkerwände um sich sieht, ohne recht zu wissen, wie das alles zugegangen ist. Als sich die wilde Flut seiner Gedanken nun gelegt, da erkennt er die Falschheit Jochais, in ohnmächtiger Wut flucht er dem Versucher, der sich seiner Willenslosigkeit bemächtigt hat, er rennt wie ein rasendes Tier gegen die Kerkerwände an, die furchtbarsten Phantasiegebilde treiben ihn wie auf der Flucht umher, bis schließlich die körperliche Ermattung dem erregten Geist die Linderung des Schlafes bringt. Am Morgen ist er ruhiger; vor seine Richter geführt, in deren Gewalt er nun einmal ist, giebt er die Erklärung, daß er freiwillig sich der geforderten Buße unterwerfen wolle, um Frieden zu haben, und bittet um Beschleunigung der Ceremonie.

Doch diesmal begnügt sich die Synagoge nicht mit dem äußern Akt, sie will auch den Geist Uriels so knebeln, daß er



Digitized by Google

zeitlebens die schimpflichen Zeichen der Strafe tragen soll. Mit fieberhafter Ungeduld bangt Uriel dem Tage seiner Buße entgegen. Doch ein Tag nach dem andern verfließt, ohne daß er Anstalten dazu sieht. Sein Geist, ohne alle Beschäftigungsmittel gelassen, nur erfüllt von seiner schrecklichen Lage, von der Sorge um Juditha Liebe, zermartert sich, was diese Stummheit der Wächter, das gänzliche Ignorieren seiner Gefangenschaft zu bedeuten habe. Sein Körper leidet unter dieser Qual und zeigt die Spuren des innern Schmerzes. Da kommt ihm plötzlich der Gedanke, daß man ihn für immer der Freiheit berauben und ihn so am sichersten unschädlich machen wolle. Dieser Gedanke nistet sich fest in sein Gehirn ein, je endloser die Kerkerhaft, desto vertrauter macht er sich dieser grauenvollen Zukunft, von Tag zu Tag wird der wilde Geist ruhiger und schließlich legt sich eine stumpfe Resignation über den Unglücklichen, der schon mit der Welt und allem abgeschlossen hat.

Endlich, nach monatelanger Haft wird eines Tages die Kerkerthür geöffnet. Die letzte Buße soll beginnen. In der Kleidung eines Sünders muß er den Priestern in feierlichem Zuge in die von Menschen überfüllte Synagoge folgen. Uriel läßt alles mit sich geschehen. Der Gedanke baldiger Erlösung und Freiheit hält ihn aufrecht und weckt auch wieder eine Empfindung der Auflehnung in ihm. Vor der ganzen Versammlung des Volkes muß er ein Bekenntnis seiner Sünden vorlesen, zu dem nur Jochais Verräterei den Stoff liefern konnte. Als er stockt vor Ingrimm, zwingen ihn die Priester fortzufahren, fast ohnmächtig sinkt er seinen Peinigern in die Arme. In einem dunkeln Winkel muß er auf den Fortgang seines Schicksals warten. Die Aussicht auf noch tiefere Demütigungen, der Gedanke an den Verrat Jochais entflammen ihn zu rasender Wut. Sein Geist ist gelähmt, nur seine Leidenschaft tobt in ihm. Der Gedanke an Rache läßt ihn die schimpfliche Geißelung ertragen. Der Gesang des Volkes

Digitized by Google

übertäubt die immer häufiger und heftiger werdenden Ausbrüche seiner Raserei. In dem Wunsch und Vorsatz der Rache lodert alle Empfindung in ihm wie eine einzige Flamme empor. Als dann die letzte menschenschänderische Buße — das ganze jüdische Amsterdam tritt den Gefesselten mit Füßen — vorüber, da zerreißt er mit der Kraft des Wahnsinns seine Fesseln, in seinen geschändeten und zerfetzten Kleidern stürzt er durch die Straßen zum Hause seiner Angehörigen. Er ist wie ein entfesselter Dämon. Nur Rache ist sein Ziel. Seinem toten Geiste setzt er gleichsam ein Denkmal, indem er den Sohn seiner Schwester, den jungen Baruch Spinoza, der sich allein an den Rasenden heranwagt, zum Rächer aufruft für seinen Geist. Ihm übergiebt er seine unvollendete Mission.

Dann stürzt er, mit einer Pistole bewaffnet, zum Haus des Verräters Jochai. An Vanderstratens Villa vorbei führt ihn der Weg. Hier findet er alles in Festesglanz. Voll furchtbarer Ahnung erstürmt er das Haus: da sieht er Judith am Arm des eben ihr angetrauten Jochai. Auf diesen legt er seine Pistole an, die Kugel trifft aber die festlich geschmückte Braut, dann reißt er sich mit Riesenkräften von den Andringenden los und tötet sich selbst durch einen zweiten Schuß.

In der Novelle also ist der Geist Uriels wirklich getötet. Der Mangel der festen Überzeugung und des Glaubens an sich selbst treibt ihn schwankend und ziellos hin und her, bis er schließlich macht- und widerstandslos seinen Verfolgern zum Opfer fällt. Sein Geist ist vernichtet. Er ist zum Schluß nur noch fesselloſe blinde Leidenschaft. In diesem wilden Rausch der Leidenschaft, in der rasenden Scham über seine Schande und dem blinden Durst nach Rache tötet er, nach einem vergeblichen Mordversuch auf seinen Beleidiger, sich selbst. —

Das Drama „Uriel Acosta“ ist gleichsam ein Widerruf der Novelle. Die psychologische Entwickelung Uriels stammt zwar aus ähnlichen Keimen, doch ist sie ganz anders zur Entfaltung gekommen.

Digitized by Google

Die Vorgeschichte des Dramas hat vieles mit der Novelle gemein. In Portugal als Jude geboren und erzogen, wurde Uriel plötzlich getauft. Die Inquisition hatte seine Familie in die christliche Kirche getrieben. Sieben Jahre wurde Uriel mit seinen Geschwistern im Jesuitenkloster zu Cuença unterrichtet und der grausig mahnende Anblick der Scheiterhaufen verwandelte sich mit der Zeit in milde „Gewöhnung". Dem Judenjungen, der dem christlichen Priester am Altare bei der Messe diente, ging eine andre Welt des Geistes auf, als der Talmud umfaßte, und er dankt in der großen Rede des II. Aktes seinem Schicksal, das seinen Blick geweitet hat hinaus über die engen Hürden der Synagoge:

„Was ich geworden, ward ich nur als Christ.
Im frischen Strom der Bildung durft' ich baden,
Ein Mensch, ein freier, in dem Ganzen weben,
Die Luft war mein, der warme Strahl der Sonne,
Am Grün des Waldes labt' ich frei den Blick —
Was Alle liebten, durft' ich wieder lieben,
Was Alle fürchteten, war meine Furcht,
Und jeden Pulsschlag einer großen That,
Ein jedes Athmen der Geschichte fühlt'
Ich wieder in mir selbst wie alle Menschen."

Nach des Vaters Tode wanderten dessen Brüder nach Amsterdam aus und die ganze Familie kehrte frei vom Zwang zur Religion ihrer Vorfahren zurück, doch ohne öffentlichen Akt des Widerrufs. Nur Uriel hatte sich davon ausgeschlossen. Glücklich über die endliche Freiheit von den Fesseln des Christentums konnte er sich nicht in die drückenderen des Judentums zurückbegeben. Wohl hat de Silva recht, wenn er von ihm sagt: „Halb Christ, halb Jude schwebt er in den Lüften." Der Zwiespalt seiner Erziehung aber hat ihm Eines unauslöschlich eingeprägt, den Haß gegen jeden Gewissenszwang, hat ihm eine Freiheit der Anschauung vermittelt, die sich in keine vorgezeichneten Grenzen mehr zu finden vermag, eine Individualität und Selbständigkeit, die ihre eigenen Wege geht:

Digitized by Google

„Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn!"

Trotz seiner Verachtung der jüdischen Dogmen hat er gleichwohl nicht offen mit seinen Stammesgenossen gebrochen. Er ist und bleibt ein Jude, ein Glied jenes geknechteten Volkes, das nur im engsten Zusammenschluß aller den Stürmen der Geschichte Trotz geboten hat. Und dies Gefühl der Gemeinsamkeit, der einen großen Familie, beherrscht alle: es ist ein historisches Gesetz. Es ist eins der beiden Momente, die wir bei Uriels Charakterentwicklung hauptsächlich zu beachten haben. Dies Naturgesetz begegnet uns in dem ganzen Drama. Seinen allgemeinen Ausdruck findet es in dem freisinnigen Manasse, als das „Sich fügen in das allgemeine Wesen." Judith denkt nicht daran, dem Vater den Gehorsam zu verweigern, Silva billigt diese Aufopferung für eine alte pietätvolle Anschauung; auch Esther bewegt sich in diesen Grenzen. Für Uriel ist dies Gesetz der Familie, dies Gefühl der Verantwortlichkeit des Einen für alle, eine der unsichtbaren Ketten, die dem Flug seines Genius nachschleppen und ihn stets in Berührung mit der Erde halten. Beherrschte nicht auch ihn die Wahrheit der Worte: „Das Wesen unseres Volks ist die Familie!"[161]), schon längst wäre es zum offenen Bruch mit der Synagoge gekommen. Der intime Verkehr mit jüdischen Familien hatte dem Dichter dies Motiv nahegebracht, von dem in der Novelle noch nicht die Rede ist. — Dies Gefühl der Gebundenheit hat bisher seine Leidenschaft zum Kampfe gedämpft, das Bewußtsein, selbst doch in den innersten Fasern seines Herzens ein Jude zu sein, hat ihn gehemmt, seine Wahrheit laut hinauszurufen in alle Welt. Äußerlich hat er sich zu seinen Stammesgenossen gehalten, an ihrem Gottesdienst aber nicht mehr teilgenommen.

Wie der Held der Novelle hatte Uriel zuerst die Rechte, dann Theologie studiert. Seine Erziehung stellte ihn zwei Religionen gegenüber, die mit gleicher Schroffheit unbedingten

Digitized by Google

Glauben verlangten. Die Folge war der Zweifel an der Wahrheit beider. Diesen Zweifel hat er offen bekannt in einem Buche, worin er mit rücksichtslosem Rationalismus den ganzen Wust der jüdischen Dogmen und Traditionen zerpflückte. Seine Forschung ist also auch im Drama negative Kritik. Doch hat er keineswegs die Prätension der Unfehlbarkeit; er hat das Buch geschrieben:

„Nicht in dem Wahn, das Wahre aufzufinden,
Was Jeder anerkennen müßte, nein,
Nur meine eigne Thorheit ließ mich reden,
Nur meine eigne Blindheit ließ mich sehen,
Nur meine eigne Taubheit hören — meine!"

Gewiß ist er von dem, was er erforscht, überzeugt: Er sagt nicht, wie der Uriel der Novelle, daß er seine Gedanken überhaupt nicht niederschreiben würde, wenn er sie schon für ausgemachte Wahrheiten hielte. Der Uriel des Dramas will damit zum Kampfe aufrufen, damit vielleicht in dem Widerstreit der Meinungen eine Wahrheit sich herauslöste, und „Nur was wir selber glauben, glaubt man uns". Der Fortschritt vom Helden der Novelle zu dem des Dramas ist also zunächst der: Der Uriel der Novelle hat keine feste Überzeugung, keinen Glauben an sich, und geht an seiner Haltlosigkeit zu Grunde. Der Uriel des Dramas aber besitzt nicht nur eine feste, sichere Überzeugung, sondern er darf sogar mit Ulrich v. Hutten sagen: Ich hab's gewagt. Er hat seine Meinung frei bekannt und mit seinem Buche die Rache herausgefordert.

Dies Buch nun war die Frucht einer Glücksepoche in Uriels Leben, die seinen Mut und seine Forschungslust jubelnd emporgetragen. In der schönen Tochter des reichen Manasse Vanderstraten, in dessen Haus ihn der Zufall geführt, hatte er eine gelehrige Schülerin gefunden, und aus dem bewunderten Lehrer war der Geliebte geworden; in der Novelle ist Uriel zunächst der Geliebte und erst später nach dem Fluch und Judiths erster Untreue ihr Lehrer. Gewiß ist es wahre Liebe,

ed by Google

die beide aneinander feſſelt, und es iſt eine willkürlich falſche Auffaſſung, ein Kleben am Wort, wenn z. B. Bulthaupt ſagt, de Silva habe recht mit ſeiner Äußerung, daß Uriel Judith mit ſeinem Denken umgarnt habe und Judith ſelbſt voll Hochmut ſich für beſſer halte als andere. So ſieht eben Silva das ihm wenig vertraute Verhältnis an, ſein enges jüdiſches Vorurteil läßt ihn eine ſolche Verirrung gegen alle Geſetze der Sitte für unmöglich halten.

Da tritt plötzlich in ihr poetiſches Daſein ein Fremder, der alte Rechte an Judith geltend macht, ihr ſeit der Wiege anverlobter Bräutigam. Uriel wußte wohl von deſſen Exiſtenz, aber das Glück der Gegenwart hatte ihn und Judith die dunkle Zukunft vergeſſen laſſen.

Jetzt ſteht er vor einem ſchweren Konflikt. Soll er mit ſeinem Nebenbuhler um den Beſitz Judiths kämpfen, oder ſoll er die Geliebte den Rechten des Verlobten überlaſſen. Der Liebe Judiths iſt er gewiß. Aber wird ihre und ſeine Kraft ausreichen zu einem Kampf um die Freiheit ihrer Liebe, gegen die Heiligkeit des Verlöbniſſes, das durch der Väter Willen ſanktioniert iſt? Er weiß, wie innig mit den Lebensnerven des Judentums der kindliche Gehorſam verwachſen iſt; das Gefühl der Familie, der Unterordnung unter den Willen der Eltern iſt wenigſtens ebenſo ſtark in Uriel wie in jedem Juden. Gegen dieſes Prinzip anzukämpfen wie gegen ein albernes Vorurteil, das kann er nicht über ſich gewinnen. Hier haben wir den Punkt, der Uriel von den dramatiſchen Charakteren ähnlicher Art unterſcheidet und der ihm oft den Vorwurf der Schwäche eingetragen.

Uriel geht nicht weit, nicht rückſichtslos genug vor, die Ibſenſche Forderung „Alles oder nichts!“ wagt er noch nicht zu ſtellen, dafür iſt er ſelbſt noch zu ſehr in den Vorurteilen und Empfindungen ſeiner Stammesgenoſſen befangen; er hat ſich wohl von ihrem Glauben, nicht aber von ihrem Gefühl emanzipiert.

So faßt er einen heroiſchen Entſchluß: Aus der Philo-

Digitized by Google

ſophie ſchöpft er die Kraft zur Entſagung. Aber Judith in den Armen Jochais zu ſehen, das, fühlt er, wird er nicht ertragen; deshalb will er fliehen. Ueber ſein Buch iſt noch alles ſtill; den Handſchuh, den er hingeworfen, hat noch niemand aufgenommen. Man kann ihm ſeine Flucht noch nicht als Feigheit auslegen von dieſer Seite. Den Kampf des Herzens aber fürchtet er. „Es giebt zwei Welten, die des Herzens und die des Geiſtes", ſagt Gutzkow in der „Knabenzeit"[162]), „die Pflichten und Rechte beider gleichen ſich hienieden nicht aus." Schon der Uriel der Novelle erklärte: „Wer die Gefahr aufſucht, kommt in ihr um." Sein geiſtiges Gut will er keiner Gefahr ausſetzen, ſeiner Miſſion will er treu bleiben. Darum will er fliehen und ſo auch Judith einen Kampf erſparen, der ſchließlich doch mit einem Kompromiß enden muß. Nach Deutſchland will er ſich wenden, in Heidelbergs herrlicher Natur ſich den Frieden der Seele zu bewahren.

Nun geht's ans Abſchiednehmen von allen, die er „lieb gehabt", alſo auch von ſeinem geliebten Lehrer, dem alten Arzt de Silva. Dies iſt der Augenblick, in dem uns Uriel zuerſt auf der Szene entgegentritt. Die traurige Ahnung erſchwert ihm dieſen Gang, daß er den greiſen Gelehrten wohl nicht mehr wiederſehen werde. Dieſe Stimmung beherrſcht auch ſeine ganze Haltung den erſten Akt hindurch bis vor dem Schluß.

Aber wo er in alter Liebe zu ſcheiden hoffte, da empfängt ihn Groll und Zurückweiſung. Er hat in ſeinem Buche auch de Silvas theologiſche Schriften angegriffen. Gekränkt lehnt dieſer die dargebotene Hand ſeines früheren Lieblingsſchülers ab. Jochai iſt Zeuge dieſer Scene. Ruhig und rückſichtsvoll, verſöhnlich, aber feſt und ſelbſtbewußt weiſt Uriel de Silvas Vorwürfe zurück. Gerne geſteht er ihm zu, daß er wohl geirrt haben möge:

„Und wenn im Denken ich geſund nicht bin,
Was ich mich ſelber kaum zu rühmen wage,
So wißt Ihr, was die Heilung anbetrifft,
Die kranke Seele muß ſich ſelber helfen."

Digitized by Google

Eine tragiſche Ironie läßt de Silva dann jenen teuren Namen nennen, deſſen Klang Uriels Seele erfüllt. Der glücklichere Nebenbuhler ſteht kalt, faſt feindlich daneben. Da quillt der Trennungsſchmerz noch einmal unhaltbar aus des Scheidenden Bruſt heraus, und die Sehnſucht nach der Geliebten bricht aus in eine begeiſterte Schilderung ihrer Schönheit und ihres inneren Wertes, die in den Worten gipfelt:

„Sie ſtieg vom Himmel nieder,
Die Erde hat nicht Theil an ihrem Stoff — . . .
Jochai, zu ihr beten müßt Ihr, nah'n ihr,
Wie man den Heil'gen naht!“ . . .“

Die Erinnerung überwältigt ihn faſt, raſch will er ſich losreißen. Da tritt ein Umſtand ein, der ſeinen Entſchluß vollſtändig umſtoßen ſoll.

Silva hat ihm ſchon geſagt, daß ſich eine Entrüſtung erhob über ſeine Schrift. Denn Uriels Ketzereien ſind doppelt gefährlich durch den Reiz einer bezaubernden, einſchmeichelnden Sprache, die ſelbſt de Silva bewundert. Man hat in ſeiner Meinungsäußerung nicht das ehrliche Streben eines nach Erkenntnis Ringenden geſehen, ſondern nur einen frivolen Angriff auf die Kirche.

Die Wirkung dieſer Auffaſſung zeigt ſich jetzt. Prieſter, unter Führung des Fanatikers de Santos, erſcheinen in feierlichem Aufzuge bei de Silva, dem „weiſen, hochgelehrten Kenner des Glaubens und der heil'gen Glaubensquellen“, mit dem Auftrag der Synagoge, Uriels Buch zu prüfen, „nicht nach den Formeln der Philoſophie“, ſondern nach den ſtrengen Satzungen des orthodoxen Judentums.

Dieſe Antwort auf ſeine Herausforderung, dazu der gehäſſige Fanatismus des de Santos, der ſogar de Silva jede Regung des Mitleids mit dem ſchon ſo gut wie Verurteilten verbietet, Silvas Übernahme des „ſchmerzlichernſten“ Auftrages, das alles wirft ſeinen ganzen Entſchluß über den Haufen.

Im Augenblick ist er nur mehr der Kämpfer für seine Wahrheit:

„Wer Wahrheit will bekennen,
Darf ihr die höchste Glorie nicht entziehn,
Den Ruhm des Muthes, den die Wahrheit giebt."

Daß er sich mit dieser Änderung seines Entschlusses auch wieder in den Kampf des Herzens begiebt und daß sein Herz den Sieg davon tragen könne, diese Furcht wird in diesem Moment verdeckt von der Begeisterung für seine heilige Aufgabe.[163])

Die dramatische Entwickelung im ersten Akt, die Bulthaupt für das ganze Stück leugnet, ist also ganz klar. Es kommt doch durch die Wirkung verschiedener Motive zu einem Entschluß, der Bedingung ist für das Folgende. Am Ende des ersten Aktes ist er ein anderer als zuvor. Der Geist soll siegen, unter allen Umständen, das ist die belebende, ermutigende Wirkung des Angriffs. Das sagen auch deutlich Uriels Schlußworte:

„Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen brechen."

Im zweiten Akt sind die sieben Tage der Prüfung des Buches vorüber. De Silvas Urteil besagt: der Autor ist kein Jude. Die Synagoge hat Uriels Schrift verbrannt, jeden Augenblick kann ihn der Bannstrahl treffen. Die Erwartung des Fluches, der ihn nur ehrt, beugt seinen Mut nicht. Dennoch sehen wir ihn am Anfang des zweiten Aktes keineswegs auftreten als selbstbewußten siegesstolzen Streiter. Während sich das Schicksal seines Buches entschied, ist er Judith fern geblieben, um sein Herz frei zu halten von allem, was seine Kraft in dem bevorstehenden Kampfe lähmen könnte. Erst als sie ihn, den vom Fluch Bedrohten, ausdrücklich zu sich lädt, folgt er ihrem Rufe, mit dem Vorsatz, von ihr Abschied zu nehmen.

Ganz anders als sie erwartet, tritt Uriel vor sie hin. Sie empfängt ihn mit der ganzen Sorge bangender Liebe, und

Digitized by Google

er ſcheint ergeben in die Ausſicht, ſie als Weib Jochais zu ſehen:

„Was wir uns ſind, mit Thränen ſteht es, Judith,
Auf jedem grünen Raſen hier geſchrieben.[104])
Doch ſoll's nicht ſein, es wird nicht ſein — ich kenn' es.
Das Wildhinſtürmende paßt nicht für uns."

Sowohl Judith wie Uriel ſind zwei durch das unbezwingbare Gefühl für Sitte, Herkommen und allgemeines Gebot gebundene Glieder eines Stammes, der eben aus dieſer Gebundenheit ſeine Lebensfähigkeit ſchöpft. Sich „wildhinſtürmend" über alles dies hinwegſetzen, hieße die Wurzel dieſes Stammes unterwühlen.

Als Uriel ſich eben von Judith losreißen will, umringt ihn plötzlich der Schwarm der übrigen Gäſte. Jochais eiferſüchtigen Spott beachtet er nicht. Judith nur beantwortet ihn trotzig und führt den Geliebten faſt gewaltſam vor aller Augen in den Saal.

Da naht die Entſcheidung. „Prieſter an der Pforte!" erſchallt es. Uriel weiß, was ſie bringen. Wie von einem Peſtkranken weicht alles von dem Angeklagten zurück, auch Judith tritt zögernd auf die Seite der Gegner.

Aber die Bedeutung des Augenblicks läßt ihn dieſe bittere Enttäuſchung verſchmerzen. Die Größe ſeiner geiſtigen Aufgabe beherrſcht ihn ganz. Mit kaltem herausforderndem Trotz wirft er dem Prieſter de Santos die Worte zu:

„Glaubſt Du dort auf dem Sinai zu ſtehen?
Hat Moſes Dich zu ſeinem Mund erwählt?
Wer hat Dir über mich Gewalt gegeben?"

Da geſchieht etwas Unerwartetes. Silva hat in guter Abſicht Jochai über Uriels Vergangenheit unterrichtet. Jochai greift begierig nach dieſem Mittel, ſich des Nebenbuhlers endgültig zu entledigen. Er beſchuldigt ihn des geheimen Chriſtentums, denn noch ſei er durch keinen öffentlichen Akt zum Juden-

Digitized by Google

tum zurückgekehrt. Alles iſt erſtarrt über dieſe Eröffnung. Uriel ſelbſt fehlen im erſten Augenblick die Worte. Mit einer Lüge will ſein Todfeind ihn, der gerade die Unwahrheit bekämpft, vor dem Banne bewahren! Ihm mutet man zu, durch eine Hinterthür ſich der Verfolgung zu entziehen. Dieſe Spekulation auf ſeine Feigheit treibt ſeinen Mut zur Tollkühnheit hinauf. Die Begeiſterung eines Propheten und Märtyrers erfaßt ihn. Mit mächtig hinreißenden Worten ſchildert er ſeine Jugend, ſeine gewaltſame chriſtliche Erziehung. Er verflucht ſie keineswegs, er fühlt ſich glücklich in dem Beſitz einer Bildung, die ihn über die Enge des Judentums hinaushob, denn frei will er ſein von jedem Zwang, und daß man ihn jetzt in das Joch des Chriſtentums hineintreiben will, empört ihn umſomehr. Weder Jude noch Chriſt iſt er, die allgemeine Entwicklung der Menſchheit nur erkennt er an. Am wenigſten wird er jetzt, gezwungen, auf ein Dogma ſchwören. Wenn aber die Frage an ſein Herz geſtellt iſt, ob er ſich überhaupt noch als Glied ſeines angeſtammten Volkes fühlt, da bekennt auch er ſich zur gemeinſamen, brüderlichen Sache ſeiner Glaubensgenoſſen. Als Chriſt erzogen, hat er empfunden, was Heimat und Vaterland bedeuten, als Jude doppelt tief, wie bitter es iſt, jene zu entbehren. Er will kein feiger Überläufer ſcheinen, der geſchützt durch die Taufe ruhig zuſieht, wie ſein Volk in Drangſal geknechtet wird. Stolz, tollkühner Mut, der Ehrgeiz des Kriegers, zu der kleinen, wenn auch fallenden, aber heldenhaft kämpfenden Schaar zu gehören, laſſen ihn die ſchönen Worte ausrufen:

„Des Ahasverus Söhne, müßt Ihr wandern,
Und wandern, wandern, wandern ruhelos —
Und weil ich nicht im Schatten ruhen will,
Als Chriſt mich in dem Grün behaglich ſtreckend,
Indeſſen Ihr im Staub der Straße zieht —
So will ich leiden mit den Leidenden, —
Ihr dürft mir fluchen! Denn ich bin ein Jude!“

Digitized by Google

Uriels heldenhaftes Herausfordern des Bannes reizt den Fanatismus der Prieſter nur noch mehr; ſie empfinden ſeine Worte als Hohn, das freiwillige Sichdarbieten zur Strafe beweiſt ihnen eine geheime Verachtung ihrer Macht, und der Fluch fährt auf den Ungebeugten in ſeiner ganzen Grauſamkeit herab. Uriel ſelbſt bricht nicht darunter zuſammen, er hat Mitleid mit dieſem Wahn und nur der Gedanke an ſeine rechtgläubige Mutter erfüllt ihn mit Schmerz.

Da erhält er auf einmal einen Bundesgenoſſen. Judith, durch des Prieſters verdammende Worte in ihrer Liebe gekränkt, voll Bewunderung vor Uriels Heldenmut bekennt ſich begeiſtert zu dem Geliebten mit jenen großartigen Worten: „Er wird geliebt! Glaubt beſſeren Propheten!“

Judiths Kühnheit ſchreckt die Prieſter und die Umſtehenden auseinander. Für Uriel aber hat ſich nun die Sachlage mit Einem Schlage geändert. Die Liebe zu der ſchönen Tochter Manaſſes, der er entſagen wollte, weil er in dem Streben des Weibes nach gewohnter Behaglichkeit eine Feindin ſeiner Überzeugung fürchtete, wird ihm zur Bundesgenoſſin im Kampf um ſeine Wahrheit. Uriel und Judith ſtehen jetzt vereint einer ganzen Welt gegenüber, ſtatt ſie zu trennen, hat der Bann der Synagoge ſie nur um ſo feſter verbunden.

Daß Uriel nach dieſem Zeugnis von Judiths Liebe nicht aufjauchzt in hoffnungsfreudiger Thatkraft, nicht aufjubelt, wo er nun, ohne ſeine Wahrheit zu gefährden, ſich ſeiner Liebe wieder hingeben darf, berührt merkwürdig. Kein Wort hören wir mehr von ihm in dieſem Akte nach jenem Ereignis; für ihn ſpricht es Judith:

„O laß uns hoffen! Folge mir, mein Freund!
Wer muthig will, der hat die Welt gewonnen.“

Noch eigentümlicher iſt dieſer Mangel an jeder beſeligenden Wirkung der That Judiths auf Uriels Stimmung und Mut in der Manuſcript-Ausgabe. Hier folgt Uriel am Schluß des

Digitized by Google

zweiten Aktes nicht einmal sofort Judith nach, sondern es findet sich noch folgender Zusatz:

(Judith folgt dem Vater.)

Uriel (nach einer Pause und ihr nachblickend).

Und hättest Du mich ziehen lassen! Ach,
Dann ständ' ich doch allein mit meinem Schicksal!
Zuviel des Hasses und zuviel der Liebe!
Nur langsam folg' ich dem, (legt segnend die Hände aufs Herz)
was mich beglückt!

(Er geht Judith mit gebeugtem Haupte nach und der Vorhang fällt erst, wenn er verschwindet.)

Die Änderung dieses Schlusses in der 1. Aufl. ist immerhin eine Besserung, wenn wir auch hier kein einziges frohes Wort Uriels zu hören bekommen. Der gemeinsame Abgang Judiths und Uriels vermag aber schon eine gewisse Zuversicht im Zuschauer zu erwecken, die dann durch Judiths hoffnungsvolle Worte vermehrt wird.

Zu Anfang des dritten Aktes sehen wir Uriel friedlich auf Manasses Villa. Der freisinnige Vanderstraten hat ihm dort ein sicheres Asyl eröffnet, das ihn der Rache des Fanatismus entzieht; er hat sich sogar bereit erklärt, Uriel als Schwiegersohn anzunehmen, natürlich unter der stillschweigenden Voraussetzung des Widerrufs. Deshalb sehen wir Uriel auch hier wieder in elegischer Stimmung. Das Glück, Judiths Liebe zu besitzen, empfindet er in seinem ganzen Umfang. Aber er ist zu wenig Träumer, um zu glauben, daß sein jetziges Leben fortdauern könne. An Widerruf aber denkt er nicht.

„Der Held bereut durch eine zweite That", das ist der Ausdruck seiner augenblicklichen Gesinnung. Und dennoch zieht es ihn mit allen Fibern zu Judith. Gutzkow sagt in den „Briefen eines Narren an eine Närrin": „Das Bedürfniß, glücklich zu leben, ist eben so mächtig, als das andere, seinem Glücke die Unterlage eines höhern Lebens zu geben." Von diesem Gesichtspunkte aus hat der Dichter den Charakter des Helden gezeichnet. Seine höhere Aufgabe muß ihn fortrufen

Digitized by Google

aus dieſer zielloſen Lage, die höchſtens ſeiner Feſtigkeit gefährlich werden kann. Deshalb hat er ſchon darüber nachgegrübelt, wie er ſich auf irgend eine Art ſein „unerlaubtes Daſein“ friſten könne. Daß dies nur durch die Flucht, durch eine Trennung von Judith und Sicherung ſeiner eigenen Perſon geſchehen kann, das iſt ihm ganz klar.

So überraſcht ihn die Zumutung de Silvas, der den Widerruf auch als etwas ganz Selbſtverſtändliches anſieht, wie etwas ganz Fremdes, das niemals in die Grenze der Möglichkeit gerückt iſt. Mit wie vielen ſchwerwiegenden Gründen auch de Silva ihm zuſetzt, er beharrt auf ſeiner iſolierten Stellung. Uriel verteidigt das Recht der Individualität. Aber daß er eine ſolche beſitzt oder beſitzen will, hat man ihm ja am meiſten verübelt. Er will von dem Banne nicht befreit ſein und wenn ihn auch de Silva erinnern mag, an Judith, an Manaſſe, an ſeine blinde Mutter, an die Pflichten gegen ſein Volk und ſeine Religion — er bleibt ſtandhaft und nach de Silvas Fortgang befeſtigt er ſich gleichſam nochmals in ſeiner Widerſtandskraft in einem Monolog, der in die Worte ausgeht:

„Hab' ich geirrt, ſo irrt' ich nur der Wahrheit,
Den Prieſtern aber widerruf' ich nicht.[165])

Und wohl nötig iſt dieſe Befeſtigung. De Silva war nur ein Vorpoſten, aber ſeine Worte, wenn ſie auch Uriel nicht wankend machten, können unmöglich ohne Wirkung auf ihn geblieben ſein, wenn ſie auch nur dazu dienten, das in Uriels Geſichtskreis zu rücken, was er daraus verbannt hatte und was in den nächſten Augenblicken zu einem bedrohlichen, ſeine ganze Kraft unterwühlenden Element anwachſen ſoll.

Die Liebe zu ſeinem Volk, die in Uriels Seele ſchlummert, hat de Silva wachgerufen. Nun aber wird ſein Herz an ſeiner ſchwächſten Seite angegriffen. Uriels Mutter erſcheint, blind und gebrechlich, von ſeinen Brüdern geführt. Sie will Judith

danken für die Liebe, die ſie Uriel bewieſen. Der Anblick der hilfloſen Mutter erfaßt ſein Herz mit wildem Weh, und allen Fluch vergeſſend, liegt er zu ihren Füßen. Und ihre Hände taſten an ſeinem Kopf herum und erkennen den geliebten Sohn, der ihr unwiederbringlich verloren iſt. Es miſcht ſich in dieſe Mutterliebe dennoch ein klein wenig Egoismus, aber es iſt der Egoismus der Liebe. Sie hegt den kindlichen Glauben, vor dem Augenblick ihres Todes noch einmal die Kraft ihrer Augen zurückzuerhalten, und ihr Mutterherz krümmt ſich unter dem Gedanken, daß ſie dann eines ihrer Kinder an ihrem Totenbett vergeblich ſuchen wird. Denn Uriel wird fern von ihr weilen. Seiner Mutter vertraut er es an, daß er nicht hoffe, Judith jemals ſein zu nennen, und ſie ſtimmt ihm bei. Dieſe bittre Wahrheit ausgeſprochen zu hören aus einem teuern Munde macht ſie Uriel doppelt ſchmerzhaft.

Die Brüder ſtehen daneben, gedrückt von der Laſt einer Bitte, die nur zögernd aus ihrem Munde kommt. Der Fluch Uriels hat auch ſie getroffen: ſie ſind Kaufleute und die Rache der Stammesgenoſſen muß ihr Geſchäft ruinieren. Deshalb wollen ſie auswandern mit ihrer alten Mutter, eine neue Heimat zu ſuchen; und alles Uriels wegen, der nicht widerrufen will und dieſe Heimatloſigkeit ſeines Volkes an ſeinen Lieben ſich rächen ſieht, was er doppelt ſo tief empfinden kann, ſeit er als Chriſt ein Vaterland beſeſſen.

Da kommt auch Judith, ahnungslos und glücklich über Eſthers Anblick. Ihr Vater hat durch ſeinen edlen Freimut ſich den Haß und die Verfolgung Jochais und ſeiner Freunde zugezogen. Alles, was Uriels Herzen nahe ſteht, iſt hier zu einer Gruppe vereinigt. Judith lebt noch in dem jubelnden Bewußtſein ihrer mutigen That, eine roſige Zukunft liegt vor ihr. Sie hat ſich zu Uriel bekannt, weniger fortgeriſſen von ſeiner geiſtigen Aufgabe, als weil man ihre Liebe in Zweifel zog, und ſie lebt jetzt in der feſten Zuverſicht, ihn durch ihren

ſelbſtloſen Opfermut in jenem Augenblick völlig ſich erobert zu haben. Daß nunmehr der Geliebte ſeinerſeits ihre Hingebung vergelten werde durch den Widerruf, der allein ihrer That den erhofften Lohn ſichern kann, daran iſt ihr auch nicht ein leiſer Zweifel aufgeſtiegen. Da reißen ſie Eſthers wehmütige Worte aus dieſem ſchönen Traum, und mit dem grauſamen Vorwurf: „Mutter, wir werden nicht geliebt!“ liegt ſie in troſtloſer Enttäuſchung zu Eſthers Füßen. Alles, was Uriel bisher teuer war, ſtürmt nun mit einem Mal auf ihn ein! Der Schein der Undankbarkeit bedroht ihn; jene ungerechte Anklage: „Wir werden nicht geliebt!“ hat die Breſche geſtoßen in die feſte Mauer, die der Geiſt um das Herz gezogen, und dieſes iſt jetzt wie eine eroberte Burg, jedem Feinde geöffnet. Er ſieht ſeine gebrechliche alte Mutter an ihrem Stabe hinauswandern in die Fremde, geführt von ſeinen verarmten Brüdern, die verfolgt werden um ſeinetwillen. Getrennt muß er ſelbſt in Zukunft leben von ſeinem Volke, zu dem die Stimme des Blutes ihn dennoch hinzieht. Es iſt ein ſchwerer Kampf des Propheten mit dem Menſchen, der die Liebe nicht aus ſeiner Bruſt reißen kann, ein kurzes gewaltiges Ringen gegen die Übermacht des Gefühls. Die Wahrheit unterliegt. Uriel iſt nicht mehr Herr ſeiner ſelbſt. Beſinnungslos ſtürzt er hinaus, bloßen Hauptes durch die Straßen und eilt halb wahnſinnig von all dieſen Folterqualen zur Synagoge, ſeinen Peinigern in die Arme. —

Ohnmächtig, mit zerriſſenen Kleidern war Uriel im Hof der Synagoge zuſammengeſtürzt, verfolgt von den Hohnrufen und den Steinwürfen der fanatiſchen Menge, wie in der Novelle. In ſtrengem Gewahrſam wurde er gehalten, keine Kunde von draußen drang in die Einſamkeit ſeiner Kerkerzelle, weder von der Krankheit und vom Tod ſeiner Mutter, noch von Jochais Rache an Manaſſe. Jeder Beſuch Judiths und ſeiner Brüder, jeder Brief auch wurde von dem unerbittlichen Inquiſitor de Santos abgewieſen.



Digitized by Google

Anfang des vierten Aktes ist der Tag des Widerrufs gekommen, der dem schmählich Eingekerkerten die schwer erkaufte Freiheit bringen soll[166]). Zum letzten Mal wird er vor das Gericht der Hohenpriester geführt. Die Kerkerhaft, die Aufregung über die ihm widerfahrene Behandlung hat ihn entkräftet, blaß und verfallen erscheint er vor dem Rabbi Akiba und dem Gerichtshof. Aber seinen Geist hat die Schande nicht zu demütigen vermocht. Im Kerker hat er sich gesammelt, hier ist er zur ruhigen Überlegung seiner That gekommen. Er war in der Gewalt seiner Feinde, ein Zurück gab es nicht mehr. Deshalb hat er sich abgefunden mit dem Schritt, zu dem er sich hat hinreißen lassen, und will aushalten. Gewaltsam bannt er seinen Blick auf das eine Ziel, frei zu werden, um Mutter, Brüder, Judith zu umarmen. Er hat die kürzere, aber schwerere Buße verlangt. Ein wilder Gleichmut hat ihn erfaßt:

„Ich will den kurzen! Tödtet mich! Nur rasch!
Ich will mich nicht besinnen, wie ich sterbe."

Doch er weiß nicht, was ihm bevorsteht. Von wirklicher Reue und Zerknirschung ist keine Spur bei ihm zu sehen. Soweit hat ihn auch die Grausamkeit des Kerkers nicht gebracht. Den Priestern zeigt er nur kalte Verachtung. Alles will er der Synagoge zugestehen, nur schnell! Von seinem Innern fließt das alles spurlos herab. Gedankenlos spricht er die Zugeständnisse herunter, die man von ihm verlangt. Ja es mischt sich offener Hohn in seine Worte:

„Ich glaub' es glaubend, dankend Euch von Herzen,
Daß Ihr es zu beweisen mir erspart."

In der Manuscript-Ausgabe tritt Uriel in dieser Scene sogar etwas arrogant auf. Als sich Akiba mit der Entschuldigung wegen seines hohen Alters niedersetzt, über seine „müden Füße" klagend, sollte Uriel ihm ursprünglich antworten:

„Ich fordr' Euch nicht zum Tanze auf, Akiba.
(bei Seite)
Auf dem Schaffotte sind die Henker höflich."[167])

De Santos entgeht auch der versteckte Trotz in Uriels Geständnis nicht, besonders als Uriel es sogar wagt, im Augenblick der Vorbereitung auf den Widerruf dem greisen Ben Akiba wegen seiner beschränkten Auffassung des Talmud zu widersprechen und wie zum Hohn seiner gegenwärtigen Lage den Satz aufzustellen:

„Der Zweifel ist des Glaubens Nahrung — ...
Denn nur aus Zweifel kommt ein frommer Glaube."

Der Widerruf ist nur ein äußerlicher Zwang, in den er sich begiebt. Er kostete ihm keine geringe Überwindung. Schon vor der Zumutung, vor dem ganzen Judenvolk in der Synagoge das Bekenntnis des Widerrufs, das die Priester verfaßt haben, laut zu lesen, stutzt er. Doch er bezwingt sich.

Seine wahre Gesinnung aber zeigt sich, als er einen Augenblick allein gelassen wird, das Pergament erst durchzulesen. Da tritt die Wahrheit anklagend vor ihn hin, da faßt ihn die ganze Größe seiner Schande und sein Geist bäumt sich wild empor gegen die Fesseln, die das Herz ihm angelegt. Da rasselt und schüttelt er in Verzweiflung mit den schimpflichen Ketten, einen Augenblick fällt er aus seiner ergebenen Rolle. Er hat diese Nacht seine Mutter und Judith im Traume gesehen. Als er erwachte und die Kerkerwände ihn anstarrten, da faßte ihn die Empörung über seine Schwachheit, und plötzlich kam ihm der Gedanke an einen andern Märtyrer der Wahrheit, Galilei, der unter der Qual der Folter ebenfalls widerrief, dann aber, als die Schmerzen nachließen, den Henkern jenes berühmte Wort entgegenwarf: „Und sie bewegt sich doch!" Auch Uriel fühlt sich unter einer solchen Folter, die den Geist willenlos macht. Aber schon wartet er auf den Augenblick der Freiheit, wo auch er den Priestern jenes Wort ins Angesicht schleudern kann; dies Wort klingt ihm unübertönbar in den Ohren. Etwas wie Neid gegen Galilei zuckt durch seine Brust. Und schon ist

Digitized by Google

der Augenblick gekommen, wo die Feſſeln, die Henkersſchrauben anfangen nachzulaſſen. Im Höhepunkt der Verzweiflung, als Uriel Gott ſelbſt anklagt, daß er ſeine Mishandlung zulaſſe, und ein Wunder vom Himmel erfleht, als dazu die Rachepſalmen, von unſchuldigen Kinderſtimmen geſungen, wie höhnend in ſein Ohr klingen, bahnt ſich ſein Bruder Ruben mit Gewalt den Weg zu ihm, ihn zu beſtürmen, vom Widerruf abzulaſſen. Die Mutter hat die Schmach ihres Sohnes nicht mehr erlebt, in Blindheit ſind ihre Augen gebrochen. Der Schmerz um die Mutter verſinkt gleichſam in der Tiefe des Unglücks, das Uriel erfüllt[168]). Eine Feſſel fühlt er ſich löſen, die andre ſtärkere aber hat noch den alten Druck. Noch eine zweite Nachricht ſchwebt auf Rubens Lippen, aber er wagt es nicht, ſie ohne Vorbereitung dem ſchon faſt bewußtloſen Uriel zuzurufen. „Judith? —“ Schon der bloße Klang dieſes Namens, an den er ſich mit der Kraft der Verzweiflung klammert, reißt Uriel wieder empor und treibt ihn die Stufen hinauf, von deren Höhe er ſeine Schande hinausrufen ſoll in die Welt. Wie ein Selbſtmörder ſchreitet Uriel zum Widerruf. Doch er hat ſeiner Kraft zu viel zugetraut. Wie Keulenſchläge fallen die lügneriſchen, von blutgierigem Haß ihm vorgeſchriebenen Selbſtanklagen auf ſein gefoltertes Herz[169]). Er ahnte nicht dieſe teufliſche Bosheit, die darauf ausging, durch die ſchmachvollſte Strafe den letzten Reſt ſeiner Menſchenwürde zu töten. An der Schwelle des Tempels ſoll er ſich niederwerfen, und ganz Israel ſoll den Fuß erheben, über ihn hinwegzuſchreiten.

Das raubt ihm die Beſinnung. Aber erbarmungslos wird er zur Strafe fortgeſchleift. Doch alles iſt nichts gegenüber der teufliſchen Rache Jochais. Er wagt es, als erſter über Uriel hinwegzutreten, um ihm dabei die niederſchmetternde Kunde ſeines Triumphes entgegenzuſchleudern, daß Judith dem Büßenden trotz allem verloren iſt. Bis zur ſchmählichſten Erniedrigung hat Uriel ſein leidenſchaftliches

Digitized by Google

Temperament gezwungen. Doch nun haben die Folterklammern, die ſein Herz umſchloſſen, nachgelaſſen, er fühlt ſich mit einem Male wieder frei, nun kommt ſeine Leidenſchaft, ſo lange gebändigt, zum exploſiven Ausdruck. Das Entſetzen über dieſe himmelſchreiende That reißt ihn empor vom Boden der Schande, die Wut über den Triumph der Bosheit ſprengt die Feſſeln mit einem Ruck. Es iſt Simſon, der plötzlich ſeine Rieſenkraft wieder in ſeinen Muskeln fühlt und mit einem Stoß das ganze Gebäude auf die Köpfe der Philiſter zuſammenrüttelt. Die Kleider reißt er ab, die nur erſt vom Fußtritt Jochais beſchmutzt ſind, entfeſſelt wie ein raſendes Tier, ſtürmt er zurück in die Synagoge. Noch kann er nicht ganz glauben, was er gehört, der Hohn des de Santos aber giebt ihm Gewißheit. Er fühlt den Boden unter den Füßen weichen, einen Augenblick der Erſchöpfung ruht er aus an Silvas Bruſt. Da tönt ihm die verhaßte Stimme ſeines Peinigers wieder in den Ohren, der ihn zur Fortſetzung der Buße auffordert, ihn noch eines neuen Verbrechens dazu bezichtigend. Das weckt ihn aus ſeiner momentanen körperlichen Erſchöpfung. Nun iſt alles verloren. Jetzt gilt es wenigſtens, den Geiſt aus dieſem Ruin zu retten. Nun iſt er wieder frei von allem Zwang, wie Galilei ſpringt er empor, und in flammender Wut ſchleudert er den entſetzten Prieſtern jenes Märtyrers Worte ins Geſicht: „Und ſie bewegt ſich doch.“ Mit wilden ungezähmten Worten widerruft er alles, was er eben erſt zugeſtanden, in den geweihten Mauern der Synagoge verkündigt er laut, was ſeine Ueberzeugung war und bleibt:

„An Worte feſſelt Ihr den Geiſt, an Worte
Den ew'gen Gott, an dieſe ird'ſche Schöpfung,
Die Euer Auge kaum begreifen kann.
Wir wollen Freiheit von dem alten Joch!
Nur die Vernunft ſei das Symbol des Glaubens,
Und wenn wir zweifeln Wahrheit aufzufinden,
So iſt es beſſer, neue Götter ſuchen,
Als mit den alten, ſtatt zu beten, fluchen.“ [170])

In dieſem Augenblick gleicht er ganz dem Uriel der Novelle, als er fortſtürzt mit einer wilden Anrufung des Judengottes als des Gottes der Rache. Doch der Uriel des Dramas hat ſeinen Widerruf entkräftet und aufgehoben, was der Uriel der Novelle, nur allein und in erſter Linie von ſeiner Leidenſchaft fortgeriſſen, unterlaſſen. Sein Glaube iſt im Drama das erſte, was er retten will aus dieſem großen Zuſammenbruch. Daß er dann ſeinen Peinigern Rache androht, iſt echt menſchlich, wenn man auch mit de Silva fragen muß: „Was ſoll er rächen?“ Doch auch Uriel legt ſich dieſe Frage vor, die Wirkung zeigt ſich im fünften Akt.

Ruhelos iſt Uriel ſeit jener Kataſtrophe in der Synagoge umhergeirrt. Am Grabe der Mutter wollte er Ruhe ſuchen, die Wächter ſcheuchten den doppelt Verfluchten von der geweihten Erde. Dann war er bei ſeiner Schweſter Rachel Spinoza, deren Söhnchen Baruch er früher unterrichtet hatte. Seitdem iſt er verſchwunden. Doch zur Stunde, als Judith den verhängnisvollen Gang thut und mit Jochai an den Altar tritt, ſchleicht er ſich in Begleitung Baruchs in Manaſſes Garten, auf die Stätte ſeines einſtigen Glücks, um Judith zum letzten Mal zu ſehen. Er hat Jochai zum Zweikampf gefordert, Jochai hat die Forderung hochmütig zurückgewieſen. Uriel kennt noch nicht den ganzen Umfang des Zwanges, der Judiths Liebe vergewaltigt. In der Mscr.-Ausgabe hat ihm Silva eine leiſe Andeutung gemacht, die in der 1. Aufl. ſchon wegfiel. Er ahnt noch nichts von dem heldenmütigen Opfer, das ſie ihrer Kindesliebe gebracht, und noch weniger von ihrem Entſchluß, durch den ſie dem Geliebten die Treue halten und ihrem Vater den Preis ihres Opfers retten will. Sein Entſchluß ſteht feſt. Er will ſeine tragiſche Schuld durch den Tod, den „Abſchluß aller Rechnungen“ ſühnen. An ſeiner Kraft hat er verzweifelt. Ein ausgezeichnetes Motiv der Novelle iſt im Drama leider nicht zur rechten Ausgeſtaltung gelangt, daß Uriel den jungen altklugen Baruch Spinoza

zu seinem geistigen Rächer einsetzt. Im Drama betrachtet Uriel mit tieftrauriger Wehmut das Kind, das schon an seiner Stirne den „Stempel des Geistes und des Leidens“ trägt. Können wir uns allerdings wundern, wenn er in dieser Stimmung, wo all sein Streben und Denken an der unüberwindlichen Gewalt des Gemütes gescheitert ist, dem jungen Spinoza zuruft:

„O denke nicht, mein Kind! Schlaf', wie die Blume,
Die hold in ihrer bunten Schönheit blüht
Und sich nicht kümmert, wer sie wohl erschuf!“

Ursprünglich folgte diesem Rat eine Einschränkung. Es hieß darauf in der Mscr.-Ausgabe:

„Und mußt Du dennoch denken, überhöre
Die Fragen, die das Leben an Dich stellt!
Laß Deinen Geist nur wogen wie das Meer,
In seiner tiefsten Fülle stolz sich schaukeln ꝛc.

Die zwei ersten Verse fehlen in der 1. Auflage.

An diesem Zwiespalt des Denkens und der praktischen Bewährung geht der Uriel des Dramas zu Grunde. Er ist ja Kämpfer für seine Wahrheit, er will sie zum Allgemeingut machen, zum Eigentum der großen Masse. Er ist kein Stubengelehrter, der sich mit seiner Wahrheit still zufrieden giebt, unbekümmert um den Unverstand, der um ihn her schreit und krächzt; das ist Uriel in der Novelle. Der Uriel des Dramas aber geht nicht an seiner Wahrheit, an seinem Denken, sondern an dem Kampf für seine Wahrheit zu Grunde, den er durch die Herausgabe seines Buches aufgenommen hat.

Uriel sieht nun Judith im Brautgewande. Aus der Ferne ist er Zeuge des Trauungsaktes. Noch einmal erfaßt ihn seine leidenschaftliche Natur, empört ihn der Gedanke an Jochais Niedertracht, an die höhnische Zurückweisung der Herausforderung. Er erhebt die Pistole, den Verhaßten am Traualtar zu erschießen. Doch er bezwingt sich. Die Ringe sind gewechselt, er sieht ein, wie klein und unnütz solche Rache wäre. Dann verbirgt er sich, denn der Hochzeitszug naht.

Digitized by Google

Den Augenblick, wo Judith allein ist, das Gift schon getrunken hat, benutzt er, vor sie hinzutreten. Es ist das unbewußte Bedürfnis, ein Zorneswort aus dem Munde der Geliebten zu vernehmen, um sich noch zu stärken zu seinem letzten Entschluß. Statt dessen ermutigt Judith, den Tod schon im Herzen, ihren Freund, sich aufzuraffen:

„Zieh' in die Welt mit muthigem Vertrauen!
Bekenne deine Wahrheit wie ein Held."

Doch kein Echo finden ihre Worte in Uriels Brust. Da thut das Gift seine Wirkung. Der letzte Athemzug der Sterbenden gilt Uriel. Ihren Myrthenkranz setzt sie ihm als Siegeskrone aufs Haupt und stirbt.

Ihr Tod ist nur ein Wegweiser für Uriel. Er haßt und verachtet sich selbst, weil er nicht grausam und rücksichtslos sein Herz der Wahrheit geopfert hat, um nur ein Kämpfer des Geistes zu sein. An seiner Wahrheit selbst verzweifelt er nicht, aber an seiner menschlichen Kraft, sie zu verkünden, ihr Verteidiger zu sein. Um zu retten, was er liebte mit allen Fasern des Herzens, hat er die Wahrheit äußerlich verleugnet. Aber diese hat sich gerächt, hat die Mutter und Judith getödtet. Ein stetes Ärgernis wird er nun der Wahrheit und ihren Bekennern sein und keine Sühne kann den Makel von ihm abwaschen, den er seinem Herzen folgend sich zugezogen:

„Wer nicht von Anfang blieb auf grader Straße,
Der könnte Steine wandeln selbst in Brod,
Man glaubt ihm nicht — die Meinung hat verloren,
Wer seine Meinung einmal abgeschworen."

Leben kann er seiner Mission nicht mehr, deshalb will er ihr wenigstens nicht zum Vorwurf gereichen und für sie in den Tod gehen. Nicht aus Charakterschwäche also tötet er sich, nicht aus Feigheit vor den weiteren Folgen des Bannfluches, sondern aus Stärke seiner Überzeugung, um seiner Wahrheit wenigstens einen Dienst zu erweisen.

„Er mußte gehen, weil er nicht bleiben durfte!“ —

Die Entwicklung des Helden der Novelle zu dem des Dramas iſt alſo die:

Der Uriel der Novelle geht an der Haltloſigkeit ſeiner Überzeugung zu Grunde. Der Geiſt wird getödtet, die Leidenſchaft ſiegt und reißt ihn fort zum Mord und Selbſtmord. Der Uriel der Novelle geht nicht im Dienſte ſeiner Wahrheit in den Tod, ſondern im Rauſche ſeiner Leidenſchaft. Der Held des Dramas aber wählt mit klarem Bewußtſein dieſen einzig ihm möglich ſcheinenden Ausweg. Das allein ſcheint ihm der einzige Dienſt, den ſeine menſchliche Schwäche der Wahrheit leiſten kann. Von nicht gewöhnlichen Motiven hat er ſich hinreißen laſſen. Damit hat er der Wahrheit mehr geſchadet als genützt. Keine verurteilenswerte Leidenſchaft hat ihn geſchwächt, ſondern edle Gefühle, allgemeine Sittengeſetze haben ihn überwältigt. Seine Leidenſchaft, ihm angeboren zwar, weiß er zu beherrſchen. So bewahrt er ſeine Hand vor dem Mord und dem Selbſtmord aus Verzweiflung. Seine Überzeugung hat er behalten, und ſobald er ſich frei fühlt von jenen übermenſchlichen Motiven, ſteckt er wieder triumphierend ihre Fahne auf. Der Uriel der Novelle hat im Rauſche ſeiner Leidenſchaft ſeine geiſtige Miſſion vollſtändig vergeſſen. Der Held des Dramas aber empört ſich mehr über die Knechtung ſeines Geiſtes als über die Schändung ſeiner Perſon. Er fällt für ſeinen Glauben, damit der freiwillige Tod alles gutmache, was er verſchuldet. — — —

Noch einer Thatſache muß ich hier Erwähnung thun, die für den Dramatiker Gutzkow von großer Wichtigkeit iſt. Bekanntlich änderte der Dichter häufig an ſeinen Werken, einmal weil ſein unruhiger Geiſt ihn dazu antrieb, dann weil die Haſt ſeiner Produktion eine Umformung häufig nötig machte. Es dürfte überraſchen, zu hören, daß auch der „Uriel Acoſta“ von dieſer Gewohnheit des Dichters nicht verſchont

Digitized by Google

geblieben ist. Das Soufflierbuch des Dresdner Hoftheaters enthält noch einen anderen Schluß des Gutzkowschen Werkes: Uriel tötet sich nicht durch einen Pistolenschuß, sondern, nachdem er im Durst nach Rache statt Jochai seine Geliebte tödlich getroffen, trinkt er das Gift, das Judith sich schon zubereitet und das sie ihm als „Erbschaft" hinterläßt.

Dieser Schluß nun ist der ursprüngliche; der Dichter stand hier noch im Bann seiner Novelle und erst, als er sich von dem Stoffe frei gemacht, das Werk im Sommer 1846 in Frankfurt mit „objektiver Kritik" überarbeitet hatte, kam er zu der Erkenntnis, daß diese novellistische Lösung wider den Geist des Dramas sei.

Am 11. September schickte er an Emil Devrient den geänderten Schluß mit dem Bekenntnis, daß er sich in der ersten Fassung „vergallopirt" habe und die „verfehlte Schießerei", wie er beim Vorlesen des Dramas empfunden, „sich nicht mache". Er habe daher eine „sanftere, mildere Auflösung" gefunden.

Um die Entstehung des Werkes aber vollständig zu geben, müssen wir gleichwohl auf diesen ersten Schluß Rücksicht nehmen und er möge daher hier folgen.

Nach dem Abgang des Knaben Spinoza lautet das Ende des 5. Aktes demnach so:

Uriel.

(Er zieht ein etwas altertümlich geformtes Pistol hervor.)

Zeig' deine Wechsel vor! Verfalltag ist!
Stolz Israels, halt still beim Ringewechseln,

(Er zielt und geht dabei immer mehr nach hinten.)

So still wie ich, als du mich tratst im Staube!
Zuck' nicht mit deinen Augenwimpern, Krösus!
Noch einen Atemzug — noch einen, Mensch! Ha!

(schießt nach hinten, wo er auf die Terasse gestiegen ist) . . .

Das war ein Satz, der widerruft sich nicht.

(Er wirft das Pistol von sich und tritt bei Seite. Stimmen hinter der Scene).

Digitized by Google

Jochai's (Stimme hinter der Scene).

Beſetzt das Thor! Hier muß der Mörder ſein!

De Caſtro.

Verruchte That!

Manaſſe.

Rettung dem teueren Kinde!

## Letzter Auftritt.

Judith (wird von der Eſtrade verwundet heruntergetragen), Silva. Manaſſe. Santos. De Caſtro. Jochai. Gäſte.

Silva.

Hier auf den Raſen legt ihn nieder!

Jochai.

Judith!

Sie ſtirbt!

Manaſſe.

O unglückſel'ge Schauderthat.

(Alle ſind um Judith beſchäftigt.)

Jochai.

Hier liegt das Mordgewehr am Boden, ſeht! —

Uriel (tritt ein).

Hier iſt der Mann, der dieſe That gethan!

Alle.

Acoſta!

Jochai.

Mörder, wagſt du zu verweilen.

(Kurze Pauſe.)

Uriel.

Du lebſt? Graunhaftes Bild, du ſtehſt . . . und hältſt
In deinem Bau dich, zitterſt nicht und ſchwankſt?
Entſetzliches Phantom! Die Kugel — traf —
Traf — (Erblickt Judith) . . . Ha! Ha! Du Rachegott der Teufel!
Auch du verſchmähſt mein Opfer, Adonai?
Von allen Zonen, kommt ihr Berge, Donner!
Zermalmt, zertretet mich im Staub! Wühlt euch
Mit Wolluſt ein in meine blut'gen Trümmer.

(Er wirft ſich zu Boden. Kurze Pauſe.)

Digitized by Google

Judith.

Du ſollſt es wiſſen, in dein Haus, Jochai,
Hab' ich als Leiche dir nur folgen wollen.
Dem Gift (ſie ſchüttet ein Pulver in den Pokal) in dieſem Becher
kam der Freund
Zuvor .... o zürne nicht, mein Vater, denke,
Der ſchöne Schein bleibt dir zurück .... ich ſelbſt, —
Vergib, daß ich in deinem Sinne dachte,
Vermählt trinkſt du Erlöſung aus dem Becher,
Ein Tempel thut denſelben Dienſt wie ich.

Manaſſe.

Fühlt ihre Hand!

Silva.

So kalt wie euer Marmor!

Judith.

Und du, Acoſta, hätteſt glauben können,
Daß dieſe Seele, die du zart gebildet,
Nicht wüßte, was ſie ſchuldig war der Liebe?
O eine andre Welt hab' ich geträumt
Und ſüßre Hoffnungen von dieſem Leben;
Ein kurzer Frühling nur hat ſich erfüllt!
Ein wenig Blumenduft — doch der war ſchön!
An Wonne überreich, daß er im Sterben
Mich ſelig übertäubt — Leb wohl, Geliebter!
Und was ich einzig noch dem Lebenden
Als Erbſchaft laſſe, ſchmilzt — in dieſem Becher.
(Sie lehnt ſich und ſtirbt.)

Uriel

(hat ſich während dem allmählich höher aufgerichtet und ſteht raſch auf.)
Ich trinke ihn! (er ergreift ihn.)
(Die Uebrigen entfernen ſich von Judith auf die andere Seite.)
Zerſpringe läſtig Leben
In tauſend ſel'ge Sonnenſtaubatome!
Das wird mich mehr als Haß und Reue kühlen!
(Er leert den Becher und betrachtet dann die Gegenüberſtehenden.)
So war ich nun! Und Beide ſind wir alſo
Auf euern Bahnen nicht mehr anzutreffen.
Mit Thränen wendet ſich der Eine abwärts,
Mit Grimm der Andre und die Teilnahmloſen,

Digitized by Google

Von unſerm Tode nur die Halbberührten,
Die ſeh' ich ſchon die Handvoll armer Erde
Mitleidig auf das Grab der Schwärmer werfen
Und wieder heimziehn in die Alltagswelt.
So geht und ruft uns als Exempel aus,
Wie die Kometen in dem All verſchwinden.
De Santos ſchildre meinen Tod als Tod
Des Zweiflers! Doch vergiß nicht, daß dies Zucken,
Der Krampf (er hält ſich am Tiſch) in meiner — Bruſt —
der Schweiß, der — perlend
Aus meinen Adern — tritt — das Atmen — Aechzen
Nicht aus der Seele kommt —

(De Silva ſteht dem Sinkenden bei.)

Laßt! Laßt, de Silva!
Sag's ihm, du guter Menſchendoktor, ſag's ihm,
Daß das nur Flechten, Sehnen ſind, Arterien,
Nur Stückwerk, was da ſtöhnt, — Maſchine, — Plunder!
Der Geiſt ächzt nicht, nicht meine Hoffnung ſtöhnt,
Daß einſt der Wahn nicht mehr das Paradies
Bewacht — die Wolken fliehn — ich ſeh' hinaus
In ſonnenhellere Jahrhunderte;
Ich ruf euch zu, Triumph — Triumph — o könnt' ich —!
Die Fahne ſenkt der Staub an mir, nicht ich.
Zeig's am Skelett ihm, Arzt, das Band der Zunge,
Wie es erſchlafft und ſtirbt, das Heft des Wortes —

(Er ſinkt und redet irr.)

Des freien Wortes — Logos — Komm, Spinoza!
Wir wollen Griechiſch leſen — nicht hebräiſch —
Die Blume gieb an Judith! Hörſt du, Logos,
Die andern! Da, die andern, nicht die welken!
Die guten Blumen — Lilien — weiße Roſen
Und ſüße Myrthenblütenſterne, nimm
Du lichter Engel nimm den Sternenkranz!

(Noch einmal auffahrend.)

Schwertlilien mir und Neſſeln — gebt mir Neſſeln!
Still! Still — ich habe noch mit euch zu reden,
Zu pred'gen hab' ich noch mit Feuerzungen —

(ſanft)

Erklär es ihnen, Arzt, warum — ich ſchweige.

(Er liegt zu Judith's Füßen. Feierliche Pauſe.)

Digitized by Google

Santos (bedeutungsvoll).
Die Kirche siegt, zwei Opfer sind gefallen!

Silva.
O stört den Frieden nicht der Sterbenden —
(Alle außer Jochai gehen zu dem sterbenden Paar. Jochai bleibt seitwärts mit abgewandtem Antlitz.)
Den Schmerz, die Reue nicht, die tiefe Scham;
Denn wie wir hier versammelt stehn, die Mörder
Des stummen Paars sind wir! O wol! Der Glanz
Der alten Heiligtümer seh' ich, schwindet!
Glaubt, was ihr glaubt! Nur überzeugungsrein!
Nicht was wir meinen siegt, de Santos! Nein,
Wie wir es meinen, — das nur überwindet.
(Während die Gruppe ihre Stellung als Bild behält, senkt sich der Vorhang.)

Der dichterische Wert dieser ersten Schlußfassung ist sehr gering. Nur an wenigen Stellen sieht man wirkliche Kraft aus den zum Teil phrasenhaften, oft prosaischen Versen hervorleuchten. Man fühlt, daß den Dichter die Übermüdung zum Abschluß drängte und daß diese Lösung das Produkt überdrüssiger Hast ist. Es berührt peinlich, wenn man Verse wie:

„Hier liegt das Mordgewehr am Boden — seht!"

oder

„Hier ist der Mann, der diese That gethan!"

oder

„Von allen Zonen, kommt ihr Berge, Donner!"

vermischt sieht bunt durcheinander mit den so ergreifenden Abschiedsworten der Judith, die er einige Monate später, als er mit neuer Kraft an die Überarbeitung ging, von diesen Schlacken säuberte.

Psychologisch ferner wäre diese Lösung am wenigsten zu rechtfertigen gewesen. Aus der Entwicklung des Helden der Novelle zu dem des Dramas fällt dieser Schluß völlig heraus. Damit bliebe Uriel ganz derselbe, der er in der Novelle ge-

Digitized by Google

weſen iſt. Von dem Helden, der im Augenblick perſönlicher Erniedrigung ſeine Perſon vergißt und nur ſeinen Glauben retten will, erwarten wir etwas anderes, als daß er ſeinen Feind aus dem Hinterhalt meuchlings zu erſchießen verſucht. Daß er den Giftbecher trinkt, iſt dann keine Sühne für ſeine tragiſche Schuld, ſondern nur eine mangelhafte Strafe für den Meuchelmord, den er, zwar abſichtslos, an Judith begeht.

* * *

Es müſſen wohl Eindrücke tiefſter Art geweſen ſein, die den Dichter drängten, einen poetiſchen Stoff ſeiner Jugendtage wieder auf den Arbeitstiſch des Mannes zu bannen und denſelben Helden ein zweites Mal zum Träger einer bedeutenden, diesmal dramatiſchen Handlung zu machen. Und in der That iſt das ganze Problem beider Dichtungen, das Schickſal des Märtyrers für eine erhabene Aufgabe, mit Gutzkows Seelenleben aufs innigſte verwachſen. Alles für eines einzuſetzen — dieſer Heldenmut hatte ſchon das Herz des zehnjährigen Knaben mit „Schauern der glühendſten Ideen-Ahnungen“ überrieſelt. In dem reizvollen Buche „Aus der Knabenzeit“[171]) erzählt Gutzkow eine anmutige Epiſode, wie das ſelbſt vor dem freiwilligen Tode nicht zurückſchreckende Eintreten eines kleinen Polenjungen für ſein geſchmähtes Vaterland ihm unvergeßlich geblieben. Die Ermordung Kotzebues durch den Schwärmer Ludwig Sand erſchien der heranreifenden Jugend im Lichte des Martyriums, der Thäter als ein zweiter Brutus; ſie legte in Gutzkow den „Grund zu eine Lebensanſchauung, die mit wohlgemuter Ergebung auf eine Laufbahn der Märtyrerſchaft hinausgehen wollte“,[172]) und in vielen früheren und ſpäteren Werken begegnet uns der Gedanke, daß es nichts Herrlicheres gebe, als für eine Wahrheit, die nicht „an allen Wegweiſern der Landſtraße“[173]) zu leſen ſei, zum Märtyrer zu werden. Auch Gutzkow hat ſich nicht dem Glauben hingegeben, irgend eine feſte Wahrheit finden zu



Digitized by Google

können. Auch er fand wie Leſſing in dem Streben nach Wahrheit wenigſtens die beglückende Wirkung derſelben[174]). Er hat gedacht und geforſcht

Nicht in dem Wahn das Wahre aufzufinden,
Das Alle anerkennen müßten, nein!"

Schon 1835 ſchrieb er ja an Varnhagen: „Keine Wahrheit iſt rein aufgetreten: ſie war immer mit Irrthümern verſetzt und mußte es, um die Debatte möglich zu machen. Schon der Fanatismus der Wahrheit iſt ein Irrthum an ihr." Und eine Predigt, die er am Pfingſtſonntag 1832[175]) auf Schleiermachers Kanzel in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin hielt, handelte über das Gebet Johannis „Daß der Geiſt der Wahrheit bei uns bleibe ewiglich". Was er hier der andächtigen Gemeinde verkündet, daß die göttliche Wahrheit einreiße, ehe ſie baue, „ſie kann nicht bauen, ehe ſie nicht zerſtört hat", das hat in dem Vorgehen des „Sadducäers von Amſterdam" novelliſtiſche Form angenommen.

Durch ſein eigenes Leben ſtrafte er dieſe Forderung, die ganze Perſönlichkeit für eine Wahrheit einzuſetzen, nicht Lügen. Selbſt parteiiſche Kritik hat ihm zugeſtehen müſſen, daß er in dem gefährlichen Jahr 1835, als Metternich das ganze luſtige Neſt der jungen Litteratur auszunehmen verſuchte, der einzige war, der nicht zu Kreuze kroch. Freunde rieten ihm, ſich der gerichtlichen Verfolgung durch die Flucht zu entziehen. Aber gerade der offene Angriff bannte ihn wie Uriel auf ſeinen Poſten. Die mutige, rückſichtsloſe Verteidigung ſeiner Sache reizte den Haß ſeiner Gegner wie auch Uriel die Milde ſeiner Richter, durch ſeine Unbeugſamkeit verſcherzt, und ſo büßte er für die vermeintliche Schuld der ganzen Epoche, nicht allein durch jene drei Monate Gefängnis, Jahrzehnte lang hat er, durch dieſe Vergangenheit behindert, um ſeine Exiſtenz mit der Kraft des Verzweifelnden ringen müſſen. Das war gleich nach ſeiner Verurteilung vorauszuſehen, und doch wagte er es, durch eine

Digitized by Google

im Kerker verfaßte Schrift „Philoſophie der Geſchichte“ für ſeine verfehmte Überzeugung aufs neue einzutreten. Wo es ſich um ſeine Zukunft handelte — ein trotziges „den Prieſtern widerruf' ich nicht!“ Wohl fügte er ſich ohne Proteſt in das Urteil; frei wollte er ſein, möglichſt bald, denn wie auf Uriel wartete auch auf ihn eine ſehnende Braut. Aber in ſein Tagebuch ſchrieb er in jenen Stunden inneren Kampfes:

„Daß meine Vergangenheit ausgelöſcht wird, ertrag' ich wohl; aber daß man mir die Zukunft nehmen will, iſt ſchmerzlich . . . . Ich werde immer etwas Eigenes haben; aber nur, um nicht mit den Andern verwechſelt zu werden. Das „Beſtehende“ werd' ich nicht lehren; denn dies müßte ſelbſt die beleidigen, die es ſchützen und die da wüßten, daß dem Poſitiven ängſtlich aus dem Wege gehen nicht heißt, das Poſitive billigen. Fühlen werd' ich minder hart, minder dornig. Denken aber und Forſchen, nach wie vor . . . .

Bin ich doch kein feiger Wicht —
Nein! Ich proteſtire nicht.“ [176])

Wohl mag er ſich im erſten Augenblick dagegen aufgelehnt haben, daß die Staatsgewalt gerade ihn als den einzig Schuldigen herausgriff; doch das Gefühl der Gemeinſamkeit, das ihn damals noch mit den übrigen Jungdeutſchen verband und das im „Uriel Acoſta“ in der Familienliebe des Helden ſo herrlichen Ausdruck gefunden, ſchreckte davor zurück, durch einen Widerſtand gegen das über ihn gefällte Urteil die Spürhunde der Gerechtigkeit auf ſeine Genoſſen zu hetzen. Stolz nahm er im Bewußtſein ſeiner Führerſchaft die Schuld der Geſamtheit auf ſich.

Selbſt das Leben dafür einzuſetzen, war er bereit. In jugendlicher Heftigkeit hatte er Menzel wegen ſeiner Wallykritik zum Zweikampf gefordert. Ihr Verhältnis zu einander hatte ſich in jener Zeit zu einer Nebenbuhlerſchaft zugeſpitzt; die Rolle eines eiferſüchtigen Denunzianten, die Menzel ge-

ſpielt, hat in der Dichtung Jochai erhalten, und die Antwort des Stuttgarter Litteraturpapſtes auf Gutzkows Herausforderung: „Nicht hinter Hecken und Zäunen erwarte ich meinen Gegner, ſondern auf dem offenen Felde der Litteratur“ iſt das deutliche Vorbild für Jochais verächtliche Zurückweiſung des Zweikampfes: „Wir ſind nicht portugieſiſche Hidalgos!“

Gutzkows Haltung im Jahre 1835 hat dem „Uriel Acoſta“ ſeine Entwickelung gegeben. In der Novelle geht der Held unter als ein Schwächling im Rauſch der Leidenſchaft, während der Held des Dramas mit klarem Bewußtſein in den Tod geht, zu ſühnen, was er in entſchuldbarer, ja notwendiger Schwäche gefehlt. Gutzkow hat ſich von dieſer Schwäche nicht niederzwingen laſſen. Als die Thür des Gefängniſſes ſich wieder hinter ihm ſchloß, ſeine ganze Zukunft wie ein Trümmerfeld ſich vor ihm dehnte, da hat auch er erlebt, was Uriel zum Wanken bringt, richteten ſich auch auf ihn in flehender Bitte die Augen der Braut, der Eltern, der Freunde, dem Beiſpiel der übrigen zu folgen und durch einen Widerruf Zertrümmertes wieder aufzubauen. Die Sehnſucht nach Glück redete zu ihm in ſchmeichelndem Verführerton. „Das Bedürfnis glücklich zu leben iſt eben ſo mächtig als das andere, ſeinem Glück die Unterlage eines höheren Lebens zu geben“, ſchrieb er ſchon in ſeinem erſten Buche. Da haben wir in kürzeſter Form den menſchlichen Konflikt des „Uriel Acoſta“. Der Gedanke des Jünglings aber wandelte ſich zur herben Lebenserfahrung des Mannes, und in den Jahren trotzigen Kampfes iſt die Tragik jenes Konfliktes im Dichter lebendig geworden.

Gutzkow war eine Kämpfernatur. Schroff und rückſichtslos im Urteil, ſelbſt wo es ſeine Freunde traf, lebte er in fortgeſetzter Fehde. Daher trotz allem Werben von Parteigenoſſen, trotz zahlloſer Anknüpfungen ſeine ſtete Iſoliertheit, ſein fortwährendes Alleinſtehen. An Freundſchaft ſtellte er große Anforderungen, wie er ſelbſt in der Jugend leidenſchaftliche Freundſchaften gepflegt hatte. „Ein Herz, das liebt, liebt

Digitized by Google

um jeden Preis," ist in dem Roman „Seraphine" die Pointe eines seelischen Konfliktes. Den Mangel an Verständnis seiner Natur und seines Strebens hat er schon in der Jugend schmerzlich empfinden müssen. Der beste seiner Freunde im Jünglingsalter schrieb ihm: „Jeder Schritt, den Du weiter thatest, freute mich zwar, denn ich liebte Dich . . ., aber bei jedem Schritt fühlte ich mich auch Dir mehr und mehr entrückt." So mußte der Jüngling schon, früh auf sich selbst gestellt, überall sich mit Anspannung aller Kräfte durchringend, selten unterstützt und verstanden, schroff und erbittert werden So mußte sich schon durch seine ganze Entwicklung eine Individualität herausbilden, die er selbst eine „kämpfende, angreifende, abwehrende" nannte[177]).

Dies Bewußtsein des Alleinstehens verbitterte ihm manche Stunde, und gerade in den Monaten des Jahres 1846, als er den „Uriel Acosta" dichtete, war es ihm ein Bedürfnis, sich dieses nagende Gefühl von der Seele herunterzuschreiben. Diesem Umstand verdanken wir nicht nur den wehmütigen Mollklang der Verse des Dramas, den Mangel jedes fröhlichen Aufjubelns Uriels, selbst nicht nach dem mutigen Bekenntnis Judiths, sondern auch eine seiner schönsten Figuren: Manasse.

Zwar war diese Stimmung für ihn immer nur vorübergehend. Der reformatorische Drang des Priesters und Volkslehrers, sich praktisch zu bethätigen, auf alle Fragen der Zeit wenigstens kritisch Antwort zu geben, war zu stark in ihm, als daß er sich auf die Dauer unterdrücken ließ. Und wenn er in zahllosen Augenblicken unmutiger Resignation über den Mangel an Anerkennung und innerer Befriedigung oft genug sich selbst zugerufen haben mag, was Uriel dem jungen Baruch Spinoza rät:

. . . . mußt du dennoch denken, überhöre
Die Fragen, die das Leben an dich stellt!
Laß deinen Geist nur wogen wie das Meer,
In seiner tiefsten Fülle stolz sich schaukelnd,

Digitized by Google

ſo giebt es doch für Gutzkows ganzes Weſen keinen zutreffenderen Ausdruck, kein beſſeres Motto für ſeine Biographie als die Sehnſuchtsworte Uriels:

Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn.

„Ich hatte Alles, um Prieſter, Volkslehrer, Jugendlehrer, vielleicht noch Größeres zu werden: nichts um ein Dichter" heißt es in jenem Tagebuch aus dem Kerker. „Ich hatte nie daran gedacht, ich war nie Egoiſt, ſondern ſchuf nur, um zu wirken; ich hätte müſſen Baumeiſter, Staatsmann werden. An der Kritik erſt lernt' ich mich concentriren; an dem, was ſchlecht gemacht wurde, ſah ich, wie es ſein mußte"[178]). Ähnlich hatte Laube über Gutzkow geurteilt, als er ihn auf der gemeinſamen Reiſe durch Oberitalien im Sommer 1833 genauer kennen lernte: „Zuerſt und zuletzt iſt er ein Denker . . . und alles Künſtleriſche iſt angeeignet, aber reichlich und ſorgfältig angeeignet, bis auf den Stil." Jenes reſignierte Bekenntnis Gutzkows über ſein Dichtertum dürfen wir natürlich nicht wörtlich nehmen, denn in Gefängnismauern mochte leicht ſein Genius an der Kraft ſeiner Schwingen verzweifeln; ſeine dichteriſche Produktion hat es ebenſo Lügen geſtraft, wie Leſſings „Nathan" ein ähnliches Bekenntnis bei Aufgabe der „Hamburger Dramaturgie". Daß er allerdings den Inhalt ſtets der Form vorgezogen, letztere oft über erſterem vernachläſſigt, des war er ſich wohl bewußt. „Immer galt es die Sache", ſagt er in den „Rückblicken"[179]), „Sinnen dagegen über die Form, ein Bild, ein Gleichniß, wie die Lyriker pflegten, ſich immer nur ein Segment von jenem Globus abſchneiden, den Titanenkräfte zu wälzen glaubten, und dieſen nur ausputzen zum Reiz der Formenſchöne, das wurde nicht genährt durch die Richtung, in welche ich gerathen war." Dieſe Richtung war allerdings von vornherein eine polemiſch-kritiſche. Seine frühzeitige Iſoliertheit, ſein ſteter Kampf um die Exiſtenz

Digitized by Google

und mit seinen häuslichen Verhältnissen mögen die angeborene Anlage einseitig herausgebildet haben. Sein erstes schriftstellerisches Unternehmen war kritischer Art. Was damals in dem jungen Brausekopf gährte, schildert am besten eine Stelle aus der „Seraphine", die er selbst ein persönliches Bekenntnis nennt. „Nach den höchsten Gipfeln wissenschaftlicher und Welteinsicht ringend war ich auch auf einem steten, dornigen und blutigen Hinaufklimmen begriffen. Alle Ideen, welche die Zeit erfüllten, fanden in meiner Brust ihren Widerhall. In Liebe und Haß war ich leidenschaftlich. In der Politik tollkühn, in der Religion Phantast, in der Philosophie Schattenspieler, in der Moral ein Narr, gährte und siedete ich und mordete meine nächste Vergangenheit immer durch die nächstfolgende Zukunft. . . . In den Sitten das Philisterhafte hassend, in den Gefühlen jede Weisheit, die ich Egoismus nannte, brachte ich Alles, was mich auf meinen Wegen reizte, in Verbindung mit meinen ideellen Sympathien. Ich sahe in meinen Umgebungen nur falsche und lügnerische Manieren und fand darin Stoff für die Polemik vieler deutschen Autoren gegen die Tendenzen der Zeit. Mein Symbol war: Natur und Ehrlichkeit in der Politik, Natur und Leidenschaft in der Moral" [180]). Wo finden wir jenes „Zerstören der nächsten Vergangenheit immer durch die nächstfolgende Zukunft" tragischer ausgedrückt als in dem Uriel der Novelle, der auch in mancher andern Beziehung ein Porträt des damaligen Gutzkow ist! Und nicht nur Gutzkow allein durchlebte dieses schnelle Überwinden des gestern im Triumph des schöneren heute; dieser gemeinsame Zug einte die Jungdeutschen alle und keiner hatte dies schärfer gesehen, als er, der am 28. Oktober 1835 über Mundt an Varnhagen schrieb: „Wohin gerathen wir bei dieser Verläugnung unserer Präzedentien?" — zwar ohne sich klar zu sein, wie treffend er damit auch seine eigene stürmische Jugendentwickelung bezeichnete. —

Früh schon war des Jünglings Geist erfüllt mit Reform-

gedanken im Hinblick auf Kirche, Staat und Wiſſenſchaft. Sich hingeben „einem unbekannten Allgemeinen“, nennt er ſchon in ſeinem „Forum der Journal-Literatur“ ſein Ideal. Verbindung der Wiſſenſchaft und Litteratur mit dem Leben, dieſe Notwendigkeit hat er ſtets betont. Das war es, was ihn zu einem begeiſterten Anhänger Menzels machte. „Für jede Form der Dichtkunſt, für jede Disciplin der Wiſſenſchaft die Verbindung mit den theuerſten Gütern der Nation herzuſtellen, mit dem verlorenen und zurückzuerobernden Palladium der Nationalgröße, mit ſtändiſcher Freiheit, mit öffentlicher Jugenderziehung, mit Reform nach allen Seiten hin“ —[181]) dieſer Menzelſche Gedanke hat den Jüngling und den Mann allzeit durchdrungen, im „Uriel Acoſta“ iſt er zur dichteriſchen Frucht gereift.

Um aber mit dieſen Reformideen nicht als Schwärmer und Phantaſt dazuſtehen, bedurfte er poſitiver Kenntniſſe. Dieſe ſich zu erwerben, hat er immer getrachtet. Er war in gewiſſer Weiſe Polyhiſtor, Theologe, Hiſtoriker und Politiker, Nationalökonom, Philoſoph, belletriſtiſcher Schriftſteller, Journaliſt, Litterar- und Kulturhiſtoriker, Dramatiker. Nannte ihn doch ſelbſt Menzel nach der erſten Bekanntſchaft einen univerſellen Kopf. In Kenntniſſen hinter jemand zurückſtehen zu müſſen, hat er nie ertragen können. Eine reizende Äußerung dieſes Charakterzuges iſt jene kleine Epiſode, die er von ſeinem erſten Schulgang erzählt. Er ſträubte ſich mit Händen und Füßen, als man ihn zur Schule brachte. „Ich weiß nichts!“ jammerte er. „Auf ſanftes Zureden begriff der Narr, daß er noch als ein völlig unbeſchriebenes Blatt hier ſäße und in der Schule erſt zu lernen hätte.“[182]) „Studiren möcht' ich, lernen, lernen!“ hatte der zehnjährige Knabe bittend geſtammelt, als über ſeine Zukunft beſchloſſen wurde. Und wahrlich leicht iſt ihm der Kampf um die Wiſſenſchaft nicht geworden. Aber ſein Feuereifer im Lernen und ſein unſtillbarer Wiſſensdurſt überwanden die größten Hinderniſſe und die bitterſten Entbehrungen. Neben Schule und Hausarbeit mußte er Stunden

geben, um ſelbſt die Möglichkeit ſeines Studiums zu fördern. Durch ganz Berlin trieb ihn dieſe Galeerenarbeit in Sommerhitze und Winterkälte. Und trotzdem hat er dabei umfaſſende philoſophiſche und philologiſche Privatſtudien gemacht, bis ſpät in die Nacht hinein und früh am Morgen, vor dem Frühſtück im ungeheizten Zimmer leſend und excerpierend. Nur unterſtützt von einem kleinen Stipendium, hat er die Koſten ſeines Univerſitätsſtudiums ſelbſt beſtritten und daneben noch Zeit gefunden, eine gekrönte Preisarbeit zu ſchreiben. Was bei ſeinem erſten öffentlichen Auftreten das Erſtaunen aller am meiſten erregte, war ſeine großartige Beleſenheit, ſein wiſſenſchaftliches Material bei den kleinſten Fragen und die Reife des Urteils bei dem Einundzwanzigjährigen. Dieſes Lernen mit unermüdlichem Eifer hat zuerſt den Anlaß zu dem Zerwürfnis mit ſeinen Eltern gegeben. Mit humoriſtiſcher Wehmut ſpricht der Dichter von dem „zu viel verbrauchten Oel der Studierlampe“. Daß der enge Horizont ſeines väterlichen Hauſes den Wiſſensdurſtigen vielfach behinderte und drückte, war ſelbſtverſtändlich. Hier ſtehen wir an der Wurzel des Konfliktes, den der Dichter im „Uriel Acoſta“ ſo herrlich in Leben umgeſetzt hat, des Zwieſpaltes zwiſchen der engen Welt des Elternhauſes, der Erziehung, und der in die Weite gehenden Gedankenwelt des Forſchers. Es iſt jenes allmählich mit der Erweiterung des Blicks ſich herausſtellende Unterſcheidungsvermögen und die Frage der Pietät gegen der „Urväter Hausrat“, deſſen Heilighaltung de Silva ſo warm empfiehlt.

Gutzkows Eltern waren arm und nur gebildet in dem, was ihre Lebenserfahrung ihnen nahe gebracht hatte. Ein glücklicher Zufall führte ihren Sohn in eine Familie, deren glänzende Verhältniſſe ihm die Armut und Enge ſeines Heims doppelt fühlbar machten. Er erzählt davon in dem 7. Kapitel ſeiner „Knabenzeit“: „In alle dieſe Schauer einer nun ſchon immer bewußter hindämmernden Jugend, in dieſe oft phyſiſchſchmerzende Sehnſucht nach einem Leben voll reinerer und

Digitized by Google

höherer Anſchauungen, in dieſe gebundene ohnmächtige Knechtſchaft eines ſchon früh mit ſeinen gegebenen Lebensbedingungen zerfallenden Jugendmuthes fiel endlich ein Sonnenſtrahl, der Licht, Erlöſung, Freiheit brachte". Ein neues Daſein brach jetzt für den Knaben an, als er und ſeine Schweſter Karoline von ihrem neuen Beſchützer, Karl Friedrich Minter,[183]) mehrere Jahre lang gemeinſchaftlich mit deſſen Kindern erzogen wurden. „Eine Alltags- und eine Sonntagsexiſtenz begann. Beide kämpften mit einander und die reine, ſchöne, blaue Luft der letzteren ſtieg über die erſte wie über trübe Nebel empor. Statt Blei ſah das Auge nun Silber, die Hand faßte nicht mehr das Rauhe allein, ſondern auch das Weiche, Seide und Sammt, das Ohr hörte nicht mehr das Wiehern der Roſſe allein und die rauhen Laute der zankenden Leidenſchaften, ſondern Muſik, wirkliche Muſik und die Muſik der feineren Sitte und der anſtandsvollen Selbſtbeherrſchung. . . . Und wenn auch die Hülle der gewöhnlichen Exiſtenz nicht ganz abgeſtreift werden konnte, die freie Pſyche verſuchte doch ihre wachſenden Schwingen oder, wenn die Schlacken des angebornen Looſes auch wohl noch lange den Körper niederzogen, der Silberblick war dem Geiſt gewonnen, das reinere Metall ſchied ſich vom groben. Dieſer Gegenſatz war märchenhaft."[183]) In dieſen Worten des Dichters iſt zur Genüge geſagt, was für ihn dieſe neue Welt bedeutete. Der neue Erzieher war ein nur auf praktiſche Bewährung des Lebens gerichteter Kopf und dieſe Lehre, die dem Knaben in methodiſcher Strenge beigebracht wurde, hat der Mann nicht vergeſſen. Leider dauerte dieſes Glück nicht allzu lange. 1821 zog die Familie Minter nach Warſchau und auch dieſer ſchönſte Jugendtraum hatte ein Ende, zum unendlichen Schmerz des Knaben, der ſich nun in ſeine heimiſchen Verhältniſſe wieder zurückgeworfen ſah. Die Wirkung dieſer Zeit iſt eine entſcheidende geweſen und mit warmer Dankbarkeit hat Gutzkow ſtets ihrer gedacht. Als Minters im Jahre 1845 in die Nähe Frankfurts kamen, war

Digitized by Google

Gutzkow auf einer Reiſe durch Öſterreich und Tirol. Er ſtand gerade unter dem ſchmerzlichen Eindruck vom Tode ſeines Vaters und ſchrieb am 12. Juni von Meran aus an ſeine Frau: „Du weißt, wie ſehr ich mich oft verurtheilte, daß ich meinen Eltern ſo gar nichts mehr war, daß ich ihren Lebenskreiſen entrückt bin und daß ich mit Bekümmern daran denke, daß auch unſere Knaben einmal uns entwachſen und von unſerer Lebensbahn ſich trennen werden. Durch Minters bin ich eigentlich zuerſt meiner häuslichen Sphäre entrückt worden. Wenn ich es ein Glück nennen muß, das zu ſein, was ich geworden bin, ſo verdank ich dies Glück Minters, durch die mir ein anderes Lebenselement zuſtrömte, durch die ich jene, wie ſoll ich ſagen, Vornehmheit erhielt, die mich von meiner Geburt emancipirte. Dennoch hing ich voll Liebe an meinen Eltern und fühle dieſen Schlag bis tief ins Herz hinein. Minters zu verſäumen, thäte mir leid! Nimm ſie mit achtungsvoller Hingebung auf, beſuche ſie, widme Dich ihnen ganz. Ich verdanke ihnen viel und was mein Geiſtiges anlangt, vielleicht Alles.“ —

Die nächſte Wirkung dieſer Bekanntſchaft mußte eine zunehmende Entfremdung von ſeinen Eltern ſein. „Die häusliche Lage wurde dem Knaben gegenſtändlich, er urtheilte, ſeitdem er vergleichen konnte.“[184]) Zwar verſuchten die Eltern in den neuen Ideenkreis ihres Kindes einzutreten, ſie bezogen eine neue Wohnung, die geräumiger als die zweizimmerige Dienſtwohnung im Akademie-Gebäude war, ſie ſchickten ihn aufs Gymnaſium. Doch wurde die Kluft zwiſchen beiden Parteien immer größer; die Religion gab zuletzt den Ausſchlag. Der erſte größere Bruch erfolgte 1829 bei ſeinem Abgang zur Univerſität. Er bezog ein eigenes Quartier, Stipendium und Stundengeben lieferten ihm die Mittel, Berlin zu verlaſſen reichten ſie nicht aus. Die Spannung zu Hauſe war unerträglich geworden. „Der einzige Dämpfer, der die Anſchauungen nicht über das Maß gehen ließ, war

die Rückſicht auf die Eltern". Und hier entſchied mehr die Pietät als die Furcht. Das Unvermögen ihrer Bildung, ſich zu den Geſichtspunkten des Sohnes, der ihrer Sphäre immer mehr entrückte, aufzuſchwingen, entwaffnete dieſen, rührte ihn. Manche Unterwerfung kam nach ſtürmiſchen Scenen mit dem ſchmerzlich geſprochenen Worte: „Vater, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun!" [185]) So wurde es „mit der Zeit faſt unmöglich, die Welt der Schule und des geſteigerten inneren Lebens mit der des Hauſes, mit der Welt der täglichen Umgebungen, der herabziehenden Gewöhnlichkeit im Einklang zu erhalten. Die claſſiſchen Ideale im Kopfe, die endlich gewonnene ſichere Gewißheit, daß es eine Welt des Schönen, Hochherrlichen, über dieſen gemeinen Erdenbedingungen Erhabenen giebt, an welcher die Sterblichen hienieden mitzugenießen, für das Hereinragen derſelben ins Erdenleben mitzuleiden und mitzuſchaffen berufen ſind — und dem dann gegenüber die immer anſpruchsvollere, wilde, ja trotzige Durchkreuzung durch eine von Armuth, Unwiſſenheit und fanatiſchem Wahn bedingte Lebensexiſtenz — es wurde zuletzt eine Qual, unerträglich, obſchon ſie ertragen werden mußte. Sie hatte den immer mehr ſich entwickelnden Bruch mit dem im damaligen Berlin Gegebenen im Gefolge." [185]) Daß dieſer Kampf auch in den folgenden Jahren nicht ruhte, hat der Brief des jungen Schriftſtellers an Menzel vom 11. Oktober 1833 bewieſen.

Dieſer Konflikt nun iſt die Grundlage des „Uriel Acoſta". Was für Gutzkow der Einblick in fremde, glänzende Lebensverhältniſſe war, iſt für Uriel die Erſchließung einer neuen Religion, des Chriſtentums, die auch ihn ſeiner jüdiſchen Heimat entfremdet. Die ganze Beſeligung dieſes Wechſels, dem der Knabe „vielleicht alles" verdankte, jauchzt in den begeiſterten Verſen Uriels:

Im friſchen Strom der Bildung durft' ich baden,
Ein Menſch, ein freier, in dem Ganzen weben" u. ſ. w.

Digitized by Google

Aber konnte er auch nicht mehr zurückkehren in die Sphäre, der er entſtammte, ebenſo wenig gab er ſich kritiklos der neuen Welt hin, in die der Zufall ihn geführt. Das arme Kind war freier aufgewachſen als ſeine reichen Spielgefährten. Seine Erziehung, die ſo ganz anders gehandhabt worden, wie das neue Regiment, dem er eine Zeit unterſtand, wurde ihm dennoch zum Prüfſtein ſeines Urteils. Nicht alles, was das neue Leben ihm bot, aber auch von ihm verlangte, war ihm genehm, auch hier mußte er ſich manchem Zwang fügen.[186])

Als erſt der Glanz des Neuen verblaßt war, lernte der jugendliche Blick, prüfend zwiſchen zwei Extremen ſchweifend, den äußern blendenden Schein vom innern Kern unterſcheiden, ſo daß „der Knabe in die vornehme Welt zwar mit mächtigem Reiz, aber doch wie gegen Lug und Trug von unſichtbaren Händen gefeit eintrat, und bei allem Durcheinander der glatten Schmeichelei und leeren Vergnügungsluſt ſein Inneres wie in einer harten Schaale gegen den gewaltigen Druck der Außenwelt barg.“ Die Folge war eine beobachtende Mittelſtellung, wie ſie in der Loslöſung Uriels von Judentum und Chriſtentum, in ſeiner Denkfreiheit als Ideal verkündet iſt.

Noch etwas anderes lernte der junge Gutzkow in der ſich ihm neu erſchließenden Welt empfinden, den beſtrickenden Reiz jener Vornehmheit, die ihn, wie er an Amalie ſchrieb, von ſeiner Geburt emanzipierte, das Bedürfnis nach Komfort, nach einem behaglichen Wohnſitz, dem Teppich unter den Füßen und dem Kunſtwerk an der Wand. Konnte er auch in Erinnerung an ſeine dürftige Jugend Uriels Entſagungsphiloſophie als ſeine eigene proklamieren, im reiferen Alter trat die andere Neigung in ihr Recht und blieb zeitlebens an ihm haften. „Seſſel, Fauteuils, ſchöne Zimmer“, ſchreibt er, „es liegt etwas darin, was unbeſchreiblich anzieht, und wenn ich aufrichtig bin, ſo liegt darin der mit den Jahren zunehmende häusliche Sinn, die Freude an ſeinen vier Pfählen.“ Im „Uriel Acoſta“ beſitzt Manaſſe dieſe äſthetiſche Schwäche, und

gerade das Behagen an dem ſtillen Glück der Häuslichkeit giebt dieſer Figur ſo harmoniſche edle Formen.

All dieſe Momente, die des jugendlichen Dichters Lebensanſchauung erweiterten und umgeſtalteten, mußten den Bruch mit dem Elternhauſe vorbereiten. Herbeigeführt wurde er erſt durch den Wandel der religiöſen Überzeugung Gutzkows, deren Entwickelung genau der in dem Helden des Dramas gleicht. Religion war das erſte große Problem, das dem Knaben, der nach Erkenntnis gierig ſich aus der Enge ſeiner elterlichen Stube in die weite Welt des Geiſtes mit bewundernswerter Ausdauer hinausarbeitete, Löſung heiſchend entgegentrat, nicht als milde, verſöhnende Göttin, ſondern mit der ſtrengen Miene verdammender Unduldſamkeit. Demſelben Motiv begegnen wir in Uriels Jugend. Eine ſchwüle theologiſche Atmoſphäre wehte durch das Heim am Kaſtanienwäldchen in Berlin, und das Übermaß religiöſer Übungen mußte Widerwillen und Skeptizismus entwickeln. Gutzkows Vater, urſprünglich ein wilder, leichtlebiger Soldat, war in der trägen Friedenszeit nach den Befreiungskriegen, in der Stickluft ſeiner engen Häuslichkeit, unter dem Eindruck trüber Ereigniſſe und unter dem Zwang einer frömmelnden Herrſchaft von ſeinem Leichtſinn in theologiſchen Dingen zum Entgegengeſetzten übergegangen, er wurde Pietiſt. Die Mutter war freigeiſtiger und duldſamer und ſuchte zu vermitteln. Außerdem war von Einfluß auf das weiche Gemüt des Kindes ein Bruder ſeiner Mutter, der „Vetter“ Wilhelm, ein ſanfter, ſtiller pietiſtiſcher Schwärmer. Dies konnte auf das Gefühl des Knaben, der von früheſter Jugend an gern einſamen Grübeleien nachhing — wie Uriel — nicht ohne tiefe Wirkung bleiben. Sein zweiter Erzieher, wie wir ihn ſchon nennen können, Minter, war religiös durchaus freiſinnig. So mußte ſich bald ein Konflikt ergeben. Sonntags ging es mit den Ellern von einer Kirche in die andere, ohne Unterſchied des Bekenntniſſes. Der junge auftauende Verſtand lernte die Verſchiedenheit der einzelnen Meinungen kennen, er hörte den

Digitized by Google

einen Unrecht nennen, was der andere als Recht behauptete. So mußte ſich bald das Bedürfnis herausſtellen, ſich „das Beſſre von dem Guten“ auszuwählen, wie es im „Uriel Acoſta“ heißt. Aufklärung und Zweifel auch in religiöſer Beziehung brachte das Studium mit ſich. Zu Hauſe waren religiöſe Geſpräche an der Tagesordnung. Der Widerſpruch des Knaben, die Weigerung zum Kirchgang, erregten heftige Scenen, die Mutter ſuchte den aufgeregten Vater zu beſchwichtigen. Die Neigung zum Theater erwachte und das ſchien dem pietiſtiſchen Vater völlig als Teufelswerk. Gutzkow wurde früh von ſeinem Vater „ein dem Teufel Verfallener“ genannt. Das alles mußte in dem Knaben eine Unklarheit und bange Unſicherheit erwecken. Die Widerſprüche des Lebens hatten ihn früh zu ernſtem Nachdenken gebracht. Vorläufig aber beſaß er noch eine Scheu vor allem, was ſich direkt als Religion vor ihn hinſtellte, wie die Bibel. Wirklich angeregt zum Zweifel auch an dieſem Denkmal der Tradition wurde der junge Philologe merkwürdiger Weiſe durch eine wiſſenſchaftliche Methode, durch die Homerkritik F. A. Wolfs, die er ſchon auf der Schule kennen lernte. „Die kühne Hypotheſe, daß es keinen Homer gegeben hätte, ſondern nur ein homeridiſches Zeitalter . . . ſie warf — mit Begeiſterungsſchwingen — den Zweifel in die Bruſt als Führer für's ganze Leben. Die gläubige Natur, die angeborene und anerzogene Verehrung der Tradition, war dahin. Alles in dem jungen Mann ſtockte und ſtaunte ob dieſer Enthüllung eines verführeriſchen Scharfſinns . . . . Die Bahn war gebrochen, ſich gegenüber allen Anfängen der Geſchichte, jedem mythiſchen, über das Maaß der Gegenwart hinausragenden Begriffe, am meiſten der Bibel ſelbſt, nur prüfend zu verhalten und alles Ungeheuerliche, Unverhältnißmäßige, Wunderbare natürlich zu erklären.“[187]) Und dabei ſollte er Theologe werden, nach dem Willen ſeiner Eltern und mit Rückſicht auf ein Stipendium. Früh ſchon hielt er ſich zum Theologen verdorben, doch belegte er in den erſten drei

Digitized by Google

Semeſtern, dem Zwang gehorchend, hauptſächlich theologiſche Vorleſungen.

Bei Abfaſſung ſeiner philologiſchen Preisſchrift über die Schickſalsgottheiten der Alten ſchwebte ihm der Gedanke vor, daß der Zweck alles Lebens und aller Geſchichte die Hervorbringung Gottes ſei[188]).

Der endliche Entſchluß, der Theologie zu entſagen, reifte nur unter ſchweren inneren Kämpfen in Gutzkow heran. Zwei Mal hatte er ſchon die Kanzel beſtiegen. Es war eben die Angſt des Vogels, der ſchon die Kraft ſeiner Schwingen fühlt, aber ſich noch nicht hinaustraut in die freie, aber bodenloſe Luft.

Die einzelnen Perioden ſeiner religiöſen Entwickelung vergegenwärtigen ſich uns in mehreren Werken. Jener erſten Zeit, wo der Zweifel ihm bodenlos erſchien, abgrundtief, und er eine poſitive Wahrheit mit Angſt und Qual entbehrte, entſtammen „Maha Guru, der Roman eines Gottes“ und die ſchon erwähnte Novelle „Der Sadducäer von Amſterdam“. In der Vorrede zu „Maha Guru“, ſpricht er darüber: „Immer angeregt vom Zuſammenhang der Welt mit Gott, verfolgt von einer oft quälenden Unruhe, ſich in Gott und göttliche Dinge zu verſenken, oft beglückt von einem milden Hauche der Gläubigkeit, viel öfter aber noch zerriſſen von Zweifeln und ergrimmt über die irdiſchen Entſtellungen des Ewigen, erfaßte er [Gutzkow] mit Liebe den Gedanken, in profaner Weiſe die Inkarnation Gottes in einen Menſchen zu ſchildern.“ Dieſelbe quälende Unruhe ſehen wir beim Uriel der Novelle. Und wenn der Dichter bei der Conception des „Maha Guru“ von der Frage ausgeht: „Glaubt er an ſich ebenſo, wie eine Nation an ihn glaubt?“, ſo ſchimmert daraus ſchon der Gedanke hervor:

„Nur was wir ſelber glauben, glaubt man uns.“

Zu dieſem Glauben an ſich ſelbſt, zu einer feſten Gewißheit von ſeiner Kraft und ſeinem redlichen Willen auch iſt der

Uriel der Novelle und auch Gutzkow noch nicht gelangt; das war dem Gutzkow-Uriel des Dramas vorbehalten. Die feste Überzeugung, deren Fehlen dem Helden der Novelle verhängnisvoll wird — der Held des Dramas „Uriel Acosta“ hat sie errungen. Allerdings fügt er sich keinem Dogma, keinem Wortglauben, die Denkfreiheit ist ihm zur Religion geworden, er predigt das Evangelium der Duldung:

„Nicht was wir glauben, siegt, de Santos! Nein,
Wie wir es glauben, das nur überwindet.“

Der religiöse Konflikt ist hier in einen menschlichen aufgelöst, der Held soll die Stärke und den Mut seiner Überzeugung erproben. Jene Wahrheit, zu der de Silva im Laufe der Ereignisse gelangt, ist allezeit des Dichters Glaube gewesen. Wie er sich keinem Symbolzwang unterordnete, lag ihm auch die Absicht völlig fern, in seinem Werk irgend einer Religionsgemeinschaft, mochte sie nun deutschkatholisch oder jüdisch heißen, das Wort zu reden, wenn er auch für das freiheitliche Prinzip der ersteren Sympathien besaß. In der Manuskriptausgabe des „Uriel Acosta“ bemerkt Gutzkow ausdrücklich: „Da in diesem Stück alle Juden sind, so ist es keiner.“

Gegen alle fanatische Orthodoxie hatte er eine unüberwindliche Abneigung, und es nimmt daher nicht wunder, daß der Priesterstand manchmal das Ziel seiner Angriffe war.

Schon in „Maha Guru“ verspottete er die Orthodoxie, die sich an Buchstaben klammert, und das Ziel seiner Satyre ist, was der Priester dort sagt: „Wir schaffen die Götter selbst nicht, sondern die Vergangenheit überliefert sie uns mit den Formen, welche ihnen einst gefielen, mit der ganzen Geschichte ihrer alten Verehrung, an welcher nur die Lüge etwas ändern kann. Die Tradition ist das heiligste Buch unseres Glaubens, auf dessen Blättern in unvergänglichen Zügen die Gebote der Frommen stehen“.[189]) Mit tragischer Ironie läßt der Dichter den armen Hali Jong, den Götzenfabrikanten, zu

Tode gemartert werden, weil er aus künſtleriſcher Initiative den Götzen andere — Naſen gemacht hat.

Die Abneigung gegen allen Symbolzwang war die Folge der Lektüre Rouſſeaus, wie Gutzkow in ſeiner „Verteidigung gegen Menzel“ geſteht, und der Einfluß ſeines Lehrers Hegel und deſſen Philoſophie. Hegels „Wiſſenſchaftslehre“ gründet ſich auf dem Satz: Die Verſöhnung von Sein und Nichtſein iſt das Werden. Dieſer Satz war ihm ein klärendes Licht über die Geſchichte der Religionen. In ſeinen „Lebensbildern“ [190]) erzählt Gutzkow von einem „Damaskuswunder“, einer „myſtiſchen Verzückung“, die er im Winter 1830 erlebte. Er ſtreifte durch den Tiergarten, um „zu meditiren“. „Ein Lichtglanz umgab mich. Ich ſah durch die prismatiſche Beleuchtung des Satzes: „Was iſt, iſt vernünftig“, die Zeiten. Ich grübelte: Was heißt heidniſches Altertum —? Gewiß, den einigen Gott kannte das Altertum nicht, den dreieinigen noch weniger. Wer aber darf den Stab brechen über die einzelnen Erſcheinungen jener ewigen Triebkraft der Geſchichte, die zum Lichte drängt —?“ Zeus Kronion hat gelebt, „ſo gut wie Jehova, er hat beſeligt, ſo gut wie der Gott der Chriſten, der ja auch nur eine höhere Stufe zum Gott Spinoza's iſt . . . Dieſe antike Welt, durch die Theologie verurtheilt, mußte ja ſo ſein, wie ſie war. Sie war keine Abirrung vom Gottesbegriff, ſondern eine Entwickelung innerhalb desſelben, ein nothwendiges Stadium ſeiner irdiſchen Darſtellung.“ Dieſer Hegelſche Grundſatz: „Was iſt, iſt vernünftig“, ſetzte auch die Gleichberechtigung aller Religionen feſt. Im „Maha Guru“ ſtellt der Dichter dieſem ſteten Werdeprozeß den ſchroffen Satz des Großinquiſitors entgegen: „Die Kirche iſt unveränderlich. Alles, was dieſe Eigenſchaft beeinträchtigen kann, muß ſie unterdrücken.“ [189]) In der „Wally“, in der „Philoſophie der Geſchichte“, in „Bulwers Zeitgenoſſen“, überall begegnen wir dieſem Gedanken vom Fortſchritt der Religion und ihrer Verſtändigung mit dem Geiſte der Zeit. „Ich bezweifle nicht,“ ſagt er in den „Zeit-

genoſſen", „was Gott wohlgefälliger iſt, die Satzungen einer poſitiven Religion hinnehmen als tägliches Brod, als eingelernten Morgen- und Abendſegen, als Gemeinplatz . . .; oder jener Muth, ſich verfolgen und verſpotten zu laſſen, das Poſitive umzuſtoßen und zu verſuchen, etwas Neues, aus dem Bedürfnis Gebornes an ſeine Stelle zu ſetzen?" Alles das ſind Vorſtufen für die religiöſe Überzeugung Uriels, die in den Worten gipfelt:

„Wir wollen Freiheit von dem alten Joch!
Nur die Vernunft ſei das Symbol des Glaubens,
Und wenn wir zweifeln Wahrheit aufzufinden,
So iſt es beſſer, neue Götter ſuchen,
Als mit den alten, ſtatt zu beten, fluchen."

Daß infolge dieſer freireligiöſen Richtung in Gutzkows Werken die Prieſter häufige Angriffe erleiden, iſt ſelbſtverſtändlich. „Ich ſchreibe jetzt an einer Geſchichte der Zukunft", heißt es in den „Narrenbriefen", „Jede Gewalt wird in ihr an den zwei höchſten Mächten, politiſchem und religiöſem Fanatismus, ſcheitern." Früh ſchon hatte der Knabe den Fanatismus kennen gelernt, in ſeiner nächſten häuslichen Umgebung; früh ſchon ſah er ihn bei den berufenen Vertretern der Religion. Er hörte die verſchiedenſten Prediger, milde und leidenſchaftliche, freigeiſtige und orthodoxfanatiſche, und bald fielen ihm die Schwächen auch dieſer Geiſtlichen in die Augen. Gerade in den Jahren ſeines erſten ſchriftſtelleriſchen Auftretens nahm die Orthodoxie einen gewaltigen Aufſchwung, und mit jugendlicher Keckheit kämpfte er gegen ihre Übergriffe. Die treibende Kraft im „Maha Guru" iſt Prieſtertrug und Prieſterbeſchränktheit. „Kann die Nachahmung der Natur mehr ſein, als das tiefſinnige Symbol, welches der Künſtler nur nach Angabe des Prieſters zu fertigen hat? Ja, der Prieſter iſt allein jener wahrhafte Künſtler, welcher den Göttern wohlgefällt" — das proklamiert dort einer der Beiſitzer des Gerichtes über Hali Jong. „. . . Die Prieſter der Religionen pflegen immer die-

jenigen zu ſein, welche ihre Religionen ſelbſt untergraben," heißt es in der „Wally". „Könnten ſich die Religionen von Gebräuchen, Äußerlichkeiten, von der Zudringlichkeit ihrer berufenen und verordneten Diener frei erhalten, ſo würden ſie eine längere Dauer in Anſpruch nehmen dürfen." [191]) „Ich will über die Religion ſprechen," beginnt Gutzkow ein Kapitel in den „Zeitgenoſſen" [192]), „und werde vor Prieſtern nicht dazu kommen können . . . Daß es hier nur gleich zugeſtanden werde: Der Geiſtlichen allein wegen glaubt man nicht mehr an das Chriſtentum." Die Herrſchſucht der Prieſter, ihren Eigennutz, ihr Streben nach weltlicher Gewalt finden wir dann 1839 in der Geſtalt des Hoheprieſters Samuel im „König Saul" dargeſtellt, bis all dieſe Motive in der Geſtalt des Santos ihre großartige Verkörperung fanden. Haß und Trotz gegen die Prieſter iſt auch für den Uriel des Dramas ein wichtiges Element, und wie viel perſönliche Empfindung der dichteriſchen Phantaſie zu Hilfe kam, läßt ſich leicht ermeſſen, wenn wir hören, daß ſich 1836 der Pfarrer die Gelegenheit der Trauung des als Gottesleugner verdächtigten Schriftſtellers nicht entgehen ließ, dieſe als einen Triumph der Kirche über einen ihrer Widerſacher zu beanſpruchen.

Alle dieſe einzelnen durcheinanderflutenden Motive aus Studium, Schaffen und Leben haben ſich nun zweimal zu dichteriſchen Geſtalten kriſtalliſiert, deren Charakteriſtik ich im Beginn dieſes Kapitels zu geben verſuchte. Was aber jedesmal die wogenden Maſſen in Fluß brachte und ſie in eine beſtimmte Form goß, waren wiederum perſönliche Erlebniſſe, die uns hier näher beſchäftigen müſſen. In ihrem Mittelpunkt ſteht eine weibliche Geſtalt, der wir in beiden Dichtungen, der Novelle und dem Drama, begegnen, und die von der einen zum andern ebenfalls eine Entwicklung durchgemacht hat, der wir zunächſt nachgehen müſſen.

Dieſe Judith des Dramas, die da in fortreißender Begeiſterung ſich zu dem Geliebten bekennt, und ſeinen Feinden

wie eine Kriegserklärung das Zeugnis ihrer Liebe ins Angesicht schleudert, dann aber als Buße kurzer Schwäche ihr Leben hinopfert, um den Freund seinen hohen Zielen zu retten, war nicht immer so tapfer und groß. In der Novelle ist sie noch nicht das mit und für den Geliebten kämpfende Weib, sondern „vergraben in der Masse", deren Anschauungen und Gesetzen sie sich willig unterordnet. Sie ist eins der weiblichen Wesen, die in jedem wichtigen Augenblick einer festen Anlehnung bedürfen. Ihre äußere Schönheit, ihre kindliche Heiterkeit haben den Gottsucher Uriel gefesselt, und mit ganzer Seele giebt er sich den liebenswürdigen Einfällen ihrer noch mädchenhaften Eitelkeit und ihrem kindischen, verstandlosen Geschwätz hin. Als verzärtelte Tochter eines schwachen Vaters ist sie launenhaft und eigensinnig, ja trotzig und ungeberdig, wenn nicht alles nach ihrem Willen geht. Ohne Uriels Streben zu kennen, hat sie dem schönen kraftvollen Manne ihre junge Liebe geschenkt, aber nur sorgloses Glück hat ihr diese Liebe bisher bereitet. Da tritt an die noch ungeübte Kraft des kindlichen Mädchens plötzlich diese Liebe mit einer schweren Forderung heran. Der Geliebte verfällt dem Bann der Synagoge und alles weicht vor ihm wie vor einem Pestkranken zurück. Eine Verteidigung des Verdammten wagt auch Judith nicht, ihre Erziehung gebietet ihr unbedingte Unterwerfung unter das priesterliche Urteil und ohne Widerstand läßt sie sich von Uriels Seite reißen. Aber die ruhige Überlegung der Einsamkeit und die Sehnsucht lassen sie bald bereuen, daß ihr Wankelmut den Geliebten hinausgetrieben. Die Scham über ihre Schwäche überwältigt sie und ruht nicht, bis sie den Flüchtling wieder aufgefunden hat. Mit übermäßiger Leidenschaft fliegt sie ihm wieder in die Arme. Damit aber hat sie alles gethan, was ihre Kraft vermag, nun, glaubt sie, sei es an Uriel, auch ein Opfer zu bringen. Er läßt sich bewegen und als Siegerin führt sie den zum Widerruf Bereiten nach Hause zurück. Doch ganz anders als sie

Digitized by Google

erwartete, fällt der entſcheidende Schritt aus: Uriel iſt düſter umgewandelt, die alte heitre Harmonie zwiſchen ihnen iſt geſtört. Sie grübelt über die Urſache dieſer Störung und plötzlich fällt Klarheit in ihre Augen; ſie hat den Geliebten zu einer Handlung verleitet, für deren tiefere Bedeutung ihr alles Verſtändnis mangelte. Die Ahnung einer großen Schuld packt ſie, ſie will gutmachen, jetzt will ſie teilnehmen an ſeinen Gedanken, Uriels geiſtige Perſönlichkeit beginnt, ſie an- und heraufzuziehen. Die ahnungsloſe Unſchuld früherer Tage iſt zerriſſen, die Entwicklung zur Reife hat in ihr angefangen. Uriel kommt ihrem Wunſche freudig entgegen. Er macht ſie zur Vertrauten ſeiner Studien und bemüht ſich, ſie von ihren engherzigen Vorurteilen zu befreien. Und Judith bietet alle Kräfte auf, mit dem Geliebten gleichen Schritt zu halten; ſie fühlt ſich mutiger, erhabener, ſeit ſie die Vertraute ſeines ſtarken Geiſtes geworden, und brennt auf eine Gelegenheit, von dieſer ihrer Umwandlung Zeugnis abzulegen. Es reizt ihre Eitelkeit, den Geliebten und ſich mit ihm im Kampf gegen eine Welt zu wiſſen. Für dieſen eitlen Ehrgeiz giebt ſie ein Vorurteil nach dem andern hin. Da plötzlich ſtutzt ſie. Alle Götter, an die ſie bisher geglaubt, hat Uriel von ihren Altären geſtoßen. Sie hat es geduldet. Da naht ſich auf einmal dieſer geiſtige Vandalismus auch dem Hochaltar, dem Glauben an die Unſterblichkeit. Der Halt ihres ganzen frühern Lebens, der Glaube an ein Wiederſehen im Jenſeits und an den poetiſchen ſchmeichelnden Traum von der Ewigkeit ihrer Liebe ſoll fallen. Da erlahmt der bisher ſo mutig zerſtörende Arm, ſie ſchreckt zurück vor der gottesläſterlichen Zumutung und von dem, der ſie ihr ſtellt. Ihre geiſtige Entwicklung war eine gewaltſam geöffnete Knoſpe. Sie hat eine Unmenge fertiger Gedanken neu und blank in ſich aufgenommen, für manche ſchmerzliche Hingabe entſchädigte ſie der Beſitz des Geliebten. Aber ſie hat ſich dieſe Überzeugungen nicht erworben und erkämpft, in ihr ſind ſie nicht wie bei Uriel mit den zarteſten

Lebensfasern verwachsen. Deshalb fehlt ihr die Kraft der Konsequenz im Denken, die rücksichtslos vorwärts schreitet auf ein unbekanntes, unsicheres, vielleicht furchtbares Ziel los. Der Blick in diese endlose, ziellose Ferne macht sie schwindeln. Aus ihrer Sonnennähe stürzt sie auf die Erde zurück. Uriel, zu dem sie gläubig und bewundernd aufgeschaut, wächst plötzlich vor ihren Augen zu einem riesenhaften, unheimlichen Dämon. Eine lichte trostreiche Welt hat er ihr zerstört, ohne eine neue aufzubauen. Unter Trümmern kann sie nicht leben. Da flieht sie enttäuscht in die alte Welt zurück. Ihr Vertrauen ist verwundet und damit beginnt ihre Liebe zu verbluten. Sie will aus dieser Verwirrung zurück in die ruhige Bequemlichkeit des Alltags und mit vollem Bewußtsein stürzt sie in die Arme ihres früheren Verlobten Jochai.

Die Judith der Novelle ist das Weib in seiner Schwäche, das von leidenschaftlicher Liebe entflammt, sich plötzlich zu unnatürlicher Größe erhoben sieht. Aber ihre Kraft ist dem nicht gewachsen, im Augenblick, wo es alles gilt, erlahmt sie. Die Persönlichkeit, zu der sie hinaufwachsen wollte zu gleicher Größe, wird ihr zu gewaltig, sie sinkt hinunter und will den Geliebten noch hinabziehen in die niedere Region, die ihre Heimat ist. Die Größe ist nur eine Episode in ihrem Leben, eine schöne Verirrung; sie ist glücklich, ihr ohne weiteren Schaden entronnen zu sein.

Eine ganz andere Gestalt ist die Judith des Dramas. Sie ist das starke Weib, das in einem bösen Augenblick von ihrer angeborenen, überwunden geglaubten Schwäche überfallen wird, sich ihr aber wieder entreißt und ihre Kraft in einer erhabenen Sühne bewährt. Diese zweite Judith ist erst Uriels Schülerin, ehe sie seine Geliebte wird. Er hat ihr eine neue Welt erschlossen. Er hat den Geist der kaum zur Jungfrau Herangereiften kindlichen Mädchenträumen entrissen und hinaufgeführt auf die gefährliche Höhe großer, das Weltall umfassender Gedanken. Er hat die verwöhnte Tochter des reichen

Digitized by Google

Manaſſe zu ſeiner Philoſophie bekehrt, deren erſte Forderung Entſagung lautet. Leuchtende Bewunderung im Antlitz, hat ſie dem Zauber ſeiner Worte gelauſcht. Kopf an Kopf niedergebeugt über alte Pergamente, haben ihre Körper und Seelen ſich berührt, und unter dem Deckmantel der Bewunderung hat ſich die Liebe in Judiths Herz geſchlichen. Die Kühnheit der Gedanken Uriels hat auch ſie mit einem Mute erfüllt, der nach Bethätigung dürſtet. Sie brennt vor Sehnſucht, durch eine „freie That“ ſich als ſeine Schülerin zu erweiſen. Da naht die Entſcheidung. Ein anderer tritt plötzlich vor ſie hin mit alten, längſt zugeſtandenen Rechten, dem ſie auf Wunſch der Eltern verlobt iſt, der ihr Jugendſpiele geweſen, ein jetzt fremd gewordener, den ſie in ihrer neuen Welt völlig vergeſſen hat und den ſie jetzt verabſcheuen muß. „Stolz und hochbegeiſtert“ ſtellt ſie ihren Lehrer dem empörten Verlobten vor. Aber aus einem ſchönen Traume iſt ſie aufgewacht zu trüber Wirklichkeit, nun gilt's, den Traum zur Wirklichkeit zu machen. Die erſten Schritte thut ſie aus eigener Initiative. Sie ladet Acoſta in ihres Vaters Haus, obgleich ſie weiß, daß der Bann ihn bedroht. Die Möglichkeit einer Trennung giebt es für ſie nicht, mit ihrem Mut ſucht ſie die ahnungsvolle, düſtre Stimmung Uriels aufzurichten und will ihre Geſinnung vor aller Augen beweiſen. Manaſſes Verbot, Uriels eigene Warnungen, die Anweſenheit des eiferſüchtigen Verlobten, die Sitte, die ſie an deſſen Seite ruft, alles ſchlägt ſie in den Wind und führt im Triumph Uriel in das Haus ihres Vaters. Das Glück der Befriedigung über dieſe mutvolle Äußerung ihres Herzens aber bleibt ihr nicht lange. Die wirkliche „freie That“ ſteht ihr noch bevor. Der Fluch entladet ſich über Uriel, alles weicht von ihm zurück, auch ſie läßt ſich im erſten widerſtandsloſen Schrecken von ſeiner Seite ziehen. So furchtbar hat ſie ſich den Augenblick der freien That nicht gedacht, ſie muß ſich erſt daran gewöhnen. Uriels Verteidigungsrede aber weckt wieder flammende Begeiſterung in ihrer Bruſt und das Feuer

Digitized by Google

ſeines hellauflodernden Mutes verzehrt alle ihre Bedenken. Die höhnenden Worte des fluchenden Prieſters erinnern ſie an ihre im erſten Augenblick vergeſſene Pflicht und weiſen ihr ungewollt den Platz an, wo ſie ſtehen ſollte, neben Uriel, und an ſeine Seite eilend, bekennt ſie ſich voll und ganz zu ihm trotz Fluch und Ächtung mit den herrlichen Triumphworten: „Er wird geliebt! Glaubt beſſeren Propheten!“

Damit glaubt ſie die „freie That“ vollbracht zu haben, größer, als ſie ſelbſt geahnt, ſie hat ſich ihren Geliebten erobert durch die Wahrheit. Aber was ſie in jubelnder Siegesfreude „Wahrheit“ nennt, iſt ein Misverſtändnis. Nicht für Uriels Überzeugung iſt ſie als Eideshelferin aufgetreten, ihre Liebe nur hat ſie verkündet, das rein weibliche Gefühl hat im entſcheidenden Augenblick alles andere überwältigt. Daher rechnet ſie ſorglos auch auf die Belohnung ihrer That. Jetzt dennoch entſagen zu müſſen — der Gedanke kommt ihr nicht. Sie hätte ſich auch zu Uriel bekannt, wenn er ein Verbrechen begangen hätte, nur um die Größe ihrer Liebe zu zeigen. Hier liegt eine pſychologiſche Feinheit. In dem Augenblick, wo die Furcht vor Trennung ihr weibliches Gefühl zu einer That der Notwehr aufreizt, ſich auf des Geliebten geiſtigen Standpunkt zu ſtellen und ſich zu fragen, ob ſie auch ohne ihre Liebe ſich für Uriels Überzeugung, die ſie teilt, ebenſo frei bekannt hätte, dieſe Gewiſſensfrage ſich zu ſtellen, hat ſie in dem Aufruhr ihres ganzen Weſens keine Zeit. Daß ſie durch Verteidigung ihrer Liebe nur erſt den Willen zur „freien That“ bezeigt hat, daß es jetzt erſt in den Kampf der Überzeugungen gehen ſoll, ahnt ſie nicht. Deshalb ſtutzt ſie und weicht zurück, als ihr plötzlich auch dieſe Zumutung geſtellt wird, als ihr Liebesopfer trotz ſeiner ſcheinbaren Größe nichtig wird vor dem, was ſie jetzt noch leiſten ſoll, aber im erſten Augenblick ſchwächlichen Schreckens noch nicht als ihre größte Pflicht zu erkennen vermag. Ihre Parteinahme für Uriel erſchien ihr bisher als eine Pflicht der Liebe, nicht als eine Pflicht dem Denker ge-

genüber. So läßt sie sich in einem Augenblick natürlicher Schwachheit ganz von dem Bedürfnis ihrer Liebe leiten, die den Lohn ihrer mutigen That in dem Besitz des Geliebten verlangt. Uriels Widerstreben gegen eine reumütige Lösung aus dem Bann der Synagoge enttäuscht sie bitter und sie läßt sich hinreißen, den Geliebten der Undankbarkeit zu zeihen. Dieser eine schwache Augenblick entscheidet alles. Als er vorüber ist, kommt sie zur Besinnung. Als sie die Wirkung des Entschlusses, zu widerrufen, auf Uriels Gemüt sieht, da erfaßt sie eine Ahnung von der Schuld, die sie auf sich geladen, doch nun ist es zu spät und das Verhängnis nimmt seinen Lauf. Die Rache des verschmähten Verlobten macht ihren Vater zum Bettler, Uriel schmachtet in Schande, tief erniedrigt im schmählichen Kerker und keine Kunde von ihr kann zu ihm dringen. Jetzt bewährt sich Uriels Philosophie in Judiths Handeln. Es giebt nur einen Weg der Rettung, Jochai die Hand zu reichen. Sie hat ein Verbrechen an Uriels Geist begangen, um das Glück zu gewinnen, das sie verdient zu haben glaubte. Jetzt entsagt sie diesem Glück. Ihre Liebe ist dem Geliebten zum Fluch geworden, sie will ihn befreien von diesem Fluch. Sie folgt dem verhaßten Jochai als Braut zum Altar, um ihren Vater zu retten. Doch Uriel hält sie die Treue und mit der ruhigen Gefaßtheit eines Philosophen trinkt sie den Giftbecher, um durch diese höchste Entsagung nicht nur des Glücks, sondern des ganzen Lebens ihre Schuld würdig zu sühnen. Und als schon die Fittiche des Todes sie umrauschen, sucht sie dem vor Schmerz gebrochenen Geliebten neue Hoffnung und Begeisterung einzuflößen zu neuem Kampf für seine Wahrheit. Durch ihren Tod soll er frei werden von allen Fesseln, die ihn in diesem Kampfe beengten, sie opfert sich selbst für seine geistige Aufgabe.

Die Judith des Dramas ist also kein Weib, das nach einem Augenblick unnatürlicher Größe wieder in ihre vorige Niedrigkeit zurücksinkt. Zum Weib erstarkt an der Seite des

Digitized by Google

Geliebten, wird ſie in einem entſcheidenden Moment, wo ſie ſich als ſeine Schülerin in der Kunſt des Entſagens erweiſen ſoll, von einer natürlichen Schwäche, von dem Drang nach dem Glück des Alltags überraſcht. So gereicht ſie Uriels Lebensaufgabe zum Verderben. Aber in klarer Erkenntnis dieſer Schuld ſühnt ſie, indem ſie allem Glück entſagt und in den Tod geht, um den Denker in ihrem Geliebten ganz ſeiner durch ihre Schuld verlaſſenen Miſſion wiederzugeben.

Was iſt nun der Grund der entſcheidenden Veränderung, die wir nach zwölf Jahren in der ganzen Charakteranlage unſerer Judith vollzogen ſehen? Was hatte der Dichter erlebt in dieſer Zeit, das ihn zwang, der Judith jener Novelle eine andere Judith gegenüberzuſtellen, die gleichſam einen Widerruf der erſten verkörpert? Ein ſo himmelweiter Unterſchied beſteht zwiſchen dieſen beiden äußerlich gleichen Frauen, daß es Erfahrungen von tiefſter Innerlichkeit und bedeutende Ereigniſſe geweſen ſein müſſen, die den Dichter zur Rehabilitierung der Judith der Novelle durch die des Trauerſpiels bewogen haben.

Die Novelle „Der Sadducäer von Amſterdam“ iſt die poetiſche Darſtellung einer Sturm- und Drangperiode in Gutzkows Leben. Solche Epochen objektiv darzuſtellen, vermag der Dichter erſt, wenn er ſie überwunden hat, zumal gilt dies von den Sturm- und Drangzeiten der Liebe. So hat Goethe ſeinen „Werther“, ſo hat auch Gutzkow ſeinen „Sadducäer“ geſchrieben. Dieſe Zeit war nun für unſeren Dichter das Jahr 1834, und die Erlebniſſe der Jahre 1830 bis 1834 ſind es, die ſich mit dem zufällig gegebenen hiſtoriſchen Stoff zu einem poetiſchen Kunſtwerk verbanden. Ich kann hier nur flüchtig die überraſchende Übereinſtimmung der Schickſale der beiden Helden Gutzkow und Uriel berühren, ſoweit es eben zur Charakteriſierung der beteiligten weiblichen Perſonen erforderlich iſt. Im einzelnen verweiſe ich auf die ausführliche, aber nicht in allem zutreffende Darſtellung des Buches „Das junge Deutſchland“ von Joh. Proelß.[193])

Als Gutzkow im November 1831 dem Rufe Wolfgang Menzels folgend seinen ersten Flugversuch in die weite Welt hinaus machte, wurde ihm der Abschied von Berlin nicht leicht. Denn dort wohnte ein Mädchen, das dem hoffnungsvollen Jüngling die ganze Liebe ihres jungen Herzens geschenkt hatte, Rosalie Scheidemantel. Schon 1830, als er noch Theologe war, hatte der Dichter sie kennen gelernt und um ihre Liebe geworben. Die Mutter des Mädchens war fanatisch religiös, dabei leidenschaftlich und heftig. Im Anfang billigte sie das Verhältnis, das jedoch noch keine bindende Form hatte. Schon im vierten Semester aber, im Winter 1830/31, änderte der Dichter seine Lebenspläne. Mit Rücksicht auf seine Liebe faßte er die sichere Stellung eines Oberlehrers ins Auge. Rosaliens Mutter mag zu diesem Entschluß schon finster die Stirn gerunzelt haben, auch Rosalie selbst, die ihren Verlobten schon mit andächtiger Bewunderung auf der Kanzel hatte stehen sehen, scheint erst nach einigem Bedenken diesem Plane zugestimmt zu haben.

Jetzt aber lenkte der antikritische Journalist plötzlich in das litterarische Fahrwasser ein, und so gestalteten sich die folgenden zwei Jahre zu einem fortwährenden Kampf zwischen dem Wunsch, eine feste Stellung zu erringen, um die Geliebte heimführen zu können, und der heißen Sehnsucht nach freier litterarischer Thätigkeit. Ein Bild der verschiedenen Stadien dieses Kampfes giebt uns die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam“ in dem Schwanken Uriels zwischen freier religiöser Überzeugung und demütiger Unterwerfung unter die Knechtschaft der Synagoge um Judiths willen.

Von November 1831 bis April 1832 blieb Gutzkow in Stuttgart als Menzels „Adjutant“, schrieb Kritiken und politische Korrespondenzen und verfaßte sein erstes Buch „Briefe eines Narren an eine Närrin“. Dennoch entfloh er dem lockenden Sirenenruf der Muse. Im April 1832 kehrte er nach Berlin zurück, mit der festen Absicht, das Oberlehrer-

Examen zu verſuchen, und reichte auch im Sommer dieſes Jahres ſeine Staatsarbeiten ein. „Nach zweijährigem Minnewerben“ hatte ihm nunmehr ſeine Braut das Jawort gegeben. Die Examensarbeit aber hinderte ihn nicht, ſtaatswiſſenſchaftliche Studien zu treiben, Kritiken für das Litteraturblatt und politiſche Korreſpondenzen für Stuttgarts freiſinnige Blätter zu ſchreiben. Auf Grund einer Preisarbeit war er in Jena zum Doktor promoviert worden, und im Oktober 1832 erſchien ſein erſtes Buch, das dem anonymen Verfaſſer vielſeitigſte Anerkennung brachte. Da ſehen wir plötzlich Gutzkow in Heidelberg. Menzel hatte ihn zum zweiten Mal in ſeine Nähe berufen, und der Dichter hatte dieſer Lockung nicht widerſtehen können. Das Oberlehrerexamen wurde endgiltig über Bord geworfen, aber immer noch zögerte er, durch einen völligen Verzicht auf eine geſicherte Zukunft den unvermeidlichen Bruch mit Roſalie herbeizuführen. Der letzte ernſte Verſuch, ſich auf ein feſtes Ufer zu retten, um dem großen Strom des Lebens und ſeiner Neigung zu entfliehen, iſt der Entſchluß, nach Heidelberg zu gehen und berufsmäßiger Juriſt zu werden, „noch einmal von vorne“ anzufangen und „den ſchönen Traum einer geſellſchaftlichen Wirkſamkeit“ nicht zu zerſtören. Schon dieſer Entſchluß führte einen zeitweiligen Bruch mit Roſalie herbei. Die Briefe von Berlin blieben aus. „Es war die Veranſtaltung jener Mutter, die ihr Kind nie einem Manne zu geben geſchworen hatte, der nicht ſeinen Wohnſitz in Berlin aufſchlug“, erzählt Gutzkow in ſeinen „Rückblicken“. Ohne Zweifel hatte der Dichter die Abſicht, die Geliebte dem Einfluß ihrer Mutter zu entziehen durch eine mit ſeiner neuen Thätigkeit eintreffende Änderung ſeines künftigen Wohnſitzes. Dem aber ſtellte ſich die Mutter mit Entſchiedenheit entgegen, und als gehorſames Kind verſuchte Roſalie die Beziehungen zu ihrem Bräutigam zu löſen.

Dieſer zweifache Entſchluß, die freie Zukunft eines Litteraten aufzugeben, auf die enge Bahn eines feſten Berufes

Digitized by Google

zurückzukehren, erſt als Lehrer, dann als Juriſt ſich zu konzentrieren, können wir als eine Thatſache auffaſſen. In der Phantaſie des Dichters ſchießt ja Gleichartiges bald zu einem Ganzen zuſammen, wo es auf poetiſche Einheit und Abrundung ankommt. Damit haben wir den erſten Widerruf Uriels. Die treibende Kraft dabei iſt Judith, wie in Gutzkows Leben Roſalie. Wie jene den flüchtigen Uriel wieder zu ſich zurücklockt, muß auch Roſalie nach dem kurzen Zerwürfnis den Geliebten wieder verſöhnt haben; im Jahre 1833, als Gutzkow in München mit Aufgabe aller übrigen Pläne ſchon als Litterat ſich zu fühlen begann, iſt ſeine Verbindung mit Roſalie inniger denn je. Er macht ſie zur Teilnehmerin an ſeinen Studien; mit ſeinem Entſchluß Berufsſchriftſteller zu werden, hat ſie ſich ausgeſöhnt. Von Stufe zu Stufe folgt ſie ihm, genau wie die Judith der Novelle. Da tritt plötzlich ein unerwartetes Ereignis ein. Gutzkow hatte während ſeines ganzen Studiums den kirchlichen Dingen große Aufmerkſamkeit gewidmet, von ſeinen religiöſen Überzeugungen aber war er immer mehr abgekommen. Da griff er ſchließlich aktiv in den Streit der Klerikalen ein. Im Februar 1834 erſchien ſein Nekrolog Schleiermachers. Dieſer Aufſatz ſchlug der ganzen orthodoxen Kleriſei ins Geſicht und machte ungeheures Aufſehen. Nur Roſalie und einige Freunde wußten, daß er der Verfaſſer war. Die herbe Kritik an ihrem Lieblingsprediger, die Entrüſtung der Orthodoxie, der ſich Roſalie in gläubiger Überzeugung beugte, mußten einen Bruch herbeiführen. Der kühne Schriftſteller aber glaubte trotzdem ſeiner Geliebten ſicher zu ſein und trug ſich mit Plänen, wenigſtens als Litterat eine geſicherte Zukunft zu erringen.

In dieſem Entſchluß, ſich wieder unter das Joch einer feſten Stellung zu beugen, die dem nach Freiheit lechzenden Litteraten durchaus zuwider war, haben wir den zweiten Widerruf Uriels.

Digitized by Google

Während Gutzkow aber von Berlin aus mit Cotta Unterhandlungen pflegte bezüglich einer festen Anstellung an der „Allgemeinen Zeitung", erfolgte die Trennung von Rosalie in einem durch die Leidenschaft der Mutter, die sogar mit einem Messer drohte, fast mit einer blutigen Katastrophe endigenden Auftritt. Ein Versöhnungsversuch durch Vermittelung der Gutzkow damals befreundeten Charlotte Birch-Pfeiffer blieb erfolglos. Rosalie „hatte ihm die treue, hingebende Liebe des Mädchens, die poetische Schönheit erster kraftvoller Neigung in allen Reizen offenbart. Sie war gewillt gewesen, ihm auch auf die ungewisse Laufbahn des Schriftstellers zu folgen; sie hatte schon begonnen, sich ihm als guten Kameraden in seinen geistigen Arbeiten, als Übersetzerin und Vermittlerin von wichtigen Berliner Nachrichten zu bewähren; nur in die kalten Regionen atheistischer Grübeleien vermochte sie ihm nicht zu folgen, vor dem „Gottesleugner" (so wurde Gutzkow öffentlich genannt) erkaltete in schwerer Stunde ihr Herz." [194]) Auch Judith schreckt ja vor dem Leugner der Unsterblichkeit und Gottes zurück. Nach diesen schmerzlichen Ereignissen des April und Mai 1834, die den Dichter auf das Krankenlager warfen, hatte er das Vorbild für die Heldin der Novelle gefunden; im darauffolgenden Sommer entstand in Hamburg das erste größere Werk, das in dichterischem Gewande die Empfindungen und Erfahrungen seines eigensten Innern uns offenbart.

Welche Wirkung der Bruch dieses Verhältnisses auf Gutzkows Gemüt hervorrief, hat er selbst gestanden: „mir erstarb der Glaube an die Bewährung des Frauenthums für jene Welt, der mein Leben gehört." Die Frauen schienen ihm nur da zu sein, „um durch ängstliche Rücksichten den Flug unseres Wesens niederzuhalten" [195]). Er hat Rosalie nie vergessen können. Ein späteres Wiedersehen mit ihr gab ihm die Anregung zu dem Schauspiel „Werner", und trotz ihrer Schwäche hat er ihr stets eine sehnsüchtige, aber mit bitterer Resignation gemischte Verehrung bewahrt. Daß ihr Abfall auf seine ganze Wertschätzung

Digitized by Google

der Frauen einen verhängnisvollen Einfluß gehabt hat, ist selbstverständlich, und thatsächlich sehen wir auch in seinen nächsten Werken das böse Wort aus den „Rückblicken“: „Sie können nicht teilnehmen am großen Kampfe der Zeit“ noch oft auftauchen. Ich erinnere nur an die verächtlichen Verse in dem Trauerspiel „König Saul“:

„Weiber wissen nur
Den Wert des Mann's nach dem zu schätzen, was
Bequem für sie. Wann gäbe wohl ein Weib,
Wenn ihrem Freund die Wahl gelassen bliebe,
Ob er an ihrem Busen feige heißen,
Ob Mann von ihr getrennt er wolle sein,
Den Ausschlag dorthin, wo Entsagung sich
Mit ihres Freundes Lorbeer'n trösten muß?“

In den nächsten Werken Gutzkows begegnen uns denn auch meist höchst unsympathische Frauencharaktere. Interessant ist noch, was er in späten Jahren über Frauen wie die Judith der Novelle sagt. Die „ewige Jüdin“ nennt er in einem geistreichen Essay ihren Charakter: „Es sind die Frauen, die neben einem großen Gedanken standen und sich mächtig von dessen Göttlichkeit durchschauert fühlten, und die doch nur aus ihm herausgestreckt die menschlichen Arme irdischer Beglückung erwarteten, die Frauen, die den Genius und dessen Rechte wohl verstanden haben, das Geringe mißachten lernten, zuweilen sich wie von eines Gottes Nähe zum Höchsten und Heiligsten erhoben fühlten und die dennoch immer wieder zurücksanken in die ewige Leere und Haltlosigkeit der Alltäglichkeit, des Vergänglichen und des Nichtigen.“

Je näher wir aber dem „Uriel Acosta“ kommen, desto mehr sehen wir Gutzkows Frauengestalten erstarken. Interessant ist, daß schon in der Novelle der Keim dazu liegt, aber in ganz anderm Boden, und nicht aus der Geschlechtsliebe erwächst hier der Mut der Aufopferung und Entsagung, sondern aus der Geschwisterliebe. Uriels Schwester ist das Gegenbild Judiths.

Digitized by Google

Schon in „Richard Savage“, dem ersten Bühnenstück Gutzkows (1839), tritt Miß Ellen mutvoll für den geliebten Richard ein. Die Julie im „Werner“ (1840) verläßt heimlich ihren Gatten auf das Gebot ihres Vaters, doch aus eigener Initiative kehrt sie wieder zu ihm zurück. Auch in der Idaline der „Wellenbraut“, einer 1844 geschriebenen Novelle, haben wir einen stärkeren weiblichen Charakter. So nähern wir uns immer mehr der Verherrlichung weiblicher opfermütiger Liebe im „Uriel Acosta“ (1846), wo sie ihre edelste Gestaltung erhält.

Es bildeten sich allmählich andere Anschauungen über Frauenwert und Frauengröße heraus [196]). Epochemachend für diesen Ideenwechsel war ohne Zweifel der tragische Tod jener Charlotte Stieglitz, die sich mit stoischer Ruhe den Dolch in die Brust stieß, um durch einen erschütternden Schmerz ihres Gatten schlafenden Dichtergenius zu wecken. Man mag den Kopf schütteln über jene That, aber man lese nur das Buch Theodor Mundts über diese seine Freundin, und man wird sich der Teilnahme und des Verständnisses nicht erwehren können. Für die Wertschätzung der Frau ist ihr Tod unbedingt entscheidend gewesen. Jahrelang hat man von diesem Ereignis gesprochen, eine große Litteratur existiert über sie, manche haben die Selbstmörderin verlacht, manche auch sie bewundert und als die Märtyrerin eines großen Gedankens gefeiert. Dem „Uriel Acosta“ aber hat sie das Schlußmotiv gegeben. Charlotte Stieglitz ging in den Tod, um ihren Gatten, befreit von den niederdrückenden Sorgen des täglichen Lebens, seinem Dichterberufe zu retten. Ihre Abschiedsworte lauteten: „Du aber wirst noch hier Dich herausleben und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln . . . Zeige Dich nicht schwach, sei ruhig und stark und groß!“ Demselben Motive entspringt Judiths Selbstmord und ihre letzten Worte erinnern deutlich an Charlottens Abschiedsgruß:

„Zieh in die Welt mit mutigem Vertrauen!
Bekenne Deine Wahrheit wie ein Held.“



Digitized by Google

Beide haben über die Frage nachgegrübelt: „Iſt denn das Weib des Mannes ew'ger Fluch?“

In den Jahren der „Demagogenverfolgungen“ ferner erſtanden zahlreiche Frauen, die entweder das Schickſal ihrer Männer mutig teilten oder durch kühne Thaten ihre Liebe bewieſen. Die Gattin des gefangenen Wilhelm Schulz befreite ihren Mann mit hoher Gefahr aus dem Gefängnis zu Babenhauſen, daſſelbe that die Frau des Hambacher Redners Dr. Wirth und zahlreiche bekannte Namen ſchließen ſich ihnen an.

„Ich ſelbſt fand die Hand eines Mädchens, das ſich in der Zeit meines Unglücks bewährt hatte,“ ſagt Gutzkow von ſeiner erſten Frau Amalie Klönne, wo er erzählt, durch welche Motive „der Glaube an die Bewährung des Frauentums“ allmählich wieder in ihm erwacht ſei. Nicht ſie aber iſt, wie Proelß meint, das Vorbild zur Judith im „Uriel Acoſta“, ſondern eine andere, Thereſe von Bacheracht. Gutzkows Verhältnis zu ſeiner erſten Gattin war nicht derart, daß es ihn zu dichteriſcher Verherrlichung begeiſtern konnte. Der Dichter hat ſpäter offen geſtanden, daß ſeine Verbindung mit ihr eine That unbedachter Übereilung war. Daß Amalie trotz Gutzkows Gefängnishaft und allgemeiner Verketzerung im Jahre 1835 kurz nach der Verlobung ihr bindendes Wort nicht brach, iſt nicht die große That, die in Judiths mutigem Einſtehen für Uriel verherrlicht iſt. Gutzkow ſelbſt ſorgte dafür, daß ſie ſeinen verfehmten Roman „Wally“ nicht zu leſen bekam. Und wenn ſie wirklich damals ihm ein Opfer brachte und ohne Schwanken zu ihm gehalten hat, allen abmahnenden Ratſchlägen zum Trotz, ſo hat ſie ſpäter dieſen doch manchmal ihr Ohr geliehen, anderen mehr glaubend als ihrem Gatten. Es herrſchte eine ſtarke Verſtimmung zwiſchen beiden, immer wieder machten ſie den vergeblichen Verſuch, zu jener Harmonie zu gelangen, die Gutzkow für eine wahre Ehe forderte. Sie lebten lange getrennt voneinander. Aufgegangen in die Ideenwelt ihres Gatten, ſo wie dieſer es wünſchte, iſt Amalie ſicher

nicht. Ihres Mannes Natur, die in Uriels Worten ausgedrückt ist:

„Ins Allgemeine möcht' ich gern tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens gehn,"

die hat sie nicht verstanden. Er hat ihr selbst kleinliche Beurteilung vorwerfen müssen, besonders wo es sein Verhältnis zu dem eigentlichen Urbild der Judith, zu Therese von Bacheracht betraf. Manche mögen ihr recht geben, wenn sie auf das Glück der Häuslichkeit, das Gutzkows Thätigkeit und unruhig rastlose Natur oft gestört haben mag, nicht verzichten wollte. Aber das ist es ja, was in der Judith der Novelle so scharf hervortritt, der Mangel an Entsagungsfähigkeit, der Verzicht auf gewöhnliches Glück zu Gunsten einer hohen, geistigen Aufgabe. Die Judith des Dramas empfindet dies Bedürfnis nur als vorübergehende Schwäche.

Dies alles spiegelt sich in den Briefen, die Gutzkow zur Zeit der Entstehung des „Uriel Acosta" aus Paris an seine Gattin richtete, getreu wieder. Besonders auffällig ist, daß er ihr, abgesehen von ganz spärlichen Nachrichten, über seine Arbeit nichts berichtet. Amalie erwähnt sie überhaupt nicht. Nun zeigt sich aber in jenen Briefen das Bestreben, seiner Gattin geistig und seelisch näher zu treten, wie kommt es, daß er trotzdem ihr nicht das geringste davon sagt, welchen Konflikt er im „Uriel Acosta" behandelte und daß er bei Gestaltung der Judith an sie denke, ein Geständnis, das jeder Frau Herz mit Stolz und erneuter Liebe erfüllt hätte?

Die aber, deren Bild ihm in Judith vorschebte, Therese von Bacheracht, die Tochter des russischen Gesandten Struve und Gattin des russischen Generalkonsuls in Hamburg, war damals in seiner unmittelbaren Nähe, sie weilte auf Verabredung im Frühjahr 1846 auch in Paris. Seit 1841 kannte er sie. Gutzkows „Schule der Reichen", eine Satyre auf die Hamburger Kaufmannschaft, war 1841 dort völlig durchge-



Digitized by Google

fallen. Es kam zu skandalösen Demonstrationen. Zwei Tage nach dem Vorfall, als der Dichter in erbitterter Verzweiflung auf seinem Zimmer saß, lud ihn Therese in ihr Haus und hatte den Mut, ihn gerade in jene Gesellschaft einzuführen, die den Dichter und sein Stück so entschieden abgelehnt hatte. Stellt man sich den Empfang Gutzkows in Theresens Salon vor, so drängt sich unbedingt das Bild Juditha auf, wie sie den vom Bann bedrohten Geliebten zu sich lädt und ihn trotz Sitte und Verbot des Vaters in die Festversammlung rechtgläubiger Juden führt. Das Verhältnis Gutzkows zu Therese hatte eine „Umgestaltung aller Lebensbeziehungen" bewirkt. Er kam dadurch in nächste Verbindung mit den höchsten Gesellschaftskreisen. Eine enge geistige Gemeinschaft bildete sich zwischen ihnen, ein Zusammenarbeiten und inniges Eingehen auf beider Ideen und Pläne. Auch Therese schriftstellerte, sie lieferte Gutzkow Stoffe zu dichterischer Behandlung. In seinen Tagebüchern finden sich Zettel von ihrer Hand, die poetische Stoffe skizzieren. Ihre belletristischen Arbeiten beaufsichtigte und korrigierte er. Alles, was er neues schuf, fand zunächst den Weg zu ihr, erzählt Feodor Wehl, und da er ziemlich undeutlich zu schreiben pflegte, hat sie es sich nicht nehmen lassen, das meiste davon zu kopieren. Es gab Wochen, in denen sie die Feder für ihn fast nicht aus den Händen ließ. In geistiger Beziehung ist Gutzkows Verhältnis zu Therese unvergleichlich inniger gewesen, wie das zu Amalie. Der weitere Verlauf desselben bedarf einer genaueren Untersuchung, die hier nicht angestellt werden kann. —

Bedeutungsvoll für die Entstehung des „Uriel Acosta" sind schließlich noch die vier bis fünf Wochen, in denen das Werk niedergeschrieben wurde. Die Ausstrahlungen der Stimmungen, die den Dichter dabei beherrschten, treten in dem Drama so deutlich hervor, daß diese kurze Zeit ausführlicher Schilderung wert ist.

Gutzkow kam in der Nacht am 4. März 1846 in der

Digitized by Google

franzöſiſchen Hauptſtadt an. Die Reiſe war durch Rheinbayern, Lothringen und die Champagne, unintereſſante Gegenden gegangen; nur Metz und Kirchheim-Bolanden hatten einen freundlichen Eindruck auf ihn gemacht. Zunächſt begab er ſich zu dem Hotel, wo er bei ſeinem erſten Beſuch vor vier Jahren gewohnt hatte, Rue des Filles de St. Thomas. Das Geräuſch dieſer Straße vertrieb ihn aber ſofort und er ſuchte ſich noch am ſelben Tage eine andere Wohnung in der ſtillen einſamen Cité Bergère (Nr. 8. Hotel de Vienne Nr. 2.), einer Seitenſtraße, durch die kein Wagen fahren durfte.

Die Witterung, erſt milde, wurde bald wieder rauh und kühl und zwang Gutzkow, nochmals ein anderes Quartier zu ſuchen. Das alte war ihm zu kalt, düſter uud ſchlecht bedient. „Ich hielt es nicht mehr aus," ſchreibt er am 15. März an ſeine Gattin, „täglich anderswo die Sonne zu ſehen und ſelbſt von ihren Strahlen unberührt zu bleiben." Er zog gegenüber Cité Bergère Hotel des Arts. Zwar koſtete es ihm große Geldopfer, die alte Wohnung mußte für einen Monat bezahlt werden und die neue war ſehr teuer. Doch fühlte er ſich viel behaglicher, er hatte zwei allerliebſte Zimmer und die freundlichſte Frühlingsſonne.

Seine Stimmung bei der Ankunft in Paris war eine tiefgedrückte. Wie er ſich plötzlich in den Trubel der franzöſiſchen Hauptſtadt verſetzt ſah, mußte er ſich ordentlich darauf beſinnen, weshalb er wieder hier ſei, ſo plötzlich, faſt ohne Beſinnung, ohne feſten Zweck hatte er die Reiſe unternommen. In den „Pariſer Eindrücken"[197]) nennt er ſie „einen dreitägigen haſtigen Sturz in das Flutenbad großer Eindrücke." „Wie komm ich ſo plötzlich hieher nach Paris?" ſchreibt er an ſeine Amalie. „Was will ich hier? Einſam ſein? Ganz einſam? Die Stadt iſt denn doch zu geräuſchvoll, zu ſehr nimmt ſie mit ihrer kleinen Chronik unſre Neugier gefangen und bei dem ewigen Herumſchlendern ermüdet man entſetzlich. Nun, ich will verſuchen, wie das werden wird."

Digitized by Google

Was war nun die Urſache dieſer Hals über Kopf beſchloſſenen Abreiſe, dieſer halben Flucht? Der Monat Februar war für Gutzkow ein ſehr böſer geweſen, ſein ſchriftſtelleriſcher Ehrgeiz hatte eine ſehr ſchwere Niederlage erlitten. Sein Stück „Anonym“,[198]) das im Sommer 1845 vollendet worden (nach einem Brief vom 24. Nov. 1845 an Amalie hat er an jenem Tage zwei Korrekturbogen der Manuſkriptausgabe in Händen; eine andere iſt nicht erſchienen) hatte in Frankfurt mehr wie eine deutliche Ablehnung erlitten.

Ehe der Dichter ſich von dieſem Miserfolg erholte, mag er ſchlimme troſtloſe Stunden verlebt haben. Ein beredtes Zeugnis davon iſt eine Stelle des erſten Briefes aus Paris an ſeine Frau, in dem er ſie bittet, ihm recht ausführlich zu ſchreiben, aber nur Erfreuliches: „Unangenehmes, was ſich nicht ändern läßt, verſchweige lieber! Du weißt, ich fürchte mich gerade vor dem Unwillkommenen nicht, bin daran gewöhnt und habe die Sucht (Religion könnte man's nennen) Schmerzlichem lange nachzuhängen und es auszukoſten, aber diesmal fühl' ich denn doch, daß ich die Ungunſt des Schickſals nicht verdiene und mir Troſt erwerben muß, wo er ſich nur finden läßt.“ Am bitterſten aber ſcheint ihn das Benehmen ſeiner Freunde und Bekannten gekränkt zu haben. Gutzkow haßte nichts mehr, als von indiskreten Tröſtern an ſolche Ereigniſſe erinnert zu werden. Er war gewohnt ſeine Laſt allein zu tragen und vermutete unter Beileidsbezeigungen gar zu mistrauiſch Spott und Schadenfreude. Auch mag er bei dieſer Gelegenheit die eine oder andere wirklich bittere Erfahrung gemacht haben. „Grüße alle Freunde,“ ſchreibt er an Amalie, „aber nur die wahren, die falſchen und die halben hab' ich ſatt.“

Dieſes unglückliche Ereignis hatte ihm ſein ganzes Frankfurter Leben zum Ekel gemacht. „Ach, Amalie,“ klagt er, „ich ſage dir, ich bin ein ſehr unglücklicher Menſch, nicht über das Letztvergangene, ſondern über meine ganze Stellung zu dieſen

Digitized by Google

Umgebungen, die mir keinen Troſt, keine Freude bringen.“ Er wollte heraus aus dieſen Verhältniſſen, nichts mehr hören und ſehen von dem, was ihn an ſeinen Miserfolg erinnerte. Es war die Stimmung des Verſes aus Uriel Acoſta:

„Ich will die Welt, will andre Menſchen ſehn.“

Seine nervöſe Reizbarkeit in jenen Tagen mag auch einen kleinen ehelichen Zwiſt veranlaßt haben. Amalie ſelbſt hatte ihm den Rat gegeben, auf Reiſen Vergeſſenheit zu ſuchen, was ihn, ſo gut es gemeint war, ſcheinbar etwas gekränkt hatte. Er ſchreibt darüber an ſie: „. . . finde Dich in Deinen Wittwenſtand, den Du Dir diesmal ſelbſt zugezogen haſt. Denn ohne Dein Zureden wär' ich nicht gereist.“

Der Aufenthalt in Frankfurt war ihm ſo ſehr verleidet, daß er am liebſten mit Amalie ein ganzes Jahr lang aus Deutſchland weggeblieben wäre, und noch im April ſpricht er davon, Frankfurt zu verlaſſen und nach ſeiner Vaterſtadt Berlin zu ziehen, eine Abſicht, die er bekanntlich im ſpäteren Alter erſt ohne weſentlichen Erfolg ausführte. In Frankfurt glaubte er ſich zu ſehr zurückgeſetzt, das war ihm bei jenem Miserfolg ſo recht zum Bewußtſein gekommen. „In Frankfurt geſchah nichts für mich,“ ſchreibt er am 20. Dezember 1846, als er am Dresdener Hoftheater Dramaturg geworden, „arbeiten mußt' ich, Keiner trat für mich ein; ſo muß ich mein Korn da ſäen, wo ich zu ernten hoffen kann.“ Er vermutete dort ſo viele Neider und falſche Freunde, die mit ſeinem „bißchen Ruhm“ hauſiren gingen; das kaufmänniſche Protzenthum erdrückte ihn. Wie ganz anders fühlte er ſich da zehn Monate ſpäter, als eine neue, aber mehr zuſagende Umgebung in Dresden ihn aufgenommen. „Wie anders das,“ ruft er aus, „als in Frankfurt, wo der dümmſte Kaufmann gegen mich den Vornehmen ſpielte, wo Hr. v. Bethmann es für eine Gnade hielt, einem armen Schriftſteller eine Einladung zu ſchicken! Lumpengeſindel das! Generälen, Kammerherren, Hofmarſchällen, Räthen werd' ich in den Ge-

ſellſchaften vorgeſtellt und die Frauen drängen ſich, mit mir zu reden, Gräfinnen und Baroneſſen. Ich lege darauf, wie Du weißt, keinen großen Werth; aber dem Frankfurter Treiben gegenüber thut eine ſolche Anerkennung doch wohl."

Geiſtiges Leben, Anregung und Anerkennung vermißte er in der Kaufmannſtadt, obgleich er ſonſt gern dort lebte und ihm die Trennung vom Hirſchgraben recht ſchwer fiel. Manaſſe im „Uriel Acoſta" hat auch jenes bittere Gefühl empfunden,

„Daß man allein nur ſich vertrauen darf,
Daß Keiner für uns in die Schranken tritt,"

und häufig finden wir es in Gutzkows Briefen ausgedrückt. Das hatte ihn hinausgetrieben, das Bedürfnis nach Anerkennung, das nagende Gefühl der Nichtbefriedigung; aber auch in Paris ließ es ihn fürs erſte nicht los. Auch dorthin verfolgten ihn die böſen Nachrichten. Der erſte Brief Amaliens nach Paris meldet einen weiteren Miserfolg mit „Anonym" in München. Dort hatte er Erſatz für Frankfurt gehofft. Nun war auch dieſes fehlgeſchlagen. Ergreifend iſt ſeine verzweifelnde Stimmung, wie ſie ſich in der Antwort auf dieſe Nachricht ausſpricht: „Wie ich mich heute Morgen — ſchlapp, ſchlapp — aus dem Bett erhob, fand ich Deinen Brief vom 7. Ach, er konnte wohl nicht anders, als mich ſehr traurig ſtimmen. Mit beklommener Wehmuth ſaß ich vorm Kaminfeuer und das Herz wollte mirs abdrücken, daß mir auch München fehlgeſchlagen iſt. Wie traurig iſt dies Jahr! Was thun, um dies nagende Gefühl zu bezwingen! Oft überkommt mich dann die Angſt, ich könnte zu alledem hier in meinem Exil noch erkranken und Heimweh beſchleicht mich, nicht nach Frankfurt, ſondern zu Euch, zu den Meinigen.

Ich quäle mich, gleichgültig zu erſcheinen und bin es doch nicht. . . . Was gehört doch alles dazu, uns jenen leichten, heiteren Frohſinn zu geben, mit dem wir nur genießen können und ſelbſt zu genießen ſind!"

Auch von Berlin kam eine wenig ermutigende Nachricht. Der Intendant des kgl. Schauspielhauses v. Küstner ließ ihm schreiben, daß „Anonym“ nur bedingungsweise zur Aufführung angenommen sei, wenn nämlich einzelnen Personen desselben, englischen Herzogen, ihre Titel und ihre Nationalität genommen werde. Überhaupt war die Stimmung in Berlin dem Stück sehr ungünstig; v. Küstner hatte zwar die Erlaubnis zur Aufführung, aber man nahm Ärgernis daran und wollte, jedenfalls mit Rücksicht auf politische Strömungen, die Handlung in ein anderes Land als England verlegt haben, wogegen sich aber v. Küstner, wie sein Sekretär dem Dichter versichert, mit Entschiedenheit sträubte. Die Aufführung sollte noch dazu im Herbst, der Zeit der Urlaube sein, wovon Gutzkow allerdings vorher selbst gesprochen hatte. Daraufhin nun zog er gekränkt und mismutig das Stück ganz zurück. Er hat es auch von der Sammlung seiner Dramen ausgeschlossen. Dieses Lustspiel ist die Grundlage des in den „Rittern vom Geist“ weit ausgesponnenen Motivs der geheimen Memoiren der toten Fürstin Amanda von Hohenberg. Nebenher kamen ihm von kritischer Seite von Berlin aus zu jener Zeit neue Anfeindungen. Rötscher schien die Birch-Pfeiffer zu begünstigen, mit der Gutzkow trotz der früheren engen Freundschaft vollständig zerfallen war. „An Rötscher,“ schreibt er boshaft, „sieht man, was die Birch durch ihre Soupers durchsetzen kann. Wär' ich nicht selbst zu gedrückt, würd' ich gegen die arroganten Dreifußkritiker schreiben.“ Diese Passivität findet sich selten in Gutzkows Leben; stets hatte er Verteidigungswaffen zur Hand; hier ist sie gewiß das deutlichste Zeichen der vollständigen Mutlosigkeit, mit der er in Paris angekommen war. Weiß man dies, so begreift sich auch die gereizte Stimmung, die ihn gegen alles, was mit deutschem Theater, deutscher Kritik zusammenhing, damals erfüllte und der er in den Berichten über jene Reise, den „Pariser Eindrücken“, häufig Worte lieh. Dazu kamen dann noch viele Nachrichten von Hause, von den

Digitized by Google

Seinigen, die ihn mit quälenden Sorgen peinigten. Da war zunächſt die materielle Frage, der Miserfolg des „Anonym“ hatte auch ſeine Finanzen geſtört. Die Frankfurter machten keine Miene, Gutzkow für das allerdings vom Publikum abgelehnte Stück ein Honorar zu zahlen und er ſah ſich Ende März gezwungen, wenigſtens die Hälfte ganz beſtimmt zu beanſpruchen. Dabei war Amalie zu Hauſe nicht ſelten in Verlegenheit. Es berührt eigentümlich, Gutzkow in dieſer Zeit auf einen Lotteriegewinn hoffen zu hören, und da mußte ihm noch der Ärger begegnen, daß Amalie das Zahlen der ſechsten, chancenreichſten Klaſſe vernachläſſigte und der Kollekteur das Loos nicht brachte. Er war bei ſeiner Rückkehr von Paris nicht einmal imſtande, ſeinen Angehörigen ein Reiſeandenken mitzubringen, ſo erſchöpft war ſeine Kaſſe. Auch war ſeine Geſundheit ſehr ſchwankend; während er ſich beunruhigte über die Krankheit eines ſeiner Söhne, litt er ſelbſt unter dem Wechſel der frühlingsunſicheren Witterung. Die Wohnungsänderung war auch nicht ohne nachteilige Folgen vorübergegangen. Es waren das ja ſo wie ſo Dinge, mit denen er ſich am wenigſten gern befaßte. Ende März ſehen wir ihn eine ganze Woche unwohl, auch am 10. April mußte er nach Hauſe melden, daß er „nur leidlich“ wohl ſei, und er kam auch erſchöpft und mager geworden von ſeiner Reiſe nach Frankfurt zurück. Und das ferne von der Pflege der Seinigen, nach denen er ſich während ſeines ganzen Pariſer Aufenthalts ſo ſehnte. „Ich denke mit Rührung an meine Lieben zurück,“ ſchreibt er in ſeinem erſten Brief vom 4. März, „und ſage mir: Was iſt doch dies Leben für ein wunderliches Gemiſch von kleinen Heldenthaten und großen Thorheiten!“ Zu den letzteren ſcheint er halb und halb ſeine plötzliche Abreiſe zu rechnen. Innig ſind ſeine ſteten Erkundigungen nach ſeinen Kindern und in jedem Briefe faſt begegnen wir der Bitte: „Unterlaß nicht, mir recht ausführlich zu ſchreiben“. Er war ja nicht zum Vergnügen in Paris und deshalb verlangte er

auch von Amalie, daß ſie ihm durch häufige Briefe den Aufenthalt in der Fremde erträglich machte. Er verlangte gar nicht ſo viel. Nur alle acht Tage ſollte ſie ihm ſchreiben. Aber nur ſelten iſt er von Amaliens Briefen ganz befriedigt. Einmal antwortet ſie zu langſam oder zu kurz und unvollſtändig, dann hat ſie eine Beſtellung verſpätet oder vergeſſen, und immer wieder muß er ſie zur Ausdauer im Schreiben und im Sammeln der ihn intereſſirenden Zeitungsnotizen und der Theaterchronik ermahnen. Amalie aber lebte unterdeß, wie es ſcheint, ganz fröhlich in Frankfurt, empfing zahlreiche Beſuche von Bekannten ihres Mannes, die jetzt zu ihr kamen, um, wie Gutzkow argwöhnte, „die arme Frau für ihren unſinnigen Mann zu tröſten“. Selbſt gegen ſeine nächſten Bekannten war er mit Groll erfüllt, ſo gegen Löwenthal, den er im Verdacht hatte, vor vier Jahren gegen ſeine Pariſer Briefe geſchrieben zu haben. Geſchimpft hatte er ja genug dagegen. Gutzkow verachtete dies ſeiner Frau geſchenkte Mitleid und bat ſie dringend, es möglichſt kühl aufzunehmen. „Ich hoffe, daß Du zu ehrgeizig biſt, ſolche Formen der Annäherung zu dulden. . . . Ich bitte Dich ſehr, kleinliche Beurtheilungen meines Weſens, meines Charakters nie zu dulden. Weil ich Gemüth habe, erklären mich dieſe Menſchen für klein! Was würden ſie wohl thun, wenn ich ſie zerträte und anſpiee, wie Löwenthal einmal geſagt hat, daß man mich „anſpeien“ müſſe! Das würden ſie groß nennen, wenn ich in Frankfurt geblieben wäre und mir von H. H. Braunfels oder Oppenheim hätte erklären laſſen können, daß ich keine Stücke ſchreiben kann“. Auch war er bei den Berichten von den zahlreichen Beſuchen bei Amalie nicht frei von Eiferſucht gegen den Einen oder Anderen. Er muß wohl auch Grund dazu gehabt haben, wie aus Briefen einer Freundin Amaliens, Julie v. Carlſen, hervorgeht. Nicht zwar, daß ſeine Frau irgend eine Schuld träfe, aber einzelne Bekannte ſcheinen ſich um ſie mehr bemüht zu haben, als ihm paſſen mochte. Thatſächlich war Amalie auch einmal

Digitized by Google

in die Lage gekommen, gar zu dreiſte Annäherungen zurückzuweiſen.

Auch mit manchen andern Freunden war er unzufrieden. „So athmete er auf“, als Ludwig Wihl, einer ſeiner intimſten Hamburger Freunde, Frankfurt verlaſſen hatte, wo er ebenfalls einer der eifrigſten Beſucher des Dichterheims auf dem Hirſchgraben geweſen war. „Mit Wihl iſt mir der Verkehr zur Laſt geworden“, ſchrieb Gutzkow am 10. März an Amalie. „Was bindet ihn an uns? Liebe, Freundſchaft? Nicht ein Funke davon. Nur ſagen will er können, daß er unſer Vertrauter iſt. Gebe der Himmel, daß ich bei meiner Rückkehr ihn entweder nicht mehr finde oder die Kraft habe, ihn von mir fern zu halten“. Und als er in Paris zum erſtenmal wieder deutſche Journale in die Hand nahm, fand er gleich wieder eine aus der Luft gegriffene Notiz über ſich in der „Didaskalia“, er gäbe ſich Mühe, das „Urbild des Tartüffe“ auf ein Pariſer Theater zu bringen. Er hielt ohne Zweifel Wihl für den Urheber; es ſei kein wahres Wort daran und „das Wihl'ſche Hauſirengehen mit ſeinem bißchen Ruhm ihm gänzlich fremd“. So kam er aus dem Zuſtand der Gereiztheit in den erſten Wochen nie heraus. Gewiß trug ſeine eigene Natur einen Hauptteil dieſer Schuld, dieſes Vergehens an ſich ſelbſt. Levin Schücking hat nicht ganz unrecht, wenn er ſagt: „Gutzkow wurde nicht von der Menge getragen, und während ihn dies ohne Rückhalt und Reſerve ließ, zog er ſelbſt in ſeine kritiſchen Fehden hinaus, ohne das aes triplex circa pectus, ohne die Rüſtung, die jeder Kämpfer haben muß: die harte Haut eines public character. Er hatte die verletzliche Epidermis eines jungen Mädchens. Jeder Nadelſtich ſchmerzte ihn“. Schücking nennt ihn ſogar „glücksunfähig“, ein herbes Wort, das nur zum Teil Berechtigung hat.

Nur ſelten erhielt er, zwiſchen all dieſen Widerwärtigkeiten, dann einen Brief von Amalie, der ihn wahrhaft befriedigte, oder Zeilen von ſeinen Kleinen, die ihm in ſtolzer Freude das

Herz ſchwellen machten, wie ſich überhaupt in jenen Briefen an ſeine Frau eine rührend warme Zärtlichkeit für ſeine Kinder ausſpricht.

Daneben nun plagten ihn geſchäftliche Verdrießlichkeiten, Inſerate in der Augsburger Allgemeinen Zeitung wegen der erſcheinenden „Säkularbilder", die er 1837 unter dem Titel „Bulwers Zeitgenoſſen" anonym hatte ausgehen laſſen, hatte Löwenthal verſäumt, obgleich ihn Gutzkow fünf Wochen lang daran erinnern ließ; der Druck der in Frankfurt erſcheinenden „Geſammelten Werke" [199]) ging nicht ſo ſchnell und regelmäßig, wie er es wünſchte u. ſ. w.

Dies alles nun veranſchaulicht genügend die Stimmung, welche ihn während des zweiten Pariſer Aufenthalts beherrſchte. Es trifft alſo wohl nicht ganz zu, was Joh. Proelß in ſeinem Buch „Das junge Deutſchland" [200]) ſagt, daß Gutzkow den „Uriel Acoſta" „in jener klaren Künſtlerſtimmung" geſtaltet habe, „in der ein Meiſter der Plaſtik einem wiederholt ſkizzirten, völlig beherrſchten Stoff mit ſicher arbeitender Hand die von ihm gewollte Form der Vollendung gibt". So ruhig und ſelbſtzufrieden iſt ſeine Stimmung nur in ganz ſeltenen, ſonnigen Stunden geweſen. Mit bewundernswerter Willenskraft hat der Dichter dies Werk ſeinem Genius abgerungen. Mit ſeinem Herzblut iſt es getränkt. Daher auch jene elegiſche, ſtellenweiſe melancholiſche Stimmung, die, wie Bulthaupt rügt, über dem Ganzen ausgebreitet liegt, die mir aber der ergreifenden Schönheit des Stückes eher günſtig als nachteilig zu ſein ſcheint.

Zu alledem kam nun noch ſeine ärgerliche Stellung unter den Deutſchen in Paris, von denen er ebenfalls viele Anfeindungen zu erdulden hatte. Er nennt Heine als den Urheber derſelben und beſchuldigt ihn, er ſuche eine geringſchätzige Meinung über ihn zu verbreiten. Seit 1840 ſchon war die frühere Bewunderung, die Gutzkow für Heines Geiſt, nie aber für Heines Perſon gehegt hatte, einer offenen Feind-

Digitized by Google

ſchaft gewichen. Er konnte ihm das Buch über Börne nicht verzeihen und war mit Recht gekränkt, daß ſein eigner und Heines Verleger, Julius Campe, dem Heineſchen Pasquill auf Börne den Vortritt gelaſſen, während Gutzkows Schrift über Börne monatelang ungedruckt liegen mußte. Jetzt ſo nah bei einander, mußte ſich eine Zuſpitzung des peinlichen Verhältniſſes ergeben. Und ſo geſchah es auch. Gutzkow erzählt in ſeinen „Rückblicken“[201]), daß er eine Einladung Heines, die ohne Zweifel ein Kapitel „Heine in Paris“ in Gutzkows Pariſer Briefen veranlaſſen ſollte, zurückgewieſen habe, weil er als der begeiſterte Biograph Börnes dem Verläſterer dieſes Toten ſchon mit Rückſicht auf Börnes Verwandte und Bekannte, die Gutzkow zu ſeinen Freunden zählte, nicht freundſchaftlich gegenübertreten konnte. Die Folge war ein vielſeitiger Angriff auf Gutzkow durch Heines Anhänge; die Streitigkeiten und Preßfehden der nächſten Jahre ſind dadurch veranlaßt.

Der Kreis der Deutſchen, die ſich damals im Pariſer Exil und Aſyl zuſammenfanden, war ſehr groß. Gutzkow hatte ſich am Tage ſeiner Ankunft, wie er Amalien erzählt, ſofort Alexander Weill rufen laſſen, mit dem er auch vor vier Jahren in Paris verkehrt hatte, um mit ihm der Übung halber franzöſiſch zu ſprechen. Allen Bekannten in Paris hatte er angekündigt, daß er zunächſt lange bleiben und dann arbeiten wolle, und ſo wurde er in den erſten Tagen von allzu zahlreichen Beſuchen verſchont. Dennoch ging ihm, klagt er, oft der ganze Vormittag durch Beſuche verloren, ſo daß er kaum zum Arbeiten, geſchweige denn zu fleißigem Briefſchreiben Zeit übrig behielt.

Herwegh, mit dem er häufig zuſammenkam, wollte ihm erſt nicht recht behagen, der trägen Reſignation wegen, in die Herwegh verſunken ſchien. Er und ſeine Frau ſchwärmten nur von politiſchen Thaten, verachteten das ſtille Schaffen des dichteriſchen Genius. Das konnte natürlich Gutzkow, der ſich

Digitized by Google

aus dem Lärm des Lebens in die Einſamkeit des Dichters zurückziehen wollte, wenig gefallen, und mit Kopfſchütteln hörte er den großen Plänen über politiſche Aktionon auf den ſchwellenden Divans ſeines Gaſtfreundes zu, während ihm melodiſche Verſe ſeines „Uriel Acoſta“ in den Ohren klangen. Erſt allmählich fand er ſich in Herweghs Weſen und gewöhnte ſich an deſſen Frau, die ihm mit ihrer begeiſterten Liebe zu ihrem Manne, je länger er ſie kannte, deſto lieber wurde. Auch ſie ſchenkte ihm ihr Vertrauen und mit der Zeit glaubte Gutzkow zu fühlen, daß er anfange, dem Herwegh'ſchen Hauſe ein „Bedürfniß“ zu werden.

Außerdem gehörten Venedey, Rochau, Grün, Kreizenach, die Gräfin d'Agoult, Frau Strauß, Börnes Freundin, und andere zu ſeinem näheren Verkehr. Auch Levin Schücking kam in jener Zeit nach Paris und ſuchte Gutzkow auf.

Das wichtigſte Ereignis aber war für dieſen ohne Zweifel, daß auch Thereſe v. Bacheracht, ſeine Hamburger Freundin, in Paris ankam, und gerade für den „Uriel Acoſta“, für die Geſtaltung der Judith, iſt es höchſt intereſſant, was er über ſie an Amalie am 16. April ſchreibt: „Verſchweigen will ich Dir nicht, daß auch die Bacheracht gekommen iſt. Sie will ihre Pflegetochter nach Havre bringen, um dieſe von dort nach Amerika einzuſchiffen, wo ſie zu ihrem Onkel ſoll. Ich ſage Dir das ſelbſt, damit nicht andere kommen und Dir überraſchende Neuigkeiten bringen wollen. Ich habe Dich zwar noch nicht daran gewöhnen können, in dieſer Frau ein Element zu ſehen, das ich, weil es Freundſchaft und Hingebung iſt, nicht von mir ſtoßen kann, aber Du wirſt Dich daran gewöhnen, Du wirſt fühlen, daß ich mich nicht immer noch ärmer machen kann, als ich ſchon bin. Baiſon, die Birchpfeiffer, eine Menge Anderer warten nur darauf, daß ich, um meine totale Herzloſigkeit zu beweiſen, auch mit ihr breche: ich will weder ihnen, noch Anderen, die darin etwas anderes ſehen würden, was Dir vielleicht beſſer

Digitized by Google

gefiele, dieſen Triumph gönnen . . . Der Ton, auf den ich dies Verhältnis allmählich gedämpft habe, iſt ein ſolcher, bei dem mein Gewißen, meine warme erneute Hingebung für Dich, meine Rückſicht auf meine Lebensſtellung beſtehen kann. Deshalb ſprech' ich offen und frei davon und huſche auch nicht, wie Dir es lieber wäre, darüber hinweg. Ich kann mich um Freundſchaft nicht ärmer machen! Wie allein, wie einſam ſtehe ich! Deßhalb entferne Dich von der unedlen, proſaiſchen und grunderbärmlichen Auffaſſung dieſes Verhältniſſes, wie es Deine Eltern kundgeben, und denke Dir nichts Schlimmes darunter, wenn Du hörſt, daß die Bacheracht, die ohnedies alt geworden und ſehr krank [dieſer Nebenſatz, der an die weibliche Schwäche appellirt, iſt übergeſchrieben], hergekommen iſt." Dieſes Zuſammentreffen war übrigens kein zufälliges, ſondern eine gemeinſame Verabredung. Gleichwohl ließ ſich Gutzkow auch dadurch nicht aus dem regelmäßigen Gang ſeiner täglichen Beſchäftigung herausbringen. Schücking erzählt in ſeinen „Lebenserinnerungen", daß er ganz von der Arbeit abſorbiert worden ſei. Nur die Abende ſcheint er regelmäßig in ihrem Salon zugebracht zu haben, während er zum Führer Thereſens und ihrer Nichte Karoline, die beide Paris noch nicht kannten, Schücking beſtellte, was Frau v. Bacheracht wohl weniger, Schücking dagegen ſehr recht war.

Im großen und ganzen ſtand Gutzkow während dieſes zweiten Pariſer Aufenthalts nicht ſo im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens wie vor vier Jahren, wo ihn die Abſicht geleitet hatte, die Hauptſtadt Frankreichs, ihr Leben und Treiben gründlich kennen zu lernen und mit allen bedeutenden Perſönlichkeiten in Berührung zukommen. Diesmal machte er nur kurz vor ſeiner Abreiſe noch ſchnell einige Beſuche, da er fürchtete, ſich nachher Vorwürfe zu machen, daß er ſo manche von den dortigen Berühmtheiten nicht aufgeſucht hatte, und gerade zu Franzoſen nur ging er, um an ihnen eine Stütze gegen ſeine deutſchen Gegner in Paris zu

Digitized by Google

haben. Doch ſo wenig war er auf ſolche Beſuche auch vorbereitet, daß er nicht ein einziges Exemplar ſeiner Schriften bei ſich hatte, das er als Empfehlung hätte verwenden können. — Weit mehr als die politiſchen Ereigniſſe und Perſonen beſchäftigten ihn jetzt die Theater und Schauſpieler. Der Tragödin Rachel hatte er vor vier Jahren nicht viel Geſchmack abgewinnen können; er vermißte die Wärme des Gefühls und ſah nur kalte Verſtandeskunſt. Schon am Tage ſeiner diesmaligen Ankunft ſah er die Rachel als Jungfrau von Orleans in einer von ihr hervorgeſuchten Tragödie des verſtorbenen Akademikers Alexander Soumet, und mußte jetzt ſein Urteil dahin ändern, daß er wenigſtens die Kunſt, die Genialität der Rachel anerkannte. Faſt täglich war er nun im Theater, bald hier, bald da, und er ſagt ſelbſt, daß ihm die Vorliebe der franzöſiſchen Bühne für die Tragödie bei der Arbeit am „Uriel Acoſta“ ſehr behülflich geweſen ſei.

In dieſer Arbeit nun ſuchte er Befriedigung ſeines gedemütigten Ehrgeizes. Erſt in Paris war er ja nach der Flucht von Frankfurt wieder zur Beſinnung gekommen und zu dem Bewußtſein, daß ihn im Grunde doch das Bedürfnis nach Einſamkeit zu angeſtrengter, ungeſtörter Thätigkeit hinausgetrieben hatte. Im Anfang kam ihm, wie ſchon bemerkt, dieſe Einſamkeit recht ungewohnt, das Heimweh zu den Seinen trübte ihm manche Stunde und die Qual der Nichtbefriedigung ließ ihn mit Bitterkeit auf ſeine Arbeit blicken. Doch allmählich ſchlug ſein Herz ruhiger, die Poeſie beſänftigte den wilden Schlag, und mit ganzer Seele vertiefte er ſich in ſeine Arbeit, wenn es ihm gelang, alle unangenehmen Eindrücke abzuſchütteln. Er hatte ſich, um mit Manaſſe im „Uriel Acoſta“ zu reden, ſein Leben „in den Bann des eigenen Behagens“ eingepfercht. Beſſer als alles andere ſchildert eine Briefſtelle an Amalie den Verlauf ſeines Tages: „Du würdeſt Deine Freude haben, wenn Du mich ſo des Morgens zwiſchen — — 9 und 10 Uhr aufſtehen ſäheſt, wie ich dann allmählich

mich finde, am Kamin erwärme und dann in einer Tour bis 5 Uhr ungestört arbeite. So muß es auch sein. So nur wird man Herr seiner Gedanken. So nur können z. B. Alexander Dumas und Eugène Sue ihre großartigen Arbeiten bezwingen. Von 5 Uhr an gehör' ich dann den Zerstreuungen, eße sehr gut, besuche die Theater oder gebe mir in Cafés Rendezvous mit Venedey und Anderen. Sollten wir uns entschließen, nach Berlin zu ziehen, so werd' ich mir auch dort mein Leben so einrichten."

Auch in seinen „Rückblicken"[202]) nennt er Paris den stillsten und anregendsten Platz, den es in Europa für geistige Arbeiten nur geben könne. „Die Länge des Vormittags bis 3 oder 4 Uhr, ehe man ausgeht, ist an sich schon arbeitsergiebig. Der Portier (Concierge) wird bedeutet, daß man für keinen Besuch zu Hause ist. Ungestört verweilt man in seiner Gedankenwelt, die überdies durch die geistige Chronik der Seine-Stadt, die rührige Arbeit und Erfindungskraft der Theater, die politische Erregung, die öffentlichen Akte der Akademieen, die geistvollen, nicht massenhaft blödsinnigen Journale, die Zurückdrängung alles Lokalgeschwätzes eigenthümlich gehoben und gefördert wird."

Diese Anregung von außen, diese Ruhe und Behaglichkeit des Daseins war die erste Bedingung einer Stimmung, die ihn wieder an den Schreibtisch bannte. Was ihn aber dann aufrecht erhielt in schweren Stunden, was ihn wieder mit Mut und Hoffnung erfüllte und ihn die bitteren Enttäuschungen verwinden ließ, war der poetische Stoff, den er unter seinen Händen hatte, und dessen Gestaltung um so schneller gedieh, als keines seiner Werke so tief aus seinem Innern hervorgequollen ist wie gerade der „Uriel Acosta". Er setzte auf dieses neue Werk große begeisternde Hoffnungen und wies ruhig die Bedenken zurück, die Schücking darüber aussprach, „daß das Haupt der Schule der Modernen, der Führer des jungen Deutschlands, das so stürmisch nach einer ganz neuen, von

Digitized by Google

Zeitgedanken durchtränkten Litteratur verlangte, bei einem Zurückgehen auf die alte klassische Tragödie in Jamben und fünf Akten eine Inkonsequenz begehe."[203]) Die reine dichterische Stimmung, welche ihn beim Schaffen beseelte, erfüllte ihn noch im Alter mit wohlthuender Befriedigung und war ihm, allen Angriffen und Zweifeln seiner Freunde zum Trotz, die Gewißheit seines wahren Dichterberufes. Noch in seiner letzten scharfen Streitschrift „Dionysius Longinus", spricht er mit Genugthuung von dem Glück, das bei der Arbeit am Uriel seine dichterische Phantasie mit leichten Flügeln emporgehoben, von dem „Begeisterungsrausch", der ihm die Feder in die Hand drückte.[204])

Der Plan zum „Uriel Acosta" ist nicht in Paris entstanden. Gutzkow hatte ihn fertig dorthin mitgebracht. Die von Löning und Rütten veranstaltete Sammlung seiner Werke veranlaßte ihn zur Durchsicht seiner 1834 geschriebenen Novelle „Der Saducäer von Amsterdam". Dabei fiel ihm die scenische Steigerung jenes Stoffes auf und mit einem schon fertigen Scenarium zum „Uriel Acosta" war er nach Paris gekommen[205]).

Von diesem ersten Entwurf hat sich in Gutzkows Tagebüchern weiter nichts erhalten, als die folgende kurze Skizze zu den ersten Scenen des 1. Aktes. Sie weicht von der späteren Ausführung in einigen Punkten ab, ohne eine selbständige Bedeutung beanspruchen zu können.

### Uriel Akosta.[206])

1. Akt. Kunstgarten des Manasse Vanderstraten.
Ihr staunt, ihr seid entzückt u. s. w.

1. Scene. Ben Jochai und Manasse. Ben Jochai ist erstaunt über diese wunderbare Pracht. Er war ein Jahr auf Reisen und kommt zurück, seinen Schwiegervater und seine schon seit Jahren ihm versprochene Frau Judith zu sehen. Holland. Juden. Einwanderung. Gespräch auf Judith, die die Seele wäre . . . Dann sagt Manasse: O, ich muß Euch

dieſe Ausſicht zeigen und öffnet im Pavillon links die Jalouſien.

2. Scene. Jochai allein. Kurzer, ihn charakteriſirender Monolog. Ha, welche Verſchwendung!

3. Manaſſe kehrt zurück. Jochai bewundert die Ausſicht. Ha, ſiehe da: Judith! Er ſieht ſie. Wer iſt ihr Begleiter? Ihr Lehrer. Uriel Acoſta. Momente ſeines Lebens werden angegeben Jochai: Wir werden ſie ſtören. Treten bei Seite.

4. Judith kommt erſt und ſpricht in die Scene mit Uriel. Dann kommt dieſer ſelbſt und hat eine Blume gepflückt, die er ihr

Damit bricht der Entwurf ab.

Nur ſpärlich ſind auch die Mitteilungen, die Gutzkow ſeiner Frau über das neue Stück macht, ſie erheben ſich nicht über bloße Datierungen, gehen nie näher auf den Inhalt, auf Motive desſelben und dergleichen ein. Es verdient dies hervorgehoben zu werden für die Frage nach dem Anteil, den er Amalie an ſeiner Dichtung nehmen ließ. Teilweiſe ſind allerdings auch die hinterlaſſenen Briefe zerſchnitten, doch kann es ſich nur um kurze Nachrichten auch hier handeln. Am 22. März ſchreibt der Dichter: „Es hat den ſchönſten Anſchein, daß ich mit einem fertigen Stück nach Hauſe komme, mit dem Uriel Acoſta, an den ich mit um ſo größerer Liebe gegangen bin, als mir die franzöſiſche Bühne in der Durchführung und Begeiſterung für einen tragiſchen Stoff entgegenkommt. Zwei Akte hab' ich ſchon fertig. . . . . Sage Niemanden den Stoff, den ich bearbeite, überhaupt nicht, daß ich ſchon wieder ein Stück ſchreibe. Das dumme Volk verſteht nicht meinen Drang, zu ſchaffen und zu wirken. Ihr drittes Wort iſt „Vielſchreiberey“ und ihr viertes: ich ſollte keine Dramen ſchreiben . . . ich will und werde mich daran nicht kehren und es iſt mir nicht bange, ich werde meinen Poſten ſchon wieder behaupten.“

Erſtaunlich ſchnell ging die Arbeit voran, trotzdem ihm ein gezwungener Aufenthalt eine ärgerliche Verzögerung be-

reitete. Er brauchte nämlich zu den beiden letzten Akten, die ihm „sowieso viel Schwierigkeiten“ machten, unbedingt die Novelle, besaß selbst kein Exemplar und mußte durch die Nachlässigkeit des Druckers der Gesammelten Werke, in deren elften Bande sie erscheinen sollte, bis Anfang April warten, wo er sich dann durch Amalie sein eigenes Werk im zweiten Band der „Soireen“ kaufen und schicken ließ. Am 1. April hat er schon drei Akte geschrieben, in 24 Tagen hoffte er das Ganze vollendet zu haben, am 8. steht er vor dem fünften Akt, einem Brief an Emil Devrient zufolge, am 10. April schon denkt er in einigen Tagen fertig zu sein, und wirklich hat er am 16. dann das ganze Stück so weit, daß er es in größerer Gesellschaft bei Herwegh vorlesen will. Die erste Niederschrift hat also nicht mehr wie fünf Wochen in Anspruch genommen. Am 27. April hat er es schon zum zweitenmal überarbeitet, und die dritte Überarbeitung will er für Frankfurt aufsparen. Gefördert wurde die Arbeit noch dadurch, daß Gutzkow durch seinen früheren Verkehr mit zahlreichen Israeliten den jüdischen Ritus ziemlich beherrschte, und ihm außerdem in Alexander Weill, einem Juden, ein tüchtiger Kenner jüdischer Sitten nnd Zeremonien zur Seite stand. Dadurch wurde ihm ein weitläufiges Studium erspart. Er las Weill jeden Akt frisch von der Feder weg vor und gewann so eine berichtigende Kritik für Dinge, die mit dem jüdischen Leben nicht in Einklang standen. Gutzkow selbst hat Weills bereitwillige Unterstützung dankbar anerkannt und ich glaube, Proelß[207]) geht zu weit, wenn er Weill nachsagt, er habe sich an Gutzkow „geheftet“, während doch dieser ihn zuerst aufgesucht hatte, wenn auch jener Weillsche Börsenwitz: „Nur Juden und doch keine Handlung“ mehr als große Taktlosigkeit genannt zu werden verdient.

Mit diesem Resultat seines zweiten Pariser Aufenthalts reiste Gutzkow am 4. Mai 1846 wieder nach Frankfurt zurück, für kurze Zeit ein anderer, glücklicherer, färbte doch wieder hoffnungsvolles Morgenrot den deutschen Horizont, dem er ent-

ed by Google

gegeneilte. Für kurze Zeit fühlte er ſich wieder ſtark in jugendlichem Wagemut, hatte er doch in ſeinem Koffer, was die Niederlage des Jahresanfangs in den glänzendſten Triumph ſeines Lebens verwandeln ſollte. Dieſe Stunden der Rückkehr mögen zu den wenigen glücklichen in dem Leben des Dichters gehört haben. Lange konnten auch ſie nicht währen, denn als er wieder in Frankfurt war, rief es ihn bald wieder hinaus zu neuen Kämpfen.

ed by Googl

# Zur Bühnengeſchichte des „Uriel Acoſta“.

Eduard Devrient erzählt in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt“, daß durch die „Bemühungen“ ſeines Bruders Emil der dieſem befreundete Karl Gutzkow als Dramaturg am Dresdener Hoftheater angeſtellt worden und ſeine Thätigkeit mit der erſten Aufführung ſeines Trauerſpiels „Uriel Acoſta“ in glänzender Weiſe begonnen habe. Es hat — man möchte bei Gutzkow ſagen „natürlich“ — nicht an Leuten gefehlt, die aus dieſem rein zufälligen zeitlichen Zuſammentreffen zweier völlig getrennten Umſtände einen Vorwurf gegen den Dichter herausgeleſen haben, als ob dieſer die erſte Gelegenheit ſeiner maßgebenden Stellung als Dramaturg ſchleunigſt zur Inſceneſetzung eines eigenen Stückes beim Schopfe gefaßt habe. Dieſer Umſtand rechtfertigt es, daß hier an dieſer Stelle bei dem Verſuche, die Geſchichte einer Dichtung zu ſchreiben, die trotz leidenſchaftlichſter Anfeindungen genug poetiſche Lebenskraft beſeſſen, ſich ſeit einem halben Jahrhundert auf dem deutſchen Repertoire zu behaupten, auch des Engagements Gutzkows eingehender Erwähnung gethan wird, um ſo mehr, als die von Rob. Proelß in ſeiner „Geſchichte des Dresdener Hoftheaters“ vertretene Anſicht auf Grund mancher mir vorliegenden authentiſchen Quellen in mehreren Punkten einer Berichtigung bedarf. Ein kurzer biographiſcher Überblick über die zweite Hälfte des Jahres 1846 iſt hierfür die Vorausſetzung.

Guſtav Kühne, der im Herbſte 1846 die Leipziger „Europa“ übernommen, hatte die deutſche Schriftſtellerwelt zu einem Dichtertag nach Weimar entboten[207a]); ihn beſeelte damals die Hoffnung, engere Fühlung mit dem Großherzoglichen Hoftheater zu gewinnen, eine Berufung als Dramaturg dorthin erörtert er wenigſtens in einem Briefe an Heinrich König aus jener Zeit[208]). Gutzkow hatte erſt wenig Neigung, der Aufforderung Folge zu leiſten. „Werden Sie denn nach Weimar zu den Litteraten gehen?“ fragte er am 3. September bei Levin Schücking an. „Ich denke: Nein. Nicht um excellere absentia, ſondern weil dieſe Herren unſere ſchwarze Wäſche wirklich zu offen auf die Straße hängen. Unſer Beruf erſcheint dort zu ſehr als Gewerbe und der ohnehin geringe Glaube an unſere poetiſchen Funken geht durch dies Zuſammenſchaaren, wo die Richtung Biedermann ohnehin den Ton angeben wird, vollends verloren.“

Wenige Tage darauf ließ aber Kühne dem öffentlichen Rufe eine perſönliche Aufforderung folgen; er reiſte durch Frankfurt und beſuchte Gutzkow. Es war das erſte Zuſammentreffen zweier Männer, die oft genug in einem Atem genannt und verurteilt worden, dennoch wenig Sympathien für einander beſaßen und ſich oft ſcharf genug angefehdet hatten. Der perſönliche Eindruck war verſöhnlich und die Bitte Kühnes, ſich von der Weimarer Veranſtaltung nicht auszuſchließen, ſtimmte Gutzkow um. Andere Gründe traten noch hinzu; er berührt ſie in einem Briefe vom 23. September an Schücking: „Ich wollte nach Berlin, anfangs ohne meine Frau. Dies Verlaſſen Frankfurts, wo es mir täglich unheimlicher wird, ſchmerzt die Meinigen und durch die Reiſe nach Weimar maskir' ich die Abreiſe. Ich werde meine Frau ſpäter nachkommen laſſen, falls es mir in Berlin gefällt. Jetzt aber iſt die Abreiſe ſelbſt ſchwierig und da kommt mir Weimar als äußere Veranlaſſung gelegen. . . . Man reicht ja dem Geſchick ſo gern einen Finger, wenn es uns nur nicht bei den

Digitized by Google

Haaren packt. Ich lasse vom Zufall mich gern leiten und hier muß ich etwas Aeußerliches ergreifen, um über etwas schmerzlich Inneres hinwegzukommen. Ich rede mir jetzt, gegenüber den hochstolzierenden Herren Germanisten,*) künstlich eine Sympathie für die Weimarsche Versammlung ein und will einmal sehen, was sich daraus machen läßt. Unser Seitwärtsstehen hilft uns auch nichts. Der Strom rauscht an uns vorüber, er hält nicht still, bis es uns beliebt, ihm eine Richtung zu geben. Man sollte eigentlich, dem Charakter dieser schreienden Zeit gemäß, jede Gelegenheit zum öffentlichen Wirken ergreifen und so stachle ich mich künstlich mit allerhand schönen Räsonnements aus meiner mißgestimmten und unzufriedenen Trägheit empor."

In diesen letzten Worten dringt die Stimmung durch, welche den Sommer 1846 für Gutzkows rastlose Feder zu einen weniger ergiebigen gemacht hatte. Er hatte seinen „Uriel Acosta" noch einmal durchgearbeitet, eine Novelle „Imagina" geschrieben, die unter diesem von Brockhaus eigenmächtig geänderten Titel in dessen „Urania" für 1847 erschien, seine „Pariser Eindrücke" vollendet und die Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" geordnet. Mit ganzer Kraft wollte er sich jetzt seiner dramatischen Thätigkeit wieder zuwenden. Im übrigen lebte er während dieses Sommers, wie er in einem gleichzeitigen Briefe vom 3. September mit Humor schildert, „ein stilles, reifendes Traubenleben im Weinberg des Herrn. Ach! und O! der Langeweile, des zielweiten Harrens, gar nichts, was hebt und belebt. Was könnt' ich sein, wenn ich an meinem rechten Platze stünde! In Potsdam fehlen alle Augenblicke Minister. Auf den Hirschgraben Nr. 68 schickt niemand, um einen feiernden großen Mann zu holen! Dües-

*) Im September hatte ein Germanistentag zu Frankfurt stattgefunden, auf dem Gutzkow unter anderen mit Dahlmann, Gervinus, Leop. Ranke und Franz v. Sybel in persönliche Berührung kam (siehe „Rückblicke" Seite 292).

Digitized by Google

berg heißt die Excellenz, die mir wieder vorgezogen ist. Manchmal möcht' ich aus Verzweiflung über dies Brachliegen Schauspieler werden, um wenigstens etwas Großes zum Schein zu thun, Tyrannen ermorden oder als Selbsttyrann sich ermorden zu lassen. All nichts, wenn man eine Frau, drei Kinder, zwei Dienstwesen zu ernähren hat. O Gott! Die einzige große That, die uns offen steht: Unterschrift einer Schleswig-Holsteiner Adresse!"

Die Stimmung, die ihn nach Paris getrieben und die auch in Acostas Worten durchbricht: „Ich will die Welt, will andre Menschen sehen", war auch in diesem Sommer noch nicht verklungen. Sein Entschluß stand fest, Frankfurt als dauernden Wohnsitz aufzugeben; das Protzentum der Börsianer, die den allein von seinen geistigen Zinsen lebenden Schriftsteller höchstens als Schmuck ihrer Soiréen betrachteten, und die aufdringlich-hämische Kritik untergeordneter Kollegen hatten ihm die geistige Atmosphäre der Mainstadt verhaßt gemacht. Er richtete sein Auge, wie schon so oft, wieder auf seine Vaterstadt Berlin, ganz ins Ungewisse und Planlose hinein wollte er selbst seine Familie mit diesem Entschlusse überrumpeln; in diesem Wohnungswechsel hoffte er die dumpfe Trägheit des Sommers abschütteln zu können, während dessen er stets wie vor der Abreise gesessen und auf eine äußere Veranlassung gewartet hatte, die seiner matten Energie zu Hilfe kommen werde. Was er eigentlich draußen suchte, das wußte er selbst noch nicht, der fragliche Erfolg seines neuen Dramas hing auch wie eine drohende Wetterwolke über der nächsten Zukunft, und der Abschied auf ungewisse Zeit hinaus von seiner nichts ahnenden Familie wurde ihm schmerzlicher als je. Zwar hatte seine Freundin Therese von Bacheracht ebenfalls den Sommer in Frankfurt zugebracht, wie sie ihm auch in Paris nahe gewesen, dennoch hatte ihn gerade in diesen Monaten eine freundliche Verständigung enger als früher mit seiner Frau Amalie zusammengeführt. So zittert in seinen Briefen von

Digitized by Google

der Reiſe ſein Abſchiedsſchmerz, verſtärkt durch das Zielloſe ſeiner augenblicklichen Lage, in ungewöhnlicher Weiſe nach. Von Gotha ſchrieb er Amalien am 9. Oktober:

„Was iſt mir diesmal die Trennung ſchwer geworden! Es fiel mir mehr aufs Herz, als ich jetzt, um nicht aufs neue die Betrübniß zu wecken, wiederholen mag. Ich ſeh' mich ſo troſtlos in der Irre, ſo ſuchend und nicht findend, ſo zwecklos hinpilgernd an die letzte Schwelle, wo alles aufhört und der Tod dem unruhigen und unbeglückten Streben ein Ende macht. Doch genug! Man kann nicht nüchtern von einem Schmerze ſchreiben, der dem Augenblick angehört.

Dem Jungen waren die Thränen ganz geſund. Ich machte mir nur, als ich im Regen über die Straße gieng, Vorwürfe, daß ich ſein Herz in Unklarheit zurückgelaſſen und ihn von ſeiner Rührung nicht auf etwas Höheres hingeführt hatte. In ſolchen Augenblicken giebt es nur einen Gedanken, der alles umfaßt und ausſpricht, Gott! Ein Kinderherz muß früh lernen, daß Gottes Auge unmittelbar auf ſein Thun und Laſſen ſieht, und es ſchmerzte mich, daß ich verſäumt hatte, ihm noch dieſe Lehre als Nutzanwendung unſerer Thränen zu geben. . . . Möchte mir doch irgend ein Schickſal vom Himmel fallen, daß ich mit heroiſchem Entſchluß meine Zukunft feſtſtellen könnte!“

Dieſe heiße Bitte an das Schickſal, die wie eine Ahnung des Kommenden klingt, ſollte Erhörung finden.

Am 3. October war er von Frankfurt abgereiſt; in Gotha erfuhr er, daß der Weimarer Dichtertag nicht ſtattfinden werde, er blieb deshalb einige Tage dort, da er außerdem in einen großen Kreis von Bekannten geraten war, die über ſein plötzliches Erſcheinen nicht wenig verwundert waren. Unter andern traf er dort einen alten Profeſſor Millenet, einen Freund ſeines verſtorbenen Vaters, deſſen auch er ſich noch in ſeinen früheſten Jugendeindrücken entſann. Dieſer ſchleppte ihn mit nach Erfurt, das dortige Theater anzuſehen: ſpäter, als ſeine Abſicht war, am 11. October traf er in Leipzig ein, nachdem er noch in Weimar verweilt und den

dortigen Schauspielern eines seiner Stücke, das nächstens in Szene gehen sollte — jedenfalls „Das Urbild des Tartüffe“ —, vorgelesen hatte; so erzählt er wenigstens mit einigen grimmigen Seitenhieben auf die Indolenz der Schauspieler in den „Rückblicken“.

In Leipzig, wo er Ottilie v. Goethe begegnete, traf ihn eine überraschende Nachricht, er fand einen Brief von Emil Devrient vor, der ihn dringend aufforderte, sofort nach Dresden zu kommen, es sei jetzt Gelegenheit, die Tieckſche Stelle zu erobern. In den „Rückblicken“, die leider von Irrtümern wimmeln, nennt Gutzkow den Schriftsteller August Bürck als Absender dieses Briefes, doch wissen die gleichzeitigen Nachrichten an die Seinigen in Frankfurt davon nichts und es liegt wohl eine Verwechselung mit einem späteren Briefe Bürcks vor.

Daß diese Aussicht Gutzkow ganz unerwartet kam, zeigt am klarsten ein Brief, den er wenige Stunden vor seiner Abreise von Frankfurt an seinen Freund Emil Devrient schrieb und der allerdings seinen Besuch in Dresden ankündigt, aber nur von der bevorstehenden Entscheidung über die Annahme des „Uriel Acosta“ erfüllt ist. Er lautet:

Theurer Freund!

Im Begriff, den Postwagen zu besteigen, zwei herzliche Dankesworte für Deinen freundlichen, ermuthigenden Brief. Sollt' ich denn wirklich mit diesen Hoffnungen scheitern? Scheitern an der Engherzigkeit dieser Rücksichtsmenschen, denen ich, wie z. B. Theodor Hell, mich kürzlich erst sehr gefällig bewiesen habe? (Ich gab ihm etwas für die Penelope.) Wende Deinen Einfluß im Interesse der guten Sache an, daß endlich eine Bühne das Eis bricht! In Hamburg muß ich auf Baisons Genesung, der in Helgoland badet, warten, und sonst hab' ich das Stück absichtlich erst an fünf bis sechs Bühnen versendet, die alle — nach Dresden blicken!

Ich wollte einen Theil des Winters in Berlin zubringen. Vielleicht seh' ich Dich in 14 Tagen in Dresden! Schreibe mir poste restante nach Leipzig, wie es mit meinen Aus-

Digitized by Google

ſichten ſteht. Iſt man engherzig, ſo komm' ich nicht und verliere dadurch den hohen Genuß, Dich einmal wieder ſpielen zu ſehen!

Einige Aenderungen und Auslaſſungen mögen ſtattfinden, aber in der Hauptſache muß Alles bleiben. Was gehen uns die Juden an?

Ueber die Wiener Jämmerlichkeiten und die glänzende Art, wie Dir im Frühjahr der Rhein (ich bin im April wieder hier) huldigen ſoll — hoffentlich mündlich!

Ich bin im Reiſetrubel und ſchreibe nur noch, daß Bürck, der glückliche Freiersmann, geſtern hier durchreiſte und einen Tag mit mir verplauderte. Er iſt übrigens ſehr herunter und kann nicht gehen.

Laß mich in Leipzig poste restante wiſſen, was Deine Bemühungen fruchten. Ich will am 1. November in Berlin ſein. Könnt' ich vorher, mit behaglicher Stimmung einen Abſtecher nach Dresden machen, könnt' ich vielleicht gar — den Acoſta ſelbſt ins Leben treten ſehen — nein, die Hoffnung iſt zu ſanguiniſch. Ruhig, armes cenſurwidriges Herz.

Die herzlichſten Grüße von Deinem dankbaren Freunde

Gutzkow.

Frankfurt a. M., den 3. October 1846.

Dieſer Brief beweiſt klar, daß in dieſen erſten Oktobertagen Gutzkow an eine Bewerbung um die Dramaturgenſtelle am Dresdner Hoftheater nicht im entfernteſten dachte; Eduard Devrient hatte die Oberregie, die er vom 1. Januar 1844 ab geführt, ſchon im Februar 1846 niedergelegt, der von Gutzkow ſelbſt erwähnte Brief Bürcks, der nach dem Wortlaute der „Rückblicke" auch dieſe Nachricht enthielt, müßte alſo höchſtens im Frühjahre angekommen ſein, und es iſt daher nicht recht begreiflich, wie Robert Proelß in ſeiner „Geſchichte des Dresdner Hoftheaters" ſich auf dieſe Notiz Gutzkows berufen und trotz der halbjährigen Differenz zwiſchen beiden Ereigniſſen hinzuſetzen kann: „Gutzkow verlor in der That keine Zeit" [208a]).

Auch die Aufforderung Emil Devrients veranlaßte Gutzkow keineswegs, ſich zu überhaſten. Er äußerte in einem Briefe

Digitized by Google

an seine Frau vom 12. Oktober: „Ob dem nun wirklich so ist oder sonst sein Verlangen, mich in Dresden zu sehen, ihn bestimmte, ich weiß nicht recht und hab' ihm erst noch einmal geschrieben, ob er sich nicht täusche. Auch überfällt mich eine Todesangst, wenn ich wirklich in eine solche Maschine eintreten und ich meine goldene Freiheit verlieren sollte. Ich wäre im stande, ganz im Widerspruch mit meinem Briefe aus Gotha, aus Angst Nein! zu sagen und mich in ein Mausloch zu verkriechen. Ich werde aber der sonstigen Freundlichkeiten Emils wegen morgen denn doch nach Dresden gehen."

Und ebenso ruhig, fast skeptisch und bescheiden, gewiß nicht in frohlockender Hast zusagend, giebt sich der Brief, den Gutzkow gleichzeitig an Devrient sandte und der gewissermaßen die praktische und auch künstlerische Grundlage für seine Anstellung bietet, so wie er sie selbst nach reiflicher Überlegung seiner Kräfte umrissen hat. Deshalb ist dieser Brief hier von hohem Interesse:

Leipzig, Hotel Bavière Nr. 30.
Sonntag, 11. October 1846.

Lieber Freund, vor wenigen Stunden bin ich hier angekommen, erschöpft vom nächtlichen Fahren und durch Erkältung etwas unpäßlich. Sowie ich mich erholt und einige Geschäfte beseitigt habe, käm' ich recht gern nach Dresden und folgte Deiner Aufforderung, dies schnell zu thun. Wer weiß aber, ob die Dinge sich nicht schon wieder verändert haben!

Daß den Freunden der früheren Oberregie etwas anderes als die Restitution von Dittmarsch geboten werden muß, liegt auf der Hand. Man wird bohren und bohren, so lange, bis Dein Bruder, vor dessen technischen Kenntnissen ich die höchste Verehrung habe, wieder eingesetzt sein soll; ein Miniren, das sich nur durch eine eklatante That contreminiren ließe.

Es ist keine Frage, theurer Freund, daß Dein allmächtiges Wort hier entscheidet. Käme von meiner Seite nochmals persönliche Vorstellung. z. B. auch bei Leuten solchen Einflusses wie Carus, hinzu, so gienge gewiß Lüttichau darauf ein, wenn Du sagtest: Ich bin des Aergers und der Anfeindung müde,

Digitized by Google

ich will gern einer allgemeinen Leitung mich unterordnen, wenn ſie mich nur nicht in Konflikt mit einem Bruder bringt, ich will die artiſtiſche Leitung des Ganzen befördern und vor ganz Deutſchland zeigen, daß mir die Intereſſen der Kunſt über alle Perſönlichkeiten gehen, machen Sie der Sache dadurch ein Ende, daß ein Mann berufen wird, der kein Schauſpieler iſt, der jedem nahe ſteht, der das Ganze im Auge hat und welche Ernennung könnte wirklich mehr Aufſehen erregen, als die Deines Freundes, der, Laube vielleicht ausgenommen, der einzige praktiſche Kopf in der jetzigen Theaterrichtung der Litteratur iſt.

Oder will Holtei ſich melden, der, wie ich leſe, in Dresden ſpukt? Der ewige Totengräber, der immer das Grab im Gefolge hat, hundertmal ſchon ſeine eigene Leichenrede hielt und immer wieder von den Toten auferſteht?

Käm' ich nach Dresden und Du hätteſt mir nicht den lieben Brief geſchrieben, den ich hier von Dir vorfand, ich würde nicht die Miene um dieſe Angelegenheit verziehen. Ich ſuche nichts! Ich trage mich nicht an! Glaubt man, mich brauchen zu können, ſo bin ich da: ich haſche nicht nach einem letzten Rettungsbrett. Das Theater iſt mein Lieblingsſtudium. Leider geſchieht viel, es mir zu verleiden und ernſtlich denk' ich oft darüber nach, daß ich für meinen ſchwer errungenen Ruf viel wage, immer und immer wieder aufs Glatteis neuer Verſuche zu gehen. Dennoch käme mir die Mahnung von außen, ſo ſagt' ich freudig wieder der Bühne zu. Was ich ihr bieten kann, iſt weniger, als Dein Bruder, und in manchem vielleicht mehr. Weniger inſofern, als ich nie Regiſſeur ſein will. Ich will mit den Regiſſeurs die Stücke durchgehen, Leſeproben halten und auch den Proben beiwohnen, aber dabei eine gewiſſe Zurückhaltung beobachten und die Künſtler ſich aus ſich ſelbſt entwickeln laſſen. Ich glaube gerade, daß dies Minus doch ein Plus iſt vom höheren Standpunkte. Der dramatiſche Schwung, der in mir lebt, würde ſchon Formen ſchaffen und manches Tote beleben. Alſo Oberregiſſeur kann ich nicht ſein: ich kann nur ein Freund und Rathgeber der Künſtler werden und vielleicht mehr unter vier Augen, als lärmend auf den Proben wirken. Das alles auszuführen, fehlt mir die Zeit. Ich meine nur, haſt Du Vertrauen zu mir, zu Deinem dankbaren Freunde, ſo ſchreibe mir umgehend hieher noch

ein paar Zeilen und ich bin da, mit dem nächsten Eisenbahnzug.

So wie so aber freu' ich mich, Dich wieder zu sehen und begrüße Dich schon jetzt von ganzem Herzen!

Adresse wie oben. Dein Gutzkow.

Devrient antwortete ihm sofort, auch dieser Brief hat sich erhalten:

Dresden, den 13. Oktober 1846.

Lieber Freund! — Gestern erhielt ich Deinen Brief. — Heut' kann ich Dir sagen, daß Dein Acosta definitiv angenommen ist und bereits ausgeschrieben wird. Da Du erst Sonntag in Leipzig ankamst, wohl einige Tage dort erst zuzubringen hast? — so mahne ich Dich erst heut' wieder, doch bald zu uns herüber zu kommen. Du wirst mit allen Verhältnissen hier einverstanden sein — durch schriftliche Auseinandersetzungen wird wenig ausgerichtet —, laß uns das Alles nur besprechen. Du wirst dann theils von Deinen irrigen Ansichten über meine Stellung und meine fingirten Prätensionen (die eine gewisse Partei zum Stichworte erwählt, weil kein anderes Mittel blieb) abkommen, — theils eine genaue Kenntniß der ganzen Lage gewinnen. Darum kann ich nur rufen — und wieder rufen: Komm! Bürck, Dittmarsch — schließen sich mir an! — Zum Sonnabend oder Montag haben wir Richard den IIten — — bis dahin bietet das Repertoire nichts Erhebliches! — Ich denke mir, Du kannst Dich in Leipzig nicht wohl fühlen, — warum eilst Du nicht mehr, zu uns zu kommen — wo so warme Herzen Dir entgegenschlagen! Es erwartet Dich nun täglich Dein alter Freund

Emil Devrient.

Gutzkow zögerte nun nicht länger, am 15. Oktober traf er in Dresden ein, und wie er in seinen „Rückblicken" berichtet, „schon nach dem ersten Besuche bei Excellenz war das Geschäft erörtert und nach einem Diner beim Kaffee in einer Seitenlaube des Eßsaales abgemacht." Am 23. Oktober wurde ein noch provisorischer Kontrakt abgeschlossen, für Gutzkow verbindlich, für die Intendanz nur unter Vorbehalt der königlichen

Digitized by Google

Genehmigung. Nach deſſen Wortlaute wurde Gutzkow vom 1. Januar 1847 für drei Jahre engagiert; jedoch ſtand beiden Parteien nach einem Jahre das Kündigungsrecht zu, falls davon am 30. September 1847 Gebrauch gemacht werde. Andererſeits wurde aber die Erwartung ausgeſprochen, „daß Herr Dr. Gutzkow ſich geneigt zeigt, im Fall ſein Wirken zur Allerhöchſten Zufriedenheit Sr. Majeſtät des Königs ſich fortdauernd bewähren ſollte, einen noch längeren, vielleicht zehnjährigen Zeitraum hindurch, dieſen ihm übertragenen Geſchäften gern vorſtehen zu wollen.“

Über den Hergang jener Abmachungen ſchwebt immer noch eine gewiſſe Unklarheit. Auch Robert Proelß läßt in ſeiner „Geſchichte des Dresdener Hoftheaters“ die Frage unbeantwortet, ob Laube, der ebenfalls zur ſelben Zeit in Dresden weilte und für die Dramaturgenſtelle in Ausſicht genommen war, freiwillig darauf verzichtete. In den „Rückblicken“ ſchreibt Gutzkow Laubes Zurücktreten den ungünſtigen Engagementsbedingungen zu, denn der ſpätere Direktor des Burgtheaters hatte einmal Lüttichau, der ihn ſchon früher zur Übernahme der Stelle aufgefordert hatte, erwidert, 600 Thaler verdiene er, wenn er in Leipzig den Buchhändlern Proſpekte ſchreibe. Dieſe Antwort iſt echt Laube. Auch in ſeinen „Erinnerungen“ rückt dieſer nicht mit einer rechten Erklärung heraus, er hüllt den Vorgang vielmehr in ein geheimnisvolles Dunkel, aber ſo, daß der unbefangene Leſer annehmen muß, Gutzkow ſei Laube ärgerlicherweiſe einfach zuvorgekommen. Es heißt da: „Lüttichau hatte mir angeboten, Dramaturg an dieſem Hoftheater zu werden. Ehe ich mich aber darüber beſinnen konnte, war auf Emil Devrients Wunſch Gutzkow dazu ernannt worden.“

Die gleichzeitigen Mitteilungen dieſes letzteren an ſeine Gattin ſind zweifellos eine zuverläſſigere Quelle als alle „Erinnerungen“ und „Rückblicke“. Er ſchrieb über den Gang der Verhandlungen an Amalie: „Der Zufall führte mich nach Dresden, Laube kommt und hat die hieſige Dramaturgenſtelle

ſo gut wie in der Taſche, ich ſtelle mich dem Intendanten wieder vor, man kommt auf meine Perſon wieder zurück, Laube reiſt ab und ich, halb wollend, halb zögernd, in freudiger und ſchmerzlicher Bewegung verkaufe auf drei Jahre meine goldene Freiheit und habe nun vom 1. Januar ab, falls die Genehmigung des Königs (die aber ganz ſicher ſein ſoll) erfolgt, die Tieckſche Stelle als Dramaturg.“

Dieſe Vorſtellung bei dem Intendanten iſt alſo wohl jener Beſuch, von dem Gutzkow in den „Rückblicken“ erzählt. Schon im Frühjahre 1844 hatte er einige Wochen in Dresden verbracht und war von Lüttichau mit ihn ſelbſt überraſchender Liebenswürdigkeit aufgenommen worden; auf dieſe erſte Vorſtellung beim Intendanten, die gewiß nicht ohne Hinweis auf die eben frei gewordene Dramaturgenſtelle geblieben war, bezieht ſich dies „ich ſtelle mich dem Intendanten wieder vor“ und jenes „nochmals“ in dem obigen Briefe an Devrient.

Den Einfluß Devrients bei dieſem Engagement, von dem Laube weiß, hat Gutzkow ſtets geleugnet, nicht nur in den „Rückblicken“, wo er ſogar eine von Lüttichau ſelbſt ihm mitgeteilte Äußerung ſeines Freundes bucht: „Excellenz, ein Dramaturg! Wie werden wir einen ſolchen Mann wieder los!“, ſondern auch in den gleichzeitigen Mitteilungen an ſeine Gattin rügt Gutzkow das durchaus paſſive Verhalten ſeines Freundes. Welche Einflüſſe bei der Entſcheidung mitwirkten, erzählt er ſeiner Gattin in einem Brief vom 31. Oktober:

„Du frägſt, wie das in Dresden alles gekommen wäre? Das zu erzählen, iſt zu weitläufig. Denke übrigens nur nicht, daß Emil [Devrient] auch nur einen halben Schritt deshalb gethan hat. Er hat mich ſehr fetirt (ich habe ihm den koſtbaren Schlafrock geſchenkt!!) aber wie ihm denn überhaupt die Stellung eines Dramaturgen unheimlich iſt, ſo verhielt er ſich ganz paſſiv. Für mich war

1. Die Abneigung der Schauſpieler gegen Laube.
2. Bürcks Einfluß auf die Bayer, die beim Intendanten viel Gewicht hat und wegen einer Rolle mit Laube in Zank geriet.

Digitized by Google

3. Ein Beſuch von mir bei Carus, dem Leibarzt des Königs und der rechten Hand der Frau von Lüttichau.

4. Mein perſönlich guter und wohlwollender Eindruck.

5. Dittmarſchs Furcht vor Laube und die Hoffnung aller am jetzigen Schlendrian Betheiligten, daß ich in ihrer Beſeitigung vielleicht milder zu Werke gehn würde."

Der Reſpekt alſo vor Laubes ſchroffer Energie und die zarte Pietät gegen den während des Regie-Interregnums eingeriſſenen Schlendrian ließen Gutzkow den Schauſpielern weniger gefährlich erſcheinen; den Ausſchlag gaben Freund Bürck, der Verlobte des damaligen „Stars" der Hofbühne, Marie Bayer, deren Wort beim Intendanten etwas galt, und der Einfluß des Geheimrats Carus auf Frau von Lüttichau. Gutzkows perſönlicher Eindruck ſtand noch von 1844 her in freundlicher Erinnerung, und der Erfolg ſeiner letzten Stücke „Zopf und Schwert" und „Urbild des Tartüffe" konnten dieſen nur verſtärken. So wurde Gutzkow an Dresden gefeſſelt.

Glänzend war das Engagement auf keinen Fall und wohl mag Laube praktiſch genug geweſen ſein, ſich nicht allzuviel Mühe um Erlangung der Tieckſchen Stelle zu geben. Gutzkow aber ſehnte ſich nach einer Fixierung ſeines Lebens, um mit „heroiſchem Entſchluß" ſeine Zukunft feſtſtellen zu können, ſo ungern er auch ſeine Freiheit verkaufte. Aber in Frankfurt litt es ihn nicht mehr, in einem anderen Wirkungskreiſe hoffte er ſich neue Freunde gewinnen, neue Erfolge erringen zu können; er hatte hier zu oft jene Stimmung durchkoſtet, die im „Uriel Acoſta" aus Manaſſes Klage hervorbricht:

„Daß man allein nur ſich vertrauen darf,
Daß Keiner für uns in die Schranken tritt."

Schon am 12. Oktober, als er die erſte Nachricht aus Dresden durch Emil Devrient erhielt, ſchrieb er aus Leipzig an Amalie:

„Uebrigens ſeh' ich recht im Geſchwirr und Gewirr des hieſigen Lebens, wie einſam ich in Frankfurt ſtehe und wie

ſehr ich, um dort in der Iſolirung zu imponiren, beſtändig glücklicher Erfolge bedarf, die ich ja nicht zaubern kann. Mehr inmitten dieſer lärmenden Nichtigkeit würd' ich eine beſſere Figur machen."

Dieſelben widerſtreitenden Empfindungen teilte, wohl infolge brieflicher Verſtändigung, Thereſe v. Bacheracht, als ſie nach der Entſcheidung an Levin Schücking ſchrieb:

„Zuerſt beweinte ich ſeine goldene Freiheit, die nothwendigen Rückſichten, die dieſe Stellung hervorruft. Dann aber habe ich mich überzeugt, daß ſeine Frankfurter Entwurzelung unendlich wohlthätig auf ihn einwirken und ihn der prickelnden Gewohnheiten jenes Alltagslebens überheben wird."

War die pekuniäre Seite des Engagements auch nicht glänzend, ſo mußte ihm dieſe wenn auch nur teilweiſe Sicherheit um ſo wünſchenswerter erſcheinen, als ihn gerade in Leipzig die beunruhigende Nachricht empfangen hatte, daß ſein Verleger Lorck nur künſtlich durch die Nachſicht der Gläubiger gehalten werde. Nach dem Kontrakt mit Lüttichau — Gutzkow hatte ſelbſt die Bedingungen geſtellt [208a]) — erhielt er für das erſte Jahr 600 Thaler; nach Ablauf der Kündigungsfriſt ſollten ihm 200 Thaler nachgezahlt und für die zwei weiteren Jahre das Gehalt ebenfalls auf 800 Thaler feſtgeſetzt werden. Das Theater mußte ſich außerdem verpflichten, jährlich zwei neue Stücke Gutzkows anzunehmen und ihm dafür pro Akt 40 Thaler Honorar zu zahlen, ſo daß ſich ſein Einkommen, mit jährlicher Zugabe von zwei Dramen, auf 1200 Thaler belief. Lüttichau hatte die 800 Thaler eigenmächtig bewilligt, „ohne Vortrag beim König".

Natürlich reichte dieſe Summe für Gutzkows Lebensunterhalt nicht aus. „Mein Kalkül konnte nur der ſein," heißt es in den „Rückblicken", „daß ich die Honorirung für den Dramaturgenpoſten als eine Ergänzung meines Budgets betrachtete und vielleicht die Nächte oder die erſte Morgenfrühe zum Arbeiten nahm." Dennoch empfand er die Anerkennung,

Digitized by Google

die dieſes Engagement ausdrückte, mit freudiger Genugthuung und fuhr zufrieden in dieſem Bewußtſein am 25. Oktober nach Berlin, daſelbſt die Genehmigung des Königs abzuwarten.

Die Dresdener Ernennung hatte ſein Anſehen in ſeiner Vaterſtadt, wo er ſchon lange einen ſolchen Poſten erwartet hatte, ſichtlich gehoben. Unter zahlreichen Beſuchen alter Freunde, die ihm Glück wünſchten, im Verkehr mit Thereſe v. Bacheracht, die zu jener Zeit ebenfalls in Berlin weilte, vergingen die Tage und die erwartete Genehmigung ließ auf ſich warten. Eine ärztliche Konſultation brachte dem gehetzten Schriftſteller außerdem noch die böſe Gewißheit, daß ſein Gehör vollſtändig verdorben ſei. Er ſah ſchon das Schlimmſte vor ſich, mußte aber eine gründliche Kur ihrer langen Dauer wegen vorläufig verſchieben.

Von Tag zu Tag vergrößerte ſich ſeine Unruhe, das königliche Dekret von Dresden kam immer noch nicht. In ſeiner durch die Umſtände erklärlichen, alles verdüſternden Reſignation ſah er ſchon voraus, daß es garnicht eintreffen und das Ganze nach all den Gratulationen mit einem großen Skandal endigen würde. Aufgeregte Briefe flogen von Berlin nach Dresden; Lüttichau bat ſeinen neuen Dramaturgen am 10. November, ſich über das Reſkript keine Sorgen zu machen; auch Auguſt Bürck beruhigte erſt; ſelbſt wenn politiſche Rückſichten das Engagement rückgängig machten, ſei es keine Schande für Gutzkow, da ihm die Stelle regelrecht angetragen worden ſei; in Theaterkreiſen befürchte man nur, daß er ſich zu ſehr von Emil Devrient werde beeinfluſſen laſſen. Aber zugleich mußte er ihm den Erfolg der „Karlsſchüler“ (11. November) und Laubes abermalige Anweſenheit in Dresden mitteilen, was gewiß nicht zu Gutzkows Beruhigung diente. Die ſchlimmſten Befürchtungen aber wurden ſchon zur Gewißheit durch den zweiten Brief[209]), mit dem Bürck ſeinen erſten widerrief:

„Theuerſter Freund! Vor einigen Stunden war Dittmarſch bei mir voll Eifer und Dringlichkeit, daß ich Ihnen ſchreiben möge, Sie ſollten, ſobald es Ihnen nur irgend möglich ſei, hierherkommen; Emil ſei derſelben Meinung. Das Reſkript vom König werde ſo lange verzögert, daß Ihre Anweſenheit zur Förderung Ihrer Angelegenheit dienlich ſei. Auch ich bin der Ueberzeugung, daß Sie durch Ihre Gegenwart in jeder Beziehung günſtig wirken werden, und M. Bayer iſt derſelben Meinung. Alſo kommen Sie unverzüglich. Sie haben zu den Proben Ihres Acoſta hier ſein wollen, geſtern war bereits die Leſeprobe; alſo hat Ihr Hierherkommen in keiner Beziehung etwas Auffallendes.

In jeder Beziehung werde ich Ihnen als treueſter Freund zur Hand ſein.

Ihr Bürck."

Dresden, den 15. November Abend 1846.

Gutzkow wartete trotzdem noch einige Tage. Endlich ließ es ihn keine Ruhe mehr, er entſchloß ſich, ſelbſt zum Rechten zu ſehen. Da, kurz vor der Abreiſe, kam von Emil Devrient die Mitteilung:

„Lieber Freund! — In Haſt nur dieſe Zeilen — nach Gewitterſchwüle die frohe Botſchaft, daß heut das königliche Reſkript Deiner hieſigen Anſtellung anlangte, — der Geheimrath hat alle Schwierigkeiten überwunden, — Deine Freunde ſind hoch erfreut, — ich an der Spitze! —

Ich eile Dich davon zu benachrichtigen, damit Du etwa jetzt nicht mehr eilſt hierherzukommen, als es nöthig, denn die erſten Proben von Akoſta haben noch 8—10 Tage Zeit! —

Lebewohl — in alter Freundſchaft Der Deine

Emil Devrient.

Dresden, den 21. November 1846.

Am 23. Oktober war der Kontrakt unterſchrieben, erſt am 21. November langte das Dekret des Königs an. Auch Lüttichau hatte nicht geglaubt, wie er in dem Begleitſchreiben geſteht, daß die königliche Zuſtimmung ſo lange dauern werde. So „ohne jede Beanſtandung", wie Rob. Proelß meint, iſt

Digitized by Google

also die Genehmigung nicht erfolgt, und Gutzkow hat zweifellos recht, wenn er in seinen „Lebensbildern“ behauptet, daß König Friedrich August II. sie „nur mit Widerstreben“ gegeben habe. Es bedurfte noch der Vermittelung des „Geheimraths“, ohne Zweifel Carus, des Leibarztes des Königs, um die „Gewitterschwüle“ zu beseitigen. Dieser Ausdruck Emil Devrients besagt schon genug.

Doch — die Unterschrift des Königs war da, Gutzkow durfte Triumph! rufen. Dennoch reiste er am 26. November mit geteilten Gefühlen seinem neuen Wirkungskreis entgegen. Die Anerkennung beseelte ihn mit einem warmen Dankgefühl für Dresden. „Wir wollen dies Dresden lieb haben, trotzdem, daß Berlin amüsanter ist!“ schrieb er an Amalie. „Wir wollen der bescheidneren Stadt danken, daß ich in ihr so merkwürdig anerkannt und gewürdigt bin! Ich weiß, Du wirst Dich auch in dies Gefühl hineindenken und gern für Dresden Opfer bringen; denn eine behagliche Existenz sehe ich in Dresden für unser Familienleben noch nicht ab. Noch kenne ich dort wenige Personen, die für Deinen Umgang passen.“

Das war die Kehrseite der neuen Zukunft. Auch drückte es ihm das Herz ab, daß er seine Kinder aus ihren Frankfurter Jugenderinnerungen reißen mußte. So wurde denn auch beschlossen, daß die Familie erst im Frühjahr nach Dresden übersiedeln solle. Er hatte schon bald nach seiner Ankunft eine Wohnung für alle am Dippoldiswalder-Platz gemietet, doch mußte er sich die ersten Monate mit „dem Jammer der Garçonwirthschaft“ behelfen, was ihm neben all den Verfügungen über den Umzug von Frankfurt viel ärgerliche Stunden bereitete. Von solchen Angelegenheiten mochte er am wenigsten belästigt sein.

Zunächst nun galt es einen neuen Erfolg erringen. Mit voller Begeisterung warf er sich in seine neue Thätigkeit. Er mußte das Terrain kennen lernen, die Schauspieler studieren

Digitized by Google

und alles für seine am 1. Januar offiziell beginnende Wirksamkeit vorbereiten. Lüttichau kam ihm liebevoll entgegen; das fremde Gesellschaftsleben fesselte ihn; dennoch sehnte er sich stets nach Frau und Kind und brütete immer darüber nach, wie am schnellsten ihre Übersiedelung zu bewerkstelligen sei.

Gleich nach seiner Ankunft begannen die Proben seines neuen Stückes, von dessen Erfolg auch seine ganze Stellung in Dresden abhing. Am 14. Nov. war die Leseprobe des „Uriel Acosta" gewesen. Die Scenenproben folgten rasch nacheinander. Schon die Proben setzten den reizbaren Dichter in Verzweiflung. „O Gott," schrieb er in jenen Tagen an Amalie, „heut bin ich mit Thränen von einer Vorprobe meines Uriel gekommen. Wie hämisch dieser Eduard Devrient dreinschaut, wie dieser eitle, unausstehliche Emil sich wie ein Gott gebärdet und seine schwachen Mittel mit einer erbärmlichen Arroganz verdeckt. Das also mein Beruf, auf den Proben von jeder Lappalie den Impertinenzen jener haarbuschigen Gesellen Rede zu stehen! Gott sei Dank, daß ich wenigstens den Vorteil habe, erst 35 Jahre alt zu sein und ein oder 3 verlorne Jahre meines Lebens, deren geheime Leiden die Welt nicht erfahren wird, nicht zu bejammern brauche. Vorläufig tröstet mich die staunende Bewunderung Lüttichaus, der es wahrhaft gut meint. Aber ich habe auch seit 8 Tagen bis 12 Uhr jede Nacht gearbeitet und eine Unmasse Stücke gelesen, überarbeitet, gestrichen, eingerichtet, kurz er ist voll Anerkennung und sieht den Himmel voller Geigen. Bald wird's anders werden und wol durch niemand anders, als den Emil, der wirklich der Krebsschaden dieser Bühne ist. Ich denke aber, mich tapfer zu halten. Produziren werd' ich ein halbes Jahr lang nichts können, aber es werden auch Zeiten der Ruhe kommen, hoff' ich wenigstens. — . . . Nun noch, am Sonntag, der Uriel! Vielleicht kein Anklang."

Gewiß kann man sich kaum Gutzkows sensitive Natur mit ihrer nervösen Reizbarkeit vorstellen mitten auf der Bühne

Digitized by Google

unter tragierenden Schauſpielern der verſchiedenſten Sorte, Kunſt und Bildung, belehrend und verbeſſernd mit Ruhe und Gemeſſenheit. Dennoch hätte ſein redliches Bemühen mehr Anerkennung verdient, als es gefunden hat.

Zunächſt aber ſollte das neue Leben mit einem glänzenden Erfolge beginnen. Am 13. Dez. feierte der „Uriel Acoſta“ einen grandioſen Triumph. Wir laſſen am beſten einen Augenzeugen darüber berichten; Alfred Meißner erzählt in der Geſchichte ſeines Lebens[209a]): „Der langerwartete Abend kam. Man war angenehm erſtaunt, wohlklingende Verſe von einem Autor zu vernehmen, der bisher nur in Proſa zum Publikum geſprochen; nun ſah man, daß ein weſentlich politiſcher Stoff in poetiſchen Formen vorgeführt werde. Das Konfeſſionelle war nach ſeinen verſchiedenen Richtungen, der blinden Orthodoxie, dem verſöhnlichen Juſtemilieu der fortſchreitenden Aufklärung außerordentlich treffend hingeſtellt und jedem lag es nahe, ſich dieſe Typen jüdiſchen Lebens ins Chriſtliche zu überſetzen. Emil Devrient, der den Uriel, einen ſchrecklich koketten Uriel, in wunderbaren Gewändern ſpielte, war leider dem leidenſchaftlichen Teile der Rolle, zumal im dritten Akte, garnicht gewachſen und brachte dieſe mit ſeinen allzu draſtiſch angewandten bengaliſchen Feuerkünſten in bedeutende Gefahr. Da aber kam Ben Akiba, deſſen „Alles ſchon dageweſen!“ das erſte Mal hier geſprochen wurde, und lenkte wieder alles zum Guten. Er wurde trefflich geſpielt; der Greis mit weißem Haar und Bart, in deſſen Worten ſich Tiefſinn mit Blödſinn ſo ſeltſam miſcht, hatte den ſtärkſten Applaus des Abends hervorgerufen. Der fünfte Akt ließ gar ſehr ſtarke Kürzungen wünſchen, ſchmälerte aber im ganzen und großen den Erfolg nicht weſentlich. Das Stück hatte einen großen Succeß erlebt, der Autor wurde nach dem Schluſſe enthuſiaſtiſch gerufen.“

Die Beſetzung der Rollen bei der erſten Aufführung des „Uriel Acoſta“ in Dresden war folgende: Uriel — Emil Devrient; Judith — Marie Bayer; de Silva — Eduard

Devrient; Manasse — Carl Quanter; Jochai — Louis Mende; Akiba — Friedrich Porth; Santos — Eduard Winger; Esther — Franziska Berg; Spinoza — Marie Devrient; Ruben — Ferdinand Kramer; Joel — Rudolph Heese; van der Embden — August Gerstorfer[210])

Dem Bericht Meißners zur Seite stellt sich Gutzkows Brief an seine Gattin, der ihr in den ersten Stunden der Freude den Erfolg des Uriel meldet:

Liebe, gute Amalie!

Nur mit zwei Worten meld' ich Dir den glänzenden Erfolg unseres Uriel. Das volle Haus war fanatisirt. Nach dem 2. Akt ein Orkan von Beifall, Emil Devrient, die Bayer und ich gerufen, zweimal. Im 3. Akt viel Applaus; nach dem 4. wieder Hervorruf von Em. Dev. und mir, nach dem 5. alle und ich wieder. Kurz, der äußere Effekt und wie es scheint auch eine innere Befriedigung des Publikums ist da.

Anders ist es mit dem Eindruck bei dem Hofe. Von dort weht ein frostiger Wind. Doch mach ich mir nichts daraus. Gott sei Dank, fürcht' ich für meine Existenz das Stirnrunzeln der gnädigen Herren nicht — so oder so — an die Nation schließ ich mich an und das übrige ist mir gleichgültig.

Soviel für heute. Nächstens mehr! Du kennst meinen Zustand in solchen Tagen. Grüße Löwenthals und teile Ebnern die Thatsachen mit. Ich kann ihm selbst nicht schreiben.

Also bald ein Mehreres.

Herzlichst Dein K.

Dresden, 14. Dezember 1846.

Diese frohgemute, stolze, jedes Hindernis verachtende Stimmung währte aber nicht lange. Von oben wehte allerdings ein „frostiger Wind". Die schlimmsten Besorgnisse gewannen wieder Macht über Gutzkow. Nun war der Erfolg da und schließlich hatte er keinen anderen Vorteil davon, als einen einzigen schönen Abend des Triumphes, an dem er sich mit Stolz bewußt sein konnte, die Herzen der Dresdener gewonnen zu haben. Wie schnell und tief seine schaffens-

Digitized by Google

frohe Laune ſank, erzählt ebenfalls Meißner in anmutigſter Weiſe:

„Natürlich gab es ihm zu Ehren in Hillers Hauſe einen Uriel-Acoſta-Abend, es war am dritten Tage nach der Aufführung. Emil Devrient war da, die ſchöne Marie Bayer, welche die Judith geſpielt hatte, ſaß vielumworben in prachtvoller Toilette auf dem niederen Divan, den ihr Kleid ganz bedeckte und blickte fortwährend in der Richtung der Thüre, um dem Helden des Tages entgegen zu fliegen, ſobald er eintrete. Endlich kam er, langſamen Schrittes ſich vorwärts bewegend, verſtimmt und malcontent, mit geſenktem Haupte wie Hamlet. Kein Autor, deſſen Stück einen Durchfall erlebt, hätte müder und trüber blicken und dem Lobe ängſtlicher ausweichen können.

So blieb er auch bei Tiſche. Kaum lichtete ſich ſeine Stimmung, als der feurige Uffo Horn, mit Gutzkow von Hamburg her befreundet, eine begeiſterte Improviſation losließ. Und Gutzkows Verſtimmung war nicht ohne Grund. Es verlautete ſchon, daß wenig Hoffnung vorhanden ſei, in Dresden den Acoſta wieder zu erleben. Er ſollte, flüſterte man, hohen Orts bedeutendes Mißfallen erregt haben. Man erzählte ſich beſorgt, daß eine hohe Frau während der Vorſtellung zu mehreren Malen unwillig den Fauteuil gerückt. Man wußte nicht ob das genüge, in einem konſtitutionellen Staate das Stück verbieten zu laſſen?“

Zunächſt ſchienen ſich ſeine Befürchtungen zu rechtfertigen. Schon vor der Aufführung, im Oktober, hatte der „Nürnberger Correſpondent“ verbreitet, das Stück ſei von der Dresdener Intendanz ſeines cenſurwidrigen Inhalts wegen zurückgewieſen worden, eine Nachricht, welche die „Grenzboten“ dahin berichtigten, daß Gutzkows Drama allerdings auf „Schwierigkeiten“ geſtoßen ſei, die aber „durch Emil Devrients Vermittlung beſeitigt“ worden. Den ſtürmiſchen Erfolg des Stückes aber, erzählt Gutzkow in den „Rückblicken“, faßte König Friedrich Auguſt wirklich als eine Demonſtration im Intereſſe der Ten-

Digitized by Google

denzen desſelben auf, ſchrieb dem Intendanten von Lüttichau, daß er ihm künftig einen Cenſor ſetzen würde, wenn Stücke ſo aufregender Art, wie die „Karlsſchüler“ und nun der Acoſta gegeben würden, und verbot die Wiederholung. Das königliche Billet, das der Dichter ſelbſt geleſen, brachte den Intendanten Lüttichau ganz außer ſich. Schon am Abend der Premiere hatte deſſen Gemahlin, eine „geiſtvolle, ſcharfblickende, ungemein wohlwollende Frau“, die, wie Gutzkow berichtet, ihn drei Jahre lang betrachtete, als befände er ſich im Wirkungskreiſe ihres Mannes in „proſaiſcher, ſeiner nicht würdiger Geſellſchaft“, dem Dichter die „ungünſtige Konſtellation der Dinge“ mitgeteilt, damit er nicht am andern Morgen unvorbereitet auf das Theaterbüreau komme, und ihm geraten, jede perſönliche Begegnung mit dem Intendanten zu vermeiden. Daß Frau von Lüttichau „nach beiden Seiten zu vermitteln geſucht“ und Prinz Johann „in deſſen Folge“ (!) ſelbſt den Cenſor des „Uriel Acoſta“ gemacht habe, wie Rob. Proelß Gutzkow erzählen läßt, davon findet ſich weder in den „Rückblicken“ noch ſonſtwo eine Andeutung. Das iſt wieder eines von jenen zahlreichen Misverſtändniſſen, die an Zahl den wirklichen Irrtümern der Gutzkowſchen Erinnerungen nicht nachſtehen. Einen fürſtlichen Fürſprecher, wie Laube ihn in der Erzherzogin Sophie in Wien beſaß, hatte Gutzkow nicht, vielmehr war ſeine Stellung zu der in Kunſtſachen einflußreichſten Perſönlichkeit am Dresdener Hofe, zur Prinzeſſin Amalie, wohl der „hohen Frau“ Meißners, keineswegs eine günſtige. Schon der Antrittsbeſuch des neu engagierten Dramaturgen bei ihr verriet eine gewiſſe Voreingenommenheit der fürſtlichen Dichterin gegen Gutzkow. In ſeinen „Lebensbildern“, wo er uns dieſe Audienz erzählt, ſchiebt er die Schuld dieſer Gereiztheit auf befliſſene Zwiſchenträger, die der Prinzeſſin eine frühere Äußerung im „Telegraphen“ über ihre eigenen Stücke verraten hatten.

So völlig fürſtlicher Laune preisgegeben, galt es, für Gutzkow, feſt und beſtimmt aufzutreten. Er hatte gerade von

Digitized by Google

Berlin die erfreuliche Nachricht erhalten, daß ſein verpöntes Stück dort endlich freigegeben ſei; kurz entſchloſſen reichte er alſo ſeine Entlaſſung ein, noch ehe er ſein Amt offiziell als Dramaturg angetreten hatte. „Bei Beginn meiner Thätigkeit ſo von oben her begrüßt," ſchrieb er, „würde ich beim Perſonal kein Vertrauen finden". Dieſe Befürchtung Gutzkows war völlig gerechtfertigt, genügte doch ſchon die Thatſache, daß er bei Hofe mit Mistrauen betrachtet wurde, wie R. Proelß meldet, ihm in den Augen ſo mancher die nötige Autorität zu entziehen. Daß Gutzkows Entlaſſungsgeſuch kein leerer Schreckſchuß war, ſondern ihm von ſeinem perſönlichſten Empfinden diktiert wurde, beweiſt auch eine Stelle aus einem Briefe an einen Verwandten vom 20. Dezember dieſes Jahres: „Die Nachricht, daß ich meine Freiheit vorläufig auf ein paar Jahre verkauft habe, wird Sie überraſcht haben; kam mir doch dieſe Begegnung ſelbſt ſo plötzlich, daß es Zeit bedurfte, bis ich mich ſelber darein finden konnte. Abweiſen mocht' ich die Hand des Geſchickes nicht, und ſo griff ich zu, weniger, wegen einer an ſich mit vielen läſtigen Verbindlichkeiten verknüpften Anſtellung, als deshalb, um mich aus meiner Frankfurter Iſolirung mit Gewalt heraustreiben zu laſſen und meinen Anker auf tieferen Grund und Boden zu werfen, als da auf dem Hirſchgraben, wo es gar gut und angenehm, aber doch in vielen andern Dingen auch gar zu ſandig war. Das Geſinnungsvolle, was eine begünſtigte Folge meines Frankfurter Lebens war, wird mich nicht verlaſſen: beim Theater frägt keiner nach meinem Glaubensbekenntnis und wo ich irgend mit meiner Stellung und meiner Ehre in Colliſionen kommen werde, geb' ich die erſtere, nicht die letzte auf."

Das entſchiedene Auftreten Gutzkows „imponirte" oben. Der großen Aufregung komiſcher Schluß war, daß Prinz Johann vom Könige den Auftrag bekam, die cenſurgemäße Einrichtung des Stücks zu übernehmen. Hofrat Zenker verhan-

Digitized by Google

delte auf dem Hausministerium mit dem Dichter und die vom Prinzen geforderten Milderungen beschränkten sich schließlich darauf, daß statt des Wortes „Priester" durchweg „Rabbiner" gesagt werde. Auch von dieser günstigen Wendung sandte Frau v. Lüttichau die erste Nachricht ihrem Schützling.

In den „Lebensbildern" erzählt der Dichter dieselbe tragikomische Episode, fügt nur noch hinzu, daß der prinzliche Censor auch das Wort „Glaube" beanstandete. Robert Proelß berichtet darüber auch nur sehr vorsichtig, er traut offenbar der Gutzkowschen Behauptung nicht recht. Das noch heute im Gebrauch befindliche Regiebuch des Dresdener Hoftheaters kann aber noch jetzt den Beweis für die auch von anderen angezweifelte Thatsächlichkeit dieser Censurheldenthaten erbringen. Die dicken Bleistiftbalken, die vor fünfundfünfzig Jahren die genannten Worte unkenntlich machen sollten, hat die „Milde der Gewöhnung" nicht ganz zu vernichten vermocht; noch sind sie erkennbar als charakteristische Rudimente einer leider heute noch wirksamen Vergangenheit. Das Wort „Priester" ist in der That mehreremale gestrichen, aber nur da, wo es durch die Wucht der betreffenden Stelle besonders ins Ohr fällt; so heißt es am Anfang der 6. Scene des II. Aufzuges: „Was sagst du, Simon — Rabbinen [statt Priester] an der Pforte?" Und in der großen Überredungsscene zwischen de Silva und Uriel hat dies gefährliche Worte sogar einem „andern" Platz machen müssen: „Mir selber bin ich irrend, andern nicht," wodurch der Sinn des Verses natürlich völlig zerstört wurde. Ebenso ist der wuchtige Schlußsatz des Monologs im III. Akt: „Den Priestern aber widerruf' ich nicht," verbessert(?) in „Und diesen Irrtum widerruf' ich nicht," was dem Vers natürlich jede Bedeutung raubt und ihn völlig überflüssig macht. Ist es doch gerade die geistige Herrschaft der Priester, die Uriel nicht anerkennen will. In der 3. Scene des III. Aktes ist sogar „Priester" durch „Rache" ersetzt, eine Tautologie, die dem Censor eigentlich selbst eine strafrechtliche Verfolgung hätte zu-

Digitized by Google

ziehen müſſen. So heißt es: „Von Rache [ſtatt Prieſtern] aufgehetzt die Maſſe droht.“

Der „Glaube“ iſt weniger rigoros behandelt; das Wort „Talmud“ erſetzt ihn; gelegentlich iſt er aber ſelbſt als Erſatz für die noch gefährlicher erſcheinende „Kirche“ eingetreten. Der fanatiſche Schlußtriumphruf des Santos „Der Glaube ſiegt ꝛc.“ (Ende des 5. Aktes) hieß urſprünglich „die Kirche ſiegt“. Dieſe Cenſuränderung hat der Dichter in allen ſpäteren Ausgaben des Werkes beibehalten. Ebenſo hat er ſelbſt manche Verſe ſpäter fortgelaſſen, die ihrer herausfordernden Schärfe wegen der Cenſor energiſch geſtrichen hatte, wie z. B. in dem Widerruf den Vers „Gott und die Teufel allgeſamt verlachend“. Das Wort „Gott“ iſt übrigens auch einmal vorſichtig umſchrieben durch „des Höchſten“, wodurch der Vers metriſch gradezu unausſprechlich wurde. Der Schluß des 4. Aktes, wo ſelbſt der ſo zurückhaltende de Silva aufſäſſig wird und proteſtiert, worin die Charakterentwickelung dieſer Figur ihren Höhepunkt findet, war ebenfalls mit einer gewiſſen Entrüſtung dick durchſtrichen.

Mit dieſen Änderungen nun durfte der „Uriel Acoſta“ nach einer Unterbrechung von vierzehn Tagen ſich wieder auf der Hofbühne ſehen laſſen und hat trotz Cenſur noch zahlreiche Aufführungen erlebt. Robert Proelß zählt bis zum 1. Januar 1862 in Dresden deren 28; noch bei der fünften wurde der Dichter ſtürmiſch gerufen; Emil Devrient, der erſte Vertreter des Uriel hat dieſe Rolle nicht weniger als 39 Mal geſpielt.

Wie Devrient dieſer Glanzrolle gerecht wurde, hat der Dichter ſelbſt in einem ausführlichen Briefe ſkizziert, den er vor der zweiten Aufführung ſchrieb, um einige Änderungen zu erbitten. Als theatergeſchichtliches Dokument möge er hier folgen:

Theurer Freund,

Damit ich morgen nicht in Verſuchung komme, auf der Probe mein Herz über einige Kleinigkeiten zu erleichtern, die ich an Deiner ebenſo genial gedachten, wie gewiſſenhaft ausge-

führten Rolle noch gern bemerken möchte, schreib' ich Dir lieber in stiller Abendstunde ein paar Worte.

Act I. war trefflich. Alles schön und meisterhaft.

Act II. ditto. Da fehlte nichts. Die Rede ausgezeichnet, kurz — vollkommen einverstanden!

Act III, aber möcht' ich um eine etwas andere Färbung bescheidentlich einkommen. Verletzt ist Uriel, aber er muß sich hüthen, zu bitter zu sein. Ein klein, klein wenig mehr Gutmüthigkeit, würde mehr für ihn einnehmen. Dann aber schien mir entschieden Tempo u. Vortrag zu erkältend nach dem Abgang Silvas. Fällt Uriel mit dem Monolog

O mir ist Wahrheit edler u. s. w.

in Betrachtung, dann steht die Handlung still, es kommt eine kalte Stimmung über die Zuhörer. Deßhalb möcht' ich Dir vorschlagen, ob Du diesen Monolog nicht rascher, wärmer, flammender einsetzen möchtest. Ein Applaus auf die Rede von der Ueberzeugung, als das Thema des Stückes, wäre nicht übel, ich vermißte ihn wirklich am Abend u. erschrak, als ich mir dachte: Himmel, sie kapieren das Süjet nicht mehr u. kommen über den Fluch nicht hinaus. Nur Dein wahrhaft geniales, großartig ergreifendes Spiel beim Abgang, dieser meisterhafte Blitz, rettete uns vor dem Versanden u. der hereinzubrechen drohenden Langeweile mit der Mutterscene. Es lag im Einsetzen nach Silvas Abgang. Da ist der Drucker zum Folgenden.

Act IV. in der passiven Scene mit Akiba war Haltung u. Vortrag gleich außerordentlich wahr und einfach. Der Monolog sehr gut. Die Scene mit dem Bruder gieng noch, wenn gleich Ruben zu sehr schrie. Vortrag des Widerrufs ganz einverstanden bis auf die letzten Worte. Irrt sich mein Gedächtniß, wenn es mir ist, als hob sich da die Stimme? Im Gegentheil, sollte sie sinken, ersterben und alles, was sie sagt, kaum noch hörbar machen; denn grade deßhalb wiederholt Santos dieselben Worte, weil sie im Munde Uriels nicht mehr vom Hörer verstanden wurden. Dann werd' ich Sorge tragen, daß Jochai nicht schreit, nicht oben steht u. dergl. Auch sind die Worte: ein Thier, ein wütend wildes, gestrichen, die Silva sagt. Nun kommt das Volk u. stellt sich auf. Dann große Pause, in der sich das Publikum sammelt u. nun beginnt Uriel sanft aufsteigend (ich meine sanft in der Malerei) all-

Digitized by Google

mählich zum: „Es ist nicht wahr.“ Dann wieder von leiser aufsteigend bis zum effektvollen Höhepunkt, bis er vorstürzt. Das äußre Aussehen gemildert.

Im 5ten Akt wüßt' ich nichts; da war Alles voll Hoheit und milder Idealität, wie man sie an Deinen Gebilden gewohnt ist.

Vergieb mir diese Herzenserleichterung! Du wirst sie gewiß freundlich hinnehmen, weißt Du doch wie unerschütterlich der Felsengrund meiner Bewunderung vor Dir ist; ja ich bekenne sogar, dß ich selbst die Schuld trage, wenn in der Darstellung manches, statt langsam an uns heranzukommen, sich überstürzte. Ich schreibe Dir das, weil ich es auf der Probe für unpassend halten müßte, mich irgendwie zwischen eine Leistung zu legen, die so allgemein gefeiert und anerkannt worden ist und ein schwungvolles Ergebniß wirklicher Begeisterung für die Sache war.

Ich grüße Dich herzlich!

Immerdar

Dein

Gutzkow.

Dresd., 26. Dez. 46.

Es ist nun soviel von der unkünstlerischen Tendenz des „Uriel Acosta“, von seinem Mangel an Poesie, von seinem pathetischen Phrasentum die Rede gewesen — und in den Ausgaben letzter Hand fühlte sich der Dichter selbst zu einer Rechtfertigung des vielgeschmähten Charakters seines Helden veranlaßt, daß es von hohem Interesse ist, eine Übersicht zu geben über die Aufnahme, die dem Werke in Dresden sowohl wie in andern Städten widerfuhr, und über die kritischen Äußerungen, die es veranlaßte. Denn selten sind wohl so völlig widersprechende Meinungen über ein und dasselbe geäußert worden. Die heftigen Kontroversen, die Jahre lang von Freund und Feind über dieses beste Gutzkowsche Bühnenstück geführt wurden, bilden einen beachtenswerten Beitrag zur Charakteristik der deutschen Theaterkritik in den vierziger Jahren. Es genügt, die schwerwiegendsten Urteile herauszugreifen.

An Zeitungen, die damals in Dresden über Theater referierten, bestanden nur die von Robert Schmieder redigierte „Abendzeitung“ und das „Dresdener Tageblatt“. Es mag wohl sein, daß die erstere dem neuen Dramaturgen zunächst möglichst wohlwollend entgegentrat — verrät doch die von Schmieder selbst geschriebene Kritik über den „Uriel“ eine sehr intime, zweifellos durch Lektüre vorbereitete Kenntnis des noch nicht im Buchhandel erschienenen Werkes. Einseitige Parteilichkeit für Gutzkow läßt sich Schmieder aber um so weniger vorwerfen, als er nach wenigen Monaten schon sehr scharfe Rügen über die dramaturgische Thätigkeit Gutzkows in sein Blatt aufnahm.

Die „Abendzeitung“ eröffnet ihre Kritik über die erste Aufführung mit einer allgemeinen Erörterung der Judenfrage und bemerkt, auf das neue Werk übergehend: „Wie die Bühne dem Staatsleben gegenüber unbezweifelt auch die Verpflichtung hat, in lebendigtreuen Spiegelbildern die mehr oder minder wichtigen Flutungen der staatlichen Vorgänge zu reflektieren und zur Zeitgestaltung gleichmäßig mitzuwirken, so erscheint es mehr folgerecht als zufällig, daß der Dichter jenes ernste Blatt unserer Zeitgeschichte, wenn schon mit Hilfe eines geschichtlichen Vorganges aus dem 17. Jahrhundert, in die Annalen unserer dramatischen Poesie aufgenommen, daß er den spröden Stoff zum geweihten Tempeldienste seiner Muse geformt, daß er die für manche vielleicht herben Früchte rationeller Forschung und abstrakter Wissenschaft in der goldenen Schale der Poesie einladend und gefällig auch der größeren Masse des Volkes geboten hat“. Daß das Stück auf das Judentum spezialisiert sei, hält der Kritiker für eine Folge der Censur. Im ganzen nennt er es ein „dramatisch-poetisches Kunstwerk“, die Sprache „einfach-edel, ungesucht-gewählt“, die Verse „korrekt und fließend, von poetischem Duft, keine hohlen Floskeln und trivialen Phrasen“, wenn sich auch noch hin und wieder „manche poetisch-rhetorische Schmarotzerzweige“ breit machten. Für die „technische

Oekonomie“ des Stückes hält er es für vorteilhaft, wenn es in drei oder vier Akte zusammengezogen werde mit Rücksicht auf die „ziemlich geringe Ausgiebigkeit und Komplikation der Handlung“; besonders der 5. Akt hemme die Schlußkatastrophe.

Ueber die psychologische Entwickelung und den Charakter Uriels macht Schmieder die sehr richtige, wohl vom Dichter selbst inspirierte Bemerkung, daß manches in dem Drama durch das jüdische Milieu erst Erklärung und Wahrscheinlichkeit erhalte, so namentlich die strenge und einflußreiche Wichtigkeit der Familienbande und aller dahin gehörigen Verhältnisse, sowie der starre Rigorismus in allen Kirchen- und Glaubenssachen. Die entscheidende Wichtigkeit dieses speziellen Motivs hat Gutzkow trotz wiederholter Erklärung manchen Kritikern wie Julian Schmidt nie klar machen können. Eine Schmälerung des Interesses für Uriel durch seinen Widerruf, meint Schmieder zum Schluß, werde dadurch paralysiert, daß Acosta zu seiner ursprünglichen Ueberzeugung sich bekennt und freiwillig in den Tod geht, eine Katastrophe, die allerdings von der Notwendigkeit bedingt sei, da durch Uriels Schwanken das moralische Gleichgewicht des Charakters verloren und nur in solchem Ende versöhnend und dramatisch wiederzugewinnen sei. Das ist völlig des Dichters eigener Gedankengang.

Bald darauf brachte die Abendzeitung einen gründlichen Artikel über Gutzkows litterarische Vergangenheit von Emil Cerevis, und auch hier begegnen wir bei der Beurteilung des „Uriel Acosta“ einer Auffassung der Schlußkatastrophe, die mit der des Dichters völlig übereinstimmt; Gutzkow habe in seinem Drama, das ihn zum „ersten Dramatiker der Gegenwart“ erhebe, den „berechtigten Kampf und den aus der äußern Vernichtung des Subjektes aufblühenden Sieg des philosophischen Gedankens gegen den exklusiven und starren Dogmatismus der Kirche“ verherrlicht.

Nicht ganz so enthusiastisch urteilte Otto Banck in dem

von Hugo Häpa begründeten „Dresdener Tageblatt“, dem Vorläufer des „Dresdener Journals“ über die erste Aufführung.[210a]) Auch er begrüßte die „Tendenz“ des Stückes. „Der Dichter hat sehr recht gethan, der in Wirklichkeit arg verzögerten Emancipation der Juden durch die Poesie vorzugreifen“. Banck gesteht zu, daß Gutzkow „mehr als sonst die Tendenzeffekte vermieden“ habe; ästhetisch bedenklich findet er die Verzögerung der Rubenscene und die Zusammendrängung der Gefühlsaffekte im 4. Akt. Der 5. Akt sei zwar eine genügende Lösung, aber die große Erhebung, mit der der Dichter bis hierher geschaffen, lasse doch in ihrer allgemeinen Färbung nach. An die Einführung des Knaben Spinoza, der in Berlin so heftig getadelt wurde, wie wir noch sehen werden, stößt sich Banck nicht; er findet sie jedoch „etwas abstrakt und künstlich“, nennt sie aber einen „effektvollen Gedanken“, doch sei ein Monolog Uriels an Stelle eines Dialogs nötiger. Er vermißt überhaupt die Monologe, welche „einen inneren psychologischen Aufschluß, die heimlichen Uebergänge der Seele“ gäben. Dazu gehöre eben eine Dichterkraft, die größer sein müsse als die Gutzkows, der „durch Gedankenschärfe, durch eine fein gewebte Quintessenz der Spekulation für den Mangel des Primitiven zu entschädigen versucht habe“. Anzuerkennen aber sei durchaus das Ergreifen eines „tiefen, geistvollen Stoffes, zumal der Dichter darin ein reiches und in jeder Beziehung gehaltvolles Denken niedergelegt habe“. An der Judith vermißt er aber innerliche Wärme, an Uriel die nähere Aufklärung über seine philosophische Entwickelung, und in der Sprache empfindet er trotz aller Sorgfalt ein prosaisches Element, der Gedanke sei nicht in der Form geboren.

Vor allem interessant ist es, die Stellungnahme der „Grenzboten“ zu all diesen Ereignissen, sowohl zu Gutzkows Engagement in Dresden als auch zu dem Erfolge des „Uriel“ zu überblicken, müßte doch das Verhältnis unseres Dichters zu dieser Zeitschrift ein besonderes Kapitel seiner Biographie

Digitized by Google

füllen. Die „Grenzboten“ hatten damals noch nicht unter Julian Schmidts Kommando ihre Minierarbeit gegen Gutzkow begonnen und brachten mit großem Eifer Notizen über die Erlebniſſe und das Schaffen ihres ſpäteren beſtgehaßten Feindes. Von ſeiner Dresdener Anſtellung waren ſie wie die ganze Öffentlichkeit überraſcht worden. Als Gutzkow bereits in Dresden war und die Unterhandlungen mit Lüttichau ſchon ihren Anfang genommen haben mußten, hatte der ſonſt gut unterrichtete dortige Korreſpondent der „Grenzboten“ noch keine Ahnung von dem Zweck der Reiſe, er meldete vielmehr, daß der Schriftſteller beabſichtigte, mit ſeiner Familie nach Berlin überzuſiedeln und nur wenige Tage in Dresden weile, ſeines neuen Stückes wegen. Auch dieſer Umſtand ſpricht für die Schnelligkeit, mit der die Vereinbarung mit Lüttichau getroffen worden. Nun aber das Faktum vorlag, wurde die Angelegenheit natürlich lebhaft diskutiert, ſoweit mir Urteile aus der Preſſe vorliegen, meiſt in für Gutzkow günſtigem Sinne. Die „Grenzboten“ begrüßten ſeine Ernennung in ſchmeichelhafteſter Weiſe: „Der Name des Gewählten,“ erklärten ſie, „beweiſt, daß die Wahl eine der Bedeutung des Kunſtinſtituts angemeſſene iſt. Es würde voreilig ſein, über die Vorteile ſchon jetzt zu ſprechen, welche das Theater von dieſer Oberleitung zu erwarten hat; der Wirkungskreis, in den Gutzkow hier eintritt, iſt, was namentlich deſſen praktiſche Ausführung anlangt, für ihn jedenfalls ein ſo durchaus neuer, daß wol erſt nach Jahresfriſt ein einigermaßen begründetes Urteil darüber zu ſprechen iſt, ob die getroffene Wahl eine glückliche war oder nicht. Aber von einer andern Seite können wir Gutzkows Berufung nur als ein erfreuliches Ereignis für Dresden bezeichnen: ſeine Perſönlichkeit kann einen Kern für ein ſo lange ſchon vermißtes litterariſches Streben und Leben bilden. Von ſeinem Uriel . . . verſpricht man ſich großes.“

In Berlin, der Vaterſtadt des neuen Dramaturgen, wo er, wie er oft bitter klagt, ſtets am wenigſten Anerkennung

Digitized by Google

gefunden, sah man die Ernennung mit bedenklicheren Augen an. Dem Berliner Korrespondenten der „Grenzboten“ schien die neue Stellung „streng genommen unvereinbar mit dem Innern eines produktiven Autors“, er fürchtete, wie ja der Dichter selbst, daß sein Schaffen zum mindesten dadurch beeinträchtigt werde. „Uebrigens“, fährt er dann fort, „scheint dieser Gutzkow nun schon seit längerer Zeit dem Geschmack des Publikums und der Schauspieler größere Konzessionen zu machen, als das Recht der dichterischen Unabhängigkeit zuläßt.“ Beispiele anzuführen, hütet sich der Schreiber wohl, und nachdem er noch des weiteren über die Grenzen des theatralischen und des dramatischen Momentes unbestimmte Andeutungen gegeben, schließt er: „Karl Gutzkow steht bis jetzt noch immer dem Feldlager der Franzosen näher, als dem der Deutschen. Vielleicht führt ihn der Ueberdruß in unsere Reihen hinüber und die Einsicht, wie viel leichter der Ruhm erreicht wird, auf der Bühne temporär angenehm zu sein.“ In Widerspruch mit dieser Auslassung über des Dichters neueste Konzessionen an das Publikum steht die gleichzeitige Anmerkung der Redaktion: „Uriel Acosta soll, wie uns Eingeweihte versichern, eine sehr günstige Ausnahme machen und überhaupt die bedeutendste poetische Produktion unter allen dramatischen Leistungen Gutzkows sein.“

Kurz vor der ersten Aufführung brachten die „Grenzboten“ dann noch die vielversprechende Notiz; „Was wir über den „Uriel Acosta“ gehört und was wir von den „Karlsschülern“ gesehen haben, überzeugte uns, daß unsere beiden fruchtbarsten jüngeren Dramatiker in sich selbst noch einer edlen Entwicklung entgegen gehen.“

Man darf daher gespannt sein, wie sie sich nach dem Erfolge des neuen Werkes aus der Affäre zogen, nachdem sie sich durch die lobenden Vorhersagungen immerhin ein wenig die Hände gebunden hatten. In ihrer Nummer vom 15. Dezember bringen sie gleich zwei umfangreiche Referate über den

Digitized by Google

Dresdener Abend. Das erste stammt von ihrem regelmäßigen Korrespondenten. Er bedauert zuerst, daß auch dem neuen Stücke, auf das alle Welt so ungewöhnlich gespannt war, ein günstiges Vorurteil vorangeflogen, weil oft solche Vorurteile gerade das Gegenteil von dem herbeiführten, was sie bezweckten. Den Stoff des „Uriel" nennt er politisch im höchsten Sinne des Wortes, aber der Dichter habe ihn rein von seiner poetischen Seite aufgefaßt, er habe es verschmäht, ihn durch eine tendenziöse Behandlung in den durch den Kampf um die Tagesfrage aufgewühlten Boden herabzuziehen. Technisch sei das Stück ein Kunstwerk, nur der Schluß des 3. Aktes lasse eine Änderung, der 5. Akt Kürzungen wünschen. „Das wahrhaft Dramatische des Stoffes hat reiche Blüten getrieben," fährt der Bericht fort; „keine Floskeln, keine Tiraden rufen das verstimmende Gefühl des Gemachten, Absichtlichen hervor; man fühlt es diesen Versen an, daß sie aus einer von der ganzen Bedeutung des Stoffes tiefinnerlich durchdrungenen Brust hervorgequollen sind. Das Konfessionelle ist nach seinen verschiedenen Richtungen außerordentlich treffend in den einzelnen Charakteren hingestellt ... Wenn auch diese Dichtung vielleicht nur ein kleines Publikum für sich in Anspruch nehmen kann — denn wie bei der Kammermusik jede Note, will hier jeder Vers erfaßt, verstanden werden — so wird doch dieses kleine Publikum sie über ephemere Vergänglichkeit der nur mit einem momentanen Interesse des Sozialismus oder der Politik flatternden dramatischen Eintagsfliege hinausheben. Wir werden den „Uriel Acosta" nach einem, nach zehn Jahren mit demselben Interesse, mit demselben poetischen Genusse wiedersehen und ihm deshalb gern und freudig den Adel des Klassischen zugestehen." Der Bericht ist unterzeichnet mit E. P.

Eine zweite Kritik ist von ihrem Verfasser aus eigener impulsiver Initiative niedergeschrieben und den „Grenzboten" eingesandt worden. Sie trägt die Chiffre A und zu unserem

Digitized by Google

Erſtaunen entdecken wir, daß Alfred Meißner ihr Urheber iſt; einige Stellen aus dieſer Kritik ſind in ſeine ſpäteren Lebenserinnerungen wörtlich aufgenommen und laſſen keinen Zweifel zu, daß dieſer zweite, etwas ſkeptiſcher gehaltene Bericht von dem Dichter des „Ziska“ und „Reginald Armſtrong“ herſtammt. Er geſteht zu, daß Gutzkow im „Uriel Acoſta“ tiefer gegangen, einen menſchlichen Stoff ernſter und feſter gepackt habe, als er es ſonſt gewohnt ſei. „Die freie Forſchung gegenüber der Orthodoxie, die Familie, die Liebe im Kampf mit dem ewigen Freiheitsgedanken der Zeiten, das iſt ein Zwieſpalt, der durch alle Jahrhunderte geht und heute noch ſeine tragiſchen Opfer fordert . . .“ „Aber,“ fährt Meißner fort, „nicht ſolche Geſtalten, wie „Uriel Acoſta“, muß man uns vorführen, wenn man die Gemüther von der Heiligkeit der Freiheitsidee durchdringen will. Den Liebe, den ein Frauenherz zum Widerruf vermocht, den hatte der Geiſt nicht beſchattet. . . . Nicht alle Zweifler haben widerrufen, und wenn die Konflikte des Lebens die großen Märtyrer der Freiheit manchmal verzagt machen konnten, zu Lügnern ſie zu machen, gelang nicht!“ Nur einen einzigen Namen aber kann Meißner als Beiſpiel für dieſe von ihm geforderte übermenſchliche Standhaftigkeit anführen. Daß Uriel nicht bloß um Judiths Willen widerruft, daß der jüdiſche Familienſinn, ein ganz ſpezielles kulturgeſchichtliches Element, die Grundlage des ganzen Konfliktes iſt, hat Meißner, wie ſo viele mit ihm, nicht begriffen. Für ihn verliert Uriel im vierten Akt das Intereſſe, weil er „nicht mehr werth iſt, der Träger der großen Befreiungsidee zu ſein,“ und auch der freiwillige Tod könne uns nicht mehr mit ihm verſöhnen, „der Verrat an der Wahrheit war zu dauernd, zu ungeheuer, wir ſind erkältet, ja erniedrigt.“ Charakteriſtiſch iſt dieſes Urteil für Meißner ſelbſt, der auch hier nur den Träger der Idee, die nicht beleidigt werden darf, alſo die reine Tendenz im Auge hat, den menſchlichen Konflikt aber ganz überſieht. Den trefflichen Bau des Stückes erkennt er an,

Digitized by

doch heißt es zum Schluß: „Wir ſehen die Handlung äußerlich fortſchreiten, ſehen eine Kette von Wirkungen, neu, überraſchend, blendend, mit allem bengaliſchen Feuerwerk der Poeſie beleuchtet — aber Urſprünglichkeit, das Menſchenherz aufgeblättert bis in ſeine tiefſten Tiefen — wie ſelten!“

Mit dieſen Kritiken der „Grenzboten“ konnte ſich der Dichter immerhin beſcheiden, bewieſen ſie doch wenigſtens, daß man geneigt war, ihm auf ſeinen Spuren zu folgen; mit Hohn und Spott, mit einer geradezu beiſpielloſen Verächtlichkeit ſein Werk niederzutreten, ſollte dem kühleren Norddeuſchland, vor allem ſeiner Vaterſtadt Berlin vorbehalten bleiben.

Die nächſte größere Bühne, die ſich dem neuen Werke Gutzkows öffnete, war die Hamburger, und dieſe Aufführung, am 2. Januar 1847, war von einiger Bedeutung, weil Gutzkow von 1838 bis 1842 meiſt in Hamburg wohnte, hier infolge ſeiner nie ruhenden Kritik nicht gerade allgemein beliebt war, und vor allem, weil bei dieſer Première ein Schauſpieler die Titelrolle verkörperte, der ſeit 1838 eine Reihe von Jahren hindurch dem dramatiſchen Schaffen Gutzkows in Hamburg und Frankfurt nahe geſtanden, bis auch dieſes beide Teile anregende Verhältnis endlich durch Aufhetzungen und Einflüſterungen thätiger „Freunde“ zerſtört wurde, Jean Baptiſte Baiſon. Hermann Uhde berichtet in ſeiner Geſchichte des Hamburger Stadttheaters nach dem Urteil der Tagespreſſe, daß Baiſon den Uriel „meiſterhaft“ erfaßte. Zwar „den wehmütigen Eingang ſpielte er matt und wenig ergreifend; den Ausbruch der Verzweiflung der blinden Mutter gegenüber und die ſchrankenloſe Entrüſtung über die Beſchimpfung des Ben Jochai in der Synagogenſcene aber ſtellte er ſo tief erſchütternd und in ſo alles entſetzlicher Schönheit dar, daß man in der That nicht zu ſagen wußte, was hier überwiegend ſei: das Grauſen, das er verurſachte, oder der Reiz, mit dem man ſich ihm hingab und hingeben mußte.“ Ottilie Aſſing, eine Nichte Varnhagens, die mit Baiſon eng befreundet war, hat, zwar anonym, ein

Digitized by Google

„Lebensbild“[211]) dieſes zu früh verſtorbenen Schauſpielers zuſammengeſtellt und hier die Urielrolle Baiſons, die ſie bei jeder Aufführung, ohne eine einzige zu verſäumen, aufs neue bewunderte, eingehender ſkizziert:

„Baiſons Uriel Acoſta ſoll eine der Rollen geweſen ſein, in welchen er ſeine tragiſche Kraft am glänzendſten manifeſtirte und von allen Kunſtverſtändigen, welche ihn darin ſahen, für eins der großartigſten Gebilde erklärt wird, das die deutſche Bühne aufzuweiſen hat. Gleich reich an geiſtiger Schärfe wie an Glut der Leidenſchaft, war er vorzugsweiſe berufen, den geiſtreichen kühnen Denker ſowohl, als den allen Stürmen der Leidenſchaft hingegebenen Menſchen im Uriel mit unvergleichlicher Virtuoſität wiederzugeben. Da die Kraft und Ausdauer ſeines Organs ihn der Notwendigkeit überhob, ſeine Mittel zu Rate zu halten, und wie die meiſten Schauſpieler, in dieſer die höchſte geiſtige und phyſiſche Kraft in Anſpruch nehmenden Rolle die erſten Akte konverſationell zu behandeln, riß er ſchon in dieſen durch das Feuer ſeiner Darſtellung fort. Die Erzählung im zweiten Akt: „Als Kind ſchon im Geſetze leſen lernend“, konnte als ein Muſter der Deklamation gelten: voll Erregung und Begeiſterung trug er ſie vor, der Zuſchauer mußte fühlen, daß es mehr als eine bloße Erzählung, daß es ein Stück Menſchenleben war, welches ſich vor ihm aufſchlug. Zu ergreifender Höhe ſteigerte ſich der tragiſche Effekt im dritten Akt, in der Szene, wo Uriel ſich zum Widerruf entſchließt; erbebend ſieht man in ihm den Kampf auf Tod und Leben, in den ihn der Zwieſpalt zwiſchen Liebe und Überzeugung verſetzt; alle Nerven in ihm ſcheinen zu reißen, und wenn er hinausſtürzend ausruft: „Ich thu's! ich thu's! ich thu's!“ fühlt jeder, daß er ſich ſelbſt in dieſem Moment den Todesſtoß verſetzt. Teilnahmslos, mit düſterem Unmut und ſichtbarem Widerwillen gegen ſeine Henker ſprach er, auf die Lehne eines Stuhls geſtützt, die Szene mit Akiba bis zu dem Augenblick, daß dieſer des „Achers“ erwähnt, und die geiſtige Anregung, gleich einem

Digitized by Google

Funken in ihn fallend, den Denker weckt, welcher darüber auf einen Moment Zeit und Umgebung mit allen ihren Schrecken vergißt. Das Sündenbekenntnis las er mit der Tonlosigkeit des höchsten Schmerzes, welche nur bei den Worten: „Besonders aber haßte ich mein Volk“ und „Die Mutter zu ermorden war sie fähig“, ob dieser Lüge in den Laut tiefer Wehmut und schwerverletzten Gefühls überging. In dem späteren Erscheinen auf dem Tabernakel bis zum Schluß des Aktes erreichte Baison den Gipfel der tragischen Kunst. Er entfaltete eine dämonische Kraft der Leidenschaft, welche überwältigend und erschütternd Mark und Bein durchdrang, ohne jedoch nur einen Augenblick die Grenzlinie der reinen Schönheit zu überschreiten . . . Baisons Erscheinung als Uriel war so charakteristisch als schön und edel. Ein Kostüm von dunklem Samt, dem Zeitgeschmack entsprechend, mit einem eigentümlichen, wahrscheinlich einem alten Kupferstich entnommenen Barett, gaben ihm das Ansehen jener herrlichen Portraits aus der Schule Rubens und van Dyks, welche wir als Zierden der Galerien bewundern. — Baisons Uriel ist als eine der großartigsten Leistungen anerkannt, in welcher er nach dem Zeugnis der ersten Künstler und Kritiker einzig und unerreichbar in Deutschland dasteht. Jüngere Künstler, welche sich an seiner Darstellung begeisterten, suchten ihm — die einen mit größerem, die anderen mit minderem Glück — darin nachzukommen, aber bei manchen lobenswerten Einzelheiten, bei richtiger Auffassung im ganzen, ist es doch keinem gelungen, jene Vollendung nur annäherungsweise zu erreichen“.

Auf entsprechender Höhe standen auch die übrigen Darsteller. „Es war eine jener Mustervorstellungen, welche nur der Vergangenheit angehören; die ersten Kräfte des Dramas waren darin thätig und ein Geist der Weihe schwebte über der ganzen Vorstellung. Die Wilhelmi gab die Judith, Fehringer de Silva, Schneider Ben Jochai. Gloy de Santos und Schäfer Ben Akiba“.

Digitized by Google

Unter diesen günstigen Umständen war der Erfolg des Stückes in Hamburg „glänzend", und brachte dem Autor über 500 Mark Tantième, eine für damalige Verhältnisse selten hohe Summe. Wie Uhde berichtet, fand die Kritik das Drama „äußerst wirksam"; Karl Töpfer schrieb in den „Originalien": „Es beschäftigt, als ein mit Geist geschriebenes Produkt unseren Verstand, wenn auch Herz und Gemüt leer dabei ausgehen. Geschickt und bühnenkundig erhebt Gutzkow die Hauptperson stets wieder auf ein Katheder, wo sie effektvolle, in die Zeit greifende Reden halten kann; wie denn überhaupt das ganze auf die Parteistimmung berechnet ist, welche von den herrschenden konfessionellen Wirren ausgeht. Ja, wir sehen diese Wirren selbst dramatisiert und unter israelitischem Gewande maskiert". Also just das Gegenteil von dem, was die „Grenzboten" und die Dresdener Kritiker lobend hervorhoben. Uhde fühlt sich bemüßigt, hinzuzusetzen: „Da die „konfessionellen Wirren" seitdem noch immer [1879] herrschen, so konnte die deutsche Bühne gelegentlich stets mit Glück auf „Uriel Acosta" zurückgreifen; das Werk erntete immer wieder Beifall". Nun, wenn die Lebensfähigkeit des „Uriel Acosta" von den „konfessionellen Wirren" allein genährt wird, selbst dann dürfte er sich noch ungemessene Zeit auf dem deutschen Repertoire erhalten.

Daß die Aufnahme des Stückes in Hamburg, die Uhde einen „glänzenden Erfolg" nennen muß und von der der „Komet" berichtete, daß noch kein Stück von Gutzkow so außerordentlich dort gefallen habe, gleichwohl an warmem Enthusiasmus zu wünschen übrig ließ, daß hierbei der von Laube so oft hervorgehobene Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland in die Erscheinung trat, beweist der Bericht der Dresdener Abendzeitung über diese Hamburger Première. „Gutzkows Uriel Acosta", sagt er, „ist auch hier mit Beifall und wenn ich nicht irre, 6 mal gegeben worden . . . Doch fehlt unserem Publikum dafür aller Sinn, die Idee und Gestaltung der Tragödie liegen diesem handeltreibenden, ganz und gar materiell

gesinnten Publikum zu hoch, und die sogenannte Kritik that wahrlich nicht das Geringste, um jenem das Verständnis zu erleichtern. Man glaubt oft, aschgraue Wunder zu sehen und zu hören, wenn man liest, wie die Ehren-Recensenten, die sich in den verbreitetsten Blättern spreizen und blähen wie Frösche, über Tragisches, Charaktere u. s. w. salbadern. Es ist ein so halbgebildeter, trauriger Geist voll alberner, trivialer Auffassung in diesen Kritiken, daß man jeden Dichter von Herzen bedauern muß, der einer solchen Kritik anheimfällt. Die Clique ist hier nie so gut, soll heißen so miserabel und so parteiisch frech organisiert gewesen, als in diesen Tagen; sie scheint sich förmlich verschworen zu haben, für die eigenen Fabrikate und Machwerke brüderlich gegenseitig zu kämpfen, und alles außerheimische, wie den etwa vorhandenen oder möglichenfalls rege werden könnenden Sinn niederzuschlagen". Wie doch dieselben Ereignisse in den Köpfen der verschiedenen Beobachter sich verschieden formen!

„Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Vierzehn Tage auf Hamburg folgte Leipzig mit seiner voll Spannung erwarteten Uriel-Premiere, die Stadt, die in den dreißiger und vierziger Jahren die litterarischste Deutschlands war, wo besonders die Jungdeutschen, Heinrich Laube und Gustav Kühne in der „Zeitung für die elegante Welt" und in der „Europa", sich ein Nest gebaut hatten, aus dem sie, wenigstens etwas geschützter vor den rauhen Eingriffen der Censur, ihre konfiszierten Ideen in die Welt hinausfliegen lassen konnten, während das gemäßigter liberale, besonders nach Österreich vermittelnde Element durch Kurandas „Grenzboten" vertreten wurde.

Auch hier, wo der Zahl nach zweifellos die gewichtigste Kritik zu Gericht saß, war die Aufnahme eine einstimmig bei-

fällige, der Dichter, der jedoch nicht anwesend war, wurde nach dem 4. Akt stürmisch gerufen. Die Hauptrollen waren so besetzt: Uriel — Wagner; Judith — Unzelmann; Manasse — Marx; de Silva — Stürmer; Jochai — Richter; Akiba — Paulmann; Esther — Sangalli; Spinoza — Grey.

Von den drei mir vorliegenden Kritiken ist die der „Europa" die vorsichtigste. Sie nennt den „Uriel Acosta" die gewichtvollste Schöpfung Gutzkows; sein sarkastischer Scharfsinn sei hier auf sein ihm eigenstes Thema gekommen; das Element der „Wally", die als eine aus Gutzkows Naturell entsprungene gewichtige Gestalt bezeichnet werden müsse, habe sich in seinem Drama geläutert, sei dem Dichter gleichsam geschichtlich geworden und fühle sich jetzt immer noch der Welt gegenüber, aber doch ohne peinlich diese Welt zu schmähen, die doch wenigstens groß und stark genug sei, den Zweifel in sich zu gebären, wenn sie ihn auch in ihren Vertretern von sich scheide. Eine etwas gewundene, orakelhaft dunkle Interpretation.

Uriels Widerruf nennt der Verfasser der Kritik, wohl Kühne selbst, eine liebenswürdige Schwäche. Etwas weniger grübelndes Philosophem und etwas mehr lebendige Blutwärme könnten dieser Tragödie um einen Schritt weiter aus der Abstraktion zur konkreten Wirklichkeit verhelfen. Die Intrigue des rachedürstigen Jochai laufe etwas schlaff nebenher, müsse etwas schärfer exponiert werden. „Etwas mehr Ruhe", schließt die „Europa", „etwas mehr Zusammenhalt und Verknüpfung der geistigen Elemente mit dem Materiellen des Stoffes, und wir hätten ein großartiges Kunstwerk vor uns, ein Kunstwerk, nach welchem das erbitterte Zeitalter verlangt, ohne zu wissen, daß dessen Geburt bei so viel Grund der Erbitterung vielleicht unmöglich sei." Sehr gehaltvoll ist diese Kritik nicht — vorsichtig, ohne Gründlichkeit, sie will es mit niemandem verderben. Nach der Berliner Première kam die „Europa" nochmals auf das Stück zurück. „Es ist kein rechter Segen in

Digitized by Google

Gutzkows Dichtung," heißt es jetzt etwas verschiedener; „viel Kräfte, aber keine Harmonie, entweder jäher Sonnenbrand oder Platzregen, kein Thau des Himmels, der die durchdringende Wärme befruchtend wirken läßt. . . . Bei glücklichen Grundbedingungen leidet das neue Drama an Korruptionen, über die uns der glänzende Firnis, der das Ganze überzieht, nicht täuscht."

Ziemlich skeptisch urteilte das „Leipziger Tageblatt". Es anerkennt die Idee der Dichtung nicht als eine zeitliche, sondern eine ewige. „Der Kampf freier Forschung mit veralteten Glaubenssätzen, des geistigen Fortschritts mit der Orthodoxie ist so alt, wie die Gesittung der Welt." Peinlich berührt ist dieser Kritiker von dem Pistolenschuß, der des Denkers Acosta nicht würdig sei. Gutzkow habe sich hier zu treu an die Geschichte gehalten.[212]) Zweifellos sei das Stück seine bedeutendste dramatische Leistung. „Der Bau des Stückes ist einfach, kunstvoll gefügt, die Sprache edel, klar, geistvoll, etwas sententiös, durchaus den bedeutenden Begebenheiten angemessen . . . Nur den wahrhaft poetischen Hauch vermissen wir. Gutzkow hat auch hier wieder bewiesen, daß er ein eminentes Talent besitzt, die schwierigsten Aufgaben mit Geschick zu lösen, den berechnenden Verstand aber zum schaffenden Dichter erheben, kann er nicht. Dieser Mangel an poetischer Ursprünglichkeit mag Schuld sein, daß wir nicht mit unwiderstehlicher Kraft gepackt werden, daß unsere Seele sich nicht frei und rucksichtslos der Dichtung hingibt. Acosta fesselt, spannt, macht uns bang aufathmen, aber die tiefe Seelenbefriedigung, die wir von der Tragödie verlangen, das Hinsterben im Gefühl des Schmerzes, das Wiederaufleben in der beglückenden Gewißheit des ewig sieghaften Geistes vermissen wir ungern."

Die schwächste und unmotivierteste Charakterzeichnung scheint dem Kritiker des „Tageblatts" Jochai, doch schiebt er die Schuld auf allzu große Regiestriche. Ursprünglich hat

Digitized by Google

Jochai in der That einen größeren Raum eingenommen, eine ganze Scene zum Schluß des 3. Aktes, wo Jochais ränkesüchtige Hinterliſt ſchon über Manaſſes machtloſen Widerſtand triumphiert, iſt dem für den Aktſchluß günſtiger wirkenden Monolog Judiths zum Opfer gefallen, eine Kürzung, die der Dichter wohl oder übel gutheißen mußte. Auch in den Ausgaben letzter Hand fehlt ſie. — Das Auftreten des jungen Spinoza endlich findet der Kritiker gemacht und für die Handlung ganz überflüſſig.

Begeiſtert urteilt dagegen die „Leipziger Zeitung“. Sie nennt das Stück vortrefflich angelegt, reich an geiſtreichen und echt poetiſchen Gedanken, die Charaktere meiſterhaft gezeichnet; den 5. Akt findet ſie jedoch etwas zu gedehnt.

Alle dieſe Leipziger Kritiken waren ziemlich primitiv und wurden am wenigſten den Vorzügen und Schwächen des „Uriel Acoſta“ gerecht.

Von hier ging aber noch eine Kritik aus, die in prinzipieller Verneinung das Menſchenmöglichſte leiſtete, Arnold Ruge iſt ihr Verfaſſer; ſie findet ſich im neunten Bande ſeiner „Sämmtlichen Werke“ (1848 Mannheim, J. P. Grohe S. 315 ff.) und ſpricht dem Werke Gutzkows jede Eigenſchaft einer Tragödie ab. Ruge gibt eine Inhaltsangabe des Dramas, deren Stil das Prädikat ſchnoddrig im höchſten Grade verdient, und zieht dann eine Parallele zwiſchen Gutzkow und Friedrich Hebbel, in der er dem einen alles zuſchreibt, was er bei dem andern vermißt; Ruge wußte ganz genau, daß in dieſer Gegenüberſtellung für Gutzkow, mit dem er damals entzweit war, der bitterſte Stachel ſteckte. „Machte Manaſſe nicht Concurs ſo wäre nichts vorgefallen“, meint Ruge. „Hebbel geht in „Maria Magdalena“ naiv auf ſeine Tragödie los; er vertieft ſich in die eherne Nothwendigkeit ſeiner Starrköpfe; und dieſe Welt geht aus den Fugen. Gutzkow hingegen iſt nicht ſo naiv. Offenbar will er mehr; es liegt ihm daran, unſere ganze Zeit auf die Bühne zu bringen, und ſollte er darüber auch die Tragödie

Digitized by Google

zum Malheur und die Charaktere zu Windfahnen travestiren müssen, denn wir geben ihm zu, nur so ist die Gegenwart treffend darzustellen. . . . Es ist klar, ein treuer Spiegel unserer Misere stand ihm höher, als eine poetische Untreue gegen die Zeit.“ Der radikale Politiker Ruge ist hier zum litterarischen Kritiker geworden; er überträgt diesen Tadel der Charakterlosigkeit auch auf Gutzkows Person: „Gutzkow ist viel zu „modern“, um an eine naive, ehrliche Tragödie zu glauben. Er selbst würde nicht den Trotz der Philosophie, nur ihre Weisheit haben, wenn er Philosophie hätte, und es ist klar, daß er auf die Frage, welche Philosophie er habe, antworten würde: keine von allen aus Philosophie. In diesem Sinne ist Gutzkow, in diesem Uriel Acosta ein Philosoph. Ich glaube nicht, daß er sich erschossen hat — er hat vorbeigeschossen.“

Die Anlage des Stückes, die Wahl des Stoffes, die Bühnenwirkung mußte zwar auch Ruge glückliche nennen, aber Acosta und Jochai nennt er psychologische Unmöglichkeiten, da sie in jedem Fall „geprellt“ würden; Judith scheint ihm trotz ihrer schwankenden Haltung noch am wahrscheinlichsten, denn darin seien sich alle Weiber gleich, daß sie sich selbst untreu würden. „Mehr Hebbel, weniger Gutzkow“ gab damals Ruge als Parole aus; auch er ist bei dieser Überzeugung nicht geblieben und warf später auch Hebbel zu den übrigen, die er aus Überdruß an der ganzen Zeit insgesamt verachtete. —

Über die Aufführung in andern Städten, mit Ausnahme Berlins, liegt wenig Material vor. Von Breslau wissen wir nur aus Max Kurniks Theatererinnerungen[213]), daß auch dort der „Uriel Acosta“ stürmischen Beifall fand, der besonders durch das Spiel der Auguste Bernhard, der ersten Breslauer Judithdarstellerin, hervorgelockt wurde. Wenn sie, erzählt Kurnik, in der Fluchscene des zweiten Aktes, den Priestern das Wort entgegenschleuderte: „Er wird geliebt, glaubt besseren Propheten“, da ging ein Erzittern durch die Reihen des Auditoriums, als wäre dasselbe von einer er-

ſchütternden Offenbarung ergriffen.“ Breslau war ein beſonders günſtiger Boden für das Stück. Guſtav Freytag ſchrieb an den Dichter: „Wir haben eine ſtarke jüdiſche Gemeinde . . . wir Schleſier kämpfen in allen Konfeſſionen denſelben Kampf für das Leben mit angeſtammter Lebhaftigkeit durch.“ Die Wirkung ſei daher eine ungeheure geweſen trotz der mittelmäßigen Darſtellung. Kurnik berichtet uns auch über den pekuniären Erfolg des Stückes. „Sowol der „Uriel Acoſta“, wie das „Urbild des Tartüffe“ waren von dem Breslauer Theater ein für allemal für den Preis von fünf Friedrichsdor erworben. Für je einen Akt ein Friedrichsdor — das war damals prix fixe bei den großen Stadttheatern. Die kleineren Bühnen zahlten thalerweiſe.“

Am 7. März folgte Oldenburg, wo überhaupt Gutzkows Stücke faſt ohne Ausnahme mit einer überraſchenden Promptheit inſceniert wurden, mit „durchſchlagendem Erfolge“. Haeſer ſpielte den Uriel, Mad. Bluhm die Judith, Henckel de Silva, Berninger Manaſſe, Moltke Ben Akiba und Palleske Jochai.

In Oldenburg hatte Gutzkow damals zwei thatkräftige Freunde, den Dichter Julius Moſen, den damaligen Dramaturgen des Oldenburger Hoftheaters, und den Kritiker Adolf Stahr, die beide ihren Einfluß auf den Großherzog zu Gunſten des „Uriel Acoſta“ in anerkennenswerteſter Weiſe ausnutzten. Von Stahr bewahrt Gutzkows Nachlaß einen ausführlichen Brief, der ſowohl für den Frennd als für den Kritiker Zeugnis ablegt; er enthält manche beachtenswerte Bemerkung, die ſich in dieſen Rahmen paſſend einfügt. Stahr ſchrieb:

„Deinen Uriel Acoſta werden wir hoffentlich in den nächſten Wochen haben. Ich habe das Stück wiederholt geleſen, u. bin von der innern Macht und Tiefe immer mehr ergriffen worden. Nur 2 Bedenken will ich Dir andeuten, die ich hinweggeräumt wünſchte. Zuerſt iſt es nicht wohl gethan, daß Du die großen kommerziellen Operationen, durch die Ben Jochai den Manaſſe in ſo kurzer Friſt zu Grunde richtet, faſt ganz u. gar der Phantaſie des Zuſchauers überläßt. Meinem Ge-

fühl nach wäre hier ein Stück Börsenrealismus sehr wohlthätig und wirksam gewesen, auch als Gegengewicht gegen den durchgehenden gedanklichen, idealistischen Inhalt des Ganzen. III 8 reicht hier nicht aus. Bei einem Nationalitätsterrain ohne allen staatlichen Hintergrund, dessen Käfigenge immer etwas Beklemmendes behält, war dies Moment gleichfalls keine unbedeutende Aushülfe. Fast noch wichtiger dünkt mich der 2te Punkt. Acosta widerruft um seiner Mutter u. Braut willen! Gut, aber weil wir dies wissen, so ist es ein sehr böses Ding, daß sein Nichtwissen dessen, was mit beiden während seiner Haft geschehen, durch einen Zufall bedingt ist. Als ich bis Seite 40 gelesen hatte, erwartete ich mit Nothwendigkeit, daß de Silva verlangen würde, daß Acosta nicht widerrufen, ohne den Tod der Mutter u. den Sturz Manasse's mit seinen Folgen erfahren zu haben. Der fanatische Santos konnte immerhin sagen:

Der Kirche ist's nur um den Widerruf!
Ist nur des Ketzers Hochmuth erst gebrochen,
Hat er das Urtheil selber sich gesprochen, —
Die eigne Arglist falle auf sein Haupt.

Verzeih die Unverschämtheit, daß ich selber in Versen spreche, aber mir steht die Nothwendigkeit dieses Conflictes klar vor der Seele. Und hatte Silva nicht den Muth, dem Acosta klaren Wein zu schenken, warum thut es Ruben nicht? Ruben, der eigends deßhalb, um seine Seele zu retten — zu ihm stürzt? Warum sagt der ihm bloß die Hälfte (IV z. S. 47), u. läßt sich die andere coupiren! Verzeih liebster Fr. das ist eine Unmöglichkeit. Als das Stück vorgelesen wurde bei mir, fuhr ich bei dieser Stelle auf wie von einem Pfeil getroffen. Daß Ruben zweimal mit der Nachricht von Judith ansetzt u. sie nicht herausbringt, daß er zu dem: „Nein, Bruder, Judith —" nicht das „ist Jochai's Braut" hinzusetzt ist eine psychologische Unmöglichkeit, auf diese Nadelspitze die Katastrophe zu stellen, halte ich für gefährlich, u. um so gefährlicher, da gar nicht zu begreifen ist, warum Ruben die Worte: „O schaudervolle Wendung" — bis „um eine Braut, die er verloren" in die blaue Luft hinaus zum Publikum u. nicht zu seinem Bruder spricht, da er doch gekommen, es diesem zu sagen. Sehe ich irgend recht, so hast Du Dir, indem Du das hier unnütze

Auftreten Rubens geſchehen ließeſt, einen doppelten Schaden gethan, Du haſt einen tiefen Zug zur Schilderung des pfäffiſchen Fanatismus verloren, und einen Zufall ſubſtituirt, den der Zuſchauer ſich nicht gefallen laſſen kann."

Eine geradezu begeiſterte Kritikerſtimme meldete ſich in der „Dresdener Abendzeitung" aus Chemnitz. Nach ihr hat das Stück dort „auf die gebildete Welt einen Eindruck gemacht, wie kaum ein klaſſiſches. Man ſchwärmt für die poetiſch-ideale Verbindung dieſer Herzens- und Geiſtesgeſchichte und für die herrliche Sprache, man begeiſtert ſich an den philoſophiſchen Ideen und ihren Beziehungen zur Gegenwart, man bewundert die von Akt zu Akt ſich ſpannender geſtaltende Handlung."

Die endliche Aufführung in Berlin verzögerte ſich durch eine Krankheit des Uriel-Darſtellers Hendrichs und ſo kam es, daß die junge Potsdamer Königliche Bühne unter Direktor Huth das Werk einen Monat früher, am 17. März 1847 aufführte. Die Beſetzung der Hauptrollen war folgende: Acoſta — Aſcher; Judith — Frl. Rubenow; Manaſſe — Retzell; de Silva — Schunke; Santos — Heſſe; Ben Akiba — Döring; Eſther — Le Seur; Jochai — Kleinert; Spinoza — Frl. Schultz. Muſikdirektor Hauſer hatte zu den Melodramen und Zwiſchenakten eigens eine Muſik komponiert, die ſehr gelobt wurde.

Die Berliner Zeitungen berichteten natürlich auch über dieſe Vorſtellung, doch laſſen ſich die Urteile zuſammenfaſſen mit denen, die nach der Berliner Aufführung laut wurden.

Dieſe letztere fand denn endlich am 17. April ſtatt mit folgender Beſetzung: Uriel — Hendrichs; Judith — Stich; Manaſſe — Rott; de Silva — Hoppé; Santos — Franz; Eſther — Crelinger; Jochai — Lavallade; Spinoza — Hartmann; Ben Akiba — Weiß. Döring hatte ſich hartnäckig geweigert, dieſe Rolle, die ihm nicht wichtig genug ſchien, zu übernehmen. Über Hendrichs Leiſtung als Uriel liegt die Schilderung eines Kollegen Ludwig Deſſoirs vor, die

Digitized by Google

jedoch an eine ſpätere Wiederholung anknüpft. Er ſchrieb am 9. November 1847 an einen Freund:

„Hendrichs ſah ich als Canova, Uriel, Eduard in der „Familie", Schiller und Triſtan in „König René's Tochter". Impoſante Erſcheinung, herrliches Organ — aber nicht für einen Gran Verſtand. Vor der Aufführung des „Uriel" ſoll ihm Gutzkow unter Anderm geſchrieben haben, „daß in der Scene mit der Mutter Töne zum Vorſchein kommen müßten, wie ſie noch nie auf der Bühne gehört worden". Das ließ ſich mein Hendrichs nicht umſonſt geſagt ſein und legte los. „Die blinden Augen" — ha! „Die Augen!" — oh! — und ſo immer dieſes unartikulirte Geſchrei zwiſchen durch. Wo er ſchreien ſoll, liſpelt er; bei ruhigeren Stellen brüllt er wie ein Stier. So läßt er auch gerade die gewaltigſten Stellen im vierten Akt, wie: „Stürzt ihr Felſen von meiner Bruſt" ꝛc. (die er im Hauchton ſprach) und: „Wir wollen Freiheit vom alten Joch" ꝛc., mehr oder weniger fallen." —

Über dieſe Berliner Aufführung ſchrieb Gutzkows Schwager Auguſt Dieckhoff an den Dichter:

„ . . Ihr Uriel . . . iſt mit ungewöhnlichem Enthuſiasmus aufgenommen. Jede ſchöne, hervortretende Stelle wurde lebhaft applaudiert. Am Ende des 3. Akts wurde Hendrichs und dann der Verfaſſer mit einem beiſpielloſen Jubel gerufen. Ich habe ſonſt einen ſolchen Lärm noch nicht erlebt. Eine volle Viertelſtunde dauerte das Rufen und Toben, bis angezeigt wurde, daß der Verfaſſer nicht anweſend ſei . . . Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt. Ungeheure Maſſen von Juden darin. Auch der Prinz von Preußen mit ſeiner Gemahlin, der Prinz Friedrich, und ein fremder Prinz. Alle blieben bis zum Ende. Die Billets wurden zu enormen Preiſen bezahlt . . ."

Zuerſt ſchien es, als ob die Berliner den „Uriel Acoſta" überhaupt nicht würden zu ſehen bekommen. Der Intendant Küſtner nahm, wie Gutzkow wenigſtens ſeiner Gattin klagte, erſt wenig Intereſſe an dem Schickſal des Werkes, er „zuckte die Achſeln" und ſchließlich wurde die Dichtung „in allen In-

stanzen“ abgeschlagen. Da entschloß sich Gutzkow, ein unmittelbares Gesuch an den König zu machen, was ihm „sehr widerlich“ war. Das hatte in der That eine gute Wirkung. Kurz nach dem Erfolge in Dresden erhielt Gutzkow am 19. Dezember die Nachricht, daß sein Werk auch in Berlin freigegeben sei.

Natürlich behielt sich die Censur vor, es so lange durchzusieben, bis alles polizeiwidrige Unkraut herausgerafft war, und sie verfuhr mit einer gewissen Gründlichkeit. Die Dresdener Bearbeitung des Prinzen Johann war im großen Ganzen maßgebend, in einzelnen Punkten wurde sie sogar noch verschärft. Worte wie „Rabbiner“ und „Glaube“ schienen der Berliner Censur immer noch zu bedenklich, und sie läßt Santos in der Fluchscene statt „die Kirche stößt dich aus“ sagen „dein Volk verstößt dich“. Was an irgend eine bestehende Religionsgemeinschaft erinnern konnte, wurde unbarmherzig gestrichen und die Lücke nothdürftig verkittet.

Geradezu typisch ist die Aufnahme, die das auf so vielen Bühnen begeistert applaudierte Werk in Berlin seitens der Kritik fand, und sie verdient es, daß wir hier etwas näher darauf eingehen, nicht um die Wahrheit des alten Satzes zu beweisen: „Kein Prophet gilt in seinem Vaterlande“, sondern um an der Hand dieses Falles für die damalige Berliner Kritik einen Maßstab zu finden, der in vieler Beziehung charakteristisch ist.

Die „Vossische Zeitung“ meinte ziemlich wohlfeil: „Uriel mußte ausharren, ausdulden, und Stärke und Lebensmuth im unbezwinglichen Ringen nach Wahrheit und Freiheit finden.“ Gubitz, der für die „Vossische“ über die Berliner Premiere referierte, zollte dem Dichter hohe Anerkennung, tadelte nur, daß Uriel „kein kernhafter, zum Vorbild geeigneter Charakter sei.“ Mit den versöhnenden Schlußworten aber war er, wohl mit Rücksicht auf die Politik, ganz und gar nicht einverstanden: „War im Was Unwahrheit, wird das Wie gewiß nichts besseres.“

Digitized by Google

Der kompetenteſte Richter für dramatiſche Angelegenheiten war in Berlin zweifellos H. Th. Rötſcher. Die Haude- und Spenerſchen „Berliniſchen Nachrichten“, in denen Rötſcher ſeine umfangreichen und gründlichen, auf einer tüchtigen dramatiſchen Schulung geſtützten Kritiken veröffentlichte, hatten ſchon nach der Potsdamer Aufführung geſchrieben: „Erhebend und beruhigend wirkt die Idee, daß der edle hochherzige Menſch alles, ſelbſt das Leben, opfert, um ſeine Liebe und die Freiheit ſeines Glaubens zu retten.“ Rötſchers eigenes Urteil enthält manches Beachtenswerte; er hielt Uriels Widerruf für durchaus gerechtfertigt. „Hier erliegt der freie Denker einen Moment der Macht der Empfindung. Die im Judenthum ſo feſt wurzelnde Liebe der Familie ſiegt über den Stolz des freien Denkers, der vor der Schmach des Widerrufs zurückbebt. Acoſta fällt von ſich ab, aber er erliegt in dieſem Abfall nur der ihn übermannenden Gewalt des Augenblicks. Darin liegt alſo zugleich ſeine Schuld.“ Mit der Hauptkataſtrophe konnte ſich Rötſcher ebenſo wenig wie Stahr befreunden, weil ſie zu ſehr auf dem Zufall balanciere: „Spräche Ruben das Wort aus, ſo würde Acoſta gar nicht zum Widerruf ſchreiten . . . Acoſta müßte im Moment nach der Selbſtverurtheilung in der Synagoge ſich zur Verwünſchung ſeiner Schwäche aufraffen und das Zeugnis des Geiſtes vom Geiſte ablegen. Auch nicht der Schein, daß er den gethanen Schritt verwünſche, weil Judith ihm entriſſen, durfte erweckt werden, dadurch iſt die Erhebung Uriels befleckt. Das Pathos des freien, die Wahrheit ſuchenden Denkers müßte ſich aus der augenblicklichen Erniedrigung, die er erduldet, durch ſeine eigene Kraft wieder herſtellen, nicht durch den Verluſt eines andern Gutes, wäre es auch der der Geliebten, wieder belebt werden.“ Uriels Untergang ſei daher nicht genügend motiviert, er ſollte leben bleiben und „die ſtarre Satzung aus den Angeln heben.“ Die Erſcheinung Spinozas nennt Rötſcher unorganiſch und unpſychologiſch, er begrüßte aber, „trotz dieſer Ausſtellungen im Uriel Acoſta eine bedeutende

dramatiſche Arbeit der Gegenwart“ und wünſchte dem Dichter daß er „in ſeinen nächſten Werken in der künſtleriſchen Weisheit der Motivierung den Uriel ebenſo überflügeln möge, als er durch ihn ſeine früheren Arbeiten und die ſeiner dichteriſchen Genoſſen im gegenwärtigen Deutſchland überboten habe.“

Eine auf Rötſchers Grundſätzen fußende Anſicht produzierte auch der „Figaro“. Nach früheren Anfeindungen gegen Gutzkow kehrte er reumütig zum Lobe des Urieldichters zurück, brachte ſchon in Nr. 28 und 29 des Jahrganges 1847 einen Lebensabriß des hiſtoriſchen Uriel, „Acoſta und Molcho“ von S. Deutſch, und in Nr. 70 abermals eine hiſtoriſche Abhandlung von C. O. Hoffmann. Der Kritiker der Potsdamer Aufführung [214]) berief ſich auf den Ausſpruch in Rötſchers Abhandlungen [215]), daß auch der ein tragiſcher Held ſei, der „ſeine Idee gewiß durchgeſetzt haben würde, wenn ihm nicht Berechtigungen entgegenträten, die er der Stimme ſeines Herzens folgend, nicht verletzen will, obſchon ihm die Stimme der Vernunft ſagt: „Dieſe Nachſichtigkeit iſt dein Untergang.“ Er verſpricht eine „Prüfung“ der einzelnen Perſonen für ſpäter; hinterher, nach der Berliner Aufführung, verweiſt er wunderlicherweiſe auf ſeinen Eſſai gelegentlich der Potsdamer.

Die Stimme Rötſchers wiegt ſelbſtverſtändlich die große Anzahl kritiſcher Stimmen auf, die ſich mit Entrüſtung über das neue Werk Gutzkows erhoben. Wie weit man aber in ſeiner Verurteilung ging, was man alles zu Ausgangspunkten einer Polemik gegen den Dichter benutzte, mögen nur zwei Proben zeigen.

Die „Allgemeine Preußiſche Zeitung“ verurteilt Uriels Widerruf mit der Entrüſtung eines orthodoxen Theologen. Durch ſeinen Abfall habe der Philoſoph Uriel unſere Achtung unwiederbringlich verloren. „Was tauſend(?) Chriſten thaten, die um der Wahrheit willen Eltern und Liebe verließen — er vermochte es nicht, und unterſteht ſich noch, Moral zu leſen... So handelt ein geſchwätziger Parteigänger, der ebenſo gut auf

Digitized by Google

der entgegengesetzten Seite stehen könnte, aber kein großer Charakter, der den tausendjährigen Traditionen des strengen Judentums den Krieg zu erklären sich berechtigt fühlt". Warum Judith Gift nehme, heißt es, sei nicht zu begreifen. „Erst liebevoll genug, auf Kosten ihres Herzens ihrem Vater zu helfen, und dann so lieblos, den alten Mann mit ihrem Tode zu kränken (!), der ihm doch schmerzlicher sein muß, als sein Bankerott". Manasses Charakteranlage ignoriert der Kritiker völlig, Ben Jochai aber bedauert er des „schmählichen Wortbruches" wegen, den Judith an ihm begehe. „Der Mann gibt sein Geld, um den Vater solvent zu machen, unter der Bedingung, daß Judith seine Frau wird . . . wie, wenn nun Jochai sein Geld zurückzieht? Das arme Mädchen ist durch Acostas Unterricht ganz verwirrt geworden." Auch eine Auffassung! Das Auftreten des Spinoza nennt der Kritiker der „Allgem. Preuß. Ztg." eine sonderbare Grille, so hätte ungefähr H. Th. Rötscher die Gestalt des Spinoza „versinnlicht". Es war damals in Berlin noch Usus bei den Kritikern, sich gegenseitig in ihren Besprechungen Seitenhiebe zu versetzen. Auch J. L. Klein, von dem gleich die Rede sein wird, pflegte diesen taktvollen Brauch. — Die Gestalten des Manasse und de Silva werden „erträglich" gefunden; bei Ben Akiba faßt sich der Kritiker sogar ein Herz und nennt ihn eine „schöne Figur". Die Sprache sei edel und einfach, zumal Gutzkows reflektierende Natur ohnehin vor Schwulst geschützt sei, eine Logik, die verblüffend ist. Den eigentlich poetischen Geist, der ein Geist der Wahrheit sei, vermisse man jedoch in dem Stück.

Dann aber ist der Kritiker des Lobes überdrüssig, und er macht die Entdeckung, die Ideen des Stückes seien hier in Berlin bis zur Ermüdung „dagewesen", nur die gegenwärtige bewegtere Stimmung des Publikums habe den herausgeforderten Beifall gewährt. In großen Handelsstädten möge man froh sein, eine geistige Stimme inmitten des geräuschvollen Treibens zu vernehmen; in Berlin höre man „dergleichen Stimmen bis

Digitized by Google

zum Ueberdruß.“ Charakteriſtiſcher kann ſich der großſtädtiſche Hochmut „alles da!“ nicht gebärden.

Die „Grenzboten“, die auch über die Berliner Premiere einen Bericht brachten, tadelten dem gegenüber mit Recht, daß Gutzkows Werk mitten in die Aufregung heftigſter politiſcher Parteikämpfe im Landtag hineingeſchoben werde. „Muß der Autor ſich mit Recht beklagen,“ meinten ſie, „daß man ſein Gedicht dem Publikum gerade in einem Zeitpunkt vorführte, wo das allgemeine Intereſſe von den bedeutendſten Lebensfragen in Anſpruch genommen iſt, ſo hatte er andrerſeits ein Auditorium, das aus den Bewohnern der verſchiedenſten Provinzen zuſammengeſetzt, in ſeinem entſchiedenen Beifall ihm gewiſſermaßen die Anerkennung der geſamten preußiſchen Nation kund gab für ein Drama, das ohne Frage die bedeutendſte dramatiſche Schöpfung der letzten zehn Jahre iſt.“

Juſt wie eine Antwort auf die Kritik der „Allgem. Preuß. Ztg.“ klingt das Urteil im „Geſellſchafter“. Was jene unbegreiflich findet, hält dieſer wieder für ganz berechtigt: „Judith weiß, wofür ſie ſtirbt; ſie ſtirbt für ihre Liebe, die ſie im Konflikt mit ihrer Pflicht opfern mußte und ſöhnt ſo mit ſich ſelbſt aus.“ Der „Geſellſchafter“ aber kann wieder nicht begreifen, weshalb Uriel ſtirbt. „Für nichts, aus Verzweiflung, aus Lebensüberdruß.“ Die Frage, ob Uriels Wahrheit dadurch zum Siege komme, indem ſie ſich in dem Tode des Helden ſelbſt als gerechtfertigt und triumphierend darſtelle, beantwortet er mit Nein.

Man ſieht alſo: Der Widerſprüche unzählige. Wenn es aber nur bei ſolchen geblieben wäre! Nicht allein Gutzkows Werk, nein auch ſeine Perſon wurde in ſchmählichſter Weiſe von den Kritikern ſeiner Heimatsſtadt angetaſtet. Geradezu Unglaubliches hat in dieſer Beziehung ein Kritiker geleiſtet, der in der Feuilletonbeilage (Nr. 19) der „Berliner Zeitungshalle“ ſeinen ganzen Haß gegen den von der Muſe begünſtig-

Digitized by Google

teren Kollegen ausspie. Es ist niemand anders als J. L. Klein, der Verfasser zahlreicher, heute verschollener Dramen und der umfangreichen „Geschichte des Dramas".

Klein eröffnet seine Kritik mit einem Witz, der am Abend der Vorstellung im Korridor des Schauspielhauses cirkulierte: „Lauter Juden und keine Handlung" und kündigt an, daß seine ganze Besprechung weiter nichts sein könne, als eine Glosse dieses Witzes, den er nicht einmal selbst gemacht hatte. Der Finder jenes Witzes war nämlich ein Jude, Alexander Weill, der um den „Uriel Acosta" sich insofern ein Verdienst erworben, als er zur Zeit der Entstehung dieses Werkes mit Gutzkow in Paris war; dieser pflegte, wie er selbst erzählt, ihm die einzelnen Akte gleich nach ihrer Vollendung vorzulesen, um jeden Irrtum in Bezug auf den jüdischen Ritus zu vermeiden. In dem Pamphlet „Der deutsche Roman, ein Mene Tekel" von Friedrich W. Ebeling (Berlin 1891) ist sogar die — es fällt schwer, nur zu sagen — komische Behauptung aufgestellt, der „Uriel Acosta" wäre ohne die „Bearbeitung und Zuthat des Straßburgers Alexander Weill ein halbes Pfuschwerk" geblieben! Ob Ebeling, wie er dort verspricht, „an einem andern Orte" hierauf zurückkam, ist mir nicht bekannt geworden; interessant wäre es jedenfalls zu erfahren, woher er diese Wissenschaft schöpfte. Wäre auch nur ein Körnchen Wahrheit darin, Weill hätte in der Vorrede zu den „Briefen hervorragender verstorbener Männer Deutschlands" das sicher nicht zu erwähnen vergessen, denn diese Vorrede ist fast ganz gegen Gutzkow gerichtet. Weill berichtet aber hier: „Während seines Aufenthalts in Paris schrieb Gutzkow sein Drama Uriel Acosta, zu dem ich ihm einige hebräische Documente übersetzte. Er las mir das Stück vor und ich schrieb darüber meinem Freunde Theodor Kreizenach in Frankfurt ein kurzes Urteil mit diesen wenigen Worten: „Lauter Juden und keine Handlung!" Ich verbot Kreizenach, auf Tod und Leben, ja nicht dieses Urteil in meinem Namen zu veröffentlichen. Er hielt

Digitized by Google

Wort, und Gutzkow hat nie in seinem Leben erfahren, daß ich der Verfasser dieses Bonmots war.“ (Weill „Briefe hervorragender 2c.“ S. 7).

Ist dieser Anfang der Kleinschen Kritik schon bezeichnend genug, so erhält sie noch eine besondere Beleuchtung durch eine kurze Skizzierung des Verhältnisses, in dem ihr Verfasser zu Gutzkow stand. Klein gehörte schon Anfang der vierziger Jahre zu Gutzkows schärfsten Gegnern. Gutzkow hatte über Kleins Drama „Maria von Medicis“ [216]) eine ins einzelne gehende, sehr sachgemäße Kritik für den „Telegraphen“ geschrieben [217]), die allerdings darin gipfelte, daß die Anlage der Kleinschen Trilogie verfehlt sei, deren schärfster Ausdruck aber in Bezug auf die Form „ungenießbar“ lautet und die von persönlicher Abneigung nicht das geringste Zeugnis gibt. Um jedem solchen Einwurf zuvorzukommen, schloß Gutzkow seine Besprechung mit den satyrischen Worten: „Ich sehe mich vergebens nach einer Milderung dieses (strengen) Eindrucks meiner Kritik um und kann keine andere finden als die, — daß ich meine Leser auf die Vermutung führe, ob mir vielleicht Haß, gekränkte Eitelkeit und parteiische Mißgunst dieses Urteil eingeflößt haben möchten? Das wird es wohl sein. Herr Klein gehört nämlich zu meinen Gegnern.“

Kleins Kritik, die selbst in der ganzen Gutzkowlitteratur so ziemlich einzig dasteht, war die Abrechnung für jenes sachgemäße, begründete Urteil Gutzkows; ein Vergleich der beiden Essais, den ich hier nur gelegentlich punktieren kann, ergiebt, daß Klein bei der Beurteilung des „Uriel Acosta“ Gutzkows Tadel seiner „Maria von Medicis“ Schritt für Schritt gefolgt ist. Interessant ist es daher, die verschiedenen Ansichten der beiden Schriftsteller über die Bedürfnisse des Dramas festzulegen.

„Lauter Juden!“ beginnt Klein, gemäß seiner witzigen Losung, die nicht weniger als sechs lange Spalten füllende Zergliederung der Dichtung. „Herr Gutzkow ging hier offenbar in eine Falle,

Digitized by Google

die ihm ſein Spekulationsgeiſt legte . . . Herr Gutzkow ſcheint etwas von dem Geiſte, den er dramatiſirte, verſchluckt zu haben . . . Mußte Herrn Gutzkow nicht in die Augen ſpringen, wie äußerſt bornirt es ſei, nichts als Juden einzuführen, wo alles Jude iſt? . . . Wer ließ Uriel einkerkern? Der freiſinnige, tolerante Amſterdamer Magiſtrat! Und dieſen Punkt hat ſich Herr Gutzkow entgehen laſſen? Einen Punkt von ſo ungeheurer Wichtigkeit? Einen Punkt, mehr werth als ſein ganzes Drama? Lauter Juden! . . . So geht es aber, wenn man ſich mit lauter Juden einläßt. Der beſte Rechner wird beſchummelt und übers Ohr gehauen. Lauter Juden!“ So geht das fort. Klein verweiſt auf das „beſte bibliſche Drama“, Racines „Athalia“; hier ſeien zwei Perſonen keine Juden; denn der Dichter dürfe dies Volk, das „zu wildem Samen entartet, unter den Weizen der Völker ausgeſtreut worden“, nicht wie „eine Hand voll ausgerauften Unkrauts in die fünf Finger ſeiner fünf Akte faſſen.“ Unkraut und Weizen hätten ſich untrennbar vermiſcht. — Dieſe polemiſche Auffaſſung der Judenfrage darf einigermaßen überraſchen bei einem Manne, der ſelbſt Jude war.

Es gebe nur einen Geſichtspunkt, meint Klein, von dem aus ein Denker und Dichter die Juden der Darſtellung würdig halten könne, das ſei ihr Widerſpruch gegen die Geſchichte, wie dies „ſcheinbar verknöcherte Volk gleichwol von außernationalen Konflikten, gegen die es ſich prinzipiell und dogmatiſch abſchließt, ergriffen, zermalmt und, trotz des Anſcheins von Beharrlichkeit, in den Aneignungsprozeß der allgemeinen Bildung hineingeriſſen werde.“

Damit glaubt Klein den Denker gerichtet zu haben. Daß der enge dogmatiſche Verband der Juden nur eine ſymboliſche Grenze, daß dieſe ferner ſchon von vorneherein durch die Cenſur gezogen war, davon iſt dem erleuchteten Kritiker und Dramatiker Klein kein Funke aufgegangen.

Mit dem Dichter iſt Klein ebenſo ſchnell fertig. Er be-

lehrt ihn zunächst, daß „der Nachdruck der Tragödie aus der Stärke der Gegenwirkungen entspringe, aus der pathetischen Macht und Erschütterung, mit welcher ihre Gegensätze aufeinander treffen.“ Dagegen läßt sich nichts einwenden. Diese Gegensätze aber sucht Klein nur in der freien Überzeugung Uriels und dem Fanatismus der orthodoxen Juden; den Kampf dieser beiden „gewaltigen Beweger“ will er dargestellt haben. Im „Uriel Acosta“ aber sieht er den Glaubenseifer nur „durch eine abgedroschene Bannformel“ bekräftigt, „hinter deren farbloser Allgemeinheit sich kein Körnchen Beglaubigung, kein nationaler Nerv verbirgt; durch ein Verhör, so unbedeutend, so dürftig, so seicht und gedankenarm,“ daß man fröstele, durch eine Synagogenszene, die aus Acostas Biographie entnommen, anstatt des Pomps „eines hochmütigen Pharisäertribunals . . . zu fünf in Leinentüchern gewickelten Rabbinern, die in leerer Synagoge Gericht halten, kahl und kläglich zusammenschrumpfe.“ Diese dürftige Strenge sei zwar durch das Ceremoniell geboten, aber das sei kein dramatisches Moment. Gutzkow hatte an Kleins „Maria von Medicis“ getadelt, daß er die „Exegese nüchterner Staatsweisheit“, den Staat selbst als Helden auf die Bühne gebracht und selbst einen ganzen Parlamentsakt vor sich gehen ließ. Diesen ganzen staatlichen Apparat, den Gutzkow bei Klein verurteilte, forderte dieser nun in ceremonieller Beziehung vom Dichter des „Uriel Acosta.“ Dann fällt Klein über die einzelnen Charaktere her, die sämtlich „bis zur völligen Abstumpfung und Entnervung, zur Eliminirung jedes pharisäischen Kitzels zur Rache und Verfolgung“ geschwächt seien. De Silva wird der Denunziant und Verleumder Uriels, ein ohrenhängerisches Mühlpferd des Gewohnheits-Glaubens, ein weicher Schuft genannt, Uriel selbst ein Affe Galileis, ein Narr, ein Schubiak, der für eine Gans — Judith — brenne, Jochai ein gemeiner Judenjunge, Manasse ein Couponjude u. s. w. Man muß Gutzkow unbedingt Recht geben, wenn er in seinen „Rückblicken“ klagt, daß die Angriffe

Digitized by Google

ſeitens ſeiner Gegner, unter dieſen auch Kleins, ins „Unglaubliche“ gingen.

Und der eigentlich dramatiſche Tadel, der unter all dieſem Wuſt, um nicht mehr zu ſagen, verborgen iſt? Klein wirft Gutzkow vor, daß er „buntſcheckig allerlei Beweggründelchen aneinanderkleckſt“ — die Antwort auf Gutzkows Forderung, daß Klein lernen müſſe, „Fels auf Fels zu türmen“, — daß er Mutterliebe und Mädchenliebe vermiſcht und beide Motive dadurch geſchwächt habe. „Je vieldeutiger die Antriebe zum Widerruf, deſto zweideutiger, deſto unwahrer die Kraft der Ueberzeugung“ ꝛc. Der Kern der ganzen Unterſuchung iſt folgender: „Die Liebe duldet keinen Gott außer ſich, und wer ſie vollends in Kampf ſetzt mit der Liebe zur Wahrheit, läßt unentſchieden, auf welche von beiden er ſich weniger verſteht; ob er dürftiger iſt als Kopf oder als Gefühlsmenſch. Beide, die Leidenſchaft der Ueberzeugung und die Leidenſchaft der Liebe, ſind unbedingte Alleinherrſcher (!). Ihre Parität ſchließt jeden Konflikt aus. Keine darf unterliegen, darum dürfen ſie gar nicht in Widerſtreit geraten.“ Klein erklärt daher das Motiv der Liebe im „Uriel Acoſta“ für unmöglich. Gutzkow hatte ihm ſeinerſeits in jener Kritik vorgeworfen, daß er dieſes menſchliche Motiv zu ſehr vernachläſſigt. Alſo Schlag auf Schlag! Klein nennt die Liebe im Drama geradezu öde und langweilig. Hatte Gutzkow nicht recht, wenn er ihn in ſeiner letzten Streitſchrift „Dionyſius Longinus“ eine „Holofernesnatur“ nennt?

Weiter brauche ich nichts anzuführen. Wer dem dramatiſchen Dichter dieſen Konflikt, der geiſtige Menſch im Kampfe mit dem ſinnlichen, das hohe Streben des Menſchen im Widerſpruch gegen ſeine menſchlichſten Empfindungen, die die Umgebung von ihm zu fordern ebenſo berechtigt iſt, wie er als geiſtiger Kämpfer gezwungen, ſie ihr zu verſagen, — wer dieſen Konflikt, der das Grundelement unzähliger Dramen bildet, dem Dramatiker einfach verbietet, der hat ſein Recht,

Digitized by Google

auch nur als Thürhüter an dem Palaſt der Poeſie zu ſtehen, verwirkt.

Ihren Höhepunkt aber findet dieſe Kritik Kleins in dem perſönlichen Angriff gegen Gutzkow: „Uriels innerſte Unwahrheit und Haltloſigkeit beweiſt, wehe, wehe! daß auch der, der ſolchen Wahrheitsmärtyrer ſchafft — es muß heraus, „ob auch Herzen brechen!“ dieſes Märtyrertum nicht kennt“.

Hier haben wir die Kampfesweiſe, die fünf Jahr ſpäter auch Julian Schmidt mit leider zu gutem Erfolge gegen Gutzkow pflegte. —

Den Triumphzug, den „Uriel Acoſta“ gleichwohl über alle deutſchen Bühnen machte, noch weiter zu verfolgen, liegt nicht im Intereſſe dieſer Arbeit. Von größern Theatern folgte Wien faſt an letzter Stelle. Erſt die Revolution brachte das cenſurwidrige Werk am 15. Juni 1848 auf die Bretter des Burgtheaters.

Noch manches werden die Darſteller des Uriel von den Schickſalen dieſes Werkes zu erzählen wiſſen. Ich beſchränke mich hier darauf, die intereſſante Erinnerung eines älteren Schauſpielers über die Aufnahme des „Uriel Acoſta“ im Auslande anzuführen. Der frühere Heldenſpieler des Dresdener Hoftheaters, jetzt Profeſſor Carl Porth, ſetzte es während ſeines Engagements am Kaiſerlichen Theater in St. Petersburg (Anfang der ſechziger Jahre) durch, das Stück daſelbſt einzuſchmuggeln. Er erzählte darüber der „Dresdner Zeitung“:

„Eine ſtattliche Reihe von 15 Jahren war ſeit dem Erſcheinen des „Uriel“ in den Zeitenſtrom dahingerauſcht, immer und immer wieder hatte man bei der ſtrengen Ruſſiſchen Cenſur angefragt, ob das Stück geſpielt werden dürfe. Aber immer war man mit der Antwort abgezogen: „Schweigen Sie mir von dem ver . . . . . Freiheitsſtück!“

Mir war es aufgeſpart, den Bann zu brechen. Bereits ſeit Jahr und Tag war ich in Petersburg, hatte mir ſchnell Freunde meines Talents und Strebens erworben und unter

Digitized by Google

anderen den damaligen Censor der dramatischen Litteratur, Excellenz v. N.

Diese alte Excellenz war ein feiner, lieber Herr, der sich für das Deutsche Theater interessirte, oft in Berlin gewesen war und zu seinen schönsten Erinnerungen die dort gesehenen Leistungen von Döring, Rott, Hendrichs, sowie vom „alten Gern" zählte.

Da Herr v. N. wußte, daß ich direkt vom Königl. Schauspielhause in Berlin, wo es mir vergönnt gewesen, fünf Jahre lang mit drei von den vier genannten Künstlern (Rott wurde ein Jahr nach meinem Eintritt bereits pensioniert) zu wirken, in die Petersburger Stellung gekommen war, so brachte seine Schwärmerei für die genannten Künstler und mein ehemaliges Verhältnis zu denselben zwischen uns eine intimere Beziehung hervor, als dies mit vielen meiner Kollegen der Fall war, und oft erheiterte ich den alten Herrn dadurch, daß ich die mir von der Natur verliehene Imitationsgabe benützte und die Berliner Schauspieler in Ton und Bewegung kopierte.

Während meines Engagements in St. Petersburg war es Sitte, daß die hervorragenden Mitglieder der Kaiserlichen Theater in jeder Saison Benefize hatten. Die Wahl des Stückes, die Honorarkosten für dasselbe fielen dem Benefizianten zu. Auch an mich waren wieder die Benefiz-Sorgen herangetreten und ein Kollege sagte mir halb im Scherz: „Versuchen Sie es doch einmal mit dem „Uriel Acosta!"

Mit dem frischen Mut der Jugend fahre ich zu meiner alten Excellenz, welche damals leidend das Zimmer hüten mußte, und brachte meinen Wunsch vor; lange drückende Pause — ich sehe auf dem Gesichte des Herrn v. N. den Kampf zwischen der Teilnahme an mir und seiner Pflicht, Rußland vor Freiheitsstücken zu bewahren. Endlich den Bescheid, er sei leidend, könne das Stück nicht lesen, ich möge es einsenden und er wolle es befürworten.

Dies war immer der Ausweg in zweifelhaften Angelegenheiten, welche gewöhnlich mit einem abschlägigen Bescheid zur Ruhe gelegt wurden. Ich gab mich darum mit dem „Befürworten“ auch nicht zufrieden und bat die Excellenz, ihr das Stück vorlesen zu dürfen, sowie unter Hochderen Aufsicht Striche und Änderungen vorzunehmen. Nach vielem Hin- und Herreden wurde mir eine Stunde zum Vorlesen bestimmt. Das Resultat dieses Vorlesens, bei welchem ich die etwa „für den Staat“ gefährlichen Stellen des Stückes teils gestrichen, teils mit abfallendem Tone gesprochen hatte, war die Freigabe des Stückes zur Aufführung. Wer war froher als ich! Die Vorstellung, an welche man nicht glauben wollte, war angekündigt — Tags vorher das Theater bereits ausverkauft, meine Einnahme glänzend. Das Stück und die Darstellung desselben wurde von Akt zu Akt mit steigendem Jubel aufgenommen, welcher sich im 4. Akt, als ich die Stelle des Uriel: „Wir wollen Freiheit von dem alten Joch!“ (beim Vorlesen von mir weggelassen, notabene) sprach, in einer Weise losbrach, daß mir auf der Bühne selbst bange wurde.

Die Aufführung des „Uriel“ fiel gerade in die Emanzipationsfrage der Leibeigenen. Nur der, welcher damals in Rußland, respektive in Petersburg gelebt hat, weiß, wie einschneidend diese Frage in alle Verhältnisse eingriff. Noch jetzt, nach achtzehn Jahren, steht mir der Eindruck lebendig vor der Seele, als nach Eröffnung des Ukas, welcher die Leibeigenschaft aufhob, Kaiser Alexander II., dieser große und gütige Fürst, aus der Manege auf den mit tausenden freigewordener Menschen geführten Platz trat, und unter Schluchzen, Jubel, Lachen und Weinen in seinen Wagen gehoben wurde.

Jene oben erwähnte Stelle des „Uriel“ hatte man natürlich auf die gegenwärtigen Verhältnisse tendenziös bezogen.

Meine alte Excellenz war ihres Leidens wegen nicht im Theater gewesen, doch wurde ihr sofort, was geschehen war, polizeilich gemeldet. Ich erhielt eine „ellenlange Nase“ für die

Digitized by Google

geſprochene, betreffende Stelle, doch traf, zur Beruhigung vieler ein, was ich auf die Naſe geantwortet hatte: bei den Wiederholungen der Vorſtellung wird kein Spektakel mehr ſein! — Uriel Acoſta iſt in Petersburg Repertoireſtück geblieben und in den folgenden Jahren von verſchiedenen Künſtlern geſpielt worden.

Von den Darſtellern der Hauptrollen jener hier erzählten erſten Aufführung des „Acoſta“ leben nur noch zwei — Meiſter Friedrich Haaſe, welcher den „Ben Akiba“ ſpielte, und der damalige „Uriel“. Nicht unerwähnt will ich laſſen, daß Gutzkow für das Aufführungsrecht in Petersburg ein Honorar von ſechs Friedrichsdor von mir beanſpruchte. Für den „Uriel Acoſta“ dieſes kleine Honorar, während jetzt oft mit dem „blödeſten Blödſinn“ Tauſende an Tantièmen eingeſtrichen werden.“

Dieſer Mitteilung, deren Wortlaut ich der perſönlichen Liebenswürdigkeit ihres Verfaſſers verdanke, will ich hier nur noch die eine ſtatiſtiſche Notiz hinzufügen, daß einer der gefeiertſten Uriel-Darſteller, Ludwig Barnay, dieſe Rolle nicht weniger als 180 Mal auf 57 deutſchen und ausländiſchen Theatern geſpielt hat.



Digitized by Google

# Zur Aufführung des „Uriel Acosta“.

Dramaturgische Skizze.

Eine talentvolle Schauspielerin sagte mir einmal: „Was der Dichter über Spiel ꝛc. anmerkt, das hat für mich überhaupt nicht die geringste Bedeutung.“ An dieses nur zu aufrichtig gemeinte Wort werde ich stets bei Aufführungen des „Uriel Acosta“ gar lebhaft erinnert; zeigen sie doch eine der schlimmsten Gewohnheiten unserer, selbst königlichen Bühnen, das Werk eines Dichters genau in der Form, die es bei der ersten Aufführung aus zufällig sich ergebenden Gründen annehmen mußte, beizubehalten, ohne Rücksicht auf die Änderungen und Besserungen, die der Autor in den Ausgaben letzter Hand vorgenommen, überhaupt auf den Wechsel aller einwirkenden Faktoren, seien sie nun Censur, Individualität der damaligen Schauspieler und ähnliches. Das Königliche Schauspielhaus in Berlin und ebenso das zu Dresden legen zu ihren Aufführungen des Gutzkowschen Werkes immer noch den ersten Manuskriptdruck aus dem Jahre 1846 zu Grunde, der durch Striche und Bemerkungen von den verschiedensten Händen für den Souffleur kaum mehr entzifferbar ist; ich habe mich mit eignen Augen von dieser beschämenden Sparsamkeit unserer Königlichen Institute überzeugt. Als Gutzkow einmal die Dresdener Intendanz bat, die wenigen Silbergroschen nicht zu scheuen, um „wohlfeil und schnell zur gegenwärtigen richtigen und allein den Wünschen des Autors entsprechenden Fassung des Stücks zu gelangen“ begründete er seinen Wunsch

Digitized by Google

ausdrücklich: „Der Umfang in diesem gedruckten Exemplar ist auf einen mittleren Theaterabend berechnet. Deshalb bitte ich um keine Striche! Alle Striche, die sich in dem gegenwärtig hier in Gebrauch befindlichen Exemplar vorfinden, sind störende Eingriffe in den Zusammenhang des Werks. Die Zusätze in den neuen Cotenobleschen Ausgaben bestehen nur aus wenig Versen, die aber dringend notwendig sind zum besseren Verständnis im Publikum.“ Dies schrieb Gutzkow, nachdem er sein Meisterwerk unzählige Male auf den Brettern gesehen, seine Bühnenanschauung davon sich also vollständig gefestigt hatte; und es ist Unrecht, von den Strichen, die der Autor bei der ersten Aufführung der Not gehorchend allerdings selbst angebracht, noch heute, wo diese Zwangslage nicht mehr vorhanden ist, rücksichtslos Gebrauch zu machen.

Soviel im allgemeinen. Und nun zur Vorstellung im einzelnen; ich kann mich bei den nachfolgenden Ausführungen zum Teil auf Originaläußerungen und Wünsche Gutzkows berufen.

Der erste Akt beginnt mit dem Besuch Ben Jochais bei de Silva. Jochais Rolle ist für die Darstellung nicht sehr dankbar, weil er auf der Szene zu wenig selbsthandelnd auftritt. Jedoch ist er durchaus keine Statistenfigur, die nur zur Folie für Uriel dient. Er ist das Gegenspiel im Drama. Er wirkt zunächst, ohne zu wollen, durch sein Dasein allein indirekt auf Uriel ein und giebt im 2. und 4. Akt den Anstoß zu den Hauptbegebenheiten. Im 2. Akt ist er allerdings mehr das Werkzeug de Silvas; doch gerade das Dazwischentreten des Feindes läßt Uriels flammende Entrüstung auflodern. Und im 4. Akt sind es die Niedertracht Jochais, der Judiths Vater gestürzt, und sein triumphierender Hohn über seinen Nebenbuhler, der Uriel gleichsam frei macht von aller Fessel. Das treibende Motiv ist für Jochai der Haß gegen den bevorzugten Rivalen; und dieser Haß ist in der ganzen Anlage des Stückes, gleich in der Exposition sehr wohl motiviert.

Digitized by Google

Er ist ein durch und durch materieller, aber weltkluger Mensch und ein geriebener Kaufmann; Manasses künstlerische Neigungen verachtet er, denn er ist weitgereist und hat alles im Original gesehen, „was sich Manasse auf Hollands Wiesen nachzukünsteln müht.“ Manasses Verschwendung ärgert ihn. Juditths innerer Wert kümmert ihn wenig; nur ihre körperlichen Reize haben seine Leidenschaft geweckt, und eine Trennung von sechszehn Monaten, die Judith zur Jungfrau heranreifen ließen, hat den Einfluß des schönen Weibes auf seine Sinnlichkeit noch erhöht. Deshalb durchtobt eine lodernde Eifersucht den auf seinen Geldsack protzenden Genußmenschen, als er statt der entgegenjubelnden Braut ein bei seinem Anblick zu Tode erschreckendes Weib in trautem Beisammensein mit einem andern findet. Sein Mangel an sittlichem Zartgefühl zeigt sich besonders im 5. Akt, als Judith ihm durch Priesterwort angetraut ist. Da entblödet er sich nicht, vor den Freunden sein Glück zu preisen, in Juditths körperlichen Besitz zu gelangen, und das Festgelage geht ihm weit über die Sorge um sein verzweifelndes Weib.

Als reichster Erbe Hollands ist er nicht gewohnt, hinter jemand zurückzutreten, und nun steht da vor ihm ein Unbekannter, der nichts als Geist sein eigen nennt und ihn aus seinem Recht verdrängen will; aber sein Stolz ist nicht gesonnen, auch vor dem „höchsten Ruhm“ nur einen Schritt zurückzuweichen. Er betrachtet Uriel als sozial weit unter ihm stehend, deshalb lehnt er auch, weniger aus Feigheit, Uriels spätere Herausforderung ab. Uriel soll ihm weichen, und um dies zu erreichen, verschmäht Jochai, durch Juditths verächtlichen Hohn gereizt, kein Mittel der Intrigue. Als geschickter Handelskünstler weiß er in ein paar Tagen Manasse zu Fall zu bringen und durch seine zahlreichen Freundschaften den Handel, mit dem sich Uriels Brüder ernähren, zu untergraben. Und als Manasse hülflos in der Schlinge sitzt, bietet er die Hand zu friedlicher Entscheidung.

Die erste Fassung des Stückes hatte noch einen häßlichen Zug, den Jochai später auch Uriel gegenüber nicht verleugnet, der ihn aber Judith und Manasse gegenüber geradezu abstoßend macht. Die 8. Scene des dritten Aktes, die in der 5. Auflage ganz wegfiel, läßt ihn bei dem verzweifelnden Manasse erscheinen und mit teuflischem Behagen und schadenfroher Bosheit Judith und ihrem vor dem Ruin stehenden Vater, der in drei Tagen ein Bettler sein wird, wie schon einmal in seinem Leben, eine Versöhnung um den Preis Judiths vorschlagen. Doch ist schon in der 1. Aufl. angemerkt, daß diese Scene, merkwürdigerweise mit dem wichtigen vorhergehenden Monolog Judiths, gestrichen werden könne. Um den Inhalt aber nicht verloren gehen zu lassen, da er für das Verständnis von Wichtigkeit ist, ist in die 1. Scene des vierten Aktes eine den Sachverhalt aufklärende Rede de Silvas eingeschoben, die bei der Aufführung ja nicht fortgelassen werden darf. In der Manuskript-Ausgabe standen hier außerdem noch fünf Verse, die Jochais Bosheit mit seiner Leidenschaft entschuldigen, und seinen abstoßenden Eindruck ein wenig zu mildern geeignet sind:

„Ihr seid so schön, daß selbst von Eurer Hand
Verwundende Verletzung minder schmerzt . . .
Ich bitt' Euch, überhebt mich einem Kampf,
Wo ich der Leidenschaft nur unterliege . . .
Ihr könnt mich besser machen als ich bin."

Ein maßloser Rachedurst treibt dann Jochai im vierten Akt, über die Schmach seines erlegenen Gegners zu triumphieren. Als erster will er den auf der Kirchenschwelle Büßenden mit seinem Fuße treten. Doch dieser wahnsinnige Haß rächt sich an ihm selbst. Kaum getraut mit Judith, steht Jochai an der Leiche seines jungen Weibes, wortlos und vernichtet, ein betrogener Betrüger. Dieser Anblick ist auch auf sein hartes Gemüt nicht ohne Wirkung, und sein selbstverschuldetes Geschick ist nicht ohne Einfluß auf seinen Charakter geblieben.

Digitized by Google

Vor Judiths Leiche fällt seine wilde Rachsucht wie ein Aschenhaufen zusammen.

Die Züge, die der Dichter dieser Figur gegeben, sind etwas dürftig, wenn auch an einzelnen Stellen die Charakteristik schlagend ist. Um so sorgfältiger muß der Schauspieler sein, besonders im ersten Akt, wo Jochai seine einzige große Scene hat. So wie er in de Silvas Zimmer tritt und auf des Arztes Fragen antwortet, muß der Zuschauer, noch ehe de Silva es ausspricht, merken, daß ihn etwas drückt. Es muß daher scharf charakterisiert werden, daß ihm de Silvas Fragen und philosophische Erörterungen höchst lästig sind, und daß er nur auf den Augenblick wartet, dem alten Hausfreund Manasses das mitzuteilen, was ihn hergeführt: die offenkundige Untreue Judiths. Sind seine ersten Antworten kühl, gleichgültig, von einer schlecht verborgenen Ungeduld getragen, so muß die Erzählung, wie er Judith und Uriel überrascht, mit immer mehr steigendem Feuer hervorbrechen, bis sie schließlich in den Worten „Daß Eure Nichte mir die Treue brach" ihren Höhepunkt findet. Es ist keine innere Entrüstung, die zum Ausdruck kommt, sondern gekränkter Hochmut; und auch in der folgenden Scene muß dieser Dünkel Uriel gegenüber stark betont werden. Kalt, mehr als konventionell-höflich muß das Anerbieten von Unterstützung seinerseits gemacht werden; Jochai und Uriel treten sich gleich im ersten Akt als unversöhnliche Feinde gegenüber und Jochais Abschiedsgruß muß Hohn durchklingen lassen.

Die zweite Figur, die in der 1. Scene auftritt, ist der Arzt und Theologe de Silva, Uriels ehemaliger Freund, Jochais Verwandter, beider Lehrer, Manasses Schwager, eine meisterhafte tragische Verknüpfung. Der Dichter selbst nennt ihn einen „feurigen" Charakter, außerdem einen „humoristischen Polterer". Dies vom Dichter gewollte Moment muß in der Unterhaltung mit Jochai stark zum Ausdruck kommen; allerdings hat sich der Darsteller vor Übertreibung zu hüten, denn de Silva verdient ernst genommen zu werden. Gleich

Digitized by Google

im 1. Akt muß er ſich in ſeiner reizbaren Art einführen. „Raſch in der Liebe, raſch im Haß“, wie Uriel ihn nennt, lodert er in heftigem Unwillen auf gegen den undankbaren Schüler, der einſt gläubig zu ſeinen Füßen geſeſſen und nun in ſeinem Buche den alten Lehrer ſelbſt nicht reſpektiert. Zwar überredet er ſich, daß Uriel ſein Feind ſei und erſt weiſt er deſſen Hand zurück, denn ſeine ſchriftſtelleriſche Eitelkeit iſt verletzt, doch bald iſt ſein gutes Herz wieder verſöhnt; und als erſt die Gefahr ſich um ſeinen einſtigen Liebling zuſammenzieht, vermag er ſein Mitleid und ſeine Freundſchaft für ihn nicht zu verbergen und die Verantwortung des „ſchmerzlich-ernſten“ Auftrags der Synagoge fällt ihm ſchwer auf die Seele. Die an Uriel gerichteten Worte nach Empfang des Buches müſſen in echt „mitleidsvollem“ Ton ihm von Herzen kommen. Silva iſt ein Philoſoph, das verrät ſchon ſein ganzes Reden, ſeine Neigung zu Antitheſen, dieſe Luſt am Diſputieren, Verallgemeinern, am Ordnen nach logiſchen Geſichtspunkten erſtens, zweitens. Er wird auch der Träger der Grundidee des ganzen Dramas, er arbeitet ſich im Laufe der Handlung zu der Wahrheit durch, die in den ſchönen Schlußverſen als des Dichters eigene Überzeugung verkündet wird und die nicht ſeelenlos hineinverarbeitet iſt, ſondern erworben wird innerhalb des Dramas von einem, der mit hellem Verſtand und tiefem Gemüt ein redliches Streben nach Wahrheit verbindet. Deshalb muß de Silvas Erbitterung gegen die Gewaltthätigkeiten der Prieſter von Akt zu Akt gereizter und heftiger werden, deutlich zunehmen. Unrecht iſt es daher auch, daß im 3. Akt mit Rückſicht auf alte Cenſurſtriche noch heute die Worte Manaſſes an de Silva: „Ihr liebt doch ſelbſt die Prieſter nicht von Herzen; wie iſt es möglich, orthodox zu ſein!“ unterdrückt werden; ſie ſind die Vorbedingung für die Entwickelung de Silvas.

Nach einer meiſterhaften Expoſition erſcheint in der 2. Scene des erſten Aktes Uriel. Zunächſt das Äußere des

Helden. In der zwölf Jahre vor dem Drama geschriebenen Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam“, die denselben Stoff allerdings in anderer Entwickelung behandelt, für das Milieu aber immerhin maßgebend ist, schildert Gutzkow seinen Helden folgendermaßen: „Es war eine hohe, herrliche Gestalt, vom kräftigsten und ebenmäßigsten Gliederbau, das Antlitz dunkel und mit vollem Barte bedeckt, die Miene ernst, verschlossen, nur selten von einem Zucken um die Mundwinkel überrascht, aber das Auge matt, in sich zurückgezogen. Das phantastische, ritterliche Gewand vermehrte die edle Haltung und den Anstand, der seinem Benehmen angeboren schien“. Diese Anforderungen an die äußere Erscheinung sind nun nicht immer leicht zu erfüllen. Es muß aber darauf gesehen werden, daß Uriel auch nicht äußerlich dem vielleicht etwas geckenhaft eiteln Jochai gegenüber eine traurige Figur macht. Das schwarze Kleid eines jüdischen Rabbi, mit dem die Darsteller durchweg erscheinen, legt diese Gefahr nahe, besonders wenn auch noch die Figur wenig imposant ist. Das „phantastische, ritterliche Gewand“ des Helden der Novelle ist infolge der veränderten Eingangssituation nicht zu gebrauchen. Außerdem soll Uriel einen „weiten Mantel“ tragen, was auch im Drama geboten ist, da er im 1. Akt abreisen will, jedoch nicht, um den hilflosen Händen des Darstellers damit einen bis zur Ermüdung verbrauchten Haltepunkt zu geben. Im übrigen heißt es in einer Vorbemerkung der Manuskript-Ausgabe wörtlich: „Da sämtliche Personen dieses Dramas Israeliten sind, so muß der Verfasser bemerken, daß sie alle in der kleidsam romantischen Tracht der spanisch-niederländischen Mode von 1640 auftreten und bei keinem einzigen Charakter, selbst dem des Akiba nicht, Dialekt angedeutet werden darf. Jeder, auch nur der leiseste Versuch jüdischer Eigentümlichkeiten in Sprache oder Benehmen muß in diesem Drama gänzlich fallen. Da in diesem Stück alle Juden sind, so ist es keiner.“

Dann das Spiel Uriels im 1. Akt. Vor allem muß sich

Digitized by Google

der Darſteller hüten, Uriel irgend wie gegen de Silva, ſelbſt nicht gegen Santos ausfällig werden zu laſſen. Seine Stimmung iſt trübe und gedrückt; die Folge des ſchweren Entſchluſſes, zu fliehen, dem Herzen zu entſagen, um dem Geiſte zu leben. Die traurige Ahnung erſchwert ihm den Gang, daß er ſeinen greiſen Lehrer wohl nie wiederſehen werde. Dieſer elegiſch-reſignierte Ton, der ſchon in den ſchwermütigen Verſen klingt: „Nur Abſchied wollt ich friedlich nehmen, Silva, von Euerm weißen Haar", muß vorherrſchen bis zum Schluß des erſten Aktes. Er kommt nicht zu de Silva, zu rechten oder ſich zu verteidigen; deſſen Vorwürfe weiſt er ruhig und verſöhnlich zurück; er möchte in Frieden von ihm ſcheiden. Jochai gegenüber beherrſcht er ſich. Auf keinen Fall darf er ſeine Feindſchaft gegen ſeinen Nebenbuhler ſtark markieren. Nur einmal quillt der Trennungeſchmerz unhaltbar aus ſeiner Bruſt hervor; die Sehnſucht nach der Geliebten bricht aus in eine begeiſterte Schilderung ihres Wertes. Das muß um ſo reiner hervorkommen, als er bei Jochai dafür keinem Verſtändnis begegnet.

In einem Briefe an Bogumil Dawiſon vom 2. Nov. 1861 hat der Dichter ausdrücklich eine entſprechende Anweiſung gegeben: „Hüllen Sie Ihre ſcharfe, dialektiſche, epigrammatiſch hervortretende Natur und Perſönlichkeit in einen gewiſſen dämoniſchen und ich möchte ſagen breiten Nimbus! Ich höre, Baiſon unterſtützte ſich — durch einen langen Schleppmantel. Dazu könnte ich kaum raten. Aber vielleicht etwas Scheues und Verlegenes beim erſten Auftreten, ein Zurückhalten der Rede . . . und dann ein dumpfes, dem Stubengelehrten entſprechendes Einſetzen des Tones. Gerade, daß ihm Judith ihre Liebe anträgt, ihn hervorzieht und vor anderen Menſchen für ihn einſtehen muß, beweiſt für den menſchenſcheuen, ängſtlichen Grübler. Der Kopf ſchön und doch anfangs etwas gebückt. Im erſten Akt und beim erſten Auftreten lange an der Thür verweilen und dort beſcheiden

leiſe ſprechen . . . nicht ſogleich ein Hier bin ich! . . . Der Anblick Jochais kann Uriel gewiß beſtimmen, ſein erſtes Zutreten auf Silva plötzlich zu hemmen und ſich ſo zu halten, als bereute er, gekommen zu ſein!"

Wenn Santos dann auftritt, darf Uriel die Worte „Die beiden Kerzen ſcheinen Euch die Sonne? Was ſoll ich hier? Was hätt' ich zu vernehmen?" ja nicht aufgebracht voll Hohn und Trotz hinwerfen, vielmehr muß die erſte Zeile mit leiſem ironiſchen Mitleid, die zweite langſam geſprochen werden; denn Uriel ahnt gleich, um was es ſich handelt. Im Spiel aber iſt weiterhin deutlich zu machen, daß etwas in ihm vorgeht, damit nicht die Aenderung ſeines Entſchluſſes überraſcht. Der letzte Monolog muß gemäßigt beginnen, kräftiger einſetzen mit den Worten „das war gefehlt", um ohne zu großes Pathos, wozu die Verſe leicht verführen, ſich zu dem Schlußmoment zu erheben: „Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen brechen".

Zu Anfang des zweiten Aktes treten zwei neue Perſonen auf, Manaſſe und Judith. Die Rolle des erſteren giebt, wenn ſie nicht zu ſehr zuſammengeſtrichen wird, dem Darſteller die beſte Gelegenheit zu einer trefflichen Charakteriſtik, denn ſie iſt die künſtleriſch abgeklärteſte Geſtalt im ganzen Drama, der Dichter hat viel von ſeinem eigenen Selbſt hineingelegt, und beſonders in den Scenen mit de Silva muß der Gegenſatz der beiden ſo völlig verſchiedenen Naturen ſcharf in die Augen ſpringen. Manaſſe iſt der Vertreter des ſtillen Lebensgenuſſes, des behaglichen Sicheinſpinnens in die Welt der eigenen Neigungen und Gedanken. Nicht immer hat er in dieſem engen Kreiſe ſein Genüge gefunden. Böſe Erfahrungen mit der Liebe ſeiner Mitmenſchen haben ihn zurückgeſcheucht von aller näheren Berührung mit ihnen. Als er vor Jahren durch unglückliche Spekulation zum Bettler geworden, ſah er ſich von allen Freunden verlaſſen:

„Ein wenig Mitleid, manche gute Lehre,
Ein Seufzer hier, ein Achſelzucken dort,
Mehr fand der Scheiternde am Ufer nicht."

Digitized by Google

Nur ſein Weib hat treu zu ihm gehalten. Da iſt ſein Herz erkaltet gegen die Menſchen:

„Die Menſchen haſſ' ich nicht —
Doch hab' ich auch den Drang nicht, ſie zu lieben."

Durch eigne Kraft hat er ſich wieder emporgearbeitet, doch ſein Vertrauen zu Fremden iſt vernichtet:

„. . . dies Gefühl des Elends,
Daß man allein nur ſich vertrauen darf,
Daß Keiner für uns in die Schranken tritt,
Daß wir nur ſelbſt, ein Weib, ein Kind vielleicht
Die Schmiede unſres Glückes ſind — o ſieh!
Da hab' ich mir mein Leben in den Bann
Des eigenen Behagens eingepfercht
Und leide bitter, wenn mir ſo die Welt,
Die wirkliche, ans ſtille Fenſter pocht."

Die Bitterkeit, die in dieſen ſtill ergebenen Verſen dennoch liegt, hat im Laufe der Zeit einer ſanften Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt Platz gemacht. Alle ſeine Liebe widmet Manaſſe ſeiner nächſten Umgebung. Die Kunſt iſt ſeine Tröſterin, ſeine Geliebte geworden; außerhalb ſeiner Geſchäftszeit lebt er nur für ſeine „Wunderbauten", ſeinen Park, ſeine Waſſerkünſte und Marmorbilder, „die er nach Antiken ſich fert'gen läßt in Florenz und Venedig", für Rubens und van Dyck.

Für dieſe ſeine Neignng iſt dem vermögenden Kaufmann keine Summe zu hoch, und viel lieber als in ſeinen Handelsbüchern lieſt er in dem kleinen Bande, wo alle ſeine Schätze mit den Ankaufspreiſen verzeichnet ſtehen, und zwar

„ . . . viel zu hoch nach dem Tarif der Börſe."

Nicht allein der Anblick des Kunſtwerks befriedigt ihn, ihn beruhigt nur der Beſitz desſelben,

„Dies heimlich ſtille, trauliche Gefühl,
Das Schöne für ſich ſelber zu genießen,
Für ſich allein, geſtört von keinem Auge,

Von keiner blinden Neugier angeredet,
Von keinem halben Kennerwort gestört;
Nur Eines in der ganzen Welt, wie dies!
Hier, wo sich Alles ewig wiederholt,
Ein schönes Etwas einmal nur vorhanden,
Und dieses Eine, Aechte, Allbekannte,
Wie die Geliebte, heilig, unentweiht,
Nur uns gehörend, uns nur hingegeben —
Da sprechen diese Menschen noch von Zahlen!"

Diese Verse sind besonders charakteristisch für Manasse, und es ist Unrecht, wenn sie, wie gewöhnlich, bei der Vorstellung fortgelassen werden, wo sie doch als stimmungsvoller Eingangsakkord des 3. Aktes gewiß am Platze sind. Zwar hat Gutzkow selbst sie in der Manuskript-Ausgabe mit Klammern versehen, zum Zeichen, daß sie gestrichen werden können, doch nur der Not gehorchend. In allen andern Auflagen aber hat er sie ungekürzt beibehalten. Doch hat jene Vorsorge für etwaige Striche, wie sie bei der Länge des Stücks zu erwarten waren, noch eine andere Änderung veranlaßt. Fallen diese Verse aus, so passen Judiths Worte beim Eintreten nicht, wie sie in der 1. Aufl. stehen:

„In diesen Bildern scheint ihr wie verloren."

Die Manuskript-Ausgabe hat deshalb „In Eurer Arbeit". Die 5. Aufl. nahm diese Version dem Sinne nach wieder auf, setzte dafür „In Euerm Abschluß", mußte deshalb aber als einen sinngemäßen Übergang einschieben:

(Er kehrt zu dem großen Buche zurück.)
„Und dennoch mahnen sie, wenn sie nicht stimmen! . . .
O schwere, schwere Sorge! . . . Wenn ich wieder —?!"
(Er verfällt in trübes Sinnen.)

Das „sie" bezieht sich auf das letzte Wort des vorhergehenden Verses, „Zahlen".

Von niemand anders hat Gutzkow jenen Zug entlehnt als von dem weisesten aller Lebenskünstler, dem universalsten

Digitized by Google

Kunſtſammler, von Goethe. In ſeinem Buch über dieſen erwähnt er jenen Zug: „Göthe, innerlich etwas zu verlieren fürchtend, ſuchte ſich dadurch zu ſchützen, daß er äußerlich Alles zu beſitzen trachtete . . . Denn erſt der Liebhaber, der ſeinen Wünſchen nichts verſagt, kann das Idealiſche genießen, weil es ſeine Natur iſt, es ſogleich, wenn nicht innerlich, doch äußerlich anzukaufen. Göthe hat naiv eingeſtanden, daß ihn Kunſtwerke erſt beruhigen, wenn ſie ſein Eigenthum ſind“[218]).

In dieſem ſelbſtgeſchaffnen Reich nun waltet Manaſſe voll Befriedigung und ſtillnaivem Gefallen.

„Mein Glück daheim im eigenen Beſitz,
Das ſtille Walten friedlichen Behagens“

darin geht ſein Herz auf.

Nur dem reiferen Alter, der Ruhe nach einem bewegten Leben, vermag ſich dieſes Glück in ſeinem ganzen Reiz zu entfalten, nur wo ſchon die Leidenſchaft ſich gelegt, wird dem Menſchen die Pforte in dieſes idylliſche Paradies geöffnet.

Am Wochenende liebt es Manaſſe, wenn er von der Amſterdamer Börſe in ſeine Villa zurückkehrt, Gäſte um ſich zu ſehen, doch nur mit frohen Geſichtern. Denn er flieht alles, was ihn an Schmerz erinnert. Er iſt nicht gefühllos, aber er unterdrückt den Schmerz und ſucht ihm durch Ablenkung des Geiſtes den Stachel zu rauben. Deshalb will er von Silva, der den geſtörten Frieden ſeines Hauſes wieder herſtellen möchte, nicht Klage noch Vorwurf, am wenigſten aber Troſt. Mit dieſer Ruhe des Geiſtes, dieſer gewaltſamen Ergebung hat er ſein Weib, ſeinen Sohn begraben und ihrem Andenken ein Denkmal geſetzt.

„In Marmor aufgefangen, ſchwieg der Schmerz.“

Er ſtrebt nach der Ungeſtörtheit Epikurs, nach dem Glück, das auch Goethe empfunden und in die Worte gefaßt hat:

„Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt.“[219])

Digitized by Google

Bei Goethe gerade ſehen wir dieſes Bedürfnis nach Ungeſtörtheit durch leidenſchaftliche, beſonders ſchmerzliche Ereigniſſe mit dem Alter zunehmen. Der objektive Künſtler erſtrebt Freiheit von zufälligen Eindrücken. Auch in Manaſſe ſteckt ein Teil dieſer Künſtlernatur.

Entſprechend iſt auch Manaſſes Sprache geſättigt von einer ruhigen Befriedigung, eine zarte Milde iſt darüber ausgegoſſen und nur, wenn der Sturm gar zu heftig tobt, findet er auch in ſeiner Bruſt ein ſchnell verſtummendes Echo. Pathos findet ſich in ſeiner Rede am wenigſten.[220]) Deshalb hat der Dichter auch in der zweiten Szene des 3. Aktes, wo ſich Judith in ihrem ganzen lieblichen Egoismus enthüllt, die Bemerkung „bitter ihr nachblickend" um das charakteriſtiſche „bitter" gekürzt. In ſeinem äußern Weſen ſoll möglichſt wenig der Affekt zum Ausdruck kommen.

Wie ſchmerzhaft muß es nun dieſem nach glücklicher Ruhe ſtrebenden Philoſophen ſein, wenn ihm plötzlich die Welt ſo rauh „ans ſtille Fenſter" pocht, daß die Scherben klirrend ins Zimmer fliegen und ſein Haus der Schauplatz wildeſter Leidenſchaften wird! Die ewig-gleiche Ordnung ſeiner Tage iſt ihm zur zweiten Natur geworden, und ſeine Hauptſorge iſt jetzt, „in das Hergebrachte" wieder einzulenken, die Sturmeswogen zu beruhigen.

„Wie ſich aus dieſem Traum erwachen läßt,
Wie dieſe That dem Leben einzufügen,
Das weiß ich nicht, und ſtell' es Dem anheim,
Der mir die Erde zu regieren ſcheint,
Dem ſchadenfrohen Zufall!"

Dieſe Angſt nun vor jeder heftigen Wallung des Blutes macht Manaſſe aber auch ſchwach und nachgiebig gegen ſein einziges Kind. Er liebt ſeine verzärtelte Tochter abgöttiſch, wenn er auch ſeiner Philoſophie gemäß dieſen Affekt dämpft und ihm in Worten wenig Ausdruck verleiht. Er hat ihren Verkehr mit Uriel Acoſta ſtillſchweigend geduldet, er macht ihr

Digitized by Google

ungern Vorwürfe. Zwar verſucht er einen ſtrengen Ton gegen ſie, als ſie wider ſeinen Willen den mit dem Bann Bedrohten in das Haus ihres Vaters einladet; auch hier ſetzt die 1. Ausg. gegenüber der Mscr.-Ausg. ausdrücklich hinzu: „immer weich“, was zwar in der 5. und den folgenden Ausgaben wieder fortfiel; doch vermag er dieſen ſtrengen Ton nicht feſtzuhalten, als Judith ſich ſo mutig für ihren Geliebten bekennt. Ohne Zögern erbietet er ſich freiwillig, den Erwählten ſeiner Tochter auf ſeiner Villa zu beherbergen, obgleich er ſich dadurch in einen Gegenſatz zu ſeiner Kirche ſtellt.

In religiöſer Beziehung iſt er ſehr frei. Der Zufall iſt ihm der Herr der Welt. Zwar ſchließt er ſich äußerlich der Judengemeinde an. Doch innerlich verachtet er ihren Glauben:

„Für einen Mann von freier Denkungsart
Bin ich bekannt und ſtolz bin ich darauf,
Daß man Manaſſe Vanderſtraten nicht
Im Bußhemd am Verſöhnungstage ſieht.
Ich will nicht heucheln, längſt gehör' ich, weiß man,
Dem allgemeinen Glauben jener Freien,
Die ſich von Moſes, Chriſtus, Sokrates
Das Beſſ're von dem Guten ausgeſucht . . .“ [221])

Die Orthodoxie des glaubensſtarken de Silva iſt ihm unverſtändlich:

„Wie iſt es möglich orthodox zu ſein!
Wie möglich, daß man durch Philoſophie
Den alten Wuſt ſich ſelber conſtruirt
Und wieder ankommt, wo man ausgegangen!
Als Kind, ja wohl, da will ich gerne glauben,
Im Glauben wäre zweimal zwei gleich fünf;
Doch geht mit der Philoſophie, wenn ſie
Im Kinderglauben ein Geheimniß findet
Und, zweimal zwei ſei fünf, beweiſen will!“

Mit Prieſtern hat Manaſſe deshalb wenig zu ſchaffen. Den über Uriel ausgeſprochenen Fluch nennt er einen „Wahn“, in der Mſkr.-Ausg. ſogar „Dummheit“, doch nur Silva gegen-

über. Offen vermeidet er aufs peinlichſte, irgendwie die Aufmerkſamkeit der Synagoge herauszufordern. Er fürchtet als Kaufmann jedes Vorurteil. In Speiſe und Trank richtet er ſich nach den Geſetzen des Kultus. Seine geheimen Anſichten aber auszuſprechen, dazu fehlt ihm der Ehrgeiz und der Mut. Wo der Kampf entbrennt „um altes Vorurteil", da tritt er zu dem beſtehenden, alten Glauben und hält an der äußeren Pflicht feſt.

Wo ein Standpunkt eingenommen werden muß, gehorcht er der „allgemeinen Stimme" unbedingt, ohne ihren Wert zu prüfen. Sein erſter Grundſatz, ſeine „ſichere Lebensregel" iſt die „Sitte" beobachten. Acoſtas Weſen, ſeine Handlungsweiſe iſt ihm unverſtändlich. So ſagt er Judith offen:

„Daß ich Acoſta ſchütze, thu' ich nicht
Um ihn; denn ich geſtehe Dir, ein Geiſt,
Der ſich nicht fügt dem allgemeinen Weſen,
Bleibt mir befremdlich und ich lieb' ihn nicht."

Dennoch ergreift er dieſe Gelegenheit, ſeinen freien Standpunkt zu beweiſen. Aber er thut es unter der Vorausſetzung, daß eine Vermittlung möglich ſei. Hierin aber ſieht er ſich bitter getäuſcht.

Das träumeriſche Leben, das er in ſeinem Park, unter ſeinen Bildern geführt, hat ihm die Fähigkeit geraubt, energiſch aufzutreten. Sein Auge iſt nur an ſonniges Glück, nicht an Gewitterhimmel gewöhnt. Da reißt ihn, der immer vermitteln und beſänftigen will, plötzlich das Schickſal in Haß und Streit, wehrlos ſteht er da und ſieht ſeinen Untergang vor Augen. Zwar verſucht er dagegen anzukämpfen:

„Nur feig die Waffen ſelbſt nicht ſtrecken! — Ruhe
Und tiefſtes Schweigen gegen Jedermann —!
Vielleicht beſchwör' ich noch dies dunkle Wetter."

Dieſe Worte, welche dem Charakter Manaſſes ein etwas feſteres Rückgrat geben, fehlen in der 5. Aufl., da die ganze

Digitized by Google

8. Scene des dritten Aktes gestrichen ist. Doch seine Kraft ist ungeübt, noch einmal dem Unglück zu trotzen, und Silva sagt mit Recht von ihm, daß er nicht mehr leben könne, wenn das gewohnte Glück ihn verlassen. Er vermag seine Verzweiflung nicht zu verbergen, und Judith bringt ihm das große Opfer kindlicher Liebe. Um ihren Preis ist er wieder, was er war. Aber den Besitz seiner Schätze erkauft er mit dem Tod seines Kindes. Tief gebeugt steht er an der Leiche Judiths. Auch ihr kann er nun ein Marmorbild im Park errichten. Aber vielleicht ist es das einzige, vor dem jetzt der einsame Greis seine kühle Philosophie abschütteln und seinem lang gehemmten Schmerz freien Lauf lassen wird.

Manasses Wortkargheit an Judiths Leiche ist in der 5. Aufl., wohl um dem Vorwurf der Kälte auszuweichen, unbedeutend gemindert. Statt „Kind, wie ist Dir?“ hat die 5. Aufl. „Kind, was ist Dir? Wie find' ich Dich? Ja, was geschah? Du fühlst Dich —“

Damit habe ich, der Handlung vorauseilend, die Charakteristik Manasses erschöpft; in seinem ganzen Wesen sticht also ein Zug besonders hervor, der des feinen, milden, durch und durch ästhetisch empfindenden, ein wenig die Allüren des abgeklärten Künstlers zur Schau tragenden Menschen, der ohne dem Affekt Spielraum zu geben die Situation beherrscht, im Innern belächelt, und aus dieser Ruhe nur selten aufgescheucht wird. —

Judiths eingehende Charakteristik habe ich schon in anderm Zusammenhang (S. 343) gegeben. Für ihr erstes Auftreten fordert der Dichter Frische und Munterkeit. Er bittet „diese Rolle einer jungen Dame zu geben, die im Besitz ihrer Mittel ist, da ihr Organ nicht nur den pathetischen Stellen der Fluchscene gewachsen sein muß, sondern besonders im letzten Akt jede Silbe klar und hell vernehmlich zu machen weiß.“ Eines darf der Darstellerin in den ersten Scenen mit ihrem Vater und mit Uriel nicht fehlen: ahnungslose Kindlich-

keit und Munterkeit. Judith ist die verwöhnte Tochter des reichen Manasse und sieht nur sonniges Glück auf ihrem Wege. Der Reflex dieser Stimmung muß vor allem in den Worten zum Ausdruck kommen, die sie aufmunternd an den Geliebten richtet, damit der Gegensatz zum 3. und 5. Akt, d. h. ihre Entwickelung innerhalb der Handlung deutlich sichtbar ist. Sie hat noch keine Ahnung von der Schwere der „freien That", auf die sie brennt, und lebt nur erst ihrem Glück. Vor allem darf die Darstellerin der Judith die Zärtlichkeit nicht sparen. Dasselbe gilt übrigens von Uriel, der von der Geliebten Abschied zu nehmen gekommen ist. Eine Länge in der Diktion, der Passus „Sagt das Acosta, wenn ihr einsam geht" 2c. muß von einem lebhaften zärtlichen Spiel begleitet sein, sonst ist er zu gedehnt; die Darstellerin darf nicht in der Mitte der Bühne stehen, während Uriel etwa sitzt, und so ihm dies alles vordeklamieren, statt sich um ihn zu schaffen zu machen, seine Nähe zu suchen; dann geht auch das Eindringliche, Überzeugende, das in ihren Worten für Uriel liegt, verloren.

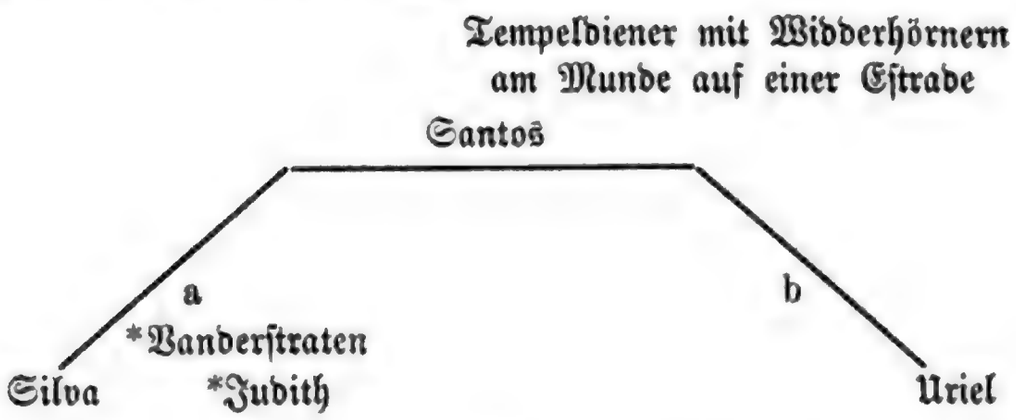
Dann folgt für Uriel ein schwieriger Moment. Jochai nebst der Festgesellschaft überrascht die beiden und nach kurzem Wortwechsel führt Judith den „widerstrebenden" Uriel in den Saal. Daß sich Uriel überhaupt von ihr fortführen läßt, nachdem er Abschied nehmen und jede Begegnung mit den Gästen vermeiden wollte, kann nur durch ein höchst lebhaftes Spiel motiviert werden. Wie Jochai mehrfach Uriel indirekt beeinflußt, indem er ihn durch Hohn und Verachtung immer weiter treibt, so auch hier: man muß Uriel ansehen, daß in diesem Augenblick der Entschluß in ihm reift, mit dem Nebenbuhler auch um Judith zu kämpfen. Am Ende des 1. Aktes war ja nur die Rede vom Kampf um die Wahrheit. Motiviert wird Uriels Bleiben bei dem Feste also nur dadurch, daß deutlich erkennbar ist, wie der Zorn über Jochais Hohn und der aufkeimende Trotz ihn packen und er, nur äußerlich noch widerstrebend, von Judith sich fortziehen läßt.

Digitized by Google

Bei Jochais im übrigen prächtiger Kleidung vergesse man nicht, wie das zu geschehen pflegt, die „Feder am Hut", damit Judiths Wort von dem „Pfau" seinen Sinn behält.

In der 5. Scene des 2. Aktes ist vor allem darauf zu achten, daß die Worte „Er ist kein Jude" (Jochai) und „der Autor ist kein Jude" (de Silva) in ihrem beabsichtigten Doppelsinn dem Zuhörer gleich verständlich werden; besonders muß de Silva dies Urteil sehr markiert aussprechen; und dieser hat sich außerdem zu hüten, irgend welche Anteilname für Jochai zu zeigen. Er benutzt dessen Haß gegen Uriel nur, um diesem eine Hinterthür zu öffnen, nicht aber um Jochai Judith zurückzugewinnen. Die Worte „Dann wär euch Judith unverloren" — sind der Köder, den er auswirft, Jochai für seinen Zweck zu gebrauchen, und wenn er sagt „Ihr aus Haß — ich richt' euch nicht —", so muß das etwas skeptisch herauskommen, damit man fühlt, wie ekel ihm ist, sich dieses Werkzeugs zu bedienen.

Die 7. Scene ist eine der wirkungsvollsten des Dramas. Das Scenenbild für den ersten Moment der Verfluchung hat Gutzkow in einem mir vorliegenden Entwurf zu einer illustrierten Ausgabe des Werkes so aufgezeichnet:




Er bemerkt dazu: „Bei den Worten Uriels „O der Magnet des Wahns zieht mächtig!" zwei Gruppen unter der äußersten Bestürzung. Gruppe a schon mit Schrecken zurückblickend entflohen, Gruppe b eben nach a hinüberfliehend. Judith mit

Digitized by Google

rückwärts gewandtem Antlitz zu Silva (der mit Jochai eben aufgetreten ist, also von rechts) fliehend, der seine Arme öffnet."

Die Regie darf also zunächst nicht zu sparsam mit Gästen sein. Die Flucht von Uriels Seite muß als eine heftige Bewegung auf der Bühne zu spüren sein, die ganze Scene hat ja etwas Grandios-Alttestamentliches; dieser selbe Eindruck spricht sich ja auch sofort in Uriels Ruf aus: „Glaubst du dort auf dem Sinai zu stehen?" Mit ein paar zögernden Schritten weniger Gäste ist diese Scenenwirkung also nicht im geringsten erschöpft. Sie soll vielmehr die Gewalt des Fluches, der Uriel völlig von seinem Volke trennt, bildlich darstellen.

Wenn dann Jochai dazwischentritt und Uriel des Christentums zeiht, muß, so ist Gutzkows ausdrücklicher Wunsch und im Text heißt es auch „alle", der ganze Chor ausrufen „Ein Christ?", nicht etwa nur Judith. — Nun folgt die große Verteidigungsrede Uriels. Gutzkow klagt in einem Essai über die Wiener Schauspielschule, daß Hendrichs in Berlin diese Rede zerhacke: „O", sagte er mir, „ich mache mir einen Effekt in der großen Rede des Uriel im zweiten Akt, den alle anderen nicht haben." — „Nehmen Sie sich in Acht", erwiderte ich (Gutzkow), „die große Rede zündet nur, wenn sie der Strom einer einzigen Empfindung ist, ununterbrochen sich mächtig fortwälzt und dem Hörer erst Ruhe läßt: „Ihr dürft mir fluchen! Denn ich bin ein Jude!" Nein, mein von Berlin vergötterter, von der Birch-Pfeiffer zu lauter passiven Helden verbrauchter Hendrichs koupierte sich die Rede in drei bis vier Absätze, d. h. schauspielerisch ausgedrückt, Breschen zum Applaus. Dieser erfolgte auch; und am Schluß, als der Autor, das Stück als solches, der Gedankengang den Applaus bedurfte, blieb er den schon dreimal Ausgezeichneten und Ermatteten aus."

Natürlich darf sich der Darsteller auch nicht überhasten, sich vor allem bei der Erzählung seiner Jugend noch mäßigen. Dennoch muß die Rede als Ganzes dastehen, ohne gefühlvolle

Digitized by Google

Pauſen. Santos würde ihn ſonſt gar nicht weiter reden laſſen, alles drängt eben der Erklärung am Schluß zu: „ich bin ein Jude!“ Hier liegt der Höhepunkt der Rede und ihm darf die Wirkung unter keinen Umſtänden entzogen werden. Ein Nebenton aber liegt an einer andern Stelle. Es heißt im Anfang „Was ich geworden, ward ich nur als Chriſt.“ Das darf ja nicht ſo geſprochen werden, daß man glaubt, er iſt nun auch wirklich Chriſt; es muß ſo klingen, als ob dahinter ſtände: „Das gebe ich zu.“ So wird die Erklärung weiterhin vorbereitet, die mit dem größten Aufwand von idealem Schwung geſprochen, die Zuhörer auf der Bühne packen muß und deshalb vom Dichter ausdrücklich eingeleitet iſt:

— offen ſag' ich euch,
Ins Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens geh'n!

Hier haben wir Uriels innerſte Überzeugung, darüber darf nicht ſchnell fortgeeilt werden, denn der Zwieſpalt muß deutlich werden, daß er weder Jude noch Chriſt iſt, ſich aber aus Anhänglichkeit an ſein Volk zum Judentume äußerlich bekennt.

Zu dem weiteren Verlauf des 2. Aktes iſt noch kurz zu bemerken: Uriels Ausruf „Mutter“ darf nicht übertrieben werden wie ein Hilfeſchrei; er iſt eher eine heiße Bitte um Verzeihung. Das Kommen, Gehen, Einfallen der Rede muß im ganzen Akt ziemlich raſch erfolgen. Judiths Triumphſtelle „Er wird geliebt“, mit der Marie Bayer-Bürck vor Jahren einen ſo enormen Erfolg hatte, hat ſich in der Art der Betonung feſtgeſetzt und kann kaum mehr verfehlt werden.

Von machtvoller Wirkung iſt in dieſer Scene noch das Auftreten des Prieſters de Santos: Er iſt der Vertreter des rückſichtsloſen, blinden Fanatismus, der auch über Tod und Leichen triumphierend die Siegesfahne der Kirche aufſteckt. Der Haß des Fanatikers gibt ſeinen Worten eine elementare Kraft,

Digitized by Google

wenn er hoch von der Estrade herunter, wie ein gottgesalbter Prophet des alten Bundes auf den verlassen dastehenden Uriel den grausigen Fluch herabdonnert, daß alle Umstehenden ein Schauder ergreift. Diese Fluchscene ist eine der erschütterndsten Momente des Dramas. Ein feiner Zug ist, daß Santos Uriel in jener Fluchrede erst mit „Ihr" anredet, sobald aber der eigentliche Fluch beginnt, in das dem Herrn gegenüber dem Knecht gestattete „Du" übergeht.

Santos ist ein Priester, der sich über die Sünde fast freut, um der Buße willen, die den Glanz der Kirche erhöht. Als Judith, des Fluchs nicht achtend, sich zu ihrem Geliebten bekennt, fährt es wie eine Genugthuung aus seinem Munde:

„Die Kirche sieht statt eines Opfers zwei —
An diesem Ort kann kein Gerechter weilen!"

Zum Schluß des Aktes werden meist noch zwei Striche gemacht. Jochais Rachedrohung wird unerklärlicher Weise noch heute fortgelassen, obgleich sie technisch den 3. Akt vorbereitet, und in wenigen Worten Ersatz für das ganze hinter der Scene sich abwickelnde Gegenspiel ist, das ursprünglich eine besondere Scene füllte; und meist streicht man auch Manasse drei Verse, die für ihn sehr charakteristisch sind, indem in ihnen sein religiöser oder vielmehr irreligiöser Standpunkt sich verrät. Und das war doch in erster Linie mit des Dichters Absicht, Typen hinzustellen, die alle in einem ganz besonderen Verhältnis zur Frage der Theologie stehen. Es ist daher Unrecht, diese Charakteristik im Großen zu zerstören.

Mit derselben Klage muß ich den dritten Akt beginnen. Manasses Monolog, der diesen Akt einleitet, wird regelmäßig gestrichen. Zunächst ist er unbedingt erforderlich zur Charakteristik; wir haben bisher von Manasses Liebhaberei und Sammeleifer nur gehört, ihn noch nicht in seinem Element gesehen. Gutzkow fordert daher ausdrücklich den vollständigen Wortlaut der Costenoblеschen Ausgabe. Außerdem dient der

Monolog durch die zwei widerſtreitenden Stimmungen, die darin ſich äußern, zur Vorbereitung des Folgenden. Manaſſe „muß die Angſt hervorheben, wieder Bankerott zu machen".

Auf dieſen Monolog im 3. Akt folgt dann die Scene zwiſchen Judith und ihrem Vater. Gutzkow hat ſie wieder ſelbſt geſchildert, allerdings in einem Entwurf, der auf eine Buchilluſtration berechnet war und daher auf ein Blatt mehr ſammelt, als auf der Bühne angebracht iſt. Gleichwohl führe ich die Stelle hier an, das eine und andere iſt immerhin zu gebrauchen. Bei den Worten Judiths zum Vater „Um euer ſanftes, mildes Vaterherz", „ſchmiegt ſich Judith in maleriſchem Hausgewande dicht an den greiſen Vater, umſchlingt ihn, er ſteht und blickt gedankenſchwer nieder. Ihm zur Rechten ſteht eine Staffelei mit einem Bilde. Im Hintergrunde durch einen Glasverſchluß könnte man links vom Zuſchauer Uriel in einem Buche leſend, rechts den eben ankommenden, eilenden, aufgeregten de Silva ſehen, der von einem Hausdiener begleitet wird, der auf Uriel deutet. Doch ſteuert de Silva zunächſt nach der Gruppe vorn." Dieſe Ankunft de Silvas iſt natürlich verfrüht, das Übrige aber, vor allem die Aufgeregtheit des Ankommenden, iſt zu beachten.

„Die Scene zwiſchen Uriel und Sylva darf nicht behaglich geſprochen werden. Es ſind doch zwei feurige Charaktere," betont Gutzkow, doch ſoll Uriel Silva gegenüber wohl verletzt, aber nicht zu bitter ſein, und Dawiſon ermahnte der Dichter: „Bringen Sie Feuer und raſches Tempo auch in die Mitſpielenden . . . Acoſta iſt eine vulkaniſche Natur und man ſoll ſie nicht durch Retardiren im Stiche laſſen." Das gilt beſonders von dieſer Scene, wo zwei heftige Charaktere aufeinanderplatzen. Vor einigen Monaten ſpielte Emanuel Reicher in Berlin den Uriel Acoſta in ganz unglaublicher Weiſe. Er machte aus dieſer Scene ein philoſophiſches Kolloquium, ſtatt einen Kampf zwiſchen zwei ausgeprägten Individualitäten, und zerpflückte ſie in einzelne Genrebilder, indem er z. B. das

Digitized by Google

Gleichnis von dem Blinden und seinem Stab mit einem sophistisch-spielerischen Behagen am Wort auseinandersetzte. So kann diese Scene nur langweilen.

In Silvas Rede wütet wieder der Bleistift des Regisseurs. Gerade die Verse, die uns über Silvas Stellung in der Frage der Religion aufklären, fallen meist fort. Trotz seiner Philosophie, trotz Plato und Aristoteles ist Silva seinem Glauben treu geblieben, obgleich auch er sein Auge nicht verschließt vor den Lücken, die die Religion dem Verstande offen läßt. Ja, Uriels Buch hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und den Denker in ihm mächtig angeregt, und seine Hochachtung vor dem Schüler Platos hat ihn auf einen Ausweg verfallen lassen, den Uriels Wahrheitsliebe jedoch verschmäht. Aber Silva hat mit dem Verstande einen Kompromiß geschlossen. Was ihn an seine Religion fesselt, ist die Pietät. Jetzt wo nach langer Verfolgung die Gemeinde einmal wieder ungefährdet zu ihrem Gotte beten kann, nennt er es pietätlos, die neue Freiheit zum Verderben der Religion auszunutzen. Ihm geht es nicht um die Orthodoxie, er ist ein Mann von Herz und sieht auf die „beseligende Wirkung der Religion," wie Schleiermacher sagt. An die nebenbei noch zu den schönsten des Stückes gehörenden Verse:

„Doch tausend Jahre dauert dieser Irrtum,
Hat zehnmal Tausend über Lebensschmerzen
Und Millionen übers Grab geleitet —"

sollte man sich daher nicht vergreifen.

Mit dem Herzen ist de Silva noch durchaus Jude und in einem engen jüdischen Gesichtskreis befangen. Uriels tapferes Sichbekennen zum Judentum hat ihn gerührt, doch sind ihm seine Gründe zu weltlich. Das mannhafte Beharren des Verfluchten aber ist ihm unfaßbar, er nennt es sogar Wahnsinn, gerade wie ihm Judiths Liebe unnatürlich, „teuflisch," scheint, ihr Eintreten für Uriel eine pietätlose Verirrung. Ursprünglich

Digitized by Google

ſollte er nach der Mscr-Ausgabe dieſer ſeiner Meinung noch heftigeren Ausdruck geben. Nach den Worten des Santos:

„An dieſem Ort kann kein Gerechter weilen!“

entfernt auch er ſich mit den Rechtgläubigen, ſo heißt es in der allererſten Faſſung, indem er ſagt:

„Von dannen treibt mich dieſer Frevelmut.
(Zu Judith)
Was Dich begeiſtert, kommt von oben nicht,
Dein eigenes Gelüſt nur ſcheint Dir göttlich.“

In der 1. Aufl. aber folgt er wortlos den übrigen. Den Mut der Überzeugung kennt auch er noch nicht.

In dieſer 4. Scene des 3. Aktes kommt er zu Uriel in dem feſten Glauben, auf keinen Widerſtand zu ſtoßen. Der Widerruf erſcheint ihm ſelbſtverſtändlich. Uriels Standhaftigkeit nennt er Trotz, ein falſches Ehrgefühl, das ſeinen Irrtum zu bekennen ſich ſchämt. Auch er fordert ja die Reue nicht für die Prieſter. Er iſt Philoſoph, er fordert ſie für die allgemeine Ordnung, „die geſtörte Harmonie des Ganzen“, deſſen kleiner, unſcheinbarer Teil ein jeder ſei. Uriel dagegen verteidigt das Recht der Individualität. Silvas Philoſophie bezieht alles auf die Allgemeinheit, der ſich jeder unterzuordnen habe. Wie Sokrates ſieht er im Geſetz die heilige Weisheit der Jahrhunderte, die zu bekämpfen Vermeſſenheit iſt. Er klopft, um Uriel zu bewegen, an jene Empfindungen, die für ihn ſelbſt in Glaubensſachen am letzten Ende maßgebend ſind, mit der ernſten Frage:

„Hat Euer Glaube Einen ſchon beglückt?“

Er erinnert ihn an Judith, die er verlieren werde, an ſeine blinde Mutter, ſeine Familie, deren Liebe er ein Opfer ſeines Geiſtes bringen müſſe. Es liegt etwas ungemein Verſöhnendes und Überzeugendes in ſeinen Worten, die Liebe zu ſeinem begabten Schüler bricht warm hervor und muß dieſe

Digitized by Google

ganze Scene mit einem gewinnenden Gefühlston durchſtrömen, mit einem warmen Liebeston, der nicht ohne Eindruck auf Uriel bleiben kann und ſeinem Herzen die Schroffheit des Widerſtandes nimmt, der er in den nächſten Augenblicken benötigt.

Die 5. Scene iſt ein Monolog Uriels. Gutzkow bittet hier den Darſteller, noch Maß zu halten, „weil die ſpätere Erklärung, Uriel wolle doch widerrufen, im Einklang mit der Wirkung jenes Monologs zu bringen iſt.“ Dieſe Erklärung muß die Wirkung des Monologs übertreffen und darf bei Leibe nicht dahinter zurückbleiben.

Doch hängt von dem Einſetzen des Schauſpielers nach Silvas Abgang die Wirkung des Monologs ab. „Fällt Uriel in Betrachtung“, ſchrieb Gutzkow an den erſten Darſteller dieſer Rolle, Emil Devrient, vor der zweiten Vorſtellung, „dann ſteht die Handlung ſtill, es kommt eine kalte Stimmung über die Zuhörer. Deßhalb möcht' ich Dir vorſchlagen, ob Du dieſen Monolog nicht raſcher, wärmer, flammender einſetzen möchteſt. Ein Applaus auf die Rede von der Überzeugung, als das Thema des Stückes, wäre nicht übel, ich vermißte ihn wirklich am Abend, und erſchrak, als ich mir dachte: Himmel, ſie kapiren das Süjet nicht mehr und kommen über den Fluch nicht hinaus“. In dieſem Monolog liegt der „Drucker zum Folgenden“.

Eine Klippe für das Gedächtnis ſind in dieſem Monolog die zwei Verſe, die mit den Worten „Die Überzeugung“ ꝛc. beginnen. Meiſt „fällt“ der Darſteller trotz heftigſter Unterſtützung des Souffleurs mit der „Überzeugung“ ſtatt mit der „Fahne“.

Die große Wandlung in Uriel iſt die Folge der 6. Scene, ſeine blinde Mutter erſcheint, von den Brüdern geführt. Zu dieſer Wandlung muß natürlich der Schauſpieler Zeit haben. „Um Uriel ſein Spiel zu erleichtern,“ mahnt Gutzkow, „muß dieſe Scene etwas trainirt werden, d. h. jeden, ſowohl die Mutter, wie die Brüder müſſen vor ihren Reden Pauſen

Digitized by Google

der Verlegenheit machen, als genirten sie sich, Uriel in die wahre Sachlage einblicken zu lassen. Dadurch kann der Darsteller des Uriel leichter wieder warm und erregt werden."

Esther, Uriels Mutter, ist sehr schwach charakterisiert, und wenn nicht die Darstellerin durch eine würdige Erscheinung dem Dichter zu Hilfe kommt, wird meist ein lächerlicher Eindruck erzielt, besonders wenn die mitleidheischende Hilflosigkeit der Blinden nicht stark genug in die Erscheinung tritt. Esther kommt, um Judith zu danken für die Liebe, die sie Uriel bewiesen, zugleich aber, um Abschied zu nehmen von ihrem Sohne, den sie ja in Manasses Villa weiß. Ganz selbstlos ist ihre Liebe nicht. Zwar will sie die Brüder verhindern, Uriel die Wahrheit zu gestehen, daß der drohende Geschäftsruin sie auszuwandern zwingt, eine Folge des Bannfluchs; sie sucht ihn zu beruhigen, daß sie selbst nichts zu leiden habe und gerne auswandern wolle, da ihrem blinden Auge ja überall die Welt in gleiche Finsternis getaucht ist; aber unbewußt übt sie damit die tiefste Wirkung auf Uriels gequältes Gemüt. Sie erinnert ihn an ihren kindlichen naiven Glauben, daß im Tode, wo andrer Menschen Augen brechen, das ihrige noch einmal sein Licht zurückerhalten werde, und daß sie dann Uriel vergebens suchen wird. Es ist also ein Abschied fürs Leben, den sie nehmen soll. So übt sie auf Uriels Entscheidung den schwersten Druck aus. Sie spricht kein Wort von Uriels Widerruf, aber sie hat auch kein Wort für seinen Bekennermut. Und dieses Schweigen ist beredt genug. Zum Ausbruch kommt aber ihre innerste Herzensangst, als Uriel, nicht mehr Herr seiner selbst, in Verzweiflung zu seinem Entschlusse fortstürzt. Da fällt eine schwere Last von ihrer Brust, frohlockend will sie hinaus, der Welt zu verkünden:

„Dies ist ein Sohn, der seine Mutter liebt!"

Von den beiden Brüdern ist Joel so gut wie gar nicht charakterisiert, doch läßt sich durch ein sichres Zusammenspiel ein scharfer Gegensatz zwischen ihnen herausarbeiten. Ruben

Digitized by Google

fühlt Uriels Lage tiefer mit, daher sein Auftreten im 4. Akt. Joel ist härter und rücksichtsloser. Er wagt zuerst vor Uriel in Gegenwart seiner Mutter das Wort „Widerruf“ auszusprechen; er fährt fort, wenn seinem Bruder das Wort auf der Lippe stockt und ruft, nur an sich und sein Geschäft denkend, nach Uriels Entschluß jubelnd:

„O segne Gott den Augenblick!
Er widerruft —“

Dieser Ruf muß aufgeregt aus dem Herzen kommen, wie ein Erlösungsschrei, denn er nimmt die verzweiflungsvolle Gedrücktheit, die Mutter und Söhne während der ganzen Scene belastet, mit Einem Mal hinweg.

Das Spiel der Darstellerin Judith in der folgenden Scene ist durch die Situation gegeben. Auf eine Einzelheit aber möchte ich hinweisen, die das Kommende vorbereitet und in den meisten Fällen übersehen wird. In Judiths Monolog kommen die Worte vor „Kalt seine Hand“. Die lassen sich nun nicht gut sprechen, wenn Judith vergessen hat, Uriels Hand vorher zu berühren. Im Spiel ist dazu gute Gelegenheit, sogar zweimal, bei ihrem Eintritt „Acosta — das ist? — unsre Mutter!“ und bei den Worten „Versteh' ich? — Uriel? Du wolltest — nicht —?“ Interessant ist diese Einzelheit auch dadurch, daß man in Dresden diese Worte, wahrscheinlich der Vergeßlichkeit der Schauspielerin wegen, einfach verbesserte in „Bleich sein Gesicht.“ Das heißt allerdings des Dichters Absicht naiv umgehen.

In der 1. Scene des vierten Aktes haben wir es zunächst wieder mit zwei Einschiebungen zu thun, die der Dichter später angebracht hat, die aber von den Theatern durchweg übersehen werden. Hinter dem Vers „Wenn er in seinem Glücke nicht mehr lebt?“ soll de Silva fortfahren:

„Was sie von Uriel wollte, Widerruf
Um Mutter, Bruder und um sie — das muß
Sie selber jetzt um ihren Vater können.“

Digitized by

Hierin ſind die wichtigſten tragiſchen Motive noch einmal zuſammengefaßt. Und weiterhin ſoll es nach der 9. der letzten von Gutzkow revidierten Auflage heißen:

„Er widerruft um eine Braut, die Gründe,
Daß er ſich beugt, ſie haben ſich verändert!“

während die vorhergehenden Auflagen nur ſagen: „Er widerruft um die verlorne Braut“. Beide Stellen ſind dramatiſch-techniſche Wegweiſer, die das Verſtändnis des Zuſchauers lenken ſollen, und vom Dichter nach reiflichſter Überlegung angebracht. „Es iſt nicht ehrlich, das ihm zu verſchweigen,“ muß man da mit de Silva von der konſervativen Art unſerer Theater ſagen.

Wichtig iſt dann in dieſer erſten Scene das Spiel de Silvas, das in ſeiner Heftigkeit eine bedeutende Steigerung erfahren, die Entrüſtung verraten muß, die in dem ehrlichen Manne, alle Rückſichten wegſchiebend, platzgreift, und ſo das Reſultat vorbereitet, das in de Silvas Worten zum Schluß des Stückes ausgeſprochen iſt.

Dieſe Entwicklung iſt vom Darſteller deutlich in ihren verſchiedenen Phaſen zu markieren. De Santos' „großmüthig fromme Vorſicht“, die übertriebene Strenge der Haft weckten auch in ſeinem nicht aufſäſſigen Gemüte den Widerſpruch. Unredlich nennt er dieſes Verfahren, und eine bange Ahnung beſchleicht ihn über den Ausgang dieſes Tages. Daher rät er Santos Milde an:

„Weil eines ſolchen Mannes Unterwerfung
Den Zauber Eures Prieſterthums vermehrt!“

Dieſe Worte müſſen ſchon eine Gereiztheit gegen die Prieſter zeigen. Noch mäßigt er ſich. Empörung aber ergreift ihn, als er den rachgierigen Jochai vergeblich von der beabſichtigten Demütigung Uriels abzuhalten verſucht; da wagt ſelbſt ſein gläubiges Gemüt einen Zweifel an der Gerechtigkeit des Himmels. Er fühlt eine gewiſſe Genugthuung, als Uriel

ſich plötzlich aufrafft und ſo der ganzen Größe ſeiner Schmach entgeht. Zwar redet er dem Raſenden noch mild und ſanft zu, und an ſeine Bruſt ſtürzt dieſer, als er unter dem Triumph der Rache und Bosheit faſt erliegt. Die 5. Aufl. hat hier eine berechtigte kleine Änderung. De Silvas Charakter entſpricht es, daß er in dieſem ſchmerzlichen Augenblick, wo alles als hohl und nichtig vor Uriel zuſammenbricht, ihn tröſtet, indem er ihm kurz den Grund von Judiths ſcheinbarer Untreue angiebt. In der 1. Aufl. hieß es:

„. . . Forſche nicht, wie dies
Hat kommen können . . .“

Die 5. Auflage hat geändert in:

„. . . Forſcht nicht, wie im Drange
Des ſchmerzlichſten Geſchicks ein Kindesopfer
Gefordert wurde —“

Aber in dieſem Augenblick geht eine große Veränderung in de Silva vor. Nicht Uriel allein, die Freiheit des Geiſtes ſieht er in dieſem Einen elend geknechtet, er ſieht in der Tyrannei der Synagoge die Unterdrückung jedes ſelbſtändigen Denkens, er ſieht Misgunſt und perſönlichen Haß in den berufenen Vertretern des Glaubens und der Liebe. Er ſelbſt hat zu dieſem Bubenſtück in guter Abſicht geholfen. Da kann er nicht mehr länger an ſich halten und er erklärt den Prieſtern ins Geſicht:

„Soweit iſt es gekommen! O zerreißen
Möcht' ich dies Kleid und Buße thun vor Reue,
Daß ich die Hand gelieh'n zu ſolchen Freveln!
An den entweihten Tempeln ſind die Hüter,
Am Fall des Glaubens nur die Prieſter ſchuld!“

Damit bekennt er ſich zu dem, wovon der Uriel der Novelle ausgegangen iſt. Mit dieſen Worten ſchüttelt er die gemeinſame Verantwortung mit den Prieſtern ab. Er iſt ja

auch der einzige, der jene Verantwortung in ihrer ganzen Schwere empfunden hat.

Doch nun ist es zu spät. Nur trösten kann er noch da, wo Hülfe vergeblich ist. Ungern und in düstrer Stimmung wohnt er dem Hochzeitsfeste bei, ihm ist Jochais Freudentaumel ekelhaft, er sieht die Frechheit triumphieren über die Wahrheit, und es klingt wie eine böse Ahnung aus seinen Worten:

„Vor Euern Bechern laßt den Priester reden.
Die heil'ge Handlung ist noch nicht vollzogen."

Er führt Judith zum Altar und ist ihr Vertrauter in ihrer letzten schweren Stunde. Er will sie trösten und dabei ist ihm sein Herz selbst voll zum Zerspringen.[222]) Er bewundert sie und liebt sie um so inniger wegen ihrer kindlichen Liebe und ihres heroischen Opfers. Eine tragische Ironie noch will, daß er gerade, ohne es zu wissen, Judith in ihrem Todesgedanken bestärkt, der das Opfer vollenden hilft, das der Fanatismus verlangt. Seine böse Ahnung erfüllt sich, und auch er steht machtlos, mit all seiner ärztlichen Kunst und seiner Wissenschaft vor Uriels und Judiths Leichen. Doch den Triumph gönnt er der Kirche nicht. Er ist ein anderer geworden durch das schreckliche Schauspiel, dem er beigewohnt. Hier vor den Opfern des Fanatismus wagt er es, offen Rechenschaft zu fordern, und wie eine drohende Verheißung der Rache, wie eine Stimme aus den Wolken klingen seine Worte:

„. . . Richtet nicht, denn wie wir hier
Erstarrt vor Schrecken steh'n, die wahren Mörder
Des stummen Paars sind wir! Ja geht hinaus
Und predigt: Schonung, Duldung, Liebe!
Und was der wahre Glaube? O, der Glanz
Der alten Heiligthümer, seh' ich, schwindet.
Glaubt, was Ihr glaubt! Nur überzeugungsrein!
Nicht was wir meinen siegt, de Santos! Nein,
Wie wir es meinen, das nur überwindet." —

Nun folgt die große Ben Akiba-Scene, einer der Glanzpunkte des Stückes. Eine Art Vorstudie zur Charakteristik Akibas habe ich schon (S. 180) angeführt. Die Rolle des altersschwachen Schriftgelehrten (N. B. ein kühner Anachronismus von über 1500 Jahren)[223]) hat schon eine ganze Reihe berühmter Darsteller gefunden, deshalb hat sich für sie eine gewisse Tradition festgesetzt, die im ganzen zutreffend ist. Ben Akiba ist im Gegensatze zu Santos ein Priester, der von der Wahrheit seiner Religion bis in die innerste Seele durchdrungen ist, doch den Zweifler nicht mit der Strenge des Fanatikers, sondern mit sanfter liebevoller Hand wieder auf den rechten Weg zu leiten versucht. Er ist ein Priester nach dem Wort der Schrift: „Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer". Der Glaube, der unverrückbar fest in ihm steht, hält den 90jährigen, halbblinden Greis aufrecht, Rabbiner führen ihn, er sitzt bei der feierlichen Ceremonie, nur hin und wieder erhebt er sich, wachsend gleichsam mit seinen Worten. Er ist kein Gelehrter, wenigstens nicht mehr, kein Philosoph; in seinen Worten mischt sich „Tiefsinn mit Blödsinn", wie Alfred Meißner treffend sagt. Seine Logik ist beschränkt, fast kindisch, wenn er z. B. zu Uriel sagt: „Ihr lebt doch! . . . Nun seht! Dann hat der Acher auch gelebt!" Aber er ist im Besitze einer Weisheit, die kein Genius, sondern nur die Erfahrung eines langen wechselreichen Lebens zu geben vermag: er hat das alles schon gesehen und keine Erscheinung in der Welt ist ihm neu und befremdend. Die Ehrwürdigkeit des Alters unterstützt die Wahrheit seines vielzitierten Wortes: „Alles dagewesen!", eine Wahrheit, die keinem Jahrhundert angehört, sondern unverändert bleibt im Strom der Zeiten. Vielleicht ist seine eigene Jugend von ähnlichen Stürmen durchtobt gewesen. Mehrere Verse in der Manuskript-Ausgabe, die in der 1. Auflage zwar schon gestrichen sind, scheinen das anzudeuten. Als der Starkgläubige sich entsetzt über Uriels mythische Auslegung einer Person des Talmud, heißt es:

Digitized by Google

„Nein, das iſt eine Meinung, noch zu neu
Und wohl zu ſühnen, da ſie nie geweſen —“

Die Manuſkript-Ausgabe ſchließt daran folgende Verſe:

„Habt Ihr die Formel, van der Embden, gebt
Den Widerruf . . . mein Sohn, ja thue Buße, —
Denn nicht beſtreit' ich dir den Mythenrabbi;
Ich fühle dunkel, was du dunkel denkſt,
Doch allem dunkeln Denken thut es gut,
Daß es noch manchmal aus zu tiefem Grunde
Emporſchaut in das allgemeine Licht.“

Vielleicht iſt es eine plötzliche lichte Erinnerung an ſeine Jugend, ein momentanes Aufleuchten ſeines Geiſtes, der zur wohlverdienten Ruhe gegangen iſt und nur gleichſam noch ab und zu umherſpukt in dem altersſchwachen Gehäuſe. Nur ein Augenblick war's, dann iſt's wieder dunkel und auf weiſe Worte folgen wirre Gedanken. Sind dieſe Verſe auch ſchon früh fortgefallen, ſo verraten ſie doch klar, wie der Grundriß dieſer Figur angelegt war. Was ihm aber geblieben außer dem kindlich-ſichern Glauben, iſt das Verſtändnis für das, was in Seelen wie der Uriels vorgeht:

„In ſolchen Zweiflern, wie du biſt, Acoſta.
Steckt nur der allzuwilde Drang des Forſchens.“

Er weiß wohl, es iſt das Vorrecht des Genies und der Jugend, Neues ſchaffen zu wollen, und die bittre demütigende Erfahrung des Alters, daß unſere Kraft nur im ſchon Geweſenen wirkſam iſt. Er weiß auch, daß Gewalt dieſen Drang nicht zu erſticken vermag; deshalb klingt eine milde Verſöhnlichkeit in ſeinen Worten, das alle Strenge verbannende Bewußtſein: Wir ſind ja alle Sünder. Er hat Mitleid mit dem Büßer. In der Manuſkript-Ausgabe ermutigt er ihn ſogar mit offenen Worten: „Das Widerrufen dünk' Euch nicht zu ſchwer“, und weiterhin „Jetzt widerrufe, habe guten Mut!“ Er verlangt auch von Uriel keine Beweiſe ſeines

Glaubens wie der in seiner fanatischen Strenge sich verbohrende Santos:

„Wie kann man, was man glaubt, beweisen wollen!
Beweise für die heil'ge Offenbarung?
Vergebt, de Santos — manchmal sprecht Ihr selbst
Wie ein Epikuräer! Wie, Beweise!
Bewiesen ist die Sonne, weil sie scheint,
Bewiesen ist das Feuer, weil es brennt,
Bewiesen ist die Offenbarung Gottes,
Weil sie in unserm Bund geschrieben steht."

Fast unbewußt spricht er damit eine große Wahrheit aus, daß Wissen und Glauben nicht zusammengehen. Auch hier zeigt er sich nicht als scharfen Philosophen, aber rührend ist diese unbedingte Hingabe an einen Glauben, der ihm durch lange Gewöhnung zur unanfechtbaren Wahrheit, zum Inhalt seines Lebens geworden ist. Ihm kommt es bei Uriels Fehl nur auf die Reue an, welche den beleidigten Jehova versöhnen soll, nur auf das innere reuevolle Geständnis, Gott gelästert zu haben: „Die Reue ist ja nicht für uns, sie ist für dich!" Daher ist ihm auch Uriels Weise allzu heftig und ungestüm, denn die wahre Reue kommt erst durch Sammlung und Selbsterforschung. So ermahnt er Uriel:

„O wähle doch den langen Weg, Acosta!
Er wird dir Friede gießen in die Brust,
In deine kranke Seele, guter Sohn!"

Wie anders diese liebevollen Ermahnungen als die giftigen Worte des de Santos. Nur einmal läßt sich auch die glaubenssichere Ruhe Akibas in Erregung bringen, als ihm Uriel ins Gesicht, auch noch im Augenblick der Buße, die buchstäbliche Wahrheit des Talmud zu bezweifeln und ihn zu belehren wagt. Doch schnell gewinnt wieder das Mitleid mit dem verlornen Sohne die Oberhand und klingt aus in die liebevolle weise Mahnung:

„Und fleißig Talmud lesen — junger Acher!"

Digitized by Google

Dieſe letzte Mahnung darf nicht nachklingen wie ein zürnendes Grollen; aus der obigen Skizze geht hervor, daß milde, verſöhnliche und verzeihende Güte der Grundzug dieſes Charakters iſt; in dieſer Art müſſen daher jene Worte geſprochen werden, warm, faſt treuherzig, ſo daß ſie die lächelnde Überlegenheit des Starkgläubigen charakteriſieren, der im Talmud alle ſeine Zweifel beſiegt findet und dies Buch daher andern als Univerſalmittel, das nie ſeine Wunderkraft verfehlt, anpreiſt. In dieſem milden Ton, der ihr Grundton iſt, ausklingend, erhält die Figur eine harmoniſche Abrundung, ſo weckt dieſe greiſe Prieſtergeſtalt einen verſöhnenden Akkord in der Bruſt des Zuhörers und iſt wohl geeignet, dem 4. Akt noch ein beſonderes Intereſſe zu geben. Die allgemeine Menſchenliebe ſollte hier ihren Vertreter finden, das wahre Prieſtertum, das mit Liebe die Herzen gefangen nimmt. Noch mehr wollte der Dichter aus dem Schatz ſeiner Erfahrung dadurch andeuten: Im Kampf der Meinungen werden dieſe Geſtalten immer ſeltener. So hat jenes Bild: Die altersſchwache Gebrechlichkeit Akibas, die junger Stütze bedürftig iſt, gegenüber der rohen, dämoniſchen Kraft des Santos, eine tiefe ſymboliſche Bedeutung. —

Eine treffliche Nuance fiel mir vor einiger Zeit bei einem Berliner Darſteller des Ben Akiba, Herrn Heine, jetzt am Wiener Burgtheater, auf: er machte eine wie irre Handbewegung bei den Worten „Und hieß ihn Acher — Acher heißt der andre, der andre nur, ſo ſchreibt von ihm der Talmud“. Sie verſinnbildlichte ein furchtbares Nichts, das an die Stelle des Eliſa Ben Abuja getreten, deſſen läſterlichen Namen die Geſchichte des Talmud ausgelöſcht hat.

In ſcharfem Gegenſatz zu der verſöhnenden Geſtalt Akibas ſteht die des Fanatikers de Santos. Seiner Aufſicht war Uriel anvertraut, als er ſich der Kerkerhaft und Kirchenbuße unterwarf. Kein Lebenszeichen ließ der Grauſame in des Unglücklichen Zelle dringen, kein Abſchiedswort der ſterbenden

Digitized by Google

Mutter, kein Lebewohl der dem Zwang erliegenden Braut, keine Nachricht der Brüder, aus „großmüt'ger, frommer Vorsicht", wie de Silva es tadelnd nennt, denn dann

„hätt' ihn die Gefahr der Mutter ängst'gen,
Als Folge seines Fluchs erscheinen können —"

Sein Herz frohlockt bei der Schmach und Erniedrigung des so trotzigen Denkers. Biegen oder brechen, weiter kennt Santos nichts. Er möchte auch gerne die Leitung des Widerrufsaktes allein in die Hand nehmen, aber Ben Akiba weist sein Vordrängen strenge zurück. Dieses Greises Sanftheit kann ihm nicht genügen, denn er ist Priester einer Kirche, die nur Knechte zu beherrschen versteht. In der Mscr.-Ausg. ist dies noch stärker markiert. Er überwacht des greisen Rabbi Worte, damit nur ja sich für Uriel kein Ausweg biete. Als Ben Akiba Uriel fragt:

„Fühlst Du aus Deines Herzens tiefstem Grunde,
Daß Du in Deinem Buche Gott gelästert?"

ist ihm diese Frage viel zu weit und allgemein, und er fügt hinzu:

„Den Gott, der Moses die Gesetze gab,
Der Israel geführt durchs rote Meer,
Den Gott Herr Zebaoth, den Gott der Götter?"

In der 1. und den folgenden Auflagen fehlen diese charakteristischen Verse.

In seiner Sucht, den Sünder doppelsinniger Wendungen zu überführen, fordert er gar Beweise dessen, was Uriel zu glauben vorgiebt, doch da legt sich der Oberrabbi zürnend ins Mittel. Santos ist Uriels Reue und Zerknirschung noch lange nicht zermalmend genug, denn sein scharfes Ohr hört wohl den Trotz heraus, der sich in Uriels Bekenntnis mischt.

Er möchte Uriel so tief demütigen, daß auch der kleinste Funken von Selbstbewußtsein und Willenskraft in ihm vernichtet wird, um ein willenloses Werkzeug der Kirche an

Digitized by Google

ihm zu haben. Frohlockend kündigt er Uriels Widerruf dem Volke an:

„Hör' Israel, und jauchzet alle Lande."

Und als der Büßende unter der Laſt der ihm angethanen Schmach niederſinkt, entreißt er ihm das Formular und lieſt an des Ohnmächtigen Stelle weiter, damit ihm ja nichts von der Schmach geſchenkt werde und kein Wort der die Kirche verherrlichenden Genugthuung verloren gehe. Er behält auch in der allgemeinen Beſtürzung, die Uriels wiedererwachender Stolz nach Jochais Hohn hervorruft, allein ſeine kalte, teilnamloſe Ruhe und Beſonnenheit, er nennt Uriels Täuſchung eine gerechte Strafe des Himmels und dringt auf eine Fortſetzung des Bußaktes, gleich wieder ein neues Verbrechen an dem Raſenden entdeckend:

„Du Tempelſtörer, ende Deine Reue!
Noch iſt die letzte Sühnung nicht vollzogen."

Er kann und will nicht ſehen, was in Uriels Bruſt gährt, Denkerſtolz kennt er nicht, von ihm gelten ganz die Worte König Sauls in dem gleichnamigen Drama Gutzkows:

„Was kennt ein Prieſter von dem ſtolzen Herz,
Das eines tapfern Mannes Buſen ſchwellt!"

Gewiß liegt etwas Wahres darin, wenn er dem halb Wahnſinnigen zuruft:

„Du glaubſt, Du haſt den Denker Dir befreit?
Nur Deinen Dämon haſt Du losgelaſſen."

An ſeinem Weſen kann das furchtbare Schauſpiel nichts ändern. Eine ſchneidende Ironie liegt in ſeinen Worten, die den Schluß des 4. Aktes bilden:

„Wir ſeh'n uns morgen auf Jochai's Hochzeit."

Auch hier fehlen ſchon in der 1. Aufl. noch zwei Verſe, die ſehr angebracht ſind im ganzen Zuſammenhang bei der offen-

baren Entweihung des Gotteshauſes und die ſehr gut die kalte Unberührtheit des ſtarren Fanatikers charakteriſieren. In der Mscr.-Ausg. heißt es hier noch:

„Inzwiſchen mögen Faſten und Gebet
Von Läſterung das Haus des Herrn entſünd'gen."

Jenes ironiſchen, epigrammatiſchen Schluſſes wegen hat Gutzkow ſie offenbar geſtrichen.

Ihn allein rührt auch am Schluß der Anblick der Leichen nicht, er ſieht hier nicht den Todesmut des Denkers und die hingebende Liebe des Weibes. Ihr Tod iſt ihm eine Verherrlichung ſeiner Kirche:

„Die Kirche ſiegt, zwei Opfer ſind gefallen."

Santos allein bleibt derſelbe ſtarre Fanatiker, der er geweſen, ſeine harte Überzeugung hat ſich nur noch tiefer in ſeine Seele gefreſſen. Dieſe ſtarre Unveränderlichkeit iſt ein beſonders glücklicher Griff in der Charakteriſtik.

Für das Spiel Uriels in dieſer Scene ſind die Worte des Santos zutreffend:

„Euch beugt das Schickſal nur, die Demut nicht.
Von dem, was Eure Lippen hier bekennen
Weiß Euer Geiſt nichts, der im Argen bleibt."

Beim erſten Auftreten muß daher Uriel eine bittere Reſignation zeigen, die durch die Kerkerhaft verurſacht iſt. Die Überlegenheit des Forſchers über die ihn richtenden Glaubensſchergen muß daneben betont werden, aber nicht herausfordernd, mehr mitleidig, bis Ben Akibas orthodoxe Erklärung des Talmud ihn zu ſeinem alten Widerſpruch anſtachelt und er ſich, von ſeiner Rede getragen, weiter und weiter fortreißen läßt, daß ſchließlich die Worte „Ja wie der Talmud klüger iſt denn Ihr" wie ein Triumphruf herausgeſchleudert werden. Ich habe Vorſtellungen auf erſten Bühnen geſehen, wo dieſe Scene mehr an das bekannte Bild „Jobs im Examen" erinnerte.

Digitized by Google

Dann noch hierzu einige kurze Regie-Bemerkungen. Die Anordnung der Scene giebt Gutzkow so:

Santos
Uriel Akiba die übrigen Rabbinen

Bei den Worten „Das Grab, es rauchte“ steht Akiba „vor dem trotzig und düster die Arme verschränkenden Uriel, demonstrierend mit den krampfhaft gespreizten Fingern, ein Lehnsessel hinter ihm, im Hintergrunde ein Vorhang mit Opferleuchtern.“ Besonders auf einer kleineren Bühne empfiehlt es sich vielleicht, diese Anordnung des Dichters genau zu befolgen; die Estrade zum Innern der Synagoge hin in den Hintergrund zu verlegen, statt seitwärts, aus dem Grunde, weil die Entfernung nach hinten hin, die für die folgende Scene von großer Wichtigkeit ist, sich meist weiter ausdehnen kann als zur Seite.

Das Kostüm Uriels giebt hier noch zu einer Bemerkung Anlaß. So viel ich mich entsinne, legt Matkowsky als Uriel in dem folgenden Monolog weiße Bußkleider an. In der schon erwähnten Novelle, die den gleichen Vorfall behandelt, heißt es: „Man entkleidete ihn, übergab ihm weite Bußkleider, die er anlegen mußte, in seine Hand drückte man eine brennende Kerze“. Die Wirkung des Monologs wird durch diesen Toilettenwechsel und durch die Anwesenheit von Dienern, welche die Kleider bringen, gestört. Will daher der Darsteller des Uriel ein besonderes Bußgewand tragen, was mir berechtigt erscheint, obgleich Gutzkow darüber nichts Bestimmtes angemerkt hat, so meine ich, ist es wohl besser, wenn er im 4. Akt gleich damit auftritt, statt sich auf der Bühne umzukleiden.

Die 3. Scene des 4. Aktes ist die schwierigste und gefährlichste des ganzen Stückes. Adolf Stahrs Brief (vgl. S. 418) hat hier nur zu sehr recht. Ruben dringt in die Synagoge ein, um Uriel die niederschmetternde Mitteilung zu machen, daß seine Mutter tot und seine Braut das Weib Jochais wird.

Der Dichter ſagt darüber: „Die Scene zwiſchen Uriel und dem Bruder erfordert mehrmaliges Proben und muß alſo präzis gehen. Der Darſteller des Uriel darf hier im Spiel nicht bloß Kräfte ſammeln für das folgende, ſondern wie eine ſelbſt im Stillſtand brauſende geheizte Lokomotive dampfen und wüten". Vor allem muß die Scene ſehr ſchnell gehen; es fällt Ruben nicht leicht, Uriel die beiden furchtbaren Nachrichten zu bringen; es heißt in ſpäteren Auflagen ausdrücklich zu Anfang der folgenden Scene „Ruben (kämpft mit ſich, die Wahrheit zu ſagen)". Wird dies im Spiel nicht während der ganzen 3. Scene markiert und geht dieſelbe auch nicht ſo ſchnell, daß dem Bruder ſchlechterdings kaum Zeit gelaſſen wird zu ſeinen Mitteilungen, dann iſt ſie völlig unwahr. Je größer die Bühne, deſto beſſer, und je früher Uriel von Ruben fort ſich dem Hintergrunde zu bewegt, deſto eher glauben wir an die Möglichkeit des Vorgangs. Wenn aber der Darſteller des Uriel lange in unmittelbarer Nähe Rubens verbleibt, hier mit aller Gemütsruhe deklamiert und ohne Eile, dann fragt ſich jeder: Weshalb redet denn Ruben nicht? Er hat doch Zeit dazu! Nein, dieſe Scene muß gehen wie ein Waſſerfall und Uriel muß halb im Wahnſinn, der Rubens Worte kaum vernimmt, wie ein Selbſtmörder ſich in den Hintergrund ſtürzen und ſo auch die Eſtrade hinaneilen. Seine faſt krankhafte Heftigkeit und Haſt iſt ja das Einzige, was Ruben am Reden verhindert und ſobald Uriel oben iſt, müſſen die dort weilenden Rabbinen ihn ſo umringen, daß für Ruben keine Möglichkeit mehr bleibt, zu ihm zu dringen.

Auch Ruben hat eine Entwickelung durchgemacht, wenn ſie auch nur in ſchwachen Umriſſen in die Erſcheinung tritt, und er iſt ſich der Schuld bewußt geworden, die er durch Einwirkung auf Uriels Entſchluß auf ſich geladen. Auch über ihn kommt zum Schluß dieſer Scene ein wenig von dem Heldenmut ſeines Bruders, er eilt hinaus, die Schande Uriels zu verhindern: „Ihr ſchändet keinen oder mich mit ihm."

Digitized by Google

Für die Regie bemerkt Gutzkow hier noch folgendes: „Der Gesang im 4. Akt ist von weiblichen hohen Sopranstimmen, die von kräftigem Alt begleitet sein müssen, auszuführen. In der Synagoge singen weder Frauen noch Männer, sondern Kinder. Ist ein größerer Kinderchor zu haben, desto besser. Die Singstimmen müssen ziemlich nah sein . . . zur Begleitung des Widerrufs ist Melodram vorgeschrieben. Hornakkorde sind nicht übel, doch müssen sie nicht zu selten kommen."

Der nun folgende Widerruf Acostas darf ja „nicht nüchtern" verlesen werden, sondern mit von Satz zu Satz sich steigernder Empfindung, damit nicht plötzlich Uriel wie von einer Kugel getroffen niedersinkt, sondern seine Bewußtlosigkeit erklärlich ist. Nur bei dem letzten Worte darf sich nicht etwa die Stimme zur höchsten Höhe erheben. „Im Gegentheil," schreibt Gutzkow an Devrient, „sollte sie sinken, ersterben und alles, was sie sagt, kaum hörbar machen; denn gerade deshalb wiederholt Santos dieselben Worte, weil sie im Munde Uriels nicht mehr vom Hörer [N. B. in der Synagoge!] verstanden wurden."

Die 5. Scene stellt an de Silva deklamatorische Anforderungen. Vor allem muß jedes Wort, wenn er auch im Hintergrund steht, verständlich sein, und die Schilderung dessen, was hinten in der Synagoge vor sich geht, muß in Absätzen etwas zögernd gesprochen werden, damit sie dem Geschilderten ungefähr konform erscheint.

Für Uriels Herausstürzen in der 6. Scene giebt Gutzkow die Anweisung, daß Jochai nicht schreien und nicht oben auf der Estrade stehen darf. „Nun kommt das Volk und stellt sich auf. Dann große Pause, in der sich das Publikum sammelt, und nun beginnt Uriel sanft ansteigend (ich meine sanft in der Malerei) allmählich zum „Es ist nicht wahr". Dann wieder von leiser aufsteigend bis zum effektvollen Höhepunkt, bis er vorstürzt. Das äußere Aussehen gemildert." So schreibt Gutzkow an Emil Devrient.

Digitized by Google

Die Regie in der 6. Scene möge folgendes beachten. Es wirkt geradezu lächerlich, wenn der Bequemlichkeit halber in der hereinstürzenden Volksmasse die Pagen mit ihren bunten Kostümen erscheinen, die im 2. Akt bei dem Feste auf Manasses Villa fungierten. — Der Ruf Uriels „Hört! Und sie bewegt sich doch!“ darf noch keine Entrüstung in der Menge entfachen; aller Wahrscheinlichkeit nach ist de Silva der einzige, der die Bedeutung dieser Worte erfaßt. Läßt sich ein banges Erwarten von etwas Unerhörtem markieren, so ist dies zweifellos eher angebracht. Die Volksbewegung ist aufzusparen für den Ruf „Hinweg, hinweg mit ihm“ nach Uriels Widerruf „Was ich las — es ist nicht wahr!“ Daher empfinde ich die Abgabe des Verses „Noch ist die letzte Sühnung nicht vollzogen“ von Santos an das Volk, auch vom rituellen Gesichtspunkt aus, als unrichtig. Hier hat nur der Rabbi zu befehlen.

Zum Schluß des Aktes werden dann wieder einige Verse gestrichen, die zunächst zur Entwickelung des de Silva unbedingt nötig sind, und ferner auf den folgenden Akt vorbereiten. Ist man zu censurängstlich, dann möge man sich doch mit dem Streichen der Worte „An den entweihten Tempeln sind die Hüter, am Fall des Glaubens nur die Priester schuld!“ begnügen.

Der fünfte Akt beginnt gleich wieder mit einer Bleistiftgewaltthat. Jochai, in seinem Übermut und seiner Siegerfreude, roh von Gefühl, entblödet sich nicht, vor den Hochzeitsgästen sein durch einen Schurkenstreich errungenes Glück, in Judiths körperlichen Besitz zu gelangen, zu preisen. In mädchenhafter Schüchternheit streicht man auch diese charakteristischen Verse. —

Wiederum eine neue Figur erscheint in der 3. Scene des fünften Aktes als neuer Stachel des Interesses, der Knabe Baruch Spinoza. Diese Gestalt ist nicht recht organisch mit dem Ganzen verknüpft, obgleich ihre Absicht nicht zu verkennen ist, die jedoch deutlicher in der novellistischen Fassung hervor-

Digitized by Google

tritt. Uriel ſetzt hier ſeinen Schüler zum Rächer ein. Das „göttliche Kind“ verrät einen tiefen, faſt prophetiſchen Blick, mit keinen Fragen ſtört es den Schmerz ſeines Lehrers nach der erſten Verfluchung, ſeine junge Seele ahnt die ſchweren Leiden des Meiſters. Seine Zukunft vorausnehmend, wagt Baruch allein, dem aus dem Kerker halb wahnſinnig zurückkehrenden Uriel entgegenzutreten. Im Drama iſt dieſes Übertragen ſeiner Miſſion von Seiten Uriels auf den jungen Spinoza nicht deutlich herausgekommen, vielmehr wird die ſymboliſche Auffaſſung dieſer Scene dem Zuſchauer überlaſſen. „Wenn der junge Spinoza auftritt,“ ſo ſchreibt Gutzkow, „ſo ſoll er immerfort anfangs Blumen pflücken, Spinoza redet mit Uriel, indem er ſich bückt. Erſt ganz zuletzt geht er zu Uriel heran und bringt die Blumen.“ Dies „zuletzt“ bezieht ſich wohl auf die Stelle „Kommt, Oheim, laßt uns Schlüſſe machen!“[224]) Vorher muß Baruch harmlos heiter, mit kindlichem Vergnügen Blumen pflücken, wirklich pflücken, damit der Gegenſatz, der in dem Alter des Kindes und ſeinem frühreifen aber noch naiven Verſtande liegt, hervorſticht; er darf aber ja nicht auf Uriels Worte hören und ihn beobachten, wie dies in den meiſten Vorſtellungen geſchieht.

Die Darſtellerin der Judith ſollte ſich in der 4. Szene, wenn ſie den Giftbecher trinkt, genau an die Anweiſung des Dichters halten, erſt nach dem Auftreten Uriels ſich auf die Bank niederlaſſen bei den Worten: „Wol, hier iſt es.“ Auch muß der Genuß des Giftes nicht augenblicklich wie ein Schlaganfall wirken.

Dann noch einige Bemerkungen zum Schlußbild. Für den Moment, wo Uriel abgeht, giebt Gutzkow die Stellung der Perſonen ſo an:

Im Hintergrund Jochai

| | |
|---|---|
| Santos triumphierend | einige Rabbinen |
| Silva | Uriel |
| Frauen Manaſſe | den Rücken wendend |
| Judith tot | gehend. |

Dies Abgehen muß natürlich der Darsteller des Uriel möglichst verkürzen, indem er schon zu Ende seiner letzten großen Rede sich der Coulisse nähert. „Das Publikum darf den Pistolenschuß nicht ohne Anteil aufnehmen. Alles muß dahin rennen wollen, wo Uriel zusammenfällt. Santos hält die Entsetzten zurück: „Der Glaube siegt, zwei Opfer sind gefallen". Dann fällt der Vorhang über eine geordnete Gruppe, wo die Frauen sich mit verhülltem Angesicht abwenden, die Männer mit ausgestrecktem Arm dastehen, dem auf und hinter der Bühne Geschehenen gemäß."

Hoffentlich findet die vorstehende dramaturgische Studie Gnade vor den Augen der maßgebenden Stellen, die sonst nicht gerne auf die Wünsche des Litteraten zu hören geneigt sind, und vielleicht belebt sie ein wenig die Sorgfalt in der Aufführung des Gutzkowschen Meisterwerkes. „Uriel Acosta" verdiente wieder einmal eine gründliche Neuinscenierung.

---

Digitized by Google

# Dramatiſche Entwürfe.

## I. „Standesvorurteile".

Karl Gutzkow hat eine große Menge von Entwürfen hinterlaſſen. Mit wenigen Ausnahmen ſind ſie dramatiſcher Natur. Auch die Stoffe, denen wir ſpäter in des Dichters Novellen und Romanen begegnen, haben faſt alle eine dramatiſche Vergangenheit.[225]) Der Höhepunkt der dramatiſchen Produktion Gutzkows liegt zwiſchen den Jahren 1839 und 1846. Von da ab ſprudelt der dramatiſche Quell nicht mehr mit aufſteigender Kraft, er beginnt langſam abzulaufen in das ebene Bett novelliſtiſcher Dichtung. Nicht mit der Reſignation ſich begnügender Selbſterkenntnis ſchickt ſich der Dichter in dieſe Wandlung, nein, mit peinvoller Ueberwindung und gewaltſam entgegenſtemmender Kraft. Das zeigen die Entwürfe, die zahlreichen Verſuche, immer wieder dramatiſch der Stoffe Herr zu werden, die ſich dann ſpäter notgedrungen im Roman auslebten, das zeigt die ſtetige Rückkehr des Dichters zur Bühne auch im ſpätern Alter, nach mehrfachen Unterbrechungen, nach niederſchmetternden Miserfolgen und qualvollen Enttäuſchungen.

Der nachſtehend veröffentlichte Entwurf hat eine tiefe Bedeutung, er iſt ein Stück intimſtes Leben, mit dem litterariſchen Organismus Gutzkows aufs innigſte verwachſen. „Standesvorurteile", ein ſozialer Konflikt, wir begegnen ihm allenthalben in Gutzkows Werken und Entwicklung. Der Sohn des prinzlichen Bereiters wurde gleichſam von ihm erzogen, der Geiſt

des Knaben, der sich mit eisernem Fleiß und bewunderungheischender Kraft aus dem Dunkel der heimatlichen Sphäre herausrang ans Licht, wurde mit ihm großgesäugt. Gleichwohl tritt dieser Konflikt zunächst nur als Motiv auf, in dem Roman „Blasedow und seine Söhne" [1838], in den dramatischen Erstlingen „Richard Savage" [1839] und vor allem in „Werner" [1840]. Noch hatte ihn Gutzkow, der mehr, als bisher die Litteraturgeschichte ahnt, sich selbst dichtete, nicht in seiner vollen Schärfe am eigenen Leibe empfunden, noch stand er jenem Kreise, der eigentlichen Pflanzstätte der „Standesvorurteile", zu fern.

Da trat ein Ereignis in das Leben des jungen Dramatikers. Die Niederlage seines Schauspiels „Die Schule der Reichen" in Hamburg am 25. Oktober 1841 führte ihn in das Haus einer Frau, die nunmehr sieben Jahre sein Denken und Dichten beherrschen sollte, bescherte ihm eine Freundin und Kameradin in Therese von Bacheracht. Sie war die Tochter des russischen Minister-Residenten in Hamburg, des Geheimrates von Struve, und die Gemahlin des russischen Konsuls, späteren Gesandten in Brüssel, Herrn von Bacheracht, eine geistig und seelisch hochgebildete Frau, selbst Schriftstellerin, nach dem Zeugnisse Feodor Wehls eine „überall sieghafte Erscheinung". Über die näheren Umstände dieser Bekanntschaft und den Verkehr mit dem Vater Theresens berichtet der Dichter selbst in seinen „Rückblicken" mit zurückhaltender Kürze.

Es ist klar, daß sich der Konflikt „Standesvorurteile" dem aus niedriger Familie stammenden Dichter bei seinem Verkehr in dem aristokratischen Hause aufdrängen mußte. Er hat es nie ganz verwinden können, daß er sich die äußerlichen Vorbedingungen höheren gesellschaftlichen Umgangs mühsam aneignen mußte; das zeigt charakteristisch der anekdotische Beginn der Bekanntschaft mit seinem späteren Freunde Feodor Wehl.

Auf den Tagebuchblättern, die zweifellos dem Winter 1841 bis 42 entstammen, findet sich plötzlich die Notiz: „Der alte

Digitized by Google

Struve im Gegensatz zu dem jungen. Dieser nennt sich Freiherr und steht auf einer aristokratischeren Stufe als sein Vater.“ Da haben wir diesen Konflikt, und fortan läßt er den Dichter nicht mehr los, verschwindet überhaupt nicht mehr aus den Tagebüchern, sondern tritt in den verschiedensten Gestalten auf. Titel zu Entwürfen wie „Der Stolz und die Ehre der arbeitenden Klassen“, „Adelig und edel“ (dieser Titel wiederholt sich) bezeugen dies zur Genüge.

Zunächst lag jedoch zu einem tieferen Durchleben jenes Konfliktes noch keine zwingende Veranlassung vor. Der alte Struve, Theresens Vater, war tolerant und liberal, in seinem Salon verkehrten Schriftsteller und Künstler auch bürgerlicher Abkunft. Feindlich entgegentreten mußte dem Dichter dieser Konflikt erst, als er tiefer in sein eigenes Leben griff, als sein Verhältnis zu Therese von Bacheracht aus dem der Freundschaft in das der Liebe überging, und der Gedanke an eine völlige Umgestaltung seiner Lebensbeziehungen seine Energie auf eine schmerzliche Probe stellte. Der Höhepunkt dieses Kampfes war das Jahr 1842, vor allem jene Monate, als Gutzkow von seiner pariser Reise nach Frankfurt in den Schoß seiner Familie zurückkehrte, von der er jahrelang so gut wie getrennt war. Er gesteht selbst in seinen „Rückblicken“, daß er dort seine Freundin schwer entbehrte; aus dem Briefwechsel mit seiner Frau Amalie in den Jahren 1845—46, der mir vorliegt, geht hervor, daß er nach schwerem Kampfe erst entsagt hat. Entwürfe aus jener Zeit aber zeigen deutlich, daß er in dem ersten Trennungsschmerz, als er fühlte, was ihm Therese in Hamburg geworden war, an eine gewaltsame Lösung aller hemmenden Verhältnisse dachte[226]). Dieser sittliche, rein menschliche Konflikt tritt nun neben den sozialen und drängt ihn zunächst in den Hintergrund; er fand seinen dichterischen Ausdruck in dem Schauspiel „Ein weißes Blatt“ (1842). Der soziale Konflikt, der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum, erlebte, ohne jedoch in den Entwürfen zu verschwinden, seinen ersten Nieder-



Digitized by Google

ſchlag 1844 in der Novelle „Die Selbſttaufe“. Aus ihr ſchuf Gutzkow 1848 das Schauſpiel „Ottfried“, und die Beziehung dieſes Werkes, alſo auch der Novelle, auf ſein eigenes Leben hat er in offenſter Deutlichkeit zugegeben.

An jener Stelle der Gutzkowſchen Tagebücher nun, wo wir zeitlich dieſe Dramatiſierung der Novelle erwarten, findet ſich der folgende Entwurf. Er vereinigt in ſich all die Anſätze zu dem ſozialen Konflikt, den wir, wie ſchon bemerkt, allenthalben in den Entwürfen hervortreten ſehen, und der Gutzkow bei ſeinem Verkehr im Hauſe Thereſens aufgegangen iſt. Er iſt nicht ausgeführt worden, wohl aber treffen wir einige ſeiner Motive und Namen in „Ottfried“ wieder; außerdem iſt das Milieu des projektierten Stückes dem jenes Schauſpiels völlig gleich. Der Entwurf „Standesvorurteile“ iſt der Verſuch, einen Konflikt zur dramatiſchen Löſung zu bringen, der Gutzkow ſeit ſechs Jahren beſchäftigte, wie die vielfachen Notizen ſeiner Tagebücher beweiſen, und den er in der Novelle „Die Selbſttaufe“ ſchon novelliſtiſch behandelt hatte. Der Dichter fühlte ſich davon wohl nicht befriedigt, es drängte ihn zu einer anderen dramatiſchen Vertiefung. Ob nun ſeine Kraft zur Konzipierung eines neuen Stoffes nicht mehr ausreichte, oder ob andere Umſtände die Ausführung der „Standesvorurteile“ hinderten, läßt ſich vorläufig nicht feſtſtellen. Der Entſchluß, jene Novelle dramatiſch zu bearbeiten, ſieht aber wie eine Reſignation auf neue ſelbſtändige Schöpfung aus. Kurz und gut, er ließ den Plan, der zweifellos nach der Datierung, die die Tagebücher zulaſſen, dem Winter 1847—48 angehört, fallen und fuhr am 3. März 1848 nach Berlin, ſchon mit der ausdrücklichen Abſicht, am „Ottfried“ zu arbeiten.

Eine große Geſinnung rief ihn nach der preußiſchen Hauptſtadt. Es drängte ihn mitzuſchaffen an dem großen nationalen Werke, das ſich dort vorbereitete. Aber aus der begeiſterten Teilnahme an der politiſchen Bewegung des Frühjahrs 1848 riß ihn der Tod ſeiner Frau Amalie. In ſtiller,

trauernder Einsamkeit zu Warmbrunn wurde „Ottfried“ vollendet. Zweifellos hat dieser Schlag die geistige Elastizität unseres Dichters für einige Zeit geschwächt. Vielleicht ist dies der Grund, daß er nicht mehr auf jenen Entwurf „Standesvorurteile“ zurückkam. Oder aber, wir dürfen eine andere Vermutung hegen. Kurz nach seiner Gattin Tod brach Gutzkow mit Therese; dieser Entschluß, der alle Welt überraschte, zum Teil geradezu empörte, war ein Akt der Selbstüberwindung. Ausgesprochen hat sich der Dichter darüber nie, wenigstens nie eine auch nur halbwegs befriedigende Antwort gegeben. Motive, wie sie eben dieser Entwurf „Standesvorurteile“ aufweist, haben dabei mitgespielt. Der soziale Konflikt hätte also eine praktische Lösung gefunden und wäre deshalb in den Hintergrund des dichterischen Interesses getreten. Von diesem Gesichtspunkte aus beansprucht daher der nachstehende Entwurf noch ein besonderes Interesse.

* * *

## Standesvorurteile.

### I. Akt.

Mad. Brinkmann, eine reiche Witwe, eine ehrwürdige Dame, tritt auf, begleitet von Kommerzienrat Balder. Dieser kommt auf Umwegen zu folgender Thatsache: Seine Tochter Elisabeth hätte vor des jungen Schmidt, Hugo Schmidt, Reise nach Italien, wo er sich längere Zeit aufhielt, mit diesem eine, wenn auch nur entfernte, doch von der Welt für intim gehaltene Bekanntschaft gehabt. Was daraus werden solle? Er wäre zurück, kümmere sich nicht darum; er möchte reinen Wein haben, um so mehr, da sich ein Bewerber eingestellt hätte, der Baron Walden, ein Militär, der auch seiner Tochter genehm wäre. Er selbst, als Vater, zöge Hugo Schmidt vor und wünsche nur im Reinen zu sein. Die Mutter verspricht, darüber beim Sohn Erkundigungen einzuziehen. Balder ab.

Hugo tritt auf. Er ist eigentlich Mediziner. Die Mutter fragt auf sehr zarte schonende Art, ob er nicht seine Lebensverhältnisse ändern wolle. Das alles wird sehr bestimmt und



Digitized by Google

diskret gefragt und ebenso beantwortet. Das ganze Gespräch sehr zart zu halten. Er giebt die Antwort, daß er sich nicht zu verheiraten gedächte, am wenigsten mit Elisabeth Balder. Sie sagt, sie wolle das dem Vater schreiben, und er dürfe nun über die Hand seiner Tochter verfügen. Mutter ab.

Hugo einen Augenblick allein. Dann meldet sein Bedienter Franz, denken Sie sich, wer da ist, und da bricht schon sein Freund Eugen herein. Bonvivant. Er wäre ihm in Italien überall nachgereist, in Rom u. s. w. und kommt nun auf die Frage: Und wie ists mit Comtesse Antonie? Stille, um Gotteswillen! Schweig! Die nähere Erörterung führt darauf hin, daß Hugo in Rom die Bekanntschaft der Comtesse Antonie Feldeck gemacht hat. Erst wußte sie seinen Namen nicht, sie sahen sich oft auf dem Kapitol, dann im Tivoli u. s. w., bis es zu einer näheren Beziehung kam, die darauf hinausführte, daß Hugo erklärte, sie würden sich in der Heimat nie gehören können. Antonie wollte dies nicht begreifen. Warum nicht, setzte er ihr auseinander, und so gaben sie sich das Versprechen, versuchsweise in Deutschland sich nicht zu kennen und einmal zu sehen, ob sich ihre Bahnen begegnen und so sich kreuzen würden, daß sie sich einander gehören könnten. Eugen erkennt die Schwierigkeit des Verhältnisses, sucht es aber ins Heitre zu wenden, und beide gehen zur Mutter ab, die sie zum Frühstück erwartet. Vorher kann eine Einladung zum Ball beim Grafen Feldeck angekommen sein.

Als sie ab sind, tritt Baron Walden auf. Fuß-Militär, geht in Civil. Mit vollem Bart. Ein Vierziger. Trocken, adelsstolz, ohne outriert zu sein. Er war Carlist, focht in Algier, ist ein Legitimer. Seine Finanzverhältnisse bestimmen ihn zur Heirat mit Elisabeth Balder. Er läßt sich bei Hugo melden. Dieser tritt ein. Sie machen sehr höfliche Bekanntschaft und unterreden sich in einer sehr gentlemanliken Form, so daß man glaubt, es sollte das Allerfriedlichste zwischen ihnen erörtert werden. Endlich kommt es darauf hinaus, daß Walden sagt, er würde Elisabeth heiraten, und da das soeben von Brinkmanns Mutter empfangene Billet sage, daß er verzichte, so sähe er sich leider nur noch in der Notwendigkeit, ihn zu bitten, einem Vorurteil der Welt entgegenzukommen. Hugo begreift gar nicht, wovon die Rede ist. Da setzt ihm Walden auseinander, wie einmal die Welt wäre und [er]

Digitized by Google

immer fürchten müſſe, daß auf dieſem Wechſel der Zukunft Eliſabeths ein Makel ruhen könne, und nun ihn ſeine Ehre verpflichte, anzunehmen, daß die Aenderung nicht ohne Verſtändigung vor ſich gegangen wäre.

Verſtändigung? Wir ſind ja einig.

Doch nicht! Sie fühlen u. ſ. w. Genug, Walden erſucht Hugo höflichſt um ein Duell. Hugo ſteht auf.

Der Gegenſatz bürgerlicher und adliger Erziehung kommt zum Vorſchein. Was hier leicht gefaßt wird, iſt dort Lebensfrage. Verſchiedene Anſichten. Walden wird heftig und ſagt: Sie ſind mir dieſen Ehrenhandel ſchuldig! Warum? Sie gelten für den Verlobten Eliſabeths: ich kann nicht zugeben, daß es den Schein annimmt, als wenn ich eine Verſchmähte heiratete. Wenn man mich mit Spöttereien verfolgte, ſie —

Genug, Hugo ſagt: Er teile ſeine Anſichten nicht. Er glaube, daß es Fälle für Duell geben könnte, allein dieſer wäre nicht der ſeinige. Er könne ſein Leben einſetzen für eine Idee, für ſeine perſönliche Ehre ſogar, wenn ſie zweideutig erſchiene, aber in dieſem Falle ſähe er keine Notwendigkeit. So werd' ich Sie zwingen! Wodurch? Durch öffentliche Beſchimpfung! Hugo: Dann werd' ich Ihnen die Hirnſchale zerſchmettern mit jedem, was in meiner Nähe iſt. Mit dem Stuhl? Nein (er macht ein Käſtchen auf und zieht Piſtolen hervor). Da haben Sie; kommen Sie! Zwei Gänge genügen. Nimmermehr! Nicht? So thut es mir leid, daß Sie mich zwingen werden, zu erfahren, ob Sie ein feiger Bürgerlicher ſind. (Ab.)

Eugen kommt herein. Was war hier?

Hugo giebt eine epigrammatiſche treffende Antwort. Der Vorhang fällt.

## II. Akt.

Ball bei Graf Feldeck. Ein Seitenkabinett, das durch Blumen und Vorhänge vom Ballſaal getrennt iſt. Einführung mehrerer anderweitiger Intereſſen, durch den Verwandten der Comteſſe. Dieſe zuletzt ſelbſt. Ball beginnt. Walden tritt auf, ſieht ſich überall um: begleitet von einem anderen Adligen, der zur Beſonnenheit rät. Gäſte erſcheinen und ſprechen von der ſonderbaren Heirat der Eliſabeth und ſind erſtaunt über Waldens Indelikateſſe. Hugo iſt anweſend, Walden faßt einen

Digitized by Google

Entſchluß. Hugo und Antonie haben eine Scene, in der ſich ihre ganze Beziehung malt. Hugo führt ihr alles vor, was hier inkonvenient wäre. Sie geht nicht darauf ein und ab.

Walden tritt mit einer Anzahl Herren auf. Hugo ſträubt ſich. Es ſtellen ſich einige Freunde zu Hugo. Walden zieht eine Reitgerte aus der Bruſttaſche und ſagt: Herr Brinkmann, Sie haben ſich in einer öffentlichen Geſellſchaft ſpöttelnd darüber geäußert, wie ich dazu komme, Frl. Balder zu heiraten. Da Sie ſich weigerten, mir dafür Rechenſchaft zu geben, ſo nehmen Sie an, daß ich Ihnen hiermit die verdiente Züchtigung erteilt habe. Er legt die Reitgerte leiſe auf Hugos Schulter.

Eugen ſtürzt wütend vor und fordert ihn, ohne Hugo zu fragen, für dieſen auf fünf Schritt Barrière.

Alle lachen, und Walden ſagt: Sie haben gut fordern: Er ſchießt ſich nicht! und ab. Thut er's, ſo bin ich bereit. (Ab alle.)

Eugen ſtürzt auf Hugo zu: Du ſchießt Dich nicht?

Hugo ſagt: Wer ſagt das? Morgen früh um fünf Uhr im Wäldchen am Baſſin.

## III. Aufzug.

Eugen und Antonie. Er beruhigt ſie und erzählt, wie es herging. Walden geſtraft. Hugo leicht am Arm verwundet. (Ein Nebel wäre geweſen.)

Eltern, Verwandte, Beſuche. Erörterungen über bürgerliche Herkunft.

Oder in den zweiten Akt die Erörterungen darüber, daß Brinkmann ſich nicht ſchießen will?

Dann gäbe der Schluß des zweiten Aktes erſt den des dritten, und Antonie könnte viel erfahren über die Schwierigkeit, eine gewöhnliche Mad. Brinkmann zu werden. Dann wäre Akt II eine Morgenviſite, wo jene Dinge zur Sprache kämen.

## IV. Akt.

Hier muß es dahinaus laufen, daß es eben als eine Unmöglichkeit ſich ergiebt, daß Antonie in der großen Welt bleiben und Mad. Brinkmann werden kann. Sie kommen immer mehr auseinander.

Digitized by Google

Der Fürſt (zieht in die Stadt)*) heiratet. Dadurch Damen am Hof. Die junge Fürſtin ſehr liebenswürdig, zieht Antonie beſonders an ſich. Es bilden ſich Vereine, wo ſich der Ausſchluß Bürgerlicher von ſelbſt verſteht. Die exkluſive Geſellſchaft giebt ſich ganz natürlich als Produkt der Zuſtände, wie ſie einmal ſind. Eine Jugendfreundin aus der Penſion, die bürgerlich iſt, ſteht ihr ganz fern plötzlich. Sie hofft, ſie einladen zu können. Ein berühmter Virtuos wird ſo lange gefeiert, als er ſpielt. Nachher verſchwindet er im Vorzimmer.**) Antonie hat die Zumutung, heiraten zu ſollen. In dem Augenblick, wo ſie mit Hugo ſich unter Thränen dahin verſtändigt, daß ſie ſich nicht heiraten können, ſchlägt ſie zur Befriedigung unſeres Gefühls jene Partie aus und erklärt, Stiftsdame werden zu wollen und nie zu heiraten. (Fürſtin — Vorſtellung — Cercle — lauter hochadlige Namen — Hugo muß irgendwie Zeuge ſein. Geſteht, er wäre Architekt, und die junge Fürſtin arrangierte die Darſtellung des Widerſpruchs.) Wenn die Fürſtin die Heirat mit ihrem Ehrenkavalier verlangte, ſo wird ſie dafür geſtraft, daß Antonie dieſen zurückweiſt.

## V. Aufzug.

Der Hof iſt auf dem Lande und ſpielt dort Arcadien. Ein Jahr ſpäter iſt dies. Antonie iſt zum Beſuch da und macht das Landleben idylliſch mit. Hugo hat in der Nähe ein Landgut und bebaut ſich das als Feldbauer. Seine Mutter iſt ihm zur Seite. Eugen und Balder machen Beſuch. (Eugen hat bei Balder ſein Vermögen ſtehen.) Balder unglücklich über die Ehe ſeiner Tochter. Da giebt's nun ein ländliches Feſt in der Nähe, wo der Hof ganz als Bäuerinnen auftritt. Antonie, auch als Bäuerin, findet das aber erbärmlich, wenn man hier etwas ſpielt, was man nicht iſt. Sie begegnet einem wirklichen Landmann: es iſt Hugo. Sie wird ohnmächtig. Hugo erkennt ſie nicht. Man bringt ſie in das Gebäude, hier erholt ſie ſich und wird mit dem Dorfleben ſo vertraut, ſo froh und glücklich wird ihr in dieſer Sphäre, daß ihr die Wahrheit aufgeht: Man kann wohl Adel und Bürger miſchen, nur muß

*) Das Eingeklammerte iſt durchſtrichen.

**) Eine ſolche Epiſode erzählt Genaſt in ſeinem „Tagebuch eines alten Schauſpielers."

Digitized by Google

man die Gesellschaft verlassen und in einer dritten Existenz sich einigen. Es kommt zur Verständigung, und sie finden sich wieder und reisen nach Italien, wo kein Mensch darnach fragt, wer und wo sie herstammen. Die Standesvorurteile sind Despoten in dem Reich, wo sie seit Jahrhunderten geherrscht haben, und es giebt da keine Aenderung. Sie hören nur auf, wenn man die Gesellschaft umgeht und sich ein Leben selber schaffen kann.

## II. Julian Apostata.

Dem religiösen Problem eine neue dichterische Lösung zu geben, ist Gutzkow nach dem „Uriel Acosta" nicht mehr gelungen. Viele Jahre zwar hat er das Bedürfnis empfunden und sich mit dem großen Plan getragen, Julianus Apostata zum Helden eines Dramas zu gestalten. Karl Frenzel spricht davon in seinem Gutzkow-Nekrolog und verweist uns auf die Jahre 1855 bis 58. In der That finden wir denn auch in den Aufzeichnungen des Dichters aus jener Zeit den fragmentarischen Entwurf zu einem Drama „Julianus Apostata". Umfangreich ist er nicht, aber er giebt uns doch eine Vorstellung davon, in welcher Weise Gutzkow die gewaltige Figur des „letzten Heiden im Kaisermantel" zu behandeln gedachte. Zunächst haben wir da zwei Seiten zusammenhangloser historischer Notizen, von denen uns nur zwei interessieren. Die eine dient zur Charakterisierung des Jovianus, des Nachfolgers Julians, und lautet: „Vielleicht sein Prinzip: daß diese Reaktion gut wäre, um dem Christenthum den Geist zu erhalten." In einer Anmerkung wird diese „Reaktion" erläutert als „die christliche Sucht, apostolisch und handwerksmäßig zu sein, zu leben und zu denken."

Die andere Notiz betrifft den Schluß des geplanten Dramas. Der Dichter zeichnete sich auf: „Schluß: Wahl zwischen Jovianus Christ oder Prokopius Heide. Abstimmung kommt: Jovianus! Julianus: *Νενίκηκας Γαλιλαῖε!* und stirbt." Daß der Dichter den Schluß des Dramas fast zuerst fixiert,

Digitized by Google

ist keine ungewöhnliche Erscheinung und außerdem war sie hier durch die Sage vom Tode Julians gegeben. Bei Gutzkow tritt sie allerdings in ganz besonders auffallender Weise hervor.*) Seiner charakteristischen Neigung, Aktschlüsse durch eine „epigrammatische" Wendung zuzuspitzen, kam hier die Geschichte entgegen.

Hierauf folgt dann der Entwurf des ersten Aktes und die Einleitung des zweiten:

### Erster Akt.

Scene: Konstantinopel oder Antiochia?

1. Eusebia, die Gemahlin, die Wittwe Konstantius', die Retterin Julians. Prokopius.

Warum, o Fürstin, noch immer traurig? Hat nicht der alte Glaube gesiegt? Wird nicht Julian, dem Du das Leben retteteſt, Dein Vetter und Freund, Dir seine Hand reichen?

Ich finde, daß er zwar fest an seinem Vorhaben hält, doch fehlt ihm die sichere, feste Ueberzeugung von seinem Siege. Er schwankt und zögert: er duldet Christen wie Jovianus in seiner Nähe.

Er hofft, sie zu überzeugen. Euer Schmerz ist ein anderer. Ihr seht sein Versprechen, Euch zum Weib zu nehmen, nicht gelöst.

2. Theodora und Hyppolytos, Priester des Trophonius, kommen aus Böotien, aus der Höhle des Trophonius.

Man meldet das Kommen des Kaisers. Sie treten zurück.

3. Julian mit Jovian, der im Geheimen Christ. Gesandte der Perser. Hormisdas, der Flüchtling. Die Religion des Ormuzd. Licht. Helios. Die Götterlehre. Daß jeder Gott ein Symbol sei und in seiner Wesenheit gleiche Bedeutung hätte mit Dem, was er bedeutet. Man übergiebt ihm goldene Statuen der Minerva. Hat sie in der Hand. Da ertönen Gesänge der Christen.

Woher? Es ist verboten.

---

*) S. meine „Studien über die Dramen Karl Gutzkows. 1. Hinterlassene Dramen-Entwürfe. 2. Ein weißes Blatt." Jena, Verlag von Herm. Costenoble.

Digitized by Google

Zwei Hauptleute wiegelten die Soldaten und die Bürger auf. Darauf ſteht der Tod. Man führe ſie vor.

Baſilius und Cyrillus; es ſind zwei Brüder, die Theodora liebten und ſich von ihr losriſſen, um ſich nicht darüber zu verfeinden. Ihre Geiſtes- und Herzensſtimmung führt ſie auf das Chriſtenthum. Sie haben den Tod zu erwarten.

Julian will ihnen das Leben ſchenken, wenn ſie der Minerva opfern. Julian ſchildert alles Schöne, was ſich an Minerva knüpft. Vergebens. Sie gehen zum Tode. Singen draußen. Sie ſtimmen ein.

Julian vergiebt ihnen. Er iſt zu ſchwach, Fanatiker ſeiner Ueberzeugung zu ſein. (Die alten Götter haben ausgelebt! ſpricht für ſich Jovianus.)

Euſebia: Siehſt Du ſeine Schwäche! Rekurs an Theodora und den Prieſter des Trophonius. Theodora ſchön, Nachkomme aus altem mazedoniſchen Königsgeſchlecht, und Euſebia muß den Eindruck auf Julian fürchten.

(Anmerkung: Julian will nach dem Tode ſeiner Frau nicht mehr heirathen und hat alle Frauen aus ſeiner Nähe verbannt. Man muß aber ſeine Vermählung wünſchen.)

## Zweiter Akt.

1. Euſebia ſpricht mit Hyppolytus, dem Vater Theodorens. Sie billigt die Verbindung, um Julians Kraft zu beleben.

2. Theodora hat die Brüder von fern geſehen, ihr Schickſal gehört: des Kaiſers Hand.

3. Kaiſer kommt. Sie ſtürzt vor ihm nieder, dankt.

4. Julian hebt ſie auf. Sie erzählt ihr Leben, die Sagen ihres Geſchlechts, Julian erfährt ihre Beziehung zu den Brüdern. Sie will ſie vom Chriſtenthum bekehren. Man hofft auf die Heirath. Alles ſpricht dagegen.

So fürchtet Ihr ſchon die Macht der Galiläer? Man ſoll die Brüder rufen. Die Scene der Begegnung.

Damit bricht der Entwurf ab. Ein paar noch folgende hiſtoriſche Notizen geben keine Anhaltspunkte mehr für den weiteren Verlauf des Stückes. Zur Erläuterung des Gutzkowſchen Entwurfes iſt es intereſſant, zu vergleichen, wie ein

Digitized by Google

anderer Dichter, der große Skandinave, der Gestalt des Apostaten gerecht geworden ist.

Ibsen hat den gewaltigen Stoff in seinem Doppeldrama „Kaiser und Galiläer“ bewältigt. Im ersten Teil entwickelt sich Julian vor unseren Augen. Er ist im Glauben an den Nazarener erzogen, nur der Zufall hat ihm eine heidnische Bildung verschafft. Seine Seele lechzt nach griechischer Schönheit und in dem Christentum, das ihn umgiebt, fühlt er dieses Sehnen nicht gestillt. Im Gegenteil: sein Empfinden wird abgestoßen und beleidigt. So wird denn mit zunehmender Freiheit Stück für Stück das Christentum von ihm abgelöst; was aber übrig bleibt, ist kein echter Grieche, sondern gleichsam ein Heide mit den Wundmalen Christi. Er hat sich eine große Aufgabe gestellt und in seinem christlichen Wunderglauben unzählige Zeichen in diesem Sinne ausgelegt: er will den Widerspruch zwischen Kaiser und Galiläer aus der Welt schaffen, das verhängnisvolle Rätsel „Gieb dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ meint er durch geniale Verschmelzung beider Elemente in einen Gott-Kaiser oder Kaiser-Gott zu lösen, er will das „dritte Reich“ schaffen, das „auf dem Baum der Erkenntniß und dem Stamm des Kreuzes gemeinsam gegründet ist“. Mit diesem Vorsatz tritt er die Herrschaft seines Vorgängers an.

In diesem heißen Bemühen Julians symbolisiert Ibsen in grandioser Weise die zerreibende Kraft zweier mit einander ringenden Weltanschauungen. Was Julian über Büchern nächtlich geträumt hat, was er in visionärer Begeisterung glühend vor sich sah, das läßt sich im Leben nicht verwirklichen. Die Lebenskraft des Heidentums ist gebrochen und keine künstliche Pflege vermag ihr mehr einen frischen Keim zu entlocken. Julian ist aber selbst zu sehr ein Sohn seiner Zeit, als daß er die übernommene Rolle folgerichtig durchzuführen im Stande wäre. An die Stelle der „Schönheit“, die er in der heidnischen Lebensführung, in Athen selbst vergeblich suchte, schiebt sich all-

Digitized by Google

mählich der Begriff der „Weisheit“, und zwar nimmt er eine Form an, die ihre Linien sowohl von der heidnischen Philosophie eines Diogenes wie von der Entsagungstheorie des Nazareners entlehnt hat.

Julian glaubt, mit dem Christentum einen Waffenstillstand geschlossen zu haben. Aber überall tritt ihm die Gestalt des Galiläers entgegen und hemmt sein Wirken. Die grausame christliche Forderung: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich!“ lähmt alle seine Entschließungen; und die Unmöglichkeit, ihr auszuweichen, reizt ihn schließlich so sehr, daß er in brutalem Machtbewußtsein dem Größeren, dessen Siegerkraft er schaudernd erkennt, den Vernichtungskrieg erklärt.

Im dritten Akt des zweiten Teiles, wo Julian verzweifelnd ausruft: „Wer bricht die Macht des Galiläers?“ und sich selbst die Antwort geben muß: „Der Galiläer lebt!“, tritt noch ein anderes Moment hinzu, das seinen Untergang unabwendbar macht. Er ist mit den glänzendsten Verstandesvorzügen begabt und doch durchaus Gefühlsmensch; und zwar hat der Dichter das Pathologische, das sich aus solchem Zwiespalt ergiebt, zur Darstellung bringen wollen. Julian endet im Wahnsinn. Schon als Jüngling besaß er einen, „lebhaften, oft jäh aufleuchtenden“ Blick und hastige, sonderbare Bewegungen. Er ist in beständigem Entsetzen vor dem Kaiser und dem Galiläer aufgewachsen und von Kind auf verschüchtert. Das Bedürfnis nach Rache, das ihn schon am Hofe seines grausamen Vorgängers dunkel beschlich, packt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, als er die Macht in seinen Händen fühlt. Er macht des Galiläers grausame Forderung zu seiner eigenen und vernichtet alles, was sich ihm entgegenstellt. So steigt er in rasender Hast von Stufe zu Stufe, vom Gottkaiser zum wirklichen Gott, der sich göttliche Ehren dekretiert und Herrscher sein will, nicht nur über das Leben der Menschen, sondern auch über ihren Willen, dem die Grenzen des ererbten Reiches zu eng sind, der die Welt besitzen möchte. Überall aber trifft er auf seinen

Digitized by Google

Feind, den Galiläer, dessen tötliche Stelle er nicht finden kann und dessen Macht er sich selbst verfallen fühlt. Der Cäsarenwahnsinn bricht in hellen Flammen aus; und wie König Lear in Nacht und Gewitter umherirrt, so stürzt Julianus sich in den wilden Sturm der Ereignisse. Mit der beängstigenden Sicherheit eines Nachtwandlers schreitet er daher, in irrsinniger Verblendung bereitet er sich selbst den Untergang und im Angesicht des Verderbens noch spricht er das stolze Wort: „Es ist mein Wille, lange zu leben", bis er mit dem Geständnis: „Du hast gesiegt Galiläer!", das sich wie eine Erlösung von seinen Lippen ringt, von Mörderhand getroffen zusammensinkt.

Julian wird so der Träger zweier Weltanschauungen, die sich ihrer Natur nach bekämpfen müssen; die jugendkräftige neue schlägt die morsche alte zu Boden. Gegen dieses historische Gesetz ist der Menschenwille machtlos. Mit unwiderstehlicher Gewalt wird das Alte von der Flut hinweggerissen und zum Wrack zerschlagen. Ibsens Werk ist eine Schicksalstragödie, freilich nicht im Sinne Müllners oder Houwalds, die das eherne Walten des Schicksals, das den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmt, in tausend nebensächliche Zufälligkeiten auflösten. Obgleich auch in „Kaiser und Galiläer" Träume und Wunderzeichen vielfach ausschlaggebend mitwirken, ist das Stück eine Schicksalstragödie im antiken Sinn. Schicksal und Weltordnung sind Eins und bilden eine Gewalt, an der menschliche Kraft rettunglos zersplittert.

Das Motiv des Wahnsinnes lag nun Gutzkow ganz fern. In seinem letzten Buch, der hitzigen, rücksichtlosen Streitschrift „Dionysius Longinus" sagt er: „Julianus Apostata war ein großer Charakter und keineswegs der Narr, den ein wunderlicher Einfall, den unser David Friedrich Strauß vor Jahren in einer Broschüre, aufrichtig, ohne Witz und mit viel Behagen, über ihn breitschlug, aus ihm machen wollte." Er hat sich denn auch die Mühe gegeben, als Entgegnung auf die straußische Schrift in einem Essai, der zuerst im Jahrbuch der Schiller-

Digitized by Google

ſtiftung erſchien und ſpäter in den Band „Die ſchöneren Stunden“ (1869) aufgenommen wurde, die einzelnen Momente zuſammenzuſtellen, die mit einer gewiſſen zwingenden Notwendigkeit Julian — ſeine individuelle Neigung natürlich vorausgeſetzt — zu ſeinem Entſchluß bringen konnten. Dieſen Eſſai betitelt „Antike Romantik?“ haben wir gleichſam als ſchriftlichen Verzicht auf die dramatiſche Behandlung anzuſehen.

Die straußiſche Schrift war eine Satire; ſie richtete ſich gegen Friedrich Wilhelm den Vierten und lief darauf hinaus, daß Julian ſich eine Überzeugung raffinirte — wie Gutzkow es ausdrückt —, die er ſelbſt nicht hatte, und auf der Wiedereinſetzung des Alten beſtand, weil ihn ein konſervatives und reaktionäres Syſtem geiſtreicher und poetiſcher dünkte. Strauß verglich Julian mit den deutſchen Romantikern und ſah in ihm lediglich einen jener „Stimmungsdilettanten, die auf ein nur phantaſtiſch und verſchönert ergriffenes Heidentum hin ſchwärmten und träumten“.

Die einzelnen Gründe, die Gutzkow dieſer Auffaſſung entgegenhält, ergeben in ihrer Geſammtheit das Milieu, aus dem heraus ſein Julianus Apoſtata erwachſen ſollte; und dieſes deckt ſich in Vielem mit der von Ibſen gewählten Grundlage. Die öffentliche Meinung in geiſtigen Angelegenheiten war noch im fünften Jahrhundert von der Religion unabhängig; um wie viel mehr in Julians Zeit. Das Chriſtentum trat immer noch erſt ſporadiſch auf, der Untergang der antiken Welt war nicht ſo ſchnell beſiegelt, wie Strauß glaubt; die alten Wiſſenſchaften lebten noch in Alexandria und Athen. Julian verſündigte ſich daher nicht an dem Geiſt ſeiner Zeit, wenn er eine Bildung, in der er ſelbſt ſich glücklich fühlte, energiſch wieder zur Grundlage des öffentlichen Lebens machen wollte. Die Lobpreiſung der „Armut im Geiſte“ durch das Chriſtentum dünkte ihn eine Misachtung der Geiſtesgrößen vergangener Jahrhunderte. Sein Großoheim Konſtantin, der in der Schlacht gegen Maxentius ein Kreuz in den Wolken zu

Digitized by Google

ſehen glaubte, nahm nach ſeinem Siege das Chriſtentum an, — aber nicht als einzigen Glauben, ſondern er fügte den Chriſtengott den anderen Göttern hinzu, um ſich gleichſam nach allen Seiten hin zu ſalvieren. Der Einfluß ferner, den die neue Religion auf die Cäſaren ausübte, war keineswegs der Gerechtigkeit und Milde zuträglich. Die Sitten beſſerten ſich nicht, Julian ſelbſt war dem Blutbade, dem auf Veranlaſſung ſeines Oheims Konſtantius die ganze Verwandtſchaft zum Opfer fiel, nur mit Mühe entronnen und hatte ein mönchiſches Leben führen müſſen, um vor dem mistrauiſchen Kaiſer und vor Mörderhand ſicher zu ſein.

Julian wollte das alte Römerreich wiederherſtellen. Das mochte ein unmöglicher Wahn ſein, aber er ſelbſt brauchte ſeine Anſtrengungen nicht von vorn herein für fruchtlos zu halten. Das hieße, meint Gutzkow, die Geſchichte ex eventu beurteilen. Das Weltbürgertum und die jenſeitige Beſtimmung des Chriſtentums aber widerſprachen dieſem Ziele; und die Mahnung „Liebet Eure Feinde!“ war kein brauchbarer Schlachtruf. Julians Schönheit ſuchender Geiſt fühlte ſich beleidigt durch die unſchönen Übertreibungen der chriſtlichen Askeſe.

Seine Religion bedeutete kein Zurückgreifen in graues Altertum. Die Annahme eines Urweſens, einer einzigen Gottheit, die alles Geſchaffene „ausſtrahlt“ — wie Plotinus ſich ausdrückt — war im Neuplatonismus gegeben und für dieſes unbeſtimmte Urweſen das Licht, Helios, unmittelbar einzuſetzen, war keine bemerkenswerte Neuerung. Das Prinzip der heidniſchen Religion hatte ſich ſchon lange durch das Geſetz der Anpaſſung vereinfacht und dem chriſtlichen darin genähert, daß man ſich auf einen höchſten Gott beſchränkte und die vielen mythiſchen Gottheiten als bloße Symbole der Poeſie überließ. So konnte ſchon die Anſchauung eines Virgil chriſtlich genannt werden.

Alle dieſe Gründe, die Gutzkow hier zuſammenträgt und auf die er zweifellos ſeine Auffaſſung Julians ſtützen wollte,

Digitized by Google

begegnen uns auch im ersten Teil der Dichtung Ibsens. Gutzkows Absicht aber war, im Julian einen „großen Charakter" darzustellen, — einen Charakter, der mit klarem Willen und festem Entschluß eine sich ihm aufdrängende Überzeugung zur Geltung zu bringen unternimmt. Die tragische Schuld aber, zu deren Träger er ihn machen wollte, ist seine Schwäche; an ihr geht er, wie Uriel Acosta, zu Grunde. Schon im ersten Akt des mitgeteilten Entwurfes beklagt Eusebia, daß Julian „zwar fest an seinem Vorhaben hält, doch fehlt ihm die sichere, feste Überzeugung von seinem Siege. Er schwankt und zögert; er duldet Christen wie Jovianus in seiner Nähe". Und als gegen Ende des ersten Aktes Julian zwei Christen begnadigt, heißt es: „Er ist zu schwach, Fanatiker seiner Überzeugung zu sein." Gutzkows Julian besitzt nicht den brutalen Egoismus des Ibsenschen „Alles oder nichts"; er sucht zwar nicht zu vermitteln, will keinen Kompromiß der beiden Weltanschauungen schließen, aber er hofft, wie Prokopius zu Eusebia im ersten Akte des Entwurfes sagt, durch Duldung „zu überzeugen" und so ohne Gewalt zu siegen. Der Mangel an rücksichtsloser Härte soll also Gutzkows Julian dem Untergang entgegenführen. Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich vermuten, daß die Liebe in seinem Drama das bewegende Moment sein sollte. Eusebia, die Gattin des mörderischen Oheims Konstantius, hat ihren Neffen Julian vor dem Morde gerettet und seine Verbannung nach Athen bewirkt. Das war ein doppelter Liebesdienst. Die historischen Notizen, die sich Gutzkow machte, zeigen aber auch, daß gerade Eusebia es war, die die Erstgeburt seiner Gattin Helena durch die Hebamme töten ließ; sie „gab ihr den Trank der Unfruchtbarkeit ein." Ob diese Annahme historisch oder willkürlich ist, kann dahingestellt bleiben. Jedenfalls wollte der Dichter sie benutzen. Helena erlag diesem Verbrechen; und nach dem Tode des Konstantius sehen wir, daß es Eifersucht und Liebe waren, die Eusebia zu ihrer That verführt haben. Im ersten Akte des Entwurfes harrt sie auf Julians Liebe, ver-

Digitized by Google

zichtet aber im zweiten zu Gunsten einer mazedonischen Fürstentochter Theodora, „um Julians Kraft zu beleben“. Eusebia erscheint demnach als überzeugte Heidin, vielleicht als der böse Dämon Julians.

Es wäre vergebene Mühe, wollte man weitere Vermutungen über die Entwickelung des von Gutzkow geplanten Stückes anstellen. Sicher ist nur, daß auch dieses Drama organisch zu seiner religiösen Entwickelung gehört. Es ist sehr zu bedauern, daß seine dramatische Kraft nicht mehr ausreichte, den großen Stoff zu bewältigen.

---



Digitized by Google

# Gutzkow und Willibald Alexis.

„Heimatskunst“ auf der einen, die „Vorherrschaft Berlins“ auf der andern Seite — um diese beiden Schlagwörter wogte jüngst die litterarische Fehde. Da ist es wohl nicht unangebracht, einer litteratur-geschichtlichen Erinnerung Raum zu geben und nachzufragen, was sich vor Jahren ähnliches begeben. Willibald Alexis und Karl Gutzkow sind die Namen, an die sich diese Erinnerung anknüpfen soll. Seit jungen Jahren in Berlin heimatsberechtigt, mit seinem ganzen Wesen und Wirken die schlesische Geburt vergessen machend, ist Willibald Alexis der Entdecker der märkischen Landschaft geworden; der Roman „Cabanis“ (1832) hat zuerst seinen Zeitgenossen für die Poesie der vielgeschmähten „märkischen Streusandbüchse“ die Augen geöffnet, und sein Verfasser verdient daher wohl, daß besonders das Berliner Lesepublikum noch hin und wieder seiner gedenkt und diese Pietät nicht der Litteraturgeschichte allein überläßt. Diese hat kürzlich mit der Neuveröffentlichung der Alexisschen „Erinnerungen“ durch deren Herausgeber Dr. Max Ewert einen Teil ihrer Schuld endlich abgetragen.

Anders ist es mit Karl Gutzkow. Er ist ein geborner Berliner. In dem düstern Gebäude am Kastanienwäldchen, der heutigen Akademie, hat seine Wiege gestanden, und seine Berliner Erziehung hat er nie verleugnet. Er hat diesen seinen Jugendtagen ein litterarisches Denkmal gesetzt, das nicht übergangen werden darf, wenn von „Heimatskunst“ die Rede ist.

Digitized by Google

Seiner Vaterstadt Berlin hat der Dichter des „Uriel Acosta“ eine Huldigung dargebracht mit seinem Buche „Aus der Knabenzeit“ (1852), wohl der anmutigsten und versöhnendsten Schöpfung seiner unermüdlichen Feder. Mit einer hervorragenden realistischen Kunst und einer ungemein feinen Psychologie schildert er hier das Auftauen des kindlichen Bewußtseins in der vielfach drückenden Umgebung, und das ausgeprägte Lokalkolorit, das seiner Erinnerung anhaftet, muß gerade dem Berliner das Lesen dieses Buches zu einem Genuß machen. Gutzkow wollte damit den Beweis liefern, daß der „unterirdische Silbererzgang des deutschen Gemütslebens“ nicht um die Mark Brandenburg herumgehe, sondern sich auch mit der „bescheiden flutenden Spree“ befreunde, und den „falschen Schimmer totaler Unpoesie, diesen Beigeschmack von Verstandesnüchternheit, der auf dem berlinischen Ursprung lasten soll“, zerstreuen. Wie oft er in seinen Dichtungen, ich nenne nur „Die Ritter vom Geist“, die preußische Hauptstadt zum Schauplatz gewählt, soll hier nicht weiter erörtert werden. Seine Vaterstadt hat ihm dies wenig gedankt. Seit er mit einundzwanzig Jahren den Berliner Staub von den Wanderschuhen schüttelte und seine wechselreiche Laufbahn antrat, hat er dort, wo er mit seiner ersten Zeitschrift, dem „Forum der Journallitteratur“ debütierte, nicht mehr festen Fuß fassen können, was sich ihm niemals bitterer bestätigte, als in den Jahren 1869—73, wo er den letzten Versuch machte, sich in Berlin zu behaupten. Er hat, nachdem er seine wichtigste litterarische Entwickelung in Stuttgart, München, Heidelberg, Frankfurt und Hamburg durchgemacht, um seine Vaterstadt geworben wie um eine spröde Schöne, ohne jemals ihr rückhaltloses freudiges Jawort zu erhalten. Berlin verzieh ihm nicht, daß er auch noch fremde Götter ehren wollte und ihm gegenüber hat es seine Vor- und Gewaltherrschaft mit aller Strenge geltend gemacht.

So haben wir also zwei Gegensätze: der Nichtberliner und doch der erste märkische Poet — das Kind der preußischen



Digitized by Google

Hauptstadt und als Dichter Kosmopolit, mit vollem Verständnis für die Poesie seiner Heimat nicht eng das schönheitsdurstige Auge auf einen kleinen Bezirk heftend, sondern die Schönheit der weiten Welt an sich reißend, von der er durch zahlreiche Reisen manch herrliches Fleckchen gesehen hatte. Gutzkow selbst hat diesem Gegensatz zwischen ihm und Alexis Ausdruck gegeben in einem Nekrolog, den er 1872 dem Toten widmete; er ist in seine gesammelten Werke nicht aufgenommen, daher so gut wie unbekannt, und muß, da er gerade die Frage der Heimatskunst, besonders der berlinischen, mehrfach berührt, die Grundlage dieser Skizze bilden.[227])

Die Beziehungen unserer beiden Dichter stammen schon aus Gutzkows Schuljahren. Als Primaner sandte dieser an den Redakteur „des Berliner Konversationsblattes" ein Gedicht „Apostrophe an die Sterne", das Alexis auch abdruckte. Die politische Bewegung des Jahres 1830 trennte zunächst ihre Wege. Schon im „Forum der Journallitteratur", das Gutzkow 1831 in Berlin herausgab, geht er mit Alexis nicht gerade freundschaftlich um, und diese Entzweiung vergrößerte sich noch, als Gutzkow im Stuttgarter „Litteraturblatt" als Wolfgang Menzels Adjutant das kritische Skalpiermesser mit jugendlicher Berserkerwut handhabte. Hier zerzauste er arg die „Gesammelten Novellen" von Alexis und seinen Roman „Cabanis", wenn er auch in letzterem, abgesehen von den dialektischen Stilfehlern, die Schilderung des Berliner Milieus anerkannte. „Es ist sehr schwer," schrieb er damals, „dem Kreuzberge und dem Lande der Teltower Rüben eine poetische Seite abzugewinnen; und vollends unmöglich, wenn man mit seinen Erfindungen noch den Zweck erreichen will, dem Thron und Szepter ein wohlgefälliges Opfer zu bringen." Der politische Gesichtspunkt war es auch, der ihn zur Verurteilnng der „Wiener Bilder" und zu dem Vorwurf veranlaßte, daß Alexis als Renegat die politischen Verirrungen seiner Jugend nicht nur verschweige, sondern sogar versichere, „als Knabe nie für

Digitized by Google

die Republik geschwärmt zu haben". Politik auf die Litteratur anzuwenden, beide aufs engste mit einander zu verknüpfen, hatte Gutzkow von Menzel gelernt, der keineswegs ein Reaktionär war, wie wohl manche nach der Katastrophe von 1835 glauben, sondern politisch als Süddeutscher auf der Linken stand und damals für Börne und dessen Pariser Briefe mehr schwärmte, als er später selbst zugeben mochte. Rühmt doch Gutzkow von ihm, daß er der einzige gewesen, der über diese Pariser Briefe, die so manches Anathema auf ihres Autors Haupt herabriefen, ein objektives Urteil gefällt habe; auch Alexis hatte Börnes Pariser Briefe verdammt, Börne hatte ihm und seinen Freunden seinen bekannten „Herings-Salat" dafür angerichtet, einen mit Witz und Grobheit gewürzten Artikel, mit dem der 3. Band seiner Briefe schloß. Menzel nahm mit großem Behagen kleine Portionen dieser Mischung in sein Litteraturblatt auf, hatte er doch selbst ein Hühnchen mit dem Redakteur des „Konversationsblattes" wegen der Beurteilung seiner Litteraturgeschichte zu rupfen, und was er hinzufügt, zeigt uns, wie sehr Gutzkow damals auf seines Meisters Worte schwor. Menzel witzelt im Börneschen Stil über diese „Männchen, die Hofrätchen, Liedertäfler und Bühnendichterchen, die sich einen neuen Frack machen ließen, um zu Goethe zu reisen, und wenn sie in seinem Vorzimmer standen, vor Wind und Weh und Manschettenfieber wieder in den Gasthof zurückmußten, ohne ihn gesehen zu haben", und diese Anekdote berichtet Gutzkow an mehreren Stellen von Alexis, ohne wohl für ihre Wahrheit einen anderen Gewährsmann als Menzel oder vielmehr diese seine Äußerung zu haben. Die Politik, die Beurteilung des Börneschen Buches, dem Gutzkow damals begeistert sekundierte, ist daher auch nach der Trennung von Menzel unbewußt der Maßstab gewesen, mit dem der durch die Juli-Revolution aufgerüttelte Einundzwanzigjährige den schon in ein ruhigeres Fahrwasser einlenkenden Fünfunddreißigjährigen gemessen hat; aber Gutzkow

Digitized by Google

war ehrlich genug, ſpäter gelegentlich zu geſtehen, daß „im Drange des Parteiweſens dem erzählenden Talente Alexis' Unrecht geſchehen ſei". Ein Einfluß der Jungdeutſchen auf Alexis, den Max Ewert erkennen will, iſt jedenfalls von dieſen nie anerkannt, vielmehr ihre feindliche Gegenüberſtellung ſtets betont worden.

Eine engere Verbindung zwiſchen beiden ergab ſich trotz öfteren perſönlichen Verkehrs erſt in den fünfziger Jahren; Gutzkow hatte ſeine „Ritter vom Geiſt" vollendet, den neunbändigen Roman, der das ganze geiſtige Leben der vierziger Jahre in einem mächtigen Spiegel auffing; Alexis ſchrieb ſein „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht", den Gutzkow ſpäter „die ſchönſte Frucht der Erhebung durch die Zeit" nannte und auch in der „Allgemeinen Ztg." eingehend würdigte, während Alexis ſeinerſeits wieder durch vier große Aufſätze in den „Blättern für litterariſche Unterhaltung" den Erfolg des Gutzkowſchen Werkes unterſtützte. Aus dieſer Zeit haben ſich einige Briefe erhalten, die uns die Gleichheit und Verſchiedenheit ihre künſtleriſchen Beſtrebungen treffend bezeichnen und auch durch ihren übrigen Inhalt für die Biographie und Eigenart beider Männer von hohem Wert ſind.

Der erſte Brief iſt von Alexis' Hand:

Berlin, 12. Jenner 1851.

Geehrteſter Herr!

Spät! aber endlich doch. — Wenn Sie aber wüßten, was es mich koſtet, jetzt ein Buch zu leſen, und wie ich nebenher langſam leſe, ſo würden Sie mir verzeihen. Erſt Ende vorigen Jahres kam ich nach hunderterlei Abhaltungen, Reiſen u. ſ. w. dazu, Ihrer Ritter vom Geiſt I. T. anzufangen, und erſt vor wenigen Tagen in dieſem Jahre habe ich ihn beendigt, d. h. beendet mit Spannung auf das Folgende.

Eine Kritik fordern Sie nicht von mir, es iſt überhaupt jetzt keine Zeit zur Kritik, und noch weniger ſchreibt man darum Briefe. Für die „Voſſiſche" werde ich mich, wenn ich den zweiten Teil geleſen, in einer kurzen, dort zuläſſigen An-

Digitized by Google

zeige aussprechen, nachdem mir ein anderer in betreff des ersten Teiles, wie ich höre, zuvorgekommen ist. Ihnen sage ich hier nur, daß ich nach dem Anfange nicht mit den Erwartungen heranging, mit denen ich jetzt auf die Fortsetzung begierig bin. Fortgerissen kann ich auch nicht sagen, daß ich ward, denn darauf haben Sie die Erzählung nicht angelegt, es ist eben ein solider Bau, wo sich Quader auf Quader türmen soll, und es sind tüchtige Quadersteine, die Wind und Wetter überdauern. Was ich Ihnen aber doch hier ausspreche, ist, daß mir Ihre Gestalten, seit ich das Buch gelesen, nicht aus dem Kopfe wollen, daß sie mir fortwährend begegnen und daß Ihr Schlurk mir einer der gelungensten Charaktere erscheint, den ich aus neueren Dichtungen kenne. Werden Sie ihn halten können durch so viele Bände? — Haben Sie in Berlin den verschollenen Justizrat Ludolff gekannt? Ich wenigstens ward lebhaft an diesen liebenswürdigen Materialisten und Egoisten erinnert, obgleich er an Geist, Verstand und Ausbildung, sowie auch was sich von selbst versteht, an politischer Anschauung Ihren meisterhaft gezeichneten und gefärbten Helden lange nicht erreichte.

Mit Vergnügen höre ich von allen Seiten, daß man dasselbe Urteil fällt und mit derselben Teilnahme Ihr Werk verfolgt. Von einem entfernteren Bekannten, der Ihren dramatischen Arbeiten mir nicht hold schien, hörte ich den Ausspruch: er hätte das nicht erwartet. Es kam bei einem sehr scharf urteilenden Manne aus voller Ueberzeugung, daher darf es Sie wohl mehr erfreuen als verletzen. Ueberhaupt, daß ein Roman aus der Gegenwart wieder ins Leben übergeht und sich einen Anspruch auf die gesellschaftliche Teilnahme erwirbt, ist schon bei diesem grau in grauen Dasein etwas Erfreuliches, und umsomehr für mich, als Sie nicht der skizzenhaften Manier gehuldigt, sondern aus vollem Material auf breiter Grundlage gebaut haben. Jene epigrammatische Schlagschattenpinselei, der sich schon viele unserer Besseren hingeben wollten, weil sie darin eine Aufgabe der Neuzeit erblickten, wird auch, wie eine Mode vorübergehen, ohne daß wir deshalb zur Richardsonschen Breite und Gründlichkeit zurückkehren müßten.

Mich interessiert noch in anderer Beziehung die Grundlage Ihres Romans. Auch ich habe mich endlich an ein 15jähriges Thema gemacht — einen preußischen Roman aus Haugwitz'

Digitized by Google

Zeit bis zur Schlacht von Jena; auch ich baue da hinauf von unten; vom sozialen Leben bis zu den politischen Gipfeln und Spitzen, und auch ich fange (seltsames Zusammentreffen) im Dorfe Tempelhof mit der Familiengeschichte an. Sonst freilich sind unsere Aufgaben ganz andere, meine ein historisch abgeschlossenes Ganze, Ihre eine Frage an die unendliche Zukunft.

Was Sie sonst mir von ehemals und ehemaligen Angriffen schreiben, möge das in der Vergessenheit ruhen. Was ist die Misere von ehemals gegen die absolute Niederträchtigkeit von heut! Wo findet man Worte, Farbe, wo einen Platz, um das auszudrücken, was uns bewegt! Man spielte vor Wochen auf die Haugwitzische Zeit an, als würde sie durch das System von heut beinahe erreicht. Ein wie großer Charakter erscheint aber heut wieder Haugwitz gegen die Menschen von heute! Als sollte absolut die katholische Prophezeiung recht bekommen, das Vaticinium Lehninense!*) — Was Sie in Ihrem Briefe über den Berliner Charakter schreiben, wie oft müßte ich es unterschreiben, was Sie dagegen im Buche über den Märkisch-Preußischen drucken ließen, mochte sich indessen doch noch von einer anderen Seite auffassen, wenigstens verteidigen lassen. In die „Allgemeine Augsburger Zeitung" kann ich kaum mehr meine Herzensergießungen auslassen. Einerseits bin ich Kolb noch immer zu preußisch, (!) d. h. für einen bayerisch-Süddeutschen, andererseits halte ich es nicht für ganz recht, in ein jetzt entschieden antipreußisch (im frühern bessern Sinne) großdeutsches Blatt meine Jeremiaden und Philippiken gegen unsere eigene Schlechtigkeit auszuschütten. Die hiesige Preßwirtschaft ist aber so charakterlos wie nur etwas (bis auf die Konstitutionelle, die mir aber im ganzen zu doktrinär polemisiert), und es ist empörend, die großen Zeitungen im Sinne der Reaktion schreiben und drucken zu sehen, während ihre Besitzer Demokraten, Republikaner sind — bloß um die Abonnenten nicht zu verlieren!

Geben Sie ja Brockhaus den Auftrag, mir baldigst den zweiten Band zu schicken, auf den ich mich sehr freue, auch

*) Die bekannte Weissagung des Mönchs Hermann aus dem Kloster Lehnin (Reg.-Bez. Potsdam), daß der elfte Herrscher des Hohenzollern-Hauses „stemmatis ultimus" sein werde.

Digitized by Google

um mich, wie gesagt, dann in der Vossischen darüber auszusprechen.

Mit aller Hochachtung

Ihr

ergebenster

W. Haering.

Zu einer gründlichen Kritik der „Ritter vom Geist“ entschloß sich Alexis dann hinterher doch. Sie erschien 1851 und 52 (in den Nrn. 104, 111, 126 resp. 4 der „Blätter für litterarische Unterhaltung“) und rang sich durch manche kritischen Ausstellungen, besonders an den ersten Teilen, wo das Ziel des Dichters noch nicht recht erkennbar war, zur völligen Anerkennung des epochemachenden Werkes als einer echtdeutschen Schöpfung durch. Den Dank für den letzten der vier großen Artikel stattete Gutzkow in dem folgenden Briefe ab, dem er gleichzeitig sein neues schon erwähntes Buch „Aus der Knabenzeit“ beilegte:

Geehrter Herr!

Ich war nur drei Tage in Berlin, wollte meiner Frau, die nie dort war, nie eine so große Stadt gesehn hat, nur die äußern Umrisse zeigen und die Abende bei den Verwandten sein.

Wie sollt' ich Ihnen zürnen? Im Gegenteil, der letzte Artikel that so wohl, daß ich an dem Rückblick auf alle Artikel, wo ein so allmähliches Gewonnenwerden sich abschildert, meine Freude habe.

Ihren Roman hätt' ich gern vollständig. Ich gehe nächster Tage auf ein paar Monate nach der Schweiz, um einsam zu sein und mancherlei zu überdenken. Er soll mich begleiten. Ein Urteil über den Eindruck schreib' ich Ihnen oder der D. A. Z. oder den Augsburgern, falls Sie dort noch keinen Berichterstatter haben. Bei letzteren wünscht' ich freilich das Ganze fertig zu haben.

Die Anlage bitt' ich von demselben Gesichtspunkte zu betrachten, wie meine Ritter. Sie ist auf Berlin gerichtet und

Digitized by Google

kann Ihnen nicht unverständlich sein. Sie haben Ihr ganzes Dichten der Erweckung eines kräftigen Bewußtseins im Märker und Berliner gewidmet. Auch diese Jugenderinnerungen werden dem Verfasser des Cabanis als eine Appellation an ein poetischeres Gefühl im Berliner erscheinen, als in dem Kladderadatsch-Wesen und dergleichen ausgedrückt ist. Könnten Sie vielleicht mit ein paar Worten in der „Vossischen Zeitung" diesen Gesichtspunkt meiner Knaben-Erinnerungen vor dem Berlinertume feststellen, würd' ich Ihnen sehr dankbar sein. Im Buchhandel ist die Schrift erst in acht Tagen zu haben. Ich bitte, das Exemplar geheim zu halten.

Wenn über Ihren Virgil die „Grenzboten" das Richtige getroffen hätten und überhaupt den wahren Ausschlag gäben, würd' ich mich nach ihren Artikeln gegen mich haben aufhängen müssen. Ich habe in meinen jungen Jahren als Kritiker auch arg gehaust, aber niemals aus dem Gefühl eigener Ohnmacht und verdrießlicher Blasiertheit heraus geschrieben. Die „Grenzboten" wagen es nur nicht zu sagen, aber es ist ihre wirkliche Ueberzeugung, daß ihnen Paul de Kock amüsanter ist, als alle deutsche Idealität und Romantik. Uebrigens werden sie auf meine Kosten jetzt gegen alles andere den Ton sehr herabstimmen, und insofern hätt' ich mir ein Verdienst erworben, wenn es auch Thorheit gewesen sein mag, mit Journalisten, die auf endlosem Papier schreiben, überhaupt anzubinden.

Mit bestem Dank für Ihre freundliche Erinnerung bin ich

hochachtend ergebenst

der Ihrige

Gutzkow.

Dresden, 21./4. 52.

Ihr Handübel ist doch glücklich geheilt?

Gutzkow entledigte sich seiner kritischen Schuld durch eine ausführliche Besprechung von „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", und wenn er auch die „allgemeine deutsche und welthistorische Höhe" an diesem Werk vermißte und seine „preußische Einseitigkeit" ihm nicht gefallen wollte, wenn er auch an der Charakteristik und am Dialog manches auszusetzen fand, riß das Buch ihn doch zu einer Anerkennung hin, deren Zugeständnis

Digitized by Google

ihm nicht gerade oft in diesem Maße aus der Feder floß. Er hätte einen Tadel um so weniger zurückzuhalten brauchen, als er gerade an Alexis später noch die seltene Eigenschaft rühmte, daß er gerecht gewesen sei gegen die Leistungen anderer und „Totschweigen und Anerkennung nur auf Gegenseitigkeit seinem edlen Gemüte fremd" gewesen sei.

Der nächste erhaltene Brief von Alexis stammt aus dem Jahre 1855; ihn begleitete eine Neuausgabe des „Cabanis", und Gutzkow scheint in einem früheren Brief selbst an seine im Litteraturblatt veröffentlichte Kritik von 1833 erinnert zu haben. Der neue Zeitroman, von dem Alexis spricht, ist Gutzkows „Zauberer von Rom", und seine Bereitwilligkeit, Beiträge zu senden, geht auf die „Unterhaltungen am häuslichen Herd". Der preußische Roman, den Alexis erwähnt, ist seine „Dorothee", der auch in der That das letzte seiner vaterländischen Werke geblieben ist.

Berlin, 9. Dezember 1855.

Bestens für das Empfangene quittirend, danke ich Ihnen, Geehrtester, für die Erinnerung. Ja es sind manche Wechsel seit dem Vierteljahrhundert, wo der Knabe Cabanis das Licht der Welt erblickte, vorgegangen; aber das nenne ich keinen Wechsel, daß ich heut nicht mehr im Stande wäre, einen so „gemütlichen" Cabanis zu schreiben. Das bin nicht ich, der es nicht kann, das sind die Verhältnisse. Der Luftdruck ist doch zu entmutigend, und ich stöhne seit drei Jahren an dem historisch preußischen Roman (der wahrscheinlich der letzte sein wird), um die Silberblicke der Erinnerung nicht sofort durch die Luftsäure der Gegenwart in bleigrau verwandeln zu lassen. Wozu alles das, frage ich mich, wenn ein (obschon noch so talentvolles) „Soll und Haben" die Deutschen entzückt und — befriedigt! Man wird mit Knutenhieben zum Egoismus gezwungen.

Wie steht es mit Ihrem neuen Zeitroman? Ich frage nicht: haben Sie den Mut, die Ritter vom Geist fortzusetzen, wo nirgends mehr bei uns ein Rittertum sich zeigt (confr. die neuen Wahlen!), sondern ich frage, woher wollen Sie die

Digitized by Google

leichten, heiteren, ſpielenden, gefälligen Lichter für ein ernſtes Gemälde ſchöpfen, ohne die kein Publikum mehr gewonnen wird?

Herzlich gern, wenn ich mal etwas Spannendes finde, aber — ich bin ſeit einem Jahre überall im Reſt, und angeregt eigentlich nur, um Luſtſpiele zu ſchreiben, scools for scandal. Da iſt überall Stoff und herzliche Empfänglichkeit dafür!

Hier alſo mein Cabanis im neuen Kleide, ſo zuſammengedrängt, hoffentlich wie Sie wünſchten. Ihrer Anzeige, geſchrieben unter dem Schutz der Menzelſchen Flügel entſinne ich mich nur noch undeutlich. Wo iſt Menzel! Wenn Sie Luſt ſpüren und wo Sie Platz finden, poſaunen Sie etwas in die dicke Luft der Apathie. Dringt's überhaupt nicht durch, ich bin auch darauf gefaßt. Wäre noch das letzte Aſyl der freien Geiſter das Kohlbauen; dazu eignete ich mich wohl noch, aber mit dem Kohl iſt's auch aus, und man ſoll für die Runkelrübe denken und kalkuliren, und dazu fehlt mir der Verſtand und Sinn.

Freundlich ergebenſt

Ihr

W. Haering.

Ihre Schillerſtiftung intereſſiert mich ſehr: was ich kann, werde ich in meinen Kreiſen dafür wirken.

Zwiſchen dieſem und dem nächſten Brief des märkiſchen Dichters fällt der erſte Angriff der ſchweren Krankheit, die nach wiederholtem Schlaganfall mit einer völligen Lähmung endete und dem Schaffen ſeines Geiſtes ein Ziel ſetzte. Alexis mußte 1856 von Berlin nach Arnſtadt überſiedeln, wo er ſich ſchon vorher ein ſommerliches Tuskulum erbaut hatte. Der folgende Brief ſtammt aus der erſten Epoche ſeiner Krankheit und trägt auch ihre Spuren. Er enthält eine Reihe befremdender ſtiliſtiſcher und logiſcher Fehler, die, wie mir der Alexisbiograph Dr. Max Ewert in liebenswürdiger Weiſe mitteilte, für des Dichters Briefe aus jener Zeit charakteriſtiſch ſind und den Zerfall ſeines Geiſtes anzeigen. Auch im Geſpräch konnte er für das, was er richtig dachte, das richtige Wort nicht mehr finden, für ſeine Angehörigen oft eine entſetzlich peinliche Lage.

Digitized by Google

Da dieſer Brief aber ein auch pſychologiſch wertvolles Dokument iſt, das uns einen tiefen Blick in das Innere ſeines Schreibers geſtattet, möge es unverändert hier folgen, ſo wie der Kranke es noch mit feſter Hand, aber unſichern Geiſtes aufgeſetzt hat.

Berlin, 13. April 1856.

Noch mit der Kraft, wenigſtens ein Paar Zeilen, mit beſtimmterer Form als bisda, auf's Papier zu drücken, will ich Sie begrüßen u. Ihnen hiermit meine letzte, ſchwere Arbeit zu überreichen.

Wie es mir gegangen, oder wie ich heimgeſucht ward, werden Sie von den Brockhauſen erfahren haben. Es wird noch ſchwer mit der Wiedererholung dauern, bis — Gott weiß was geſchieht. Dennoch bin ich zufrieden. Es iſt ja für alle Arbeit ein Ziel geſetzt. Sollte ich aber einen andauernden Schöpfungs- und Dauertroſt, wie ihn Humboldt beſitzt, wieder gewinnen, würde ich doch wohl nimmer wieder den Reſt von blühender Kraft der preußiſchen Erniederung widmen. Ich bin, und ward ſchon vorher ſatt. Nicht daß es mich bereut, was ich gethan, nicht daß meine Liebe für die Geneſis der alten Hohenzollern verlöſcht iſt, nicht daß ich verzagte, daß in künftiger Zeit wieder einmal Hohenzollern geboren werden könnten — (oder etwas modifizirte Kreuzung) — aber ich, wir erleben es nicht, und ich fühle mich denn doch nun auch der Mühe überſättigt. 25 Jahr, zwar leidlich lebend, aber immer noch wie ein unſcheuer Fremdling — wozu das!

Laſſen Sie dem Einſamen gelegentlich von Ihnen hören, geiſtige Koſt. Sonſt hat man leiblich und perſönlich mich während der Krankheit über alle Maßen gepflegt und geſtreichelt; mir ſchien es oft, wie geſchehe es, als, nur wieder gut zu thun, was man nicht recht gethan, und zugleich im Stillen mit einer Art Zufriedenheit, daß man eines unbequemen Mahners losgemacht werde, und das Ernſte nicht mehr zu leſen brauche, vor dem man doch eine Art Reſpekt habe.

Ob Sie jetzt über den Cabanis ſich ausgeſprochen haben, weiß ich nicht. Die Dorothe hat mich mit umgebracht, das weiß ich. Leben Sie wohl; wenn ich künftig wieder arbeite, werde ich den Menſchen nichts ernſtes mehr ſchreiben, ſondern alles gutes, liebes, ſchmeichleriſches, freundliches, und damit

Digitized by Google

werden wir ja alle zufrieden sein; wir alte Narren haben nur die so oft uns bewiesene Moral: mundus vult decipi vergessen.

Ergebenst Ihr W. Haering.

Damit schließt der Briefwechsel unserer beiden Dichter. Alexis erholte sich von seiner Krankheit nur so weit, daß er körperlich einen Teil der alten Kraft wiedererlangte, weite Fußwanderungen, ja sogar Reisen unternehmen konnte. Bis nach Weimar wagte er sich sogar, um persönlich zu danken für die Pension, mit der die Schillerstiftung ihm zu Hilfe gekommen, und hier sahen sich Gutzkow und Alexis wieder, ungefähr zwei Jahre bevor den Dichter der „Ritter vom Geist“ ein ähnliches Schicksal geistiger Umnachtung traf. „Das Wiedersehen des in seinen Vorstellungen klaren, von der heftigsten Willensregung und Mitteilungslust ergriffenen und dabei doch an jeder Kundgebung gehinderten, ausgezeichneten, an Lebenserfahrungen und Talenten so reich gewesenen Mannes war in der That erschütternd“, berichtet Gutzkow, und was er selbst dem Leidenden Liebes gethan, zeigt ein Brief der Gemahlin Alexis' vom 17. März 1863. Sie dankt ihm für die Freundschaft, die er durch seinen Einfluß auf die Schillerstiftung — er war deren erster Generalsekretär — ihrem Manne erwiesen und für den schönen Trost, den er ihm gespendet durch die Versicherung, daß er — Alexis — als Dichter noch in vieler Menschen Herzen lebe. Daß Gutzkow ihrer Einladung, sie in Arnstadt zu besuchen, gefolgt ist, macht das reizvolle Bild wahrscheinlich, das er in dem Nekrolog von dem Kranken entwirft. Er schildert ihn nicht als den durch jahrelangen Todeskampf erschöpften Kranken, sondern als eine Art „lachenden Demokrit“, dem die Erinnerung an ein früheres Leben entschwunden und der sich an dem spärlichen Sonnenschimmer erfreut, der auf der Kante seines Krankenwagens spielt: „Wenn die Rosen blühten, sammelten liebliche junge Mädchen, Verwandte seiner Gattin, die sich schon entblätternden verblühten Blumen und bewarfen da-

Digitized by Google

mit den im Rollstuhl Sitzenden. Anakreon wünschte sich solche Spiele mit der Jugend. Auch unser Dulder lachte herzlich."

Von diesem Besuche muß Gutzkow auch aus eigener Anschauung das Bild der Pflegerin mit heimgenommen haben, die 15 Jahre ohne ein Wort der Klage an dem Bette des Schwerkranken ausharrte; mit geradezu poetischer Kraft hat er es in dem mehrfach erwähnten Nekrolog wieder aufgefrischt und der Gattin Alexis' ein Denkmal gesetzt, wie es würdiger nicht persönliche Dankbarkeit schaffen konnte.

Dieser Nekrolog nun beschäftigt uns zum Abschluß und wir kehren damit wieder zur Einleitung dieses Aufsatzes zurück. Gutzkow giebt hier eine Analyse von der Bedeutung des märkischen Dichters für das ganze deutsche Volk. Er tritt gegen eine Äußerung Wilhelm Jensens auf, der mit großer Begeisterung Alexis' Werke als Quelle der Versöhnung zwischen Süd und Nord bezeichnet hatte. Die Würdigung seiner märkischen Romane sei ihrem Dichter, mit Ausnahme der „Hosen des Herrn von Bredow", vor 1848 nur in Berlin zu teil geworden. „Hatte doch die so ernst gestimmte liberale Gegenwart der ersten Jahre Friedrich Wilhelms IV. andere Ziele als eine Vertiefung in die Geschichte des märkischen Junkertums, der märkischen Stifte und Städte. War doch gerade Berlin und die Mark der Sitz jener Vergewaltigungen des Zeitgeistes, wodurch die vormärzliche Periode von 1840—48 bezeichnet wird. Was konnte von da Gutes kommen?" Und Gutzkow ist der Ansicht, daß diese Vertiefung in die Geschichte der Mark, diese Vorliebe für „biedere treuherzige Mannen, Junker Jochem" u. s. w. für ganz Deutschland überhaupt nicht kommen werde, wenn man auch mit Interesse bei dem Gedanken verweilen könne, wie „wunderbar dieser zollernsche Stamm emporgekommen". Wie weit die Thatsachen seine Prophezeiung Lügen straften, sei dahingestellt. Was er aber weiterhin, gewissermaßen als Erläuterung zur „Vorherrschaft Berlins" sagt, dürfte auch heute noch Beachtung verdienen:

Digitized by Google

„Was wir jetzt ernten, das sind die Früchte unserer Zeit. Es sind die Früchte der Ideen, die wir bald mit Gewalt, bald mit List, jedenfalls mit den schmerzlichsten Opfern, mit unendlichem Volks- und Familienleid seit Jahren dem märkischen Tannenbaum erst — einokulirten. Es sind die von allen übrigen Richtungen des Vaterlandes her entnommenen kräftigen Keime, die auf den Stamm und die Zweige eines durch Zufall erstarkten Fürstengeschlechts gesetzt wurden."

Er erinnert daran, daß Alexis' „patriotische Vorliebe für märkische Dörfer, Sandwege mit einsam frierenden Halmen, Tannenwälder mit Eichhörnchen und gewissen wie schon gedörrt auf die Welt kommenden Blüten, speziell märkischen Rispengattungen" dem Dichter auch von fürstlicher Seite keineswegs die erhoffte Anerkennung eingetragen, und die Resignation, die er dem nachmärzlichen Alexis zuschreibt, klingt allerdings sehr stark aus dessen letztem hier abgedruckten Briefe heraus.

Gutzkow hatte Verständnis genug für die Poesie der Dürftigkeit, für die Schönheiten der Umgebung seiner Vaterstadt; wie fein er in dem Stil dieses Alexisnekrologs den märkischen Ton zu treffen weiß, beweise nur folgende Stelle: „Niedrig war der Strich seines Fluges niemals. Niemals — um ebenfalls märkisch zu reden — glich er dem Kibitz, der bald links, bald rechts die Beine verschränkend am Meeresstrande dahinstreicht." Aber er gestand offen, daß ihn eine „Naturbetrachtung, die uns mit Adalbert Stifter im Salzkammergut entzücken, zwischen „Schierke und Elend" nur zur Verzweiflung bringen" könne. Er stelle Alexis' märkische Romane nicht so hoch, wie die Ankündigungen der Buchhändler, die sie „in jeder deutschen Hütte eingebürgert" sehen möchten, und sein abschließendes Urteil darüber hat eine so weite Perspektive, daß es als Beitrag zum Kapitel „Heimatskunst" auch heute Beachtung verdient. Er erkennt die Vorzüge jener Romane an.

„Doch", meint er, „reißen sie nicht durch eine mächtige und eigentümliche Erfindung fort. Es sind sinnig gedachte,

Digitized by Google

doch nur mit reproduktiver Umständlichkeit langsam sich fortbewegende Kulturstudien (übertreibend bis zu Phantasien) über eine Mark Brandenburg, die jetzt mit Gewalt aus einer bescheidenen Magd in eine seither verkannte Königin aufgeputzt werden soll . . . Wollt doch nicht die alten Gesetze dessen, was schön ist, auf den Kopf stellen! Seitdem unsere Reichstagsabgeordneten ihre Exkursionen nach Potsdam machen, und erstaunt zurückkehren, dort so herrliche Bäume, große Gewässer, sogar in Berlins nächster Nähe Spuren von „Gegend" zu finden, hat man die märkischen Tannen- und Fichtenwälder, diese durchsichtigen Linienregimenter, überaus poetisch, ja im verwehten Flugsand und dessen dürftiger Vegetation landschaftliche Stimmung finden wollen. Kauft man dann noch gar in Gründer-Kompagnien diesen Sand mit Fichtenwäldern in Masse, dann zwingt in der That die Außerkurssetzung des Murg- und Nero-Thals, des rauschenden Waldes um Eisenach oder Berchtesgaden zum Widerspruch — auch gegen die Übertreibung des Poetischen, das sich in Härings märkischen Romanen finden soll. In allem Ernst, durch das Preisen und Aufputzen des Dürftigen, Ärmlichen, Unzulänglichen der Mark versündigt man sich an jener Welt, die seither für schön gegolten hat, und deren Zaubergewalt auch dem märkischen Romantiker Häring selbst zu oft vor die Seele trat, als daß es ihn nicht mächtig nach dem Süden hätte ziehen, zu dem Geständnisse zwingen sollen: „Ja in Neapel!" Seine „Wiener Bilder" sind eine wahre Befreiung des Gemüts vom Tifteln einer Stimmung, die sich auch in Pankow und Schönhausen bei Berlin dem großen Naturgeiste nahe fühlen möchte."

Dieses Urteil Gutzkows möchte ich hier nur als historisch betrachtet wissen. Es ist in jedem Fall immer lehrreich, daß die Fragen, die uns heute bewegen, der Litteratur vor dreißig Jahren nicht so fremd waren. Unsere Heimatskünstler werden gewiß andrer Meinung sein, als Gutzkow, aber auch sie werden anerkennen müssen, daß er selbst in seiner Polemik einen Ton



Digitized by Google

getroffen, der ihnen vertraut klingt. Und gerade bei Gutzkow wäre mir dieses Zugeständnis wertvoll, da ich der Meinung bin, daß er in mehr als einem Punkte ein Vorkämpfer unsrer modernen Litteratur gewesen ist, eine Meinung, „noch zu neu", wie Ben Akiba sagt, „und wohl zu sühnen, da sie nie gewesen". Nicht zu sühnen, aber zu beweisen dürfte nicht so schwer fallen, daß von Gutzkows Werken aus eine sehr tragfähige Brücke in die Moderne hinüberführt. Und haben andere das nicht auch empfunden?

Da hat kürzlich M. G. Conrad Briefe des allzu früh vollendeten jungen Lyrikers Hermann Conradi an Margarethe Halm veröffentlicht. Es war mir ein Symptom und eine freudige Überraschung, als ich in diesen Sturm- und Drang-Briefen, die wahrlich nicht von Verehrung für Vergangenes strotzen, dem Namen Karl Gutzkows, des „warmverehrten Ritters vom Geiste par excellence" begegnete. Ich glaube, daß sich der Größte vom einstigen „Jungen Deutschland" noch manche Freunde erwerben wird, wenn unsere jungen Litteraten erst daran gehen, mit ihrer Begeisterung in die Vergangenheit hin und wieder unterzutauchen.

„Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht."

Dieses Wort Goethes sollte mehr beherzigt werden und einige Pietät lehren gegen eine Vergangenheit, deren sich zu bemächtigen ja manchmal mühsam ist, die aber Misachtung und Vergessenheit nicht verdient. Und wenn erst unsere Forschung so weit gediehen ist, daß sie ein vollständiges Bild von Gutzkows Leben und Wirken zu bieten vermag, so wird sich das allgemeine Urteil darin einigen, daß er nicht nur eine Größe der Vergangenheit ist, sondern, wie wenige seiner Zeitgenossen, der Gegenwart angehört, unserer Gegenwart, die an geistig bedeutenden Männern vom Schlage des Führers Jung-Deutschlands wahrlich keinen Überfluß hat.

---

Digitized by Google

# Anmerkungen.

Digitized by Google

1) Ein vollständiges Exemplar des „Forums" besitzt die Kgl. Bibliothek in Berlin.

2) Ges. Werke, Jena, Hermann Costenoble. I. 243 ff.

3) Das junge Deutschland und die preußische Censur. Berlin, Paetel. S. 49. Weiterhin kurz als „Geiger" zitiert.

3a) Die Briefe an Menzel lagen mir nur in Kopie vor; für diese vielleicht unrichtig gelesene Abkürzung habe ich keine Erklärung; auch in den andern Briefen finden sich einige Unklarheiten. — Nachträglich einschalten kann ich hier noch: Näheres über den „Hesperus" und seinen Herausgeber siehe in dem „Briefwechsel eines Staatsgefangenen und seiner Befreierin" von Wilhelm Schulz. II. Bd. S. 160, 188.

3b) National-Zeitung 1901. Nr. 224. Sonntagsbeilage.

4) Nach mehrfachen Äußerungen Gutzkows hat er in diesem Sommer auch eine Probepredigt gehalten, was also doch noch auf einen engen Anschluß an die Theologie schließen ließe. Auch den Inhalt der Predigt hat Gutzkow 1841 im „Telegraphen" veröffentlicht. Ob ein zeitlicher Irrtum hier vorliegt oder unter welchen Umständen diese Predigt erfolgte, konnte ich bisher nicht feststellen. Vgl. Anm. 175.

4a) 1833 bei J. G. Cotta, Stuttgart und Tübingen erschienen. In der ersten Sammlung seiner Werke (1845 Bd. 5 S. 262) ist die Form dieser Erinnerung geändert; statt „ich" steht die Anrede „du" und als Schluß findet sich der Zusatz: „Du hieltest dem Minister nicht Wort".

5) Gutzkow, „Rückblicke" S. 99 ff. Laube, „Erinnerungen", Bd. I der Ges. Werke S. 182 ff. Geiger S. 89 u. 100. Gutzkow, „Die schöneren Stunden" 1869 S. 1 ff. Morgenblatt, **1833:** Nr. 266—74; **1834:** Nr. 1 bis 8, 28—34, 132—39, 149—55; aufgenommen in „Soireen" 1835 I. Bd., Reisenovellen, 2. Bd. — s. Proelß S. 337 ff.

5a) Bauernfeld, Alt- u. Neu-Wien. Ges. Schriften, 12. Bd. S. 137. Wien 1873.

6) Das Nähere enthält der 2. Band des Grillparzer-Jahrbuches S. 258 und Anmerkung.

7) Literaturblatt 1833, Nr. 96/7 (20/3. Sept.)] über „Briefe über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele", von Dr. Ludwig Hüffell, 2. Aufl.

8) Vgl. Literaturblatt 1831 Nr. 60. 1834 Nr. 44 u. 96.

Digitized by Google

9) Wohl die Nouvelle revue Germanique; Paris, Levrault. Sie suchte die Franzosen durch ausführliche Besprechungen deutscher Werke mit der deutschen Literatur bekannt zu machen. Vgl. Literaturblatt 1833 Nr. 9.

10) „Freihafen" 1840. IV, S. 243. Wo im Folgenden Mundt's „Freihafen" zitiert wird, ist immer dieser Aufsatz gemeint.

10a) Neue Freie Presse 1883. Nr. 6680. 3. April.

11) Ztg. f. d. eleg. Welt. Nr. 36; sehr scharfe Kritik mit dem Resultat, daß der Roman durchaus mislungen sei.

12) Ztg. f. d. eleg. Welt. Nr. 46. 6. März.

13) Im Folgenden gebe ich eine genaue Übersicht der **Beiträge Gutzkows zum Morgen- und Literaturblatt:**

**1831. Literaturblatt.**

Nr.

122. (2. Dez.): Wie ich wieder Lutheraner wurde von Henrich Steffens. **K. G.**

126. (12. Dez.): Vergißmeinnicht. Hrsg. v. C. Spindler. **G.**

131. (26. Dez.): Alpenrosen. **G.**

**1832. Literaturblatt.**

Nr.

20/23. (20. Febr. bis 2. März.) Biographien von **K. Gutzkow.**

1. Aus Jens Baggesens Briefwechsel mit K. L. Reinhold u. Fr. H. Jacobi.
2. Christian Garve's Briefe an s. Mutter. Hrsg. v. K. A. Menzel.
3. Denkwürdigkeiten des Philosophen u. Arztes Joh. Benj. Erhard. Hrsg. v. K. A. Varnhagen v. Ense.
4. August v. Kotzebues Leben v. Dr. H. Döring.
5. Clemens XIV. u. Carlo Bertinazzi. A. d. Französ. v. F. A. Rüder.
6. Joh. Gottlieb Fichtes Leben u. literar. Briefwechsel. Hrsg. v. s. Sohne J. H. Fichte.
7. Müllner in poetischer, kritischer u. religiöser Beziehung. Mit krit. Anm. v. Dr. Friedr. Wagener.
8. Gallerie deutscher Dichter u. Prosaisten seit der Mitte des 12. Jahrhdts. bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Dr. H. Döring. I. Bd.
9. Das Leben und die Werke Albrecht Dürers von Jos. Heller.
10. Dr. A. L. Hoppenstedts Leben u. Wirken. Dargestellt v. A. W. Knauer.
11. Hermann Cruse als Schulmann u. Dichter. Ein pädagogisch-literar. Versuch v. Dr. J. K. L. Hantschke.
12. Wahrheit aus Jean Pauls Leben. 5., 6. Heft.

Digitized by Google

13. Schwedischer Plutarch von J. F. Lundblad. Übers. von Fr. v. Schubert. 2. Th.
14. Mitteilungen über Kaspar Hauser. Von G. F. Daumer. 1. Heft.
15. Paganini in s. Reisewagen u. Zimmer, in s. redseligen Stunden, in gesellschaftlichen Zirkeln u. s. Konzerten. Aus d. Reisejournal v. Georg Harrys. K. G.

Nr. 53/59. (21. Mai). Über einige neuere Erscheinungen in der Theologie.

1. Berichtigende Resultate aus dem neuesten Versuch des Supernaturalismus gegen den biblisch-christlichen Rationalismus. Von Dr. H. E. G. Paulus.
2. Theolog. Studien u. Kritiken. Hrsg. v. Dr. C. Üllmann u. Dr. F. W. C. Umbreit.
3. Beiträge zur wissenschaftlichen Kritik, besonders in ihrer praktischen Richtung v. Gustav Billroth.
4. Philosophie der Offenbarung v. B. H. Blasche.
5. Die göttlichen Eigenschaften in ihrer Einheit. Von Dems.
6. Philosophische Unsterblichkeitslehre. Von Dems.
7. Bibliothek christlicher Denker. Hrsg. v. Dr. Ferd. Herbst. 1. Bd. Joh. Georg Hamann, Fr. H. Jacobi.
8. Das Buch der Prophezeiungen.
9. Dr. Joh. Albr. Bengels Wirken von M. Joh. Chr. Fr. Burck.
10. Drei Zeitalter der christlichen Kirche von Dr. G. F. W. Suckow.
11. Die Lehre von dem Abendmahle von Dr. F. W. Lindner.
12. Leben des Dr. Phil. Doddridge. Nach dem Engl. von M. K. Chr. G. Schmidt.
13. Christl. Hausgarten v. Karl Aug. Döring.
14. Biblische Dichtungen v. J. P. Lange.
15. Kritische Geschichte des Urchristentums; auch u. d. T.: Philo u. die alexandrinische Theosophie v. A. Gfrörer.
16. Fides od. die Religionen u. Culte der bekanntesten Völker der Erde alter u. neuer Zeit. Von J. P. Gerlach.
17. Die christl. Volksbildung von Dr. F. A. Köthe.
18. Stimmen a. d. Reiche Gottes von Dr. Ernst Immermann.
19. Die kathol. Kirche im 19. Jhrhdt. von G. L. C. Kopp.
20. Über den Indifferentismus in Kultusangelegenheiten von Alexdr. Müller.
21. Zur Emancipation der kathol. Kirche von Rom von Christianus Antiromanus.
22. Stimmen aus der kathol. Kirche Deutschlands. 1. Heft.
23. Rosenkranz eines Katholiken von H. König.

Digitized by Google

24. Drei Aufsätze über den noch immer viel besprochenen Rationalismus von Dr. Salat.
25. Wahlverwandtschaft zw. d. sog. Supernaturalisten u. Naturphilosophen, von Dems.
26. Die literar. Stellung des Protestanten zu den Katholiken, von Dems.
27. Kirchenzeitung für d. kathol. Deutschland. Hrsg. v. Jakob Sengler. **K. Gutzkow.**

Nr.

65. (25. Juni.) [Epische Dichtkunst Nr. 15 u. 16]:
Der letzte Ritter von Anastasius Grün. **G.**
Die Wittelsbacher von Eduard Duller. **G.**

71. (11. Juli.) Altdeutsche und altnordische Literatur:
1. Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter von Dr. Karl Rosenkranz.
2. Das Heldenbuch und die Nibelungen von Dr. Karl Rosenkranz.
3. Über d. Titurel u. Dante's Komödie. Von Dems. **G.**

81. (8. Aug.) Altertumskunde. De Diis Domesticis priscorum Italorum scripsit Em. Jaeckel. **G.**

99/101. (28. Sept.) [Literär-Geschichte Nr. 2, 5 u. 6]:
Ü. d. Fortschritte d. Wissenschaften in den letzten 50 Jahren von Dr. Ch. D. Beck. **G.**
Geschichte der griech. Literatur v. M. S. F. Schöll. A. d. Französ. v. J. F. J. Schwarze. **G.**
Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Deutschland von Dr. H. A. Erhard. **G.**

107. (19. Oktbr.) Deutsche Denkwürdigkeiten. Herausg. von C. F. v. Rumohr. **G.**

117/9. (16. Nov.) [Französ. Geschichte Nr. 6, 11]:
Der Kampf i. westl. Frankreich 1793—1796. **G.**
Briefe aus Paris v. Friedr. v. Raumer. **G.**

123. (5. Dez.) [Französ. Geschichte Nr. 16, 18]:
Die 3 letzten Feldzüge gegen Napoleon v. P. F. Stuhr. 1. Bd. **G.**
Geschichte Frankreichs seit Wiederherstellung der Bourbons von Peter v. Kobbe. 1. Th. **G.**

127. (14. Dez.) [Französ. Geschichte Nr. 27]:
Der Invalide von C. Spindler. **G.**

128. (17. Dez.) Memoiren einer Ungenannten. **G.**

129. (21. Dez.) Antäus. Ein Briefwechsel über spekulative Philosophie in ihrem Konflikt mit Wissenschaft und Sprache. Hrsg. v. O. F. Gruppe. **G.**

Digitized by Google

**1832. Morgenblatt.**

Nr.

104/14, 117/8, 120, 123. (1.—23. Mai.) Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis. Briefe an zwei Freundinnen in Stuttgart.

**1833. Literaturblatt.**

Nr.

8/9. (18./21. Jan.) [Germanisirende Franzosen. 1):] Cours d'histoire de l'Allemagne. Par St. Marc Girardin. G.

10. (25. Jan.) [Humoristische Literatur 17):] M. A. v. Thümmels sämmtl. Werke. 3. Ausg. 6 Bde. G.

15. (8. Febr.) Kunstgeschichte. Über die Hauptperioden der schönen Kunst von Amadeus Wendt. G.

17/20. (13./20. Febr.) Novellen und Erzählungen:

1. Erzählungen und Phantasiestücke von Ludw. Bechstein.
2. Novellen u. Phantasiegemälde v. L. Bechstein.
3. Erzählungen u. Novellen v. C. v. Wachsmann.
4. Erzählungen von Therese Huber. Ges. u. hrsg. v. V. A. H.
5. W. Alexis ges. Novellen.
6. Sommermalven v. C. Spindler.
7. Lavabecher v. Leop. Schefer.
8. Histor. Novellen u. Erzählungen v. Eduard Gehe.
9. Berthold Schwarz. Novelle v. Ed. Duller.
10. Das Musikfest v. G. Fr. Blaul.
11. Das Elendsfell. 3 Nov. v. Balzac. Übers. v. Dr. Schiff.
12. Rosetten u. Arabesken. Novellen, poetische Gemälde u. satir. Skizzen d. jüngern Serapionsbrüder.
13. Quellen des Shakespeare, hrsg. v. Dr. Echtermeyer, Ludw. Henschel u. Karl Simrock. G.

22/7. (25. Febr./11. März.) Romane.

1. Scipio Cicala (von v. Rehfues).
2. Beate v. Alexdr. Bronikowski.
3. Die Frauen von Neidschütz v. A. Bronikowski.
4. Die Irrwische des Tags v. O. L. B. Wolff.
5. Die letzten Zapolya v. Francisca v. Stengel.
6. Angela v. Agnes Franz.
7. Die Palme v. Adeline v. D.
8. Harald u. Elsbeth v. W. v. Oertel.

Digitized by Google

9. Roßlawlew v. M. Sagoskin. Überſ. v. Erh. Göring.
10. Atar-Gull v. Eugen Sue.
11. Cabanis v. W. Alexis.
12. Zohrab, der Geißel. Aus d. Engl. Morier's v. Joh. Sporſchill. G.

28/30. (15./20. März.) Staatswiſſenſchaft.

1. Code diplomatique par Charles de Martens.
2. Geſchichte der Staatswiſſenſchaft v. J. Weitzel.
3. Urſprünge der Kirchenverfaſſung des Mittelalters v. K. D. Hüllmann.
4. Der Zweck des Staats v. Friedr. Murhard.
5. Über Widerſtand, Empörung und Zwangsübung der Staatsbürger gegen d. beſtehende Staatsgewalt v. Friedr. Murhard.
6. Staatswiſſenſchaftl. Vorleſungen von K. H. L. Pölitz. G.

46. (3. Mai.) Kriegswiſſenſchaft.

Preußens Militair-Verfaſſung. A. d. Franzöſ. d. General v. Caraman. G.

57/63. (5./21. Juni.) Staatswirtſchaftslehre.*)

1. J. B. Say's ausführl. Darſtellung d. Nationalökonomie. A. d. Franz. v. C. E. Morſtadt.
2. Polit. Ökonomie v. Joſ. Droz. Überſ. v. Keller.
3. Verſuch eines Syſtems der National- u. Staatsökonomie v. G. F. Krauſe.
4. Die Grundſätze der Finanz v. J. Schön.
5. Rapports et différences entre les Principes de la doctrine du Docteur Quesnay et de celle d'Adam Smith, par Dr. Fr. Weidemann.
6. Daſſ. in deutſcher Überſ.
7. Der Staatskredit v. F. C. Fulda.
8. Tulpen u. Staatspapiere.
9. Der Verkehr mit Staatspapieren im In- und Auslande v. Dr. J. H. Bender.
10. Ideen über einige Probleme im Steuerweſen ꝛc. v. E. Ph. v. Sensburg.
11. Ueber die Vorzüge u. Mängel der indirekten Beſteuerung v. H. Ch. v. Ulmenſtein.

*) Bis Nr. 60 irrtümlich „Staatswiſſenſchaftslehre". Vgl. S. 19, Gutzkow an Menzel.

Digitized by Google

12. Die Klassensteuerverfassung des preuß. Staats v. Paul Sinnhold.
13. Die Gewerbesteuerverfassung d. preuß. Staats v. P. Sinnhold.
14. Das Zollwesen in Deutschland.
15. Ü. d. Freihandel von Venedig v. C. J. Czörnig.
16. Ü. d. Handel u. die übrigen Zweige d. Industrie in Hannover v. G. v. Gülich.
17. Materialien für die zu erwartende Reform des deutschen Münzwesens v. L. A. Brüel.
18—22. Diverse Schriften über Versicherungen von J. J. Littrow, G. F. Krause, F. H. —ff. **G.**

118. (18. Nov.) Literar-Geschichte.
Die neuromantische Poesie in Frankreich und ihr Verhältniß zur geist. Entwickelung d. französ. Volkes von Dr. V. A. Huber. **G.**

121. (29. Nov.) Schauspiele.
Dramatisches von J. E. Mand. **G.**

132. (30. Dez.) [Schau- u. Trauerspiele 19):] Tage der Vorzeit v. Georg Döring. **G.**

**1833. Morgenblatt.**

Nr.

16/8. (18./21. Jan.) Die Sterbekassierer. Bambocciade.

87/91. (11./16. Apr.) Die Singekränzchen. Bambocciade.

104/21. (1./21. Mai.) Der Kaperbrief. Eine Novelle.

199/209. (20. 31. Aug.) Chevalier Clement. Novelle.

244/9. (11./7. Okt.) Genrebilder aus der chinesischen Welt.*)

*) Aus dem in Kurzem erscheinenden Roman: Maha Guru, Geschichte eines Gottes, von Carl Gutzkow. [= I. Buch Kap. 8.]

262/4. (1./4. Nov.) Eine tibetanische Scene.*)

*) Episode aus dem nächstens erscheinenden Roman: Maha Guru, von K. Gutzkow. [= I, 1.]

266/74. (6./15. Nov.) Reiseskizzen. Erster Artikel. **K. Gutzkow.**

**1834. Literaturblatt.**

Nr.

6. (15. Jan.) Humoristische Literatur.
Leben und Treiben der feinen Welt. Von A. Glaßbrenner. **G.**

17. (17. Febr.) [Länder- u. Völkerkunde Europas Nr. 42:]
Wiener Bilder von W. Alexis. **G.**

29. (19. März.) [Romane u. Novellen Nr. 39 u. 40:]
Gorgona von A. Lewald. **G.**
Die hohe Braut von H. König. **G.**

37. (11. April.) [Romane u. Novellen Nr. 47:]
Der Sängerkrieg auf der Wartburg v. Aug. Bürck.

Digitized by Google

54. (26. Mai.) Kunstgeschichte.
Künstlergeschichten, mitgeteilt von Aug. Hagen. A. u. d. T.: D. Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti. G.

71. (11. Juli.) Zeitgeschichte.
Einige Zweifel u. Bemerkungen gegen einige Ansichten über d. deutschen Universitäten, deren Verfall u. Reform von Dr. V. A. Huber. G.

92/93. (8. Sept.) [Römische Geschichte Nr. 4:]
Die Weltanschauung des Tacitus, von Dr. K. Hoffmeister.

**1834. Morgenblatt.**

Nr.
1/8. (1/9. Jan.) Reiseskizzen. Von **Karl Gutzkow.** Zweiter Artikel.

28/34. (1/8. Febr.) Reiseskizzen. Von **Karl Gutzkow.** Dritter Artikel.

79/81. (2/4. April.) Kanarienvogels Liebe und Leid. Thierische Novelle von **Karl Gutzkow.**

132/9. (3/11. Juni.) Reiseskizzen. Von **Karl Gutzkow.** Vierter Artikel.

149/55. (23/30. Juni.) Reiseskizzen. Von **Karl Gutzkow.** Fünfter Artikel.

217/23. (10/17. Sept.) Philosophie, Despotismus und Rhetorik. Von **Karl Gutzkow.** (Scene in der Akademie aus „Jupiter Vindex".)

235/52. (1/21. Okt.) Der Sadducäer von Amsterdam. Novelle von **Karl Gutzkow.**

297/301. (12/17. Dez.) Marino Falieri. Dramatische Studie von **K. Gutzkow.**

**1835. Morgenblatt.**

Nr.
20/4. (23/8. Jan.) Ein Dichterthee bei Nero. Aus Jupiter Vindex, von **Karl Gutzkow.**

81. (4. April.) Prolog zum Trauerspiel Nero. Von **Karl Gutzkow.**

Zur Ergänzung folge eine Übersicht der **Aufsätze und Kritiken Wolfgang Menzels über Gutzkow und die jungdeutsche Litteratur** aus den Jahren 1831—1837:

**1831. Literaturblatt.**

Nr.
20. (21. Febr.) **Forum der Journal-Literatur.** Herausgeber **Karl Gutzkow.**

44. (29. April.) [Romane Nr. 29:] Das Duett von Th. Mundt.

Digitized by Google

79/80. (3. Aug.) Nachträge zu den Reisebildern von Heine.
111. (2. Nov.) [Tagespolitik Nr. 15:] Kahldorf über den Adel, hersg. v. Heine.
121. (28. Nov.) Briefe aus Paris, von L. Börne. 2. Teil.

**1832. Literaturblatt.**

Nr.
52. (18. Mai.) Ges. Schriften von L. Börne.
87. (27. Aug.) Madelon oder die Romantiker in Paris, von Th. Mundt.

**1833. Literaturblatt.**

Nr.
4. (9. Jan.) Briefe aus Paris 1831—32, v. L. Börne. 3. u. 4. Teil.
5. (11. Jan.) Heines Reisebilder (2. Aufl.) u. Französische Zustände. Neueste Wanderungen, Umtriebe und Abenteuer des Ewigen Juden unter den Namen Börne, Heine, Saphir u. a. Zum Besten der Anstalten gegen die St. Simonie ans Licht gestellt von Cruciger. Friedrich Wilhelmstadt 1832.
7. (16. Jan.) **Briefe eines Narren an eine Närrin.**
33. (29. März). [Staatswissenschaft Nr. 17:] Die Einheit Deutschlands in politischer u. ideeller Entwicklung v. Th. Mundt.
64. (24. Juni.) Bilder u. Zustände aus Berlin v. J. Jacoby.
120/1. (25/29. Nov.) Schriften ü. d. Emancipation der Juden.
122. (2. Dez.) Kritische Wälder v. Th. Mundt.

**1834. Literaturblatt.**

Nr.
7/8. (17/20. Jan.) [Länder- u. Völkerkunde Europas Nr. 8:] Holland in den Jahren 1831 u. 1832 v. Ludolf Wienbarg.
20/1. (24/6. Febr.) **Maha Guru.** Geschichte eines Gottes. Von **Karl Gutzkow.**
25/6. (10/2. März.) Replik in Sachen der Juden-Emancipation.
28. (17. März.) [Romane u. Novellen Nr. 38:] Novellen von F. G. Kühne.
44. (28. April.) [Romane u. Novellen Nr. 89:] Der Basilisk oder Gesichterstudien v. Th. Mundt.
71. (11. Juli.) [Humoristische Literatur Nr. 2:] Der Salon v. H. Heine. 1. Bd.

Digitized by Google

**1835. Literaturblatt.**

| Nr. | | |
|---|---|---|
| | | [Morgenblatt 111/4, 9/13. Mai: An die moderne Belletristik u. ihre Söhne v. Friedr. Rohmer.] |
| 78/9. | (3/5. Aug.) | Schriften über die Juden-Emancipation. Der Jude, ein Journal für Gewissensfreiheit. Hrsg. v. Dr. G. Nieffer. |
| 93/4. | (11/4. Sept.) | Roman. **Wally v. Karl Gutzkow.** |
| 99. | (28. Sept.) | Zweite Abfertigung des Dr. **Gutzkow.** (Mit Beziehung auf Nr. 262 der Allgem. Ztg.) |
| 107. | (19. Okt.) | Dritte Abfertigung des Dr. **Gutzkow.** (Berufung auf Kühne.) |
| 108. | (21. Okt.) | [Damen-Literatur Nr. 2:] Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. |
| 109/10. | (23/6. Okt.) | [Damen-Literatur Nr. 3:] Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal. |
| | | Unmoralische Literatur. Aesthetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet von L. Wienbarg. |
| 115. | (11. Nov.) | Streitschriften. 1. Die junge Literatur u. der Roman Wally. Ein Vademecum für Herrn Gutzkow, von Dr. Bacherer. 2. Votum über das junge Deutschland. |

**1836. Literaturblatt.**

| Nr. | | |
|---|---|---|
| 1/5. | (1./13. Jan.) | Die junge Literatur („Die Jeune Allemagne in Deutschland." — „An die moderne Belletristik und ihre Söhne" von Fr. Rohmer.) |
| 17. | (15. Febr.) | Antichristenthum (Fr. Clemens' „Manifest der Vernunft"). |
| 30/1. | (23./5. März.) | Salon von Heine. |
| 37. | (11. April.) | Herr Börne u. der deutsche Patriotismus. |
| 66. | (29. Juni.) | Ende des jungen Deutschland. |

**1837. Literaturblatt.**

| Nr. | | |
|---|---|---|
| 21. | (24. Febr.) | Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Gallerie von Bildnissen aus R.'s Umgang u. Briefwechsel. |
| 93. | (15. Sept.) | Schriften über Juden. |
| 112. | (6. Nov.) | Über „Uhland und Rückert" von G. Pfizer. |

Digitized by Google

14) Freihafen 1840. 4. Heft S. 182 ff. 253.

15) Geiger S. 69.

16) Geiger S. 125.

17) Geiger S. 85, 88.

17a) „Vertheidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urteile im Publikum." Mannheim, C. Löwenthal, 1835.

18) „Literar. Zodiacus" Nov. S. 359; Dez. S. 451. Über Wolf S. 378.

19) „Freihafen" 1840. 4. Heft S. 269 resp. 271.

20) Geiger 157 ff.

21) Gustav Kühne, Lebensbild u. Briefwechsel. Herausg. von Edgar Pierson. 1890 S. 38. — Zum Vorigen noch die Notiz, daß Kühne als Redakteur der Zeitung f. d. eleg. Welt am 5. und 6. Oktober in Nr. 186/7 eine Kritik über Gutzkows „Wally" brachte, in der er ebenso wie Mundt die Gestalt Cäsars „ekelhaft" fand und sie mit ihrem Verfasser identifizierte. Schon deshalb durfte Menzel Kühne als seinen Gesinnungsgenossen bezeichnen. Vgl. Geiger S. 130.

22) Ähnliches hat Mundt 1840 im „Freihafen" (4. Heft) von sich selbst gestanden.

23) Geiger 141 ff.

23a) Ulrici hatte schon am 29. Okt. eine Erklärung gegen Gutzkow und Wienbarg mit Beziehung auf Nr. 430 der Allg. Ztg. (außerordentl. Beil.) niedergeschrieben, die am 13. Nov. in Nr. 116 des von Menzel redigirten Literaturblattes erschien.

24) Am 3. Dez. folgten seinem Beispiel die Professoren Gans und Hotho, am 9. Ulrici mit einer zweiten Erklärung, am 14. Karl Rosenkranz, am 26. Jan. 1836 Trendelenburg. Vgl. auch Geiger 142.

25) s. Geiger 179.

26) Der Brief ist abgedruckt in dem Band „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina v. Arnim" (Leipzig 1865) S. 117.

27) Geiger 103, 114.

28) Holtzmann „Börne" S. 253.

28a) Ztg. f. d. eleg. Welt 1836, Nr. 182, 16. Sept. Gutzkow hatte in den „Beiträgen" Laube vorgeworfen, daß er im Stil Goethe nachahme, aber nicht direkt, sondern auf dem Umwege Varnhagen. In einem Briefe an Kühne hatte dieser seinen Stil verteidigt; er habe ihn nicht nach Goethe absichtlich gebildet, wenn er auch täuschend ähnlich schreiben könne; mehr habe er den Franzosen Voltaire, Diderot, Montesquieu als seinen Lehrern ein Stil zu verdanken. Für Laube beansprucht er durchaus stilistische Selbständigkeit. — Kühne, der mit besonderm Behagen kleine Hiebe gegen Gutzkow führte, machte aus dem Briefe, wohl nicht ohne Zustimmung Varnhagens, einen Artikel für seine Elegante Zeitung und Gutzkows Hinweis auf diese Berücksichtigung des „Bösen", was von ihm ausgehe, ist daher ironisch gemeint.

Digitized by Google

29) In „Götter, Helden, Don-Quixote", 1838 S. 165 ff. Vielleicht bezieht sich Varnhagens Empörung aber nur auf die „Wally", weil Gutzkow hierin private Äußerungen Rahels aufgenommen hatte (vgl. die nachträgliche Notiz Anmerkung 73a).

30) Briefe an Tieck, hersg. v. K. v. Holtei. IV. 35.

31) Briefe an eine Freundin. Aus den Jahren 1844 bis 1853, Hamburg, Hoffmann & Campe. 1860. S. 264.

32) Vgl. Stuttgarter Morgenblatt. 1831. Nr. 142.

33) Rückblicke S. 56.

34) Rückblicke S. 119.

35) Morgenblatt. 1834. Nr. 297—301. 12.—17. Dez.

36) Rückblicke S. 15. Weiterhin kommen noch folgende Seiten in Betracht: 16, 56, 59, 60/1, 113, 119/21, 125, 126, 138/9, 205, 238, 249, 305, 324.

37) Laube „Moderne Charakteristiken, Mannheim, Loewenthal. 1835. I. 294 ff.

38) Laube, „Das Burgtheater". 1868. S. 337.

39) Laube, Ges. Schriften. I. 193.

40) H. Th. Rötscher, „Seydelmann's Leben und Wirken". Berlin 1845.

41) Dieser Brief vom 8. September ist der, den Rötscher unter dem 7. Februar abdruckt. Das ist unrichtig. Er ist nicht der Anfang, sondern das Ende der Verhandlungen.

41a) Ich kann hier nur meinem Bedauern Ausdruck geben, daß ältere Fachgenossen sich auch den höflichsten Anfragen gegenüber oft völlig stumm verhalten; über diese in Deutschland bestehende „Altersgrenze" ließe sich viel sagen.

42) Aus der Zeit und dem Leben. 1844. S. 417 ff. Hierauf beziehen sich auch die meisten der nicht näher bezeichneten Citate.

43) Dieses Citat ist später ein Lieblingswort Gutzkows geworden.

44) 1836. I. 205 ff.

45) Vermischte Schriften, 1842. III. 191.

46) Telegraph, 1839. Nr. 138.

47) Verm. Schriften. I. 157, 166, 173, 176, 204.

47a) Seydelmanns Nachlaß ist leider völlig verschollen; die Witwe soll ihn verkauft haben; eine Nachricht darüber wäre wertvoll!

48) Aus der Zeit u. dem Leben. S. 457.

49) II. A. 6. Sc. S. 198. Wo nicht „2. Auflage" ausdrücklich hinzugesetzt ist, beziehen sich die Seitenangaben auf die 1. Auflage.

50) Molières Werke mit deutschem Kommentar, Einleitungeu und Exkursionen. Hrsg. v. Dr. Adolf Laun. Bd. III. 2. Aufl. Leipzig und Paris 1878.

51) s. 1. Aufl. S. 162. 2. Aufl. S. 19. 4. Aufl. S. 25.

52) Ges. Werke. 12 Bde. Jena, Costenoble. 1872 ff.

Digitized by Google

53) Dieſe ganz vortreffliche und geiſtſprühende Abrechnung mit allen ſeinen literariſchen Zeitgenoſſen erſchien im „Jahrbuch der Literatur“ (Hamburg, Hoffmann und Campe) 1839; leider fehlt ſie in allen Sammlungen der Gutzkowſchen Werke, obgleich ſie, als unmittelbar aus dem Augenblick geboren, für dieſe Epoche hoch charakteriſtiſch iſt.

54) Briefe an Jacob Auerbach. II. 269.

55) Lebensbilder II. Bd. 1870 unter „Das Kaſtanienwäldchen in Berlin“ S. 115 ff.

56) Gutzkow irrt ſich hier ſowohl in der Zeit wie in den Buchtiteln. Sowohl die „Klagen eines Juden“ wie die „Religiöſen Rhapſodien, Blätter für die höchſten Intereſſen“ erſchienen 1837.

57) Ztg. f. d. eleg. Welt. 1833. Nr. 4. 28—31.

58) Geiger 102—111.

59) Später unter dem Titel „Säkularbilder“, 1. Geſamtausg. Frankfurt 1846, Bd. 9 u. 10. Coſtenobleſche Ausg. Bd. 8 (S. 347. Hier iſt die Skizze gekürzt).

60) Lebensbilder. 1870. II. Bd. S. 73 ff.

61) Gutzkow nennt ihn a. a. O. irrtümlich „Heinrich oder Karl“.

61a) Gutzkow ſagt irrtümlich „Wolmar“.

62) „Vergangenheit u. Gegenwart“ S. 6.

63) „Vergangenheit u. Gegenwart“ S. 8.

64) Literaturblatt zum „Phönix“, Nr. 6. Vgl. „Beiträge zur Geſchichte der neueſten Literatur“ 1836. Bd. I. S. 66.

65) Gabriel Rieſſer macht es in ſeinen „Jüdiſchen Briefen“ (I. 68) Hitzig zum Vorwurf, daß er öffentlich immer als Vertreter des Chriſtentums aufgetreten ſei.

65a) 1. Bd. der Geſ. Wke. (Coſtenoble) S. 238.

66) S. 53 der Quartalsnummern. Näh. darüber S. 1 ff. dieſ. Buches.

67) Gallerie der ausgezeichnetſten Israeliten aller Jahrhunderte. Herausgegeben von E. Graf v. Breza, red. v. Dr. Rich. O. Spazier. Fortgeſ. v. Dr. N. Frankfurter und Berthold Auerbach, Stuttgart 1834 ff. Dieſe Sammlung war, ſoviel ich feſtſtellen konnte, urſprünglich ein durchaus chriſtliches Unternehmen; für die Aufnahme entſchied nur die zufällige jüdiſche Abſtammung, auch wenn eine innere Verbindung der Perſonen mit dem Judentum nie beſtanden hatte oder nicht mehr beſtand.

68) (S. 170 Zeile 9 v. u.) Briefe an Jacob Auerbach. I. 5.

69) (S. 171 Zeile 7 v. o.) Geſ. Werke, Coſtenoble. IX. 416.

70) Rückblicke 114.

71) Vgl. die Schrift Auerbachs über Rieſſer S. 10, 29, 30, 38, 8.

71a) ſ. Beiträge. II. 267 ff.

72) Die „Wally“ wurde in 700 Exemplaren gedruckt, die nach dem Verbot ſofort, trotz des hohen Preiſes von 3 fl., vergriffen waren; die Beſchlagnahme förderte bei Löwenthal nur noch 2 Exemplare zu Tage; vgl. Feſter S. 30 Anm. 36. Der Roman wurde 1852 als 13. Band der Ge-



Digitized by Google

ſammelten Werke (Frankfurt, Literar. Anſtalt) neu herausgegeben und iſt auch in der letzten Coſtenobleſchen Geſamtausgabe unter dem Titel „Vergangene Tage" (Bd. 4) enthalten.

73) Ltrblatt 1837, Nr. 21.

73a) Dieſe Notiz finde ich erſt nachträglich in den Erinnerungen des Romanſchriftſtellers Heinrich König: Geſ. Schr. Bd. 15 S. 255 (= „Ein Stilleben." 1861); es iſt mir nur noch möglich, in der Anmerkung 29) auf dieſen Nachtrag zu verweiſen.

74) Geſ. Werke Bd. 13. 1852. Vorr. S. 16.

75) „Vergangenheit u. Gegenwart". S. 46.

76) Literaturblatt 8 zum „Phönix" 48, überſchrieben „Cypreſſen für Karoline (ſtatt Charlotte) Stieglitz". Dieſer und der vorher erwähnte Aufſatz gingen unter dem zuſammenfaſſenden Titel „Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz" ſpäter in die erweiterte Sammlung „Oeffentliche Charaktere" über (ſ. Coſtenobleſche Ausgabe Bd. 9, S. 215).

77) Bd. 13 der Geſ. Werke, 1852, S. 16 der Vorrede, wo auch die obige Begebenheit mit etwas anderen Worten erzählt wird. Coſtenobleſche Ausgabe Bd. 4, S. 238. Vgl. auch Feſter „Eine vergeſſene Geſchichtsphiloſophie". S. 12 u. Anmerkg.

78) Coſtenobleſche Ausgabe Bd. 4 S. 240.

79) Eduard Beurmann in „Frankfurter Bilder", Mainz, F. Kupferberg 1835, S. 178 f.

80) Richard Feſter „Eine vergeſſene Geſchichtsphiloſophie. Zur Geſchichte des jungen Deutſchlands", Hamburg 1890 (Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftl. Vorträge v. Virchow-Wattenbach, Heft 98) S. 29 Anm. 26; von mir auf Grund der Akten nachgeprüft.

81) Ltrblatt 1832, Nr. 52.

82) Ltrblatt 1831, Nr. 79, 52, 43.

83) Ltrblatt 1833, Nr. 4, 102, 120/1, weiterhin Nr. 5.

84) Ltrblatt 1836, Nr. 37.

85) Weitere Belege vgl. bei Holtzmann „Börne" S. 273/6, 281, 302, 327, 328, 330, 339/54.

86) (S. 198 Z. 12 v. u.) Jüd. Briefe 1840. I. S. 85, 88, 90, 92.

87) Jüd. Briefe. I. 129.

88) Gabriel Rieſſer's Leben nebſt Mitteilungen aus ſeinen Briefen, von Dr. M. Isler. Frankfurt u. Leipzig 1867. (Als 1. Bd. v. Rieſſers Geſ. Schriften) S. 237. Weiterhin kurz als „Isler" zitiert.

89) Einer luſtigen Ironie der Weltgeſchichte mag hier Erwähnung geſchehen. Im Katalog X des „Süddeutſchen Antiquariats" zu München findet ſich unter Nr. 1026 Menzels Literaturgeſchichte (2. Aufl. 1836) mit dem viel verſprechenden reizvollen Zuſatz des Antiquars verſehen: „Berückſichtigt die erotiſche Literatur umfaſſender als andere Literaturgeſchichten." Armer Menzel! Wenn Du das hätteſt ahnen müſſen!

90) Ltrblatt 1836, Nr. 2.

Digitized by Google

91) Ltrblatt 1835, Nr. 110. 1838, Nr. 37.

92) Ltrblatt 1837, Nr. 93.

93) Dr. J. Weil, „Das junge Deutschland und die Juden". Frankfurt a. M., Jäger'sche Buchhandlung. 1836.

B. Auerbach, „Das Judenthum u. die neueste Literatur". Stuttgart.

94) Vgl. den Brief Löwenthals an Gutzkow, August 1835, bei Fester S. 35.

95) Ltrblatt 1836, Nr. 1, 1. Jan.

96) Ltrblatt 1836, Nr. 2.

97) Freihafen 1840, IV. Heft, S. 234.

98) Ltrblatt 1837, Nr. 112.

99) Ltrblatt 1837, Nr. 93 ff.

100) Isler S. 201. — Auf S. 206, Z. 6 v. u. hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Menzels Literaturgeschichte in 3 Bänden erschien 1858/59, nicht 1856.

101) Isler S. 246.

102) Isler S. 279.

103) Jüdische Briefe II, 10 ff.

104) Ltrblatt 1836, Nr. 66.

105) Jüdische Briefe II, 40/2.

106) Jüdische Briefe II, 14.

107) (S. 212, 3. 5. v. o.) Proelß S. 669.

108) Proelß S. 669, Fester S. 37.

109) Geiger 168 f.

110) Laube, Ges. Werke I, 307.

111) Bei Erwähnung der „Seraphine" kann ich mir nicht versagen, auf die jüngste Beurteilung Gutzkows in R. M. Meyers Literaturgeschichte zurückzukommen. Das Buch, gegen das ungefähr so viel Tinte verspritzt worden, als zu seiner Herstellung nötig war, wird zweifellos eine Zeit lang als Nachschlagewerk vielfach zu Grunde gelegt werden und dem Herrn Verfasser sind daher vielleicht einige Berichtigungen für eine neue Auflage angenehm. Ich lese da über Gutzkow folgenden Ausspruch: „Rasch bricht er mit seinen theologischen Plänen, mit einer Braut, deren Roman er dann indiskret genug in „Seraphine" (1838) verwob, mit seiner Vergangenheit." Dieser Satz enthält nicht nur Thatsachen, er ist zugleich ein Urteil. Jeder muß den Vorwurf herauslesen, als ob Gutzkow gleichmütig seinen ersten Beruf wie einen alten Rock abgeworfen, als ob er mit seinen Herzensempfindungen gefühllos gespielt habe. Die Thatsachen in diesem Satze sind aber alle falsch. Zwei Jahre war Gutzkow Theologe, und als er sich von diesem, ihm übrigens aufgezwungenen Studium abwandte, geschah es unter schweren Herzenskämpfen; noch als Schulamtskandidat predigte er am Pfingsttage 1832 auf Schleiermachers Kanzel; das dichterische Spiegelbild dieser an innerlichen Kämpfen reichen Epoche ist die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam", der selbst Paul Heyse seine Anerkennung nicht ver-



Digitized by Google

ſagen konnte, die aber Meyer gar nicht zu kennen ſcheint. Wie tief der Hang zur Theologie oder vielmehr zu religiöſen Fragen in ſeinem Blute ſteckte, beweiſen ferner Gutzkows ſpätere Schriften, die mit Vorliebe und bis zur unkünſtleriſchen Breite religiöſe Probleme enthalten. Gutzkow „brach" auch nicht mit ſeiner Braut Roſalie Scheidemantel, ſondern ſie brach mit ihm, was er nie recht verwinden konnte, und die „Seraphine" endlich, die übrigens 1837 erſchien, hat mit Roſalie abſolut nichts zu thun. Dieſer Roman behandelt eine ganz andere Jugenderinnerung (vergl. „Rückblicke" S. 18; Joh. Proelß, „Das junge Deutſchland", S. 247/8 und 701/3 und meine „Studien über die Dramen Karl Gutzkows", Jena-Coſtenoble, S. 80 ff.). Im äußerſten Falle paßt der Vorwurf der Indiskretion bezüglich ſeiner Braut auf die Vorrede zu den Schleiermacherſchen Lucindenbriefen. Aber Meyer nimmt das nicht ſo genau. Gutzkows Berufung als Dramaturg nach Dresden hat mit dem Erfolg des „Uriel Acoſta" nichts zu thun; die Premiere des Letzteren war am 13. Dezember, das Anſtellungsdekret datiert vom 21. November, nachdem es ſchon am 23. Oktober von Gutzkow unterſchrieben worden. Seine Beteiligung an der Berliner Revolution war auch nur momentan; Wilhelm Hauff (ſ. Meyer S. 231) kann Gutzkow ſchwerlich kennen gelernt haben, denn Hauff ſtarb 1827, als Gutzkow noch Sekundaner war. Die gewiß überreizte Streitſchrift „Dionyſius Longinus" als ein Werk aufzufaſſen, das geſchrieben wurde, um „die gewaltige Geſtalt des toten Hebbel in die Nacht hinabzuzwängen", iſt eine Entſtellung, auf die ich anderswo zurückkommen werde. Man ſchlage nur einmal die Stellen in Kuhs Hebbel-Biographie nach, die Gutzkow betreffen; „Dionyſius Longinus" war die rechte Antwort darauf. „¾ Jahre", ſchrieb damals Gutzkow an einen Freund, „habe ich gewartet, ob wohl irgend eine Stimme ſich erhöbe und ſagte: Das geht denn doch zu weit!" Man braucht der Sentimentalität in der Litteraturgeſchichte keinen Raum zu geben und darf doch erſchüttert werden von dem verzweiflungsvollen Schmerz, der ſich in Gutzkows Briefen über Kuhs Verfahren ausſpricht. Nicht Gutzkow wollte Hebbel, ſondern der tote Hebbel den noch lebenden Gutzkow „in die Nacht hinabzwingen." — Ich erkenne an, daß Meyer verſucht hat, Gutzkows Bedeutung gerecht zu werden, wenn er auch mehr von ſeiner unheilvollen Wirkung ſpricht. Wenn ihm das erſtere nicht ganz gelungen, ſo liegt das eben daran, daß über Gutzkows Schaffen und Streben ein aufklärendes Werk noch nicht vorliegt. Schreiber dieſes hofft, in nicht zu langer Friſt wenigſtens einen umfaſſenden Verſuch nach dieſer Richtung zu machen. Peinlich berührt in Meyers Darſtellung die perſönliche Animoſität, die überall durchblickt und die Julian Schmidts Schule verrät. Sie tritt am deutlichſten da hervor, wo Gutzkows Weimaraner Epoche mit einer Anekdote charakteriſiert wird, die den Stempel böswilligſter Erfindung eines Zeitgenoſſen an der Stirne trägt. Daß Gutzkow mit ſeinen „Rittern vom Geiſt" direkt an Goethes „Wilhelm Meiſter" anzuſchließen beabſichtigte und glaubte, hat er ſelbſt geſtanden (ſiehe Briefe an Schücking in deſſen „Lebenserinne-

Digitized by Google

rungen“ II, 55). Man ſoll gerecht ſein und darf doch Rahels Mahnung befolgen, daß man einen Menſchen nicht nach ſeinen Gebrechen, ſondern nach ſeinen Lebenswerten und Tüchtigkeiten „rangieren“ ſolle. Und deren giebt es auch bei Gutzkow gar viele.

112) Orig.-Ausg. S. 218 ff.; Zweite Ausg. in geſ. Werke 1845, Bd. 3 S. 190; Coſtenoble'ſche Ausgabe Bd. 2, S. 421 ff.

113) Orig.-Ausg. S. 337/8.

114) Telegraph 1837, II. Quartal, Nr. 1; ſiehe „Götter, Helden, Don Quixote“ 1838, S. 309.

115) Die Titel der Schriften Jacobys ſind:

Politiſches Büchlein für Deutſche. Altenburg 1833.

Über das Verhältnis der Juden zum Staate. Gegenſchrift gegen Herrn Streckfuß. Merſeburg 1838. (2. Ausgabe. Erſchien 1834 u. d. T.: „Zur Kenntnis der jüdiſchen Verhältniſſe“.

Bilder und Zuſtände aus Berlin. Altenburg 1833. 2 Bde.

Klagen eines Juden. Mannheim 1837.

Religiöſe Rhapſodien. Blätter f. d. höchſten Intereſſen. Berlin 1837.

Stimme aus Berlin. An die Rheinländer u. Weſtfalen. Berlin 1838.

Harfe u. Lyra. Seitenſtück zu den Klagen eines Juden. Berlin 1838.

Frevel der Revolution. Berlin 1838.

Kampf und Sieg. Regensburg 1840.

116) Ltrblatt 1833, Nr. 64.

117) Telegraph 1838, Nr. 12.

118) Nr. 1 u. 2 des Literar. Beiblattes u. Nr. 12 des Hauptblattes.

119) Dieſer Aufſatz iſt wiederabgedruckt in den „Vermiſchten Schriften“ Leipzig 1842, Bd. I, S. 43 ff. Vergl. auch Coſtenobleſche Ausg. Bd. 10, S. 68, wo der Zuſatz ſich findet, daß Jacoby indeſſen bei der Berliner Polizei angeſtellt worden ſei.

120) Roſenkranz, „Aus einem Tagebuch.“ Königsberg, Herbſt 1833 bis Frühjahr 1846. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1854, S. 208.

121) Telegraph 1839, Nr. 158.

122) Telegraph 1840, Nr. 9 u. 55.

123) W. Menzels „Denkwürdigkeiten“. 1877. S. 354.

124) Erinnerungen, Geſ. Werke I, S. 309.

125) In der erſten Sammlung der Gutzkowſchen Werke trägt es den Titel „Säkularbilder“ (1846, Bd. 9 und 10), den es auch ſpäter mit dem Zuſatz „Anfänge und Ziele des Jahrhunderts“ behalten hat. (Coſtenobleſche Ausgabe Bd. 8.) Die Original-Ausgabe, die faſt doppelt ſo umfangreich iſt wie die letzte Redaktion, iſt eine buchhändleriſche Seltenheit.

126) „Götter, Helden, Don Quixote“ S. 368/9.

127) Die Original-Ausgabe verwechſelt hier die Worte „Urſache“ und „Wirkung“, ein Irrtum, der ſchon aus den nächſten Sätzen ſich ergiebt, in der ſpäteren Ausgabe auch berichtigt iſt.

Digitized by Google

128) Menzel („Deutsche Dichtung" III, 482 ff.) kennt 20—30 Ahasverdichtungen.

129) II. Quartal Nr. 1; wurde aufgenommen in die Sammlung „Götter, Helden, Don Quixote" (Hamburg 1838). Siehe S. 319/20. Fehlt in den Ges. Werken.

130) Stuttgart, Verlag der Klassiker 1838, II, S. 252.

131) Leipzig 1842, II. Bd., 154 ff.

132) Nr. 130.

133) Telegraph Nr. 168.

134) Dieser, 1838 in Nr. 80—82 erschienene Artikel wirkte in den Frankfurter Judenkreisen wie eine Bombe. Siehe auch A. Weill, „Ma jeunesse", Paris 1888, S. 595.

135) Nr. 71.

136) 1839, Nr. 182.

137) Isler, 276.

138) Briefe hervorragender verstorbener Männer Deutschlands an Alexdr. Weill. Zürich 1889, S. 161/62.

139) Rückblicke S. 170.

140) Ges. Werke 1845, Bd. VI, S. 303 ff.

141) vgl. 1833, Nr. 274.

142) 1888, S. 46.

143) Isler 225.

144) S. 158.

145) Was Gutzkow hier von Laube berichtet, dessen Besuch die Veranlassung zu der Gesellschaft in Gutzkows Hause war, ist insofern falsch, als Laube noch keineswegs seine Gefängnisstrafe in Muskau hinter sich hatte. Er war wohl im November 1836 auf der Hochzeitsreise und büßte seine Strafe erst vom 27. Juli 1837 bis 17. Januar 1839 ab.

146) Gutzkow, „Skizzenbuch", Kassel u. Leipzig 1839, S. 86. „Rückblicke" S. 160, 164.

147) Isler 244/5. Heinr. König, „Ein Stillleben" I, S. 325. Ges. Werke, 15. Bd. Leipzig, Brockhaus, 1861.

148) Isler 265.

149) I, 33.

150) Berthold Auerbach, Briefe an seinen Freund Jacob Auerbach. 1884. II, 364, I, 389.

151) Vermischte Schriften II, 165.

152) Vgl. seine Beiträge zum „Telegraphen": **1839**; Nr. 72, 151—54, 190. **1840**; Nr. 83, 111—12, 128. **1841**; Nr. 11—12, 154. **1842**; Nr. 9, 57, 100—102.

153) Telegraph 1841, Nr. 47, 8. März.

154) Vgl. S. 224 ff.

155) Nr. 134/8.

156) 1842, S. 108.

Digitized by Google

157) Isler S. 237, 202.

158) Gutzkow hatte dies in seinem „Tagebuch aus Berlin“ 1840 im Anschluß an Seydelmanns Darstellung des Nathan behauptet.

159) s. „Die schöneren Stunden“ 1869.

160) Briefe an Jacob Auerbach II, 385.

161) s. Vorrede zur 5. Aufl.

162) 1852, S. 49.

163) Mit Rücksicht auf jene Kritik, die sich an Worte klammert und jede Äußerung des Helden selbst für baare Münze nimmt, hat der Dichter in den Vers „Weil ich schon einmal feige mich und Judith“ das „feige“ in der 8. Aufl. in „zagend“ umgeändert.

164) Auerbach fand besonders diese Verse abgeschmackt, s. „Dramatische Eindrücke“ (a. d. Nachlaß) 1892.

165) Dieser Monolog, den ich zu den schwächsten Stellen des Stückes rechne, weil er viel Phrasenhaftes enthält, begann in der Mscr.-Ausg. so: „O mir ist Wahrheit edler, als die Liebe“ Diesen renommierenden Anfang änderte Gutzkow schon in der 1. Aufl. um in „Ob mir die Wahrheit . . .?“ In der Mscr.-Ausg. standen außerdem noch 3 Verse, die in der 1. Aufl. zu einem einzigen zusammengestrichen sind. Es hieß dort:

„Ich liebe Judith; doch das Herz nur liebt,
Der Muskel einer irdischen Empfindung,
Die Seele nicht. Ich müßte mich . . .“

Dafür hat die 1. Aufl. „Ich liebe Judith, doch ich müßte mich . . .“ Jene materielle Auffassung der Liebe ist noch eine Reminiscenz aus der Novelle, in der Uriel ja auch ein höheres Wesen der Liebe, ihre Unsterblichkeit, ableugnet. Über das Wesen der Liebe aber spricht sich der Uriel des Dramas nicht aus.

166) Gemäß einer 8. Scene des 3. Aktes, die später fortgelassen wurde, in der Jochai Manasse prophezeit, daß er innerhalb dreier Tage ein Bettler ist, liegen zwischen dem 3. und 4. Akt nur 3 Tage.

167) S. 195 der 1. Ausg. zwischen Zeile 25 u. 26.

168) Daher sind auch die zwei Verse der Mscr.-Ausg.:

„Die Mutter todt? Der festeste Besitz
Aus meines Lebens Armuth ausgestrichen?“

zu einem einzigen zusammengezogen:

Die Mutter todt? Todt unsere Mutter? Todt?“

Diese gedankenlose Wiederholung der schlimmen Nachricht, deren Bedeutung er nur dunkel ahnt und noch nicht ganz fassen kann, ist psychologisch richtiger. Er fühlt nur fast eine physische Erleichteaung.

169) Nach dem Vers: „Mit schadenfroher Lust an meiner Lüge“ — standen in der Mscr.-Ausg. noch die Worte:

„Gott und die Teufel allgesammt verlachend.“

Digitized by Google

Und ſtatt der bloßen Bemerkung, daß die Rabbiner den Ohnmächtigen auffangen, heißt es in der Mscr.-Ausgabe:

(Er kann kaum weiter und ſinkt ſchon ohnmächtig).
Die Ueberzeugung war mir eitel Prahlen,
Ein Spiel mit meinem Mantel nach dem Winde —
Die Ueberzeugung nur ein Harlekin,
Der — poſſenhaft — mit Pritſch' und Maske ſpielt —.
(Die beiden Rabbiner fangen ihn auf.)

Dieſe etwas phraſenhafte Wiederholung desſelben Gedankens ließ der Dichter ſchon in der 1. Aufl. fort.

170) Die Mscr.-Ausg. hat noch einige Verſe, die Uriel noch wilder und herausfordernder zeichnen, als die 1. Aufl. Statt der bloßen Worte:

„. . . Was ich las (ſpringt auf die Stufe) es iſt nicht wahr."

heißt es in der allererſten Faſſung:

„. . . Was ich las — es iſt nicht wahr." (zum Tabernakel hingewandt).

Santos.

„Er läſtert."

Uriel (oben).

„[Ja ihr Lande, jauchzet! Jauchze]
Erlöſtes Israel, dein wahrer Gott
Wohnt nicht in dieſem Tempel! Hier die Bruſt —
Ein ſchmerzbewegtes inneres Menſchenleben
Die Offenbarung nur hat Gott gegeben."

Ferner ſind in der großen Rede Uriels vor den Worten „Wir wollen Freiheit" u. ſ. w. aus der Mscr.-Ausg. noch folgende Verſe geſtrichen:

„Wer biſt Du Ew'ger? Redeſt Du durch ſie?
Hier ſchmettre mich zu Boden, wenn ich lüge!
Prophet muß jeder ſelbſt ſich werden können,
Sich ſelber ſuchen einen Platz des Herzens,
Wo er der Gottheit ſeinen Altar baut!"

171) S. 300.

172) Geſ. Werke (Coſtenoble) I, 239.

173) Briefe eines Narren an eine Närrin, 1832, S. 41.

174) Anzeige ſeiner vor Erſcheinen unterdrückten Zeitſchrift „Deutſche Blätter für Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft." (1835.)

175) Das Jahr iſt mehrfach durch Gutzkow ſelbſt überliefert, vgl. Rückblicke S. 43, Proelß 374; in die übrige Biographie paßt es nicht ſo recht. Die Predigt iſt abgedruckt im „Telegraph" 1841, Nr. 65.

176) Vergangenheit und Gegenwart 1839.

177) Rückblicke 65.

178) Vergangenheit und Gegenwart S. 81.

179) S. 65.

180) Seraphine 1837, S. 62/3.

Digitized by Google

151) Geſ. Werke (Coſtenoble) I, 244.
182) A. d. Knabenzeit S. 141/3.
183) A. d. Knabenzeit S. 232, 237. Näheres bei Proelß S. 221 f.
184) A. d. Knabenzeit S. 243.
185) Geſ. Werke (Coſtenoble) I, 239, 233
186) A. d. Knabenzeit 240, 290.
187) Geſ. Werke (Coſtenoble) I, 230.
188) Lebensbilder II, 188.
189) Maha Guru 1833, I, S. 197/8.
190) II, 100.
191) „Wally" 1835, S. 270.
192) Bulwers Zeitgenoſſen. II, 125.
193) Kap. 4—6.
194) Proelß a. a. O. 375.
195) Vorrede zu Schleiermachers Lucindenbriefen 1835, S. XX.
196) Vgl. hierzu Proelß 791/2.
197) Geſ. Werke 1846, 12. Bd.
198) Iſt nicht in Buchform erſchienen.
199) Literar. Anſtalt, J. Rütten, 1845—1846. 12 Bde. Der 13. erſchien 1852.
200) S. 781.
201) S. 268/70.
202) S. 289.
203) Schücking, Lebenserinnerungen II, 116.
204) Stuttgart, bei Emil Gutzkow, 1878, S. 46, 71.
205) Rückblicke S. 289.
206) Vgl. meine Schrift „Studien über die Dramen K. Gutzkows", Jena, Coſtenoble. S. 12.
207) Rückblicke S. 290. Proelß S. 784.
207a) Rückblicke S. 296 ff.
208) E. Pierſon: G. Kühne S. 215.
208a) Rob. Proelß S. 513, 518.
209) Dies iſt jedenfalls der Brief, den Gutzkow in den Rückblicken mit dem Devrients verwechſelte. Vgl. S. 380.
209a) Alfred Meißner, „Geſchichte meines Lebens" I. Bd. S. 179.
210) Den vollſtändigen Theaterzettel ſiehe Deutſcher Bühnenalmanach für 1898.
210a) Banck, „Aus der Bühnenwelt", 1865.
211) J. V. Baiſon, Ein Lebensbild. Hamburg 1851.
212) Dieſer Anſicht waren, allerdings aus anderen Gründen, die Hiſtoriker nicht. Gutzkows Dichtung rief ſchon in den erſten Monaten eine kleine Broſchüren-Litteratur ins Leben. Zu nennen ſind hier: Hermann Jellinek, „Uriel Acoſtas Leben und Lehre. Ein Beitrag zur Kenntnis ſeiner Moral, wie zur Berichtigung der Gutzkowſchen Fiktionen über Acoſta,

Digitized by Google

und zur Charakteriſtik der damaligen Juden. Aus den Quellen dargeſtellt." Herbſt 1847, Kummer. — Adolf Jellinek, „Unterſuchung über den hiſtoriſchen Eliſcha ben Abuja, genannt Acher". — E. Weller, „Uriel Acoſtas Selbſtbiographie", eine Überſetzung des lateiniſchen Originals „Urielis exemplar humanae vitae", der Quelle Gutzkows. 1893 hat ein Programm von W. Volkmann die hiſtoriſchen Ergebniſſe zuſammengefaßt. — Auf den hiſtoriſchen Uriel Acoſta, von dem Gutzkow ſehr willkürlich abwich und der zum Verſtändnis der Dichtung daher zu entbehren war, komme ich vielleicht ſpäter einmal zurück. Lieber wäre mir noch, wenn ein Hiſtoriker vom Fach mir dieſe Aufgabe abnähme. Eine ſolche Arbeitsteilung, wie ſie auch z. B. Erich Schmidt in ſeiner Leſſingbiographie vornahm, ſollte meiner Meinung nach öfter ſtattfinden.

213) Max Kurnik, „Ein Menſchenalter Theater-Erinnerungen". Berlin, Janke. S. 8.

214) Nr. 66 ff.

215) Bd. V.

216) 1. Bd. „Concini". Berlin, 1841.

217) 1841, Nr. 57, 58, 60. ſ. Vermiſchte Schriften Bd. 2, S. 209 ff.

218) Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Berlin 1836, S. 193/4.

219) Schon einmal hat Gutzkow einen ſolchen Charakter geſchaffen, in dem Roman „Blaſedow und ſeine Söhne" (Stuttgart 1838), doch hier, wie ähnlich in der 1837 erſchienenen „Seraphine", mehr in karrikierender Weiſe, ſehr bezeichnend für den kritiſchen, herb ſatyriſchen jungen Gutzkow. In „Blaſedow" proklamiert der Graf von der Reige eine ähnliche Philoſophie: „Ich ſtrebe nach der Ruhe der Weiſen. Was mich aufbringt, das verſchieb' ich auf eine andere Zeit. Das, wornach ich trachte, muß mein ſeyn: ſo kann ich es auch nur mit Zufriedenheit vermiſſen. Bei all' meinem Vorhaben rechn' ich auf Zufall und Hinderniß. Was uns unglücklich macht, iſt nur der Begriff, den wir von den Dingen haben. Auch gehen die Dinge alle ihren Gang, ohne daß man ſie ändern kann. Die Meinung des Volks verachte ich. . . . Wer mich wünſcht, ſuche mich! Was ſoll ich auf fremde Klagen hören? Mögen ſie meinen Troſt oder mein Mitleiden in Anſpruch nehmen, ich höre nicht darauf, weil Klagen überhaupt unweiſe ſind." Doch in dieſem Roman dient das philoſophiſche Gewand jener Geſtalt nur als Bettlermantel, innere Hohlheit zu verbergen. —

220) An einer Stelle (III, 1), wo durch den dreimaligen Anfang der Verſe mit „Sie" Pathos ſich eingeſchlichen, iſt es in der 5. Aufl. ausgemerzt, im erſten Vers durch „Die" und im dritten durch „und" erſetzt. (S. 165 Z. 9—11 der 1. Ausgabe.)

221) So verbeſſert die 8. Auflage, während es in den früheren Ausgaben immer heißt: „Das Gute von dem Beſſern ausgeſucht."

222) Die Mscr.-Ausg. legt hier Silva noch zwei wenig charakteriſtiſche und unklare Verſe in den Mund, die glücklicherweiſe in der 1. Aufl. ge-

Digitized by Google

ſtrichen ſind. Nach ſeinen Worten: „Ich führe ſie zum Altar! —“ heißt es dort:

Bei dieſem Stelldichein noch warten ſollen
Iſt grauſam. (bei Seite) Doch wir ſind gewohnt an Täuſchung.

223) Akiba, Ben Joſeph, d. i. der Sohn Joſeph's, war ein berühmter Geſetzes- und Miſchnalehrer in Judäa, der um 100 n. Chr. lebte, und, obwohl er ſich erſt im Mannesalter dem Studium zuwandte, doch ſowohl im Umfange ſeines Wiſſens als in ſcharfſinniger Einſicht ſeine Zeitgenoſſen übertraf. Er war ein Schüler des Rabbi Gamaliel II., Vorſtehers des Synedriums zu Jamnia, die Gründer der Miſchna dagegen waren ſämtlich Akibas Schüler. Er machte große Reiſen in allen Teilen der damaligen Welt und bemühte ſich überall, die Lage der Juden zu verbeſſern. Wegen Teilnahme an dem Aufſtande des Bar-Cochba wurde er auf Befehl des Julius Severus, des Feldherrn Hadrians, 135 auf grauſame Weiſe hingerichtet. Sein Grabmal bei Tiberias wurde jüdiſcher Wallfahrtsort. Ihm werden einige Werke, wie die kabbaliſtiſchen Schriften „Sohar“ und „Jezirah“ zugeſchrieben, die jedoch ſpäteren Urſprungs ſind.

224) Die Pointe dieſes Verſes hat Gutzkow von Alexander Weill übernommen, ſie findet ſich in einem Artikel Weills im „Telegraphen“, 1840.

225) Genauere Mitteilungen über Gutzkows litterariſchen Nachlaß enthält mein bei Coſtenoble in Jena erſchienenes Buch „Studien über die Dramen Karl Gutzkows“.

226) Siehe S. 9 des vorhin genannten Buches.

227) Gutzkows Alexisnekrolog ſtand in Nr. 20 der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ von 1872; 1852 beſprach er dort (Nr. 139) auch den Roman „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht“. Die Kritiken über die Novellen „Cabanis“ und „Wiener Bilder“ finden ſich im Stuttgarter Litteraturblatt 1833, Nr. 18 und 26 bezw. 1834, Nr. 17, Menzels ſpäter erwähnte Beſprechung der Börne'ſchen Pariſer Briefe in Nr. 4 von 1833. Ein Teil dieſer mit G. unterzeichneten Aufſätze iſt in die Sammlung „Beiträge zur Geſchichte der neueſten Literatur“ (Stuttgart, 1836) aufgenommen.

Digitized by Google

# Bibliographie.

Nur die selbständigen Werke Gutzkows konnte ich berücksichtigen. Beiträge zu Sammelwerken oder Zeitschriften hätten, bibliographisch geordnet, ein Buch ergeben und waren mir auch nur teilweise erreichbar.

---

# I. Gesammelte Werke.

I. **Dramatische Werke.** Leipzig, J. J. Weber, 1842—57. Band 4—6. Leipzig, Carl B. Lorck. Band 7 ff. Leipzig, F. A. Brockhaus.

1. Richard Savage. Werner. 2. Patkul. Die Schule der Reichen. 3. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. 4. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. 5. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. 6. Wullenweber. 7. I. Abt.: Liesli. II. Abt.: Der Königsleutenant. 8. I. Abt: Ottfried. — Fremdes Glück. II. Abt.: Lenz und Söhne. 9. I. Abt.: Lorber und Myrte.

II. **Dramatische Werke.** Vollständige, neu umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1862—63.

1. Das Urbild des Tartüffe. 2. Zopf und Schwert. 3. Werner. 4. Der Königsleutenant. 5. Pugatscheff. 6. Ein weißes Blatt. 7. Richard Savage. 8. Uriel Acosta. 9. Patkul. 10. Die Schule der Reichen. 11. Ella Rose. 12. Antonio Perez. 13. Ottfried. 14. Der dreizehnte November. — Fremdes Glück. 15. Die Komödie der Besserungen. 16. Liesli. 17.—18. Wullenweber. 19. Lorber und Myrte. 20. Nero.

III. **Dramatische Werke.** Dritte vermehrte und neu durchgesehene Gesamtausgabe. Jena, Hermann Costenoble. 1871 ff.

1. Zopf und Schwert. 2. Uriel Acosta. 3. Werner. 4. Der Königsleutenant. 5. Pugatscheff. 6. Das Urbild des Tartüffe. 7. Ella Rose. 8. Patkul. 9. Ein weißes Blatt. 10. Philipp und Perez. 11. Richard Savage. 12. Ottfried. 13. und 14. Wullenweber. 15. Der dreizehnte November. — Fremdes Glück. 16. Liesli. 17. Die Schule der Reichen. 18. Lenz und Söhne. 19. Lorber und Myrte. 20. Nero.

Digitized by Google

IV. Vierte Gesamtausgabe. 1881. Titelauflage von III. Auch als „Gesammelte Werke. Zweite Serie." 1880.

---

**A. Gesammelte Werke.** Vollständig umgearbeitete Ausgabe. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (J. Rütten). 1845—52.

1. Gedichte. — Nero. — Hamlet in Wittenberg. — Xenien und Epigramme. 2. Oeffentliche Charaktere (Die Napoleoniden. — Talleyrand. — Martinez de la Rosa. — Chateaubriand. — Mehemed Ali. — Wellington. — O'Connell. — Doktor Francia. — Armand Carrel. — Ancillon. — Rothschild. — Sultan Mahmud. — Carl Johann. — Friedrich Wilhelm III. — Altenstein. — Oelsner. — Shelley. — Schleiermacher. — Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz. — Wilhelm Schadow. — Friedrich von Raumer. — Georg Büchner.). 3. Aus den Briefen eines Narren an eine Närrin. — Seraphine. — Wiener Eindrücke. 4. Philosophie der That und des Ereignisses. — Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. 5. Maha Guru, Geschichte eines Gottes. 6. Börne's Leben. — Rosa Maria und J. D. Assing. — Friedrich von Hurter. 7.—8. Blasedow und seine Söhne. — 9.—10. Säkularbilder. 11. Novellenbuch (Der Prinz von Madagaskar. — Der Sadducäer von Amsterdam. — Die Königin der Nacht. — Die Wellenbraut. — Die Selbsttaufe). 12. Briefe aus Paris. 1842. — Pariser Eindrücke 1846. 13. Vergangene Tage (Wally, die Zweiflerin. — Appellation an den gesunden Menschenverstand [1835]. — Kirchenrath Paulus an den Verfasser der Wally [1836]).

**B. Gesammelte Werke.** Zweite wohlfeile Ausgabe. Erste Serie. Jena, Hermann Costenoble. 1872—76.

1. Aus der Knabenzeit (1811—21, 1821—29). — Wechselnde Stimmung in Liedern und Epigrammen. — Die Shakespeare-Feier an der Ilm. — Hamlet in Wittenberg. — Winterphantasien. — Was sich der Buchladen erzählt.
2. Kleine Romane und Erzählungen I: Das Johannisfeuer. — Der Wärwolf. — Der Emporblick. — Eine Phantasieliebe. — Seraphine.
3. Kleine Romane und Erzählungen II: Die Wellenbraut. — Die Selbsttaufe. — Die Nihilisten. — Die Curstauben. — Das Stelldichein. — König Franz in Fontainebleau. — Die Diakonissin.
4. Kleine Romane und Erzählungen III: Der Sadducäer von Amsterdam. — Schauspieler vom Hamburger Berge. —

Digitized by Google

Die Königin der Nacht. — Jean Jaques. — Arabella. — Der Prinz von Madagaskar. — Vergangene Tage. — Novelliſtiſche Skizzen I. Ein Lebensloos. II. Der Pfeffer-Matthes. III. Aus dem Schwabenland.

5. Blaſedow und ſeine Söhne I.
6. Blaſedow und ſeine Söhne II. Maha Guru.
7. Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874. (I. Frankreich im Jahre 1834. Ein Zeitgemälde. II. Briefe aus Paris 1842. Pariſer Eindrücke 1846. IV. Nach dem zweiten Dezember 1852. V. Durch Frankreich im Jahre 1874.
8. Säkularbilder. Anfänge und Ziele des Jahrhunderts.
9. Öffentliche Charaktere. (Die Napoleoniden. — Talleyrand. — Martinez de la Roſa. — Chateaubriand. — Mehemed Ali. — Wellington. — O'Connell. — Doctor Francia. — Armand Carrel. — Ancillon. — Rothſchild. — Sultan Mahmud. — Bernadotte. — Friedrich Wilhelm III. — Altenſtein. — K. E. Oelsner. — Shelley. — Schleiermacher. — Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz. — Ein Beſuch bei Bettinen. — Bettinens Königsbuch. — Wilhelm Schadow. — Friedrich von Raumer. — Georg Büchner. — Tzſchoppe. — Karl Immermann. — Karl Immermann in Hamburg. — Immermanns „Opfer des Schweigens". — Varnhagen von Enſe. — Henrik Steffens. — Karl Seydelmann. — Philipp Joſef von Rehfues. — Franz Horn. — Eduard Duller. — David Friedrich Strauß. — Friedrich von Hurter. — Auguſt Lewald. — Onkel Spener. — Unſere Zeitgenoſſen. — Geflügelte Worte aus dem Leben.
10. Zur Geſchichte unſerer Zeit. I. Zur Wiſſenſchaft vom Staate (1833—36). — II. Die Abſetzung des Erzbiſchofs von Köln und die Hermes'ſche Lehre (1837). — III. Streifzüge in der Kölner Sache (1838). — IV. Die rothe Mütze und die Kapuze (1838). — V. Leo's Sendſchreiben an Görres (1838). — VI. Görres' Triarier (1838). — VII. Leo und die Hegelingen (1838). — VIII. Leo und Ruge (1842). — IX. Offenes Sendſchreiben an den Fürſten Ludwig zu Solms-Lich (1839). — X. Deutſchlands Gegenwart (1841). — XI. Anſprache an die Berliner (März 1848). — XII. Deutſchland am Vorabend ſeiner Größe oder ſeines Falles (1848). — XIII. Vorläufer oder Nachzügler (1850). — XIV. Über innere Miſſion (1851). — XV. Die geiſtige Bewegung (1856). — XVI. Zeitungsrandgloſſen (1861). — XVII. Nach dem Frieden von Nicolsburg (1866). — XVIII. Das Duell wegen Ems (Juli 1870). — XIX. Aus dem Elſaß (1871).



Digitized by Google

11. Reiseeindrücke aus Deutschland, der Schweiz, Holland und Italien (1832—1873). I. Der jüngste Anacharsis. — II. Erholungstage (1837—44). (1. Stuttgart (1837); 2. Carlsruhe (1838); 3. Naumburg a. d. Saale (1838); 4. Weißenfels; 5. Merseburg; 6. Halle; 7. Magdeburg (1839); 8. Stift Neuburg bei Heidelberg; 9. Burg Rheinstein; 10. Schloß Johannisburg.) — III. Eine Reise nach Italien (1843). (1. Würzburg; 2. Italien und die Italiener; 3. Tedeschi. Franzese. Biscontini; 4. Einfahrt in Italien; 5. Die Seen Oberitaliens; 6. Mailand; 7. Die Mailänder Scala; 8. Zwischen Mailand und Genua; 9. Genua.) — IV. Wiener Eindrücke (1845). — V. Schweizererinnerungen (1852). — VI. Eine Woche in Berlin (1854). — VII. Eine Besteigung des Vesuv (1858). — VIII. Ein Hollandgang (1872). — IX. Vom Mittelmeer. Tagebuchblätter (1873). — X. Zimmerreisen. (1. Schweden (1841); 2. Rußland (1839); 3. Frankreich (1838); 4. Deutschland in Frankreich (1835); 5. England, Italien, Rußland (1835); 6. Onkel Tom's Hütte (1856); 7. Zauber der Oertlichkeit (1852); 8. Eine Louvre-Erinnerung (1852); 9. Tunnel-Träumereien (1852)).

12. Börnes Leben. — Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. — Philosophie der That und des Ereignisses. — Ueber Theaterschulen.

## Einzelwerke.

### Dramen.

**Nero.** Tragödie. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta. 1835.

A, 1 [neue Bearbeitung]. — II, 20 [„Tragikomödie"]. — III, 20 [3. Aufl.]

**König Saul.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1839.

**Richard Savage** oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1842. = I, 1.

2. Aufl. 1845. Leipzig, Lorck. — 3. Aufl. 1850. Brockhaus. — 4. Aufl. 1862. II, 7. — 5. Aufl. 1872. III, 11.

**Werner** oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. 1842. = I, 2. [Im Mscr.-Druck „Bürgerliches Schauspiel."]

2. Aufl. mit „Anhang zu Werner. Veränderung der beiden letzten Aufzüge" 1845. Leipzig, Lorck. — 3. Aufl. mit Anhang 1850. Brockhaus. — 4. Aufl. 1862. II, 3. — 5. Aufl. 1871. III, 3. — 6. Aufl. 1873.

Digitized by Google

**Patkul.** Ein politiſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 1842. = I, 2.
2. Aufl. 1846. Leipzig, Lorck. — 3. Aufl. 1854. Brockhaus. — 4. Aufl. 1862. II, 9. — 5. Aufl. 1872. III, 8.

**Die Schule der Reichen.** Schauſpiel in fünf Aufzügen. 1842. = I, 2.
2. Aufl. 1846. Leipzig, Lorck. — 3. Aufl. 1854. Brockhaus. — 4. Aufl. 1862. II, 10. — 5. Aufl. 1872. III, 18.

**Ein weißes Blatt.** Schauſpiel in fünf Aufzügen. 1844. = I, 3.
2. Aufl. 1846. Leipzig, Lorck. — 3. Aufl. 1850. Brockhaus. — 4. Aufl. 1862. II, 6. — 5. Aufl. 1872. III, 9. — 6. Aufl. 1873.

**Zopf und Schwert.** Hiſtoriſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 1844. = I, 3.
2. Aufl. 1846. Leipzig, Lorck. — 3. Aufl. 1850. Brockhaus. — 4. Aufl. 1856. — 5. Aufl. 1862. II, 2. — 8. Aufl. [1871]. III, 1.

**Pugatſcheff.** Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 1847. = I, 4.
2. Aufl. [„Pugatſchew"] 1862. II, 5. — 3. Aufl. 1871. III, 5. — 4. Aufl. 1873.

**Das Urbild des Tartüffe.** Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 1847. = I, 4.
2. Aufl. 1862. II, 1. — 3. Aufl. 1872. III, 6. — 4. Aufl. 1873.

**Der dreizehnte November.** Dramatiſches Seelengemälde in drei Aufzügen. 1847. = I, 5.
2. Aufl. 1850. Leipzig, Brockhaus. — 3. Aufl. 1863. II, 14. — 4. Aufl. 1872. III, 15.

**Uriel Acoſta.** Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 1847. = I, 5.
2. Aufl. 1848. — 5. Aufl. 1862. II, 8. — 6. Aufl. 1865. — 8. Aufl. 1873. III, 2.

**Wullenweber.** Geſchichtliches Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 1848. = I, 6.
2. Aufl. 1863. II, 17/8. — 3. Aufl. 1872. III, 13/4.

**Liesli.** Ein Volkstrauerſpiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reißiger. 1850. = I, 7. 1. Abt.
2. Aufl. 1863. II, 16. — 3. Aufl. 1872. III, 16.

**Der Königsleutenant.** Luſtſpiel in vier Aufzügen. 1852. = I, 7. Abt. 2.
2. Aufl. 1862. II, 4. — 6. Aufl. 1874. III, 4. — 8. Aufl. Von Erdmann Wagner reich illuſtrierte Miniatur-Ausgabe (1881).

**Ottfried.** Schauſpiel in fünf Aufzügen. 1854. = 1, 8. 1. Abt.
2. Aufl. 1863. II, 13. — 3. Aufl. 1872. III, 12.

**Lenz und Söhne** oder Die Komödie der Beſſerungen. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 1855. = I, 8. Abt. 2.
2. Aufl. (unter dem einfachen Titel „Die Komödie der Beſſerungen") 1863. II, 15. — 3. Aufl. (unter dem Doppeltitel) 1872. III, 17.

**Fremdes Glück.** Vorſpielſcherz in einem Aufzuge. 1854. = I, 8. 1. Abt.
2. Aufl. 1863. II, 14. — 4. Aufl. 1872. III, 15.

**Lorber und Myrte.** Hiſtoriſches Charakterbild in drei Aufzügen. 1857. = I, 9. 1. Abt.
2. Aufl. („Luſtſpiel in vier Aufzügen") 1863. II, 19. — 3. Aufl. 1872. III, 19.



Digitized by Google

**Ella Rose** oder Die Rechte des Herzens. Schauspiel in fünf Aufzügen 1863. = II, 11.
2. Aufl. 1872. III, 7.

**Antonio Perez.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1863. = II, 12.
2. Aufl. 1872. III, 10.

**Dschingiskhan.** Lustspiel in einem Aufzuge. Wien, Wallishauser (Josef Klemm). 1876.

## Gedichte und Prosa-Werke.

**Briefe eines Narren an eine Närrin.** Hamburg, 1832. Bei Hoffmann & Campe. [anonym!]
2. Ausg. („Aus den Briefen ꝛc.") 1845. A, 3.

**Divination auf den nächsten württembergischen Landtag.** Hanau, 1832, Friedrich König. [„anonym", vgl. Proelß S. 308 ff.]

**Maha Guru.** Geschichte eines Gottes. 1., 2. Teil. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta. 1833.
2. Aufl. 1845. A, 5. — 3. Aufl. 1874. B, 6.

**Novellen.** 1., 2. Band. Hamburg, 1834, Hoffmann & Campe.
1. Bd.: Der Kaperbrief. — Die Sterbecassiere. Bambocciade. — Geständnisse einer Perrücke.
2. Bd.: Chevalier Clement. — Die Singekränzchen. — Der Prinz von Madagaskar. [A, 11. B, 4.]

Schleiermachers Vertraute Briefe über die Lucinde. Mit einer **Vorrede** von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1835.

**Oeffentliche Charaktere.** Erster Teil. [mehr ist nicht erschienen.] Hamburg, Hoffmann & Campe. 1835.
Talleyrand. — Martinez de la Rosa. — Chateaubriand. — Mehemed Ali von Aegypten. — Die Napoleoniden. — Wellington. — Daniel O'Connell. — Doktor Francia. — Armand Carrel. — Ancillon. — Rothschild. — Der Sultan [Mahmud II.].
A, 2. — B, 9.

**Wally, die Zweiflerin.** Roman. Mannheim, C. Löwenthal. 1835.
U. d. Titel „Vergangene Tage". A, 13. — B, 4.

**Vertheidigung gegen Menzel** und Berichtigung einiger Urtheile im Publikum. Mannheim, C. Löwenthal. 1835.

**Appellation an den gesunden Menschenverstand.** Letztes Wort in einer literarischen Streitfrage. Frankfurt a. M., Joh. Phil. Streng. 1835.
Unter „Vergangene Tage" A, 13. — B, 4.

**Soireen.** 1., 2. Theil. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1835.
1. Th.: Sommerreise durch Oesterreich.
2. Th.: Der Sadducäer von Amsterdam. Novelle. [A, 11. — B, 4.] — Kanarienvogels Liebe und Leid. — Ueber den Wolken. — Naturgeschichte der deutschen Kameele. — Julius Max Schottky, Professor.

Digitized by Google

**Zur Philoſophie der Geſchichte.** Hamburg, Hoffmann & Campe. 1836.
U. d. Titel „Philoſophie der That und des Ereigniſſes" A, 4 — B, 12.

**Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte.** Berlin, Plahn (L. Nitze). 1836.
A, 4. — B, 12.

**Beiträge zur Geſchichte der neueſten Literatur.** 1., 2. Band. Stuttgart, P. Balz. 1836.
1. Bd.: Vorrede. Wolfgang Menzel und deſſen deutſche Literatur. — Literariſche Induſtrie. — Kritik. — Charaktere und Tendenzen (Tieck. — Fürſt Pückler Muskau. — Goethe, Uhland und Prometheus. — Gans und die Doktrinäre. — H. Heine. — L. Wienbarg). — Dichter im Reime. — Theater. — Roman.
2. Bd.: Frankreich, England, Italien, Rußland [B, 11]. — Biographie: (Jens Baggeſen. — Joh. Benj. Erhard. — Hamann und Jacobi. — Thümmel. — Fichte. — Julius Schneller. — Schleiermacher [A, 2. — B, 9]. — Jahn. — Charlotte Stieglitz [A, 2. — B, 9]. — Geſchichte. — Geſchichte der Literatur und Kunſt. — Philoſophie. — Theologie. — Staatswiſſenſchaft. — Staatswirthſchaftslehre.
Neue wohlfeile Ausgabe. 1839.

**Die Zeitgenoſſen.** Ihre Schickſale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere. Aus dem Engliſchen des E. L. Bulwer. [Pſeudonym für Gutzkow.] 1., 2. Bd. Stuttgart, Verlag der Claſſiker.
U. d. Titel „Säkularbilder" A, 9. 10. — B, 8.

**Seraphine.** Roman. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1837.
A, 3. — B, 2.

**Blaſedow und ſeine Söhne.** Komiſcher Roman. 1., 2., 3. Teil. Stuttgart, Verlag der Claſſiker. 1838.
A, 7. 8. — B, 5. 6.

**Die rothe Mütze und die Kapuze.** Zum Verſtändnis des Görres'ſchen Athanaſius. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1838.
B, 10.

**Götter, Helden, Don-Quixote.** Abſtimmungen zur Beurtheilung der literariſchen Epoche. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1838.
I. Götter: Percy Byſſhe Shelley.*) — Georg Büchner.*) — Chriſtian Grabbe.
II. Helden: Wilhelm Schadow.*) — Friedrich von Raumer.*) — J. P. von Rehfues.**) — K. Immermann.**) — Varnhagen von Enſe.**) — Leo und Dieſterweg. — H. Heine. — Th. Mundt. — H. Laube. — Guſtav Schleſier.
III. Don-Quixote: Johannes Minckwitz. — Joel Jacoby. — F. A. Löffler. — Henrik Steffens.*)

*) Wurden ſpäter unter „Oeffentliche Charaktere" aufgenommen, A, 2. B, 9. — Die mit **) bezeichneten Artikel fehlen noch in der erſten Sammlung, doch ſind ſie in B, 9 enthalten.

Digitized by Google

**Skizzenbuch.** Cassel und Leipzig, Krieger (Th. Fischer). 1839.
Arabella, eine Toilettenphantasie. [B, 4.] — Marino Falieri. Dramatische Studie. — Hamlet in Wittenberg. [A, 1. — B, 1.] — Die drei Guttenbergstage in Mainz, 1837. — Ein Besuch bei Goethe. — Eine Criminalerinnerung. — Der jüngste Anacharsis. Reisebriefe an zwei Schwestern in Stuttgart. [B, 11.] — Die literarischen Elfen. [in „Rückblicke auf mein Leben" aufgenommen S. 180.]

**Börne's Leben.** Hamburg, Hoffmann & Campe. 1840. (Supplementband zu „Ludwig Börne's gesammelten Schriften" im gleichen Verlag.) „Neue Ausgabe. Aus Börne's umgedrucktem Nachlasse reich vermehrt." A, 6. — B, 12.

**Festspiel zur Jubelfeier Friedrich Ludwig Schmidts** in Hamburg am 1. April 1840. (Sep.-Druck aus dem Bühnenalmanach.)

**Vermischte Schriften.** 1.—3. Bd. Leipzig, J. J. Weber. 1842. 4. Bd. Brockhaus. 1850.

1. Bd. **Oeffentliches Leben in Deutschland. 1838—1842.**
Ueber die Entsetzung des Erzbischofs von Köln und die Hermesische Lehre.*) — Streifzüge in der Kölner Sache.*) — Leos Sendschreiben an Görres.*) — Görres' Triarier.*) — Leo und die Hegelingen.*) — Leo und Ruge.*) — Offenes Sendschreiben an den Fürsten zu Solms-Lich.*) — Das Gutenbergs-Album. — Tagebuch aus Berlin. — Deutschlands Gegenwart. 1841.*)

*) In B, 10 enthalten.

2. Bd. **Vermittelungen. Kritiken und Charakteristiken.**
I. Preßfragen. Ueber Preisherabsetzungen im Buchhandel. — In Sachen des Nachdrucks. — Hitzig über die Existenz der Schriftsteller.
II. Ausland. Abhängigkeit vom Auslande. Friedr. Bremer. — H. Königs literarische Bilder aus Rußland. — V. Hugos Ruy Blas.
III. Literarhistorie. Goethes Briefwechsel mit der Schwester der Stollberge. — Leisewitz. — Franz Horn [B, 9.] — Bettina.
IV. Romane. Verirrungen auf diesem Gebiet. — Strickstrumpf-Kritiken. — H. Königs Williams Dichten und Trachten. — Psyche von A. von Sternberg.
V. Gedichte. Franz Dingelstedts Gedichte. — An Uffo Horn über N. Lenaus Savonarola. — J. Mosens Ahasver I. II. — Nachträge. — Der Musenalmanach auf 1839. — Deutscher Musenalmanach auf 1841.
VI. Drama und Musik. Ueber Tantièmen. — Immermanns Ghismonda. — Kleins Maria von Medicis. — Oper und Drama. — Der Fabrikant von E. Devrient. — Noch ist es Zeit von A. P. — Marschners Vampyr. — Etwas für Pesth. — Liszt in Hamburg.

Digitized by Google

VII. Vermischtes. Die Gebrüder Grimm. — K. Rosenkranz. — Fr. David Strauß [B, 9.] — Kölle über Diplomatie. — Theresens Briefe aus dem Süden. — Autorberuf der Frauen.

3. Bd. **Mosaik. Novellen und Skizzen.**

Aus Fluch wird nimmer Segen. Erzählung. — Das Stelldichein. Novelle. [B, 3.] — Die Schauspielerin vom Hamburger Berge. Lebensbild. [B, 4.] — Lenz, eine Reliquie von Georg Büchner. — Leonce und Lena, ein Lustspiel von Georg Büchner. — Ein Besuch bei Bettina [B, 9.] — Erinnerung an Rosa Marie Assing, geborene Varnhagen von Ense. [A, 6.] — Karl Immermann in Hamburg. [B, 9.] — Professor Meyer, die Königin Victoria und ihre Papageyen. — Die Subscribenten auf Klopstocks Gelehrtenrepublik. — Meidingers Französische Grammatik. — Soll sich die Theaterkritik bestechen lassen? Eine Zeitfrage. — Reiseerinnerungen. Stuttgart, Carlsruhe. [B, 11.] Kleine Reisebilder. Naumburg, Weißenfels, Merseburg, Halle, Magdeburg. [B, 11.] — Ein diplomatischer Roman. — Die Statuten der „Freien". — Reiseeindrücke. Stift Neuburg bei Heidelberg, Burg Rheinstein, Schloß Johannisberg. [B, 11.] — Bernadotte [= Karl Johann A, 2. B, 9.]

4. Bd. **Vor- und Nachmärzliches.** Leipzig, F. A. Brockhaus.

I. Die Gräfin Esther. — II. Ueber Theaterschulen. Ein Gespräch. [B, 12.] — III. Ueber die bühnengerechte Darstellung von Shakespeares Romeo und Julie. An H. Th. Rötscher in Berlin. — IV. Ansprache an die Berliner im März 1848. [B, 10.] — V. Zur Bühnenreform. Mit besonderer Rücksicht auf die königlichen Schauspiele in Berlin. — VI. Sendschreiben an den Staatsminister von der Pfordten über eine Reorganisation des königl. sächsischen Hoftheaters und dessen Antwort. — VII. Unsere Zeitgenossen. An den Herausgeber einer vor den neuesten Umwälzungen erschienenen Bildnißgalerie damaliger Berühmtheiten. [B, 9.] — Vorläufer oder Nachzügler. 1850. [B, 10.]

**Briefe aus Paris.** 1. 2. Teil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1842.
A, 12.—B, 7.

**Aus der Zeit und dem Leben.** Leipzig, F. A. Brockhaus 1844.

I. Die Königin der Nacht [A, 11.—B, 4.] — II. Winterphantasieen. [B, 1.] — III. Zerstreute Blätter über Zeiterscheinungen. (1. Tzschoppe. [B, 9.] — 2. Eine Pause. 1842. — 3. Ueber Partei und Parteifähigkeit der Deutschen. — 4. Die Freiheit der Zerrbilder. — 5. Der Bischof Eylert über Friedrich Wilhelm den Dritten.) — IV. Italienische Fragmente. [B, 11.] — Die Kunst, Könige zu bedienen. — Diese Kritik gehört Bettinen [= Bettinens Königsbuch B, 9.] — Rehfues. [B. 9.] — Erinnerungen an Karl Seydelmann. [B, 9.]

Digitized by Google

**Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe.** Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (J. Rütten). 1848.
B, 10.

**Neue Novellen.** Leipzig, F. A. Brockhaus. 1849.
I. Imagina Unruh.
(Mehr nicht erschienen. = Eine Phantasieliebe. B, 2.)

**Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1850—51.
2. Aufl. 1851/2. — 3. Aufl. 1854/5. — 4. Aufl. 1865. — 5. Aufl. Berlin, Otto Janke, 1869.

**Aus der Knabenzeit.** Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (J. Rütten). 1852.
B, 1.

**Ein Mädchen aus dem Volke.** Bilder der Wirklichkeit. Leipzig, Heinr. Hübners Comm.-Verl. 1855. (= „Album", Hrsg. v. J. L. Kober. 11 Jhrgg.)
U. d. T. „Der Emporblick". B, 2.

**Die Diakonissin.** Ein Lebensbild. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (J. Rütten). 1855.
B, 3.

**Die kleine Narrenwelt.** 1., 2., 3. Theil. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (J. Rütten). 1856.
1. Theil. Die Courstauben. [B, 3.] — Das Heimchen im Ohre. — Der Fleckenreiniger [= Ein Lebensloos B, 4.] — Die Reichthümer der Phantasie. — Voltaires Nachtmütze. — Der Knopf im Klingelbeutel. — Der Weihnachtsabend. — Der Pfeffer-Matthes. [B, 4.] — Nemesis. — König Franz in Fontainebleau. [B 3.]
2. Theil. Die Nihilisten. [B 2.] — Pariser Skizzen [= Nach dem zweiten Dezember B, 7.]
3. Theil. I. Wie kam es, daß Rousseau seine Kinder aussetzte [B, 4.] — II. Ein deutsches Dichterleben [= Eduard Duller B, 9.] III. Was sich der Buchladen erzählt. [B, 1.] — IV. Wirren der Zeit. (Die geistige Bewegung. [B, 10.] Ueber innere Mission. [B, 10.] Erziehung der Geistesarmen. Die Macht der Wissenschaft. Arthur Schopenhauer. Sentimentale Naturbeschreibung. Die tanzenden Tische. Zur Geschichte des Schlüsseldrehens. Die Fröbelschen Kindergärten.) — V. Wirren des Geschmacks. (Ueber Poesie und Poetenthum. Die Blumenlesler. Die Epigonen. Der Ehrgeiz als Censor und eine Erziehung der Geister. Die Welt der Träumer. Ein bereuender Sozialist. Onkel Tom's Hütte. [B, 11.] Zukunftsmusik.) — VI. Einigung in Natur und Schönheit. (Die Herrschaft der Jahreszeiten. Zauber der Oertlichkeit. [B, 11.] Die Schönheit des Alters. Auch ein Auswandererbild. Schweizerheimweh. Das deutsche Stammleben. Schweizererinnerungen. [B, 11.])

Digitized by Google

**Der Zauberer von Rom.** Roman in neun Büchern. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1858/61.

2. Aufl. 1863. — 3. Aufl. 1869. — 4. Aufl. Berlin, Otto Janke. 1872.

**Die Curstauben.** Novelle. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1864.

B, 3.

**Eine Shakespeare-Feier an der Ilm.** Leipzig, F. A. Brockhaus. 1864.

B, 1.

**Hohenschwangau.** Roman und Geschichte. 1536—1567. 1.—5. Bd. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1867/8.

**Vom Baum der Erkenntniß.** Denksprüche. Stuttgart, J. G. Cotta. 1868.

2. Aufl. 1869.

**Die schöneren Stunden.** Rückblicke. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1869.

Peschiera. — Ein Besuch bei Cornelius in Rom. — Eine Besteigung des Vesuv. [B, 11.] — Antike Romantik? — Die ewige Jüdin. — Ein ländliches Fest. — Schillerfestspruch. — Körnerfestspruch. — Lessing und Emilie Galotti. — Hofrath Teichmann. — Heinrich Meidinger. — Ein Besuch in Coppet. — Zwei Gefangene.

**Lebensbilder.** Stuttgart, Ed. Hallberger. 1869—72.

1. Band: Durch Nacht zum Licht.

2. Band: Das Opfer. — Das Kastanienwäldchen bei Berlin. — Aus Empfangszimmern. — Die Wittwe von Bologna.

3. Band: Prüfe wer sich ewig bindet.

**Die Söhne Pestalozzi's.** Roman in drei Bänden. Berlin, Otto Janke. 1870.

**Das Duell wegen Ems.** Gedanken über den Frieden. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1870.

B, 10.

**Der Wärwolf.** Historische Erzählung. Wien, C. Dittmarsch. 1871.

B, 2.

**Ein Hollandgang.** Jena, Herm. Costenoble. 1873. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus, 17. Band.)

B, 11.

**Fritz Ellrodt.** Roman. Jena, Herm. Costenoble. 1874.

**Rückblicke auf mein Leben.** Berlin, A. Hofmann & Cie. 1875.

**Die neuen Serapionsbrüder.** Roman in drei Bänden. Breslau, S. Schottlaender. 1877.

**Zwei Studenten der Zukunft.** Leipzig, Eckstein. 1877. (In „Humoristischer Hausschatz", hrsg. v. E. Eckstein.)

**Dionysius Longinus oder:** Ueber den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literatur. Stuttgart, Emil Gutzkow. 1878.

**In bunter Reihe.** Briefe, Skizzen, Novellen. Breslau, S. Schottlaender. 1878.

I. Literarische Briefe. An eine deutsche Frau in Paris. (1869.) — II. Eine nächtliche Unterkunft. Zur Asylfrage. (1870.) — III. Vor

Digitized by Google

Freude ſterben. Ein Literaturbild. (1874.) — IV. Eine Hinrichtung. (1876.) — V. Um eine Roſe. Literatur-Novelle. (1875.) — VI. Am Letheſtrom. Erinnerungen. (1876.) — VII. Johann Jacoby's unglücklichſter Tag. — VIII. Verſchiedenes: 1. Das Mädchen aus der Fremde. (1871.) — 2. Zur Aeſthetik des Häßlichen. (1871.) — 3. Schauluſt und Streitluſt. — 4. Fürwort für ein Fürwort. — 5. Tragiſches Gelehrtenſchickſal. — 6. Ein Roman von Rudolf Gottſchall. — 7. Wilhelm v. Humboldt's „Freundin".

**Die Baumgärtner von Hohenſchwangau.** Hiſtoriſcher Roman. Mit dem Portrait Karl Gutzkows in Radierung. 1., 2., 3. Band. Breslau, S. Schottlaender. 1880.

Digitized by Google

# Personen- und Sach-Verzeichnis.

A. = Anmerkung. — Sch. = Schauspieler.


A.

Achsenfeld (= Axenfeld) 21. 171.
Adami 110.
„Aftonblad" 217.
Agoult, d', Gräfin 367.
Ahasver 157. 223. 232—245. 276. — A. 128.
Alexander II. v. Rußland 434.
Alexis, W. 23. 27. 32. 498—514. 521, 22. 522, 4. 523, 36. — A. 227. Frau 510. 511.
Cabanis 500. 507. 508. 509.
Wiener Bilder 27. 500. 513.
Novellen 32. 500.
Erinnerungen 498.
Ruhe ist die erste Bürgerpflicht 502. 505. 506.
Zaub. Virgilius 506.
Hosen d. H. v. Bredow 511.
Dorothe 507. 509.
Ja in Neapel 513.
„Allgemeine Preußische Zeitung" 424. 425. 426.
„Allgemeine Zeitung" (Augsburg) 17. 27. 30. 31. 63. 71. 73. 74. 174. 210. 211. 217. 270. 351. 365. 502. 504. 505.
„Allgem. Zeitung f. d. Judentum" 219. 241. 243.
Altenstein, Min. 45.
Altona 260. 261. 264. 267. 270.
„Altonaer Adreß- und Komptoirnachrichten" 270.
Amalie, Prinzessin von Sachsen 396.
Andrée, K. Chr. 14.
Antiromanus, Chr. 519, 41.
Antisemitismus 195.
Arnim v. Bettina 250.
Arnstadt 508. 510.
Ascher, Sch. 420.
Assing, J. D. 253—259.
Assing, Ludmilla 42. 55. 79. 253. 257. 259.
Assing, Ottilie 82. 253. 257. 259. 260. 409.
J. B. Baison 409. 410.
Assing, Rosa Maria 61. 253. 254. 255.
Auerbach, B. (= Chauber) 149. 170. 174—177. 178. 202. 247. 264. 280. — A. 67. 164.
Gesch. Friedrichs d. Gr. 175.
Spinoza 232.
„Ausland" 23.
Axenfeld, s. Achsenfeld.

B.

Bacheracht, Ther. v. 108. 354—356. 367. 368. 378. 388. 389. 480. 481. 482. 483.
Bacherer 526, 25.


Digitized by Google

Baden-Baden 174.
„Badiſche Freiſinnige“ 27.
Bähr 31. 32.
Baggeſen, Jens 518, 10.
Baiſon, J. B. 367. 380. 409—411. 443.
Balz 176.
Balzac 521, 28.
Banck, Otto 403. 404.
Barbua 8.
Barnay, Ludwig, Sch. 145. 435.
Barrot, Odillon 161.
Bauernfeld 25.
Bayer, Marie 386. 387. 390. 393. 394. 395. 455.
Bechſtein, L. 521, 16 ff.
Beck, Ch. D. 520, 22.
Beer 161. 166.
Beer, Ferd. 193.
Beer, Mich. 166.
Belgien 221.
Bendavid 165.
Bendemann 166. 251.
Bender, J. H. 522, 37.
Bengel, J. A. 519, 22.
Berchtesgaden 513.
Berg, Franziska 394.
Berlin 1. 2. 3. 5. 10. 11. 14. 17. 21. 22. 23. 26. 27. 29. 31. 32. 34. 43. 46. 49. 54. 81. 91. 93. 94. 95. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 113. 115. 117. 150. 160. 161. 165. 166. 167. 172. 212. 213. 220. 222. 250. 322. 329. 331. 332. 334. 348. 349. 351. 359. 361. 370. 376. 378. 380. 381. 389. 391. 397. 404. 405. 406. 409. 414. 419—432. 433. 436. 457. 469. 481. 598. 499—513.
„Berliner Konverſationsblatt“ 500. 501.
„Berliner polit. Wochenblatt“ 220.
„Berliner Zeitungshalle“ 426.
Berly 212.
Bernhard, Auguſte, Sch. 417.
Berninger, Sch. 418.
Bertinazzi, Carlo 518, 17.
Bethmann, v. 359.
Beurmann, Ed. 89.
Frankfurter Bilder 89.
Beyme, v. 46.
Biedermann, K. 376.
Billroth, G. 519, 15.
Binzer, A. v. 50.
Birch-Pfeiffer, Charl. 20. 21. 351. 361. 367. 454.
„Blätter für literar. Unterhaltung“ 43. 220. 502. 505.
Blaſche, B. H. 519, 16.
Blaul, G. Fr. 521, 27.
Bleibtreu, Karl 183.
Bluhm, Md., Sch. 418.
Bockenheim 261, 264.
Bölte, Amely 83.
Bönecke, Ed. 13. 17.
Börne 9. 33. 36. 58. 109. 147. 148. 149. 172. 186. 195. 196. 197. 198. 200. 205. 206. 247—252. 366. 501. 525, 4; 7; 12; 17. 526, 37.
Pariſer Briefe 32. 170. 196. 501.
Herings-Salat 501.
Bois, du 65.
Brandenburg, Mark 499. 513.
Braunfels 363.
Braunſchweig 52.
Bremen 221.
Breslau 417. 418.
Breza, E. v. — A. 67.
Brinckmeier, Dr. Ed. 52.
Brockhaus 43. 377. 504. 509.
Bronikowski, A. 521, 38; 39.
Brüel, L. A. 523, 10.
Büchner, G. 211.
Danton 211.
Bürck, Aug. 380. 381. 384. 386. 387. 389. 390. 523, 41.
Bulthaupt, H. 137. 297. 300. 365.

Digitized by Google

Bundestagsbeschluß 215.
Burchhardt, H. 202.
Burck, M. J. C. Fr. 519, 23.
Burschenschaft 154. 162. 163.

C.

Campe 20. 37. 172. 186. 187. 247. 366.
Caraman, v. 522, 21.
Carl, Thtr.-Dir. 110. 111.
Carlsen, Julie v. 363.
Carrel, Arm. 160.
Carus, C. G. 382. 387. 390. 391.
Castro 253.
Censur 8. 12. 14. 16. 45. 74. 75. 76. 111. 269. 395. 396. 397—399. 402. 422. 432. 433. 441.
Cerevis, Emil 403.
Chauber = Auerbach 175.
Chemnitz 420.
Christentum 258.
Clemens, Aug. 186.
Clemens, Fr. 526, 34.
Clemens d. XIV. 518, 17.
Conrad, M. G. 514.
Conradi, Herm. 514.
Cornelius 107.
Cotta, Georg v., 3. 14. 17. 20. 21. 23. 26. 29. 30. 31. 37. 92. 172. 184. 215. 351.
Crelinger, Auguste 114. 420.
Cruse, Herm. 518, 30.
Cruziger 525, 20.
Czörnig, C. J. 523, 6.

D.

Dahlmann 377.
Dambach 76. 77.
Daumer, G. F. 519, 3.
Davoust 261.
Dawison, Bog., Sch. 443.
Dessoir, L., Sch. 420.
Deutsch, S. 424.
„Deutsche Allg. Zeitung" 505.
Deutschkatholicismus 337.
Devrient, Ed. 110. 111. 375. 381. 382. 383. 392. 393.
Gesch. d. d. Schauspielkunst 375.
Devrient, Emil 316. 373. 375. 380—387. 389—395. 399—401. 460. 475. — A. 209.
Devrient, Marie 394.
„Didascalia" 364.
Dieckhoff, Aug. 421.
Dittmarsch 382. 384. 387. 390.
Doddrige, Phil. 519, 27.
Döhring, Sch. 420.
Döring, Georg 523, 20.
Döring, H. 518, 16; 24.
Döring, K. A. 519, 29.
Döring, Th, Sch. 97. 420. 433.
Dresden 22. 35. 175. 221. 359. 375. 380—409. 412. 422. 436. 462. 506.
„Dresdener Abendzeitung" 13. 17. 402. 403. 412. 420.
„Dresdener Tageblatt" 402. 404.
„Dresdener Journal" 404.
„Dresdener Zeitung" 432.
Droz, Jos. 522, 25.
Dumas, Alexdr. 370.
Dürer, Albr. 518, 26.
Duesberg 377.
Düsseldorf 23. 27.
Dütschke, Hans 15.
Duller, Ed. 520, 11. 521, 26.
Antichrist 232.

E.

Ebeling, Fr. W.
Der deutsche Roman 427.
Ebner 394.
Echtermeyer, Dr. 521, 33.
Eisenach 513.
England 245. 361.
Erhard, H. A. 520, 28.
Erhard, Joh. Benj. 518, 15.
Erfurt 379.

Digitized by Google

„Eulenspiegel“ 16.
„Europa“ 80. 376. 413. 414.
Ewert, Max 498. 502. 508.

F.

Falk, Leonh. = Gutzkow.
Fehringer, Sch. 411.
Feſter 212.
Fichte, J. G. 518, 19.
Fichte, J. H. 518, 19.
„Figaro“ 95. 110. 424.
Fourier 216.
Frankfurt a. Oder 22.
Frankfurt a. Main 32. 47. 48. 52. 59. 60. 68. 72. 81. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 146, 173. 174. 181. 191. 192. 193. 200. 210. 211. 214. 241. 245. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 261. 316. 330. 358. 359. 360. 362. 363. 364. 365. 373. 374. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 387. 388. 391. 397. 409. 427. 481. 499.
Frankfurter, R., Dr. — A. 67.
„Frankfurter Börſenzeitung“ 80.
„Frankfurter Oberpoſtamtszeitung“ 211.
Frankreich 244.
Franz, Agnes 521, 42.
Franz, Sch. 420.
Franzoſen 170. 203. 206. 368. 406.
„Freimüthige, Der“ 65.
Freinsheim 81. 368.
Frenzel, K. 488.
Freytag, G. 145. 418.
Soll und Haben 507.
Friedrich d. Gr. 175.
Friedrich Auguſt v. Sachſen 389. 390. 391. 395. 397.
Friedrich Wilhelm IV. 494. 511.
Fulda, C. F. 522, 34.

G.

Gans, Ed. 158. 160—64. — A. 24.
Gardaſee 21.
Garve, Chriſt. 518, 12.
Gehe, Ed. 521, 25.
Geiger, L. „Das junge Deutſchland u. die preuß. Cenſur“ 10. 76. 77. — A. 3.
Genaſt „Tagebuch e. alten Schauſpielers“ 487.
Genée, Rud. 222.
Gentz, Fr. 52, 218.
Gerlach, J. P., 519, 34.
Gern, Sch. 433.
Gerſtorfer, Aug., Sch. 394.
Gervinus 377.
„Geſellſchafter“ 426.
Gey (nicht Grey), Sch. 414.
Gfrörer, A. 519, 32.
Ghiberti, Lor. 524, 4.
Girardin, St. Marc. 7. 163. 521, 13.
Girardin, de, Emil 117.
Glasbrenner, Ad. 157. 523, 33.
Gloy, Sch. 411.
Göring, Erh. 522, 2.
Görres, Joſ. 161, 198, 248.
Göſchel 45. 70.
Goldner, v. 119.
Goldoni, 137.
Goethe 2. 7. 24. 28. 34. 35. 36. 49. 55. 57. 70. 97. 166. 169. 196. 208. 244. 347. 447. 448. 501. 514. — A. 28a.
Götz 28.
Werther 182. 184. 347.
Goethe, v., Ottilie 380.
Goetze, J. M. 186.
Gotha 379, 382.
„Grenzboten“ 394. 404. 405—409. 412. 413. 426. 506.
Grillparzer 22. 25.
Grimm, Herm. 182.
Grün, A. 520, 10.
Grün, K. 367.
Grüner, Franz 89.
Gruppe, O. F. 520, 44.
Gubitz, Friedr. Wilh. 422.

Gubitz, Maler 9.
Gülich, v., G. 523, 8.
Gutenbergfeſt 262.
**Gutzkow.**
Familie.
Eltern 26. 27. 29. 324. 329. 331. 332. 334.
Vater 19. 188. 331. 334. 335. 379.
Mutter 334. 335.
Bruder 22.
Schweſter Karoline 168. 330.
Vetter Wilhelm 334.
Amalie 108. 254. 259. 262. 331. 333. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 362. 363. 364. 365. 366. 368. 369. 372. 373. 376. 378. 379. 382. 385. 386. 387, 391. 392. 394. 481. 482.
Bertha 505.
Kinder 362. 364. 365. 379. 391. 392.
Werke. Dramen.
Nero (= Jupiter Binder) 31. 35. 40. 62. 524, 24; 33 ff.
Marino Falieri 40. 87. 524, 29.
König Saul 340. 352.
Richard Savage 88. 98. 99. 101. 353. 480.
Werner 88. 112. 351. 353. 480.
Patkul 110. 112.
Schule der Reichen 112. 355. 480.
Ein weißes Blatt 481.
Die ſtille Familie 118.
Zopf und Schwert 387.
Urbild des Tartüffe 120. 121—143. 364. 380. 387. 418.
Anonym 358. 360. 361. 362.
13. November 119. 120.
Uriel Acoſta 144. 145. 146. 158. 159. 160. 173. 180. 190. 256. 257. 263. 280, 281—374. 375. 377. 378. 380. 381. 384. 387. 390. 392—478. 488. 496. — A. 111; 163 ff.; 220 ff.
Ottfried 482. 483.
Entwürfe: Standesvorurteile 479 ff.
Julian Apoſtata 488—497.
Proſa-Werke.
Apoſtrophe an die Sterne 500.
De diis fatalibus 155. 329. 336. 349.
Briefe eines Narren an eine Närrin 17. 24. 30. 33. 170. 304. 324. 339. 348. 349. 525, 22.
Anacharſis 521, 4.
Kanarienvogels Liebe u. Leid 524, 18.
Maha Guru 17. 19. 20. 21. 23. 26. 29. 32. 33. 34. 35. 38. 184. 336. 337. 338. 339. 523, 27 ff. 525, 29.
Novellen 30. 39. 523, 22 ff.
Italien. Reiſebriefe (= „Sommerreiſe durch Oeſterreich") 24. 27. 30. 31. 523, 29. 524, 14 ff.; 29 ff.
Jul. M. Schottky 21. 39.
Prinz von Madagaskar 30.
Schleiermacher 182. 350.
Der Sadducäer von Amſterdam 39. 173. 182. 184. 200. 201. 280. 282—293. 294. 295. 296. 298. 312. 313. 315. 316. 320. 322. 324. 327. 336. 337. 340—43. 347. 348. 352. 355. 371. 373. 442. 473. 476. 524, 27. — A. 111.
Vorrede zu Schleiermachers Lucindenbriefen 38. 46. 47. 182. 183. 184. — A. 111.
Phantaſien über Seydelmann 87. 96.
Oeffentliche Charaktere 62. 200.
Wally 38. 47. 48. 50. 51. 62. 64. 70. 71. 78. 88. 122. 165. 167. 170. 171. 174. 178. 181—191. 193—195. 200. 201. 202. 204. 209. 275. 323. 338. 340. 354. 414. 526, 10; 24. — A. 29. 72.
Gans und die Doctrinäre 164.
Thron und Altar 176.
Jüdiſche Theologie 176—178.

Charlotte Stieglitz 184.
Vertheidigung gegen Menzel 58. 338.
Appellation 188.
Philoſophie der Geſchichte 323. 338.
Goethe im Wendepunkte ꝛc. 447.
Zeitgenoſſen 224–232. 269. 338. 340. 365. — A. 125.
Vergangenheit und Gegenwart 147. 184. — A. 53.
Beiträge z. Geſch u. Lit. 96. 176.
Soireen 39. 373.
Reiſeerinnerungen 96.
Seraphine 214. 215–217. 263. 325. 327. — A. 111.
Götter, Helden, Don Quixote 148.
Moſens Ahasver und Nachträge 233–245.
Blaſedow und ſeine Söhne 234. 480. — A. 219.
Börnes Leben 247. 366.
Tagebuch aus Berlin 103. 116.
Briefe aus Paris 363.
Erinnerungen an Seydelmann 92. 114. 118.
Selbſttaufe 482.
Wellenbraut 353.
Pariſer Eindrücke 357. 361. 366. 377.
Imagina 377.
Ritter vom Geiſt 83. 145. 149. 361. 499. 502. 504. 505. 507. — A. 111.
Aus der Knabenzeit 149. 167. 298. 321. 329. 499. 505. 506.
Courstauben 280.
Zauberer von Rom 154. 178. 507.
Ewige Jüdin 280. 352.
Antike Romantik 494.
Die ſchöneren Stunden 494.
Lebensbilder 159. 338. 391. 396. 398.
Rückblicke 32. 38. 46. 115. 118. 154. 164. 165. 167. 170. 175. 186. 223. 326. 349. 352. 366. 370. 380. 381. 384. 385. 386. 388. 395. 396. 430. 480. 481.
Alexis-Nekrolog 500. 511.
Dion. Longinus 371. 431. 493. — A. 111.
Geſ. Werke (1845) 194. 365. 369. 371. 373. 377.
Geſ. Werke (1872) 146. 154. 500.

Von G. redigierte Zeitſchriften.

Forum der Journal-Literatur 1—16. 17. 77. 156. 169. 327. 328. 499. 500. — A. 1. 524, 42.
Ein Berliner Lokalblatt 30. 31.
Deutſche Revue 47. 51. 52. 53. 55. 59. 63. 64. 67. 71. 72. 74. 212.
Deutſche Blätter. — A. 174.
Literaturblatt zum „Phönix" 46. 50. 52. 53. 87. 164. 174. 175. 176. 178. 184. 233.
Telegraph 97. 146. 217. 219. 220. 233. 234. 235. 236. 241. 245. 253. 256. 261. 264. 269. 272. 277. 396. 428.
Unterhaltungen am häusl. Herd 83. 507.

## H.

Haaſe, Fr. Sch. 435.
Häpa, Hugo 404
Häſer, Sch. 418.
Hagen 253. 259.
Hagen, Aug. 524, 2.
Hagn, Charl. v. 112. 116. 117. 118.
Hagn, Auguſte v. 112.
Hallberger 20.
Halle 31. 210. 211. 215.
Haller 220.
Haller, Frau Dr. 261. 276.
Halm, Marg. 514.
Hamann, J. G. 519, 20.
Hamburg 103. 108. 146. 172. 173. 193. 221. 241. 250. 252. 254.

260. 261. 264. 267. 351. 355. 364. 380. 395. 409—413. 480. 481. 499.
Hanau 261.
Hantschke, J. K. L. 518, 31.
Harrys, G. 519, 7.
Hartmann, Mor. 264.
Hartmann, Sch. 420.
Hauff, Herm. 17. 23.
Hauff, Wilh. A. 111.
Haugwitz 503. 504.
Hauser, Musikdir. 420.
Hauser, Kaspar 519, 3.
Hebbel, Fr. 145. 234. 245. 416. 417. — A. 111.
Judith 246.
Mar. Magdalena 416.
Heese, Rud., Sch. 394.
Hegel 1. 28. 50. 57. 70. 155. 156. 158. 161. 163. 338.
Hegel, Geh. Rat 222.
Heidelberg 18. 20. 31. 32. 174. 175. 177. 349. 499.
Heine 9. 34. 36. 51. 64. 106. 109. 110. 147. 148. 167. 172. 186. 195. 196. 197. 200. 201. 202. 205. 206. 216. 217. 247. 365. 366. 525, 1; 3; 14; 17; 43. 526, 36.
Über Börne 110. 247. 366.
Schnabelewopski 196.
Heine, Sch. 469.
Hell, Th. (= Winkler) 13. 17. 380.
Penelope 380.
Heller, Jos. 518, 27.
Henckel, Sch. 418.
Hendrichs, Sch. 420. 421. 433. 454.
Hengstenberg 45. 279.
Henning, Leop. v. 155.
Henschel, L. 521, 34.
Hensel, Luise 164.
Herbst, Ferd. 519, 12.
Herder 263.
Herwegh, Georg 366. 367. 373.
Herwegh, Emma 366, 367.
Herz, Henriette 165.
Herz, Marcus 165.
„Hesperus" 10. 11. 13. 14. — A. 3a.
Hesse, Sch. 420.
Heyden, Fr. v.
Die Modernen 99.
Heyse, P. 165. 173.
Novellenschatz 173.
Hiller, Ferd. 260. 395.
Hinkelbey 222.
Hitzig 158. 164. 222. — A. 65.
Hitzig, Clara 31.
Hoffmann, E. O. 424.
Hoffmann u. Campe (s. Campe) 17. 27. 146. 172. 174. 215. 247.
Hoffmeister, K. 524, 11.
Hohenzollern 509. 511.
Holland 244.
Holtei, K. v. 110. 111. 383.
Erich der Geizhals 110.
Hans Jürge (= Die Perlenschnur) 110. 111.
Holzmann, Mich.,
Börnes Leben 247.
Homer 335.
Hoppé, Sch. 420.
Hoppenstedt, A. L. 518, 28.
Hormayr 221.
Horn, Uffo 254. 395.
Hotho 50. — A. 24.
Houwald 493.
Huber, Therese 521, 20.
Huber, V. A. 36. 521, 21. 523, 16. 524, 8.
Hüffel, L. 28. — A. 7.
Hüllmann, K. D. 522, 12.
Humboldt, Al. v. 42. 111. 509.
Huth, Thtr.-Dir. 420.

## J.

Ibsen, H. 297.
Kaiser u. Galiläer 490. 494. 496.
Immermann, Ernst 519, 36.
Immermann, Karl 23. 27. 35. 254.

Innsbruck 21.
Italien 19. 21. 38. 171. 261. 326.
Jacobi, Fr. H. 518, 11. 519, 20.
Jacoby, Joel 31. 32. 154—158. 210—223. 525, 26. — A. 53. 115. 119.
Polit. Büchlein für Deutſche 157. 216. 217.
Klagen eines Juden 157. 212. 217. 218. 219. 222.
Bilder u. Zuſtände 216. 217.
Lage der Juden 218.
Harfe u. Lyra 219.
Frevel der Revolution 220.
Stimme aus Berlin 220.
Kampf u. Sieg 221.
Jaeckel, Em. 520, 20.
Jahrbücher für wiſſenſchaftl. Kritik 45.
Jarcke 220.
Jellineck, Adolf A. 212.
Jellineck, H. A. 212.
Jena 349.
Jenſen, Wilh. 511.
Jerrmann, Ed. 20.
Johann, Prinz von Sachſen 396. 397. 398. 422.
Journal des Débats 162. 163.
Judentum 35. 144—280. 337. 381. 402. 403. 404. 421. 423. 427. 428. 429. 442. 525, 27; 31. 526, 6; 44.
Jüterbog 111.
Julian Apoſtata 488—497.
Julirevolution 163. 215. 501.
Julius, Guſt. 160.
„Junges Deutſchland" (Urſprung u. Gebrauch des Namens) 36. 37. 38. 48. 54. 56. 57. 60. 63. 65. 66. 69. 75. 78. 184. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207.

## K.

Kamptz, Miniſter v. 1. 8. 9. 10. 17. 161. 221.
Kant 177.
Karlsbad 112. 113. 223.
Karlsruhe 67.
Kaſſel 104.
Keller 522, 25.
Kerner, Guſt. 255.
Kirchheim-Bolanden 357.
Kirchner 253. 259.
„Kladderadatſch" 506.
Klein, J. L. 425—431.
Maria v. Medicis 428. 430.
Kleinert 420.
Klingemann,
Ahasver 232.
Knauer, A. W. 518, 29.
Knebel, K. L. v. 43. 75.
Kobbe, P. v. 520, 38.
Kock, Paul de 506.
Kölln (Kölle?) 23.
König, H. 261. 262. 376. 519, 43. 523, 32. — A. 73a.
Hohe Braut 262.
Königsberg 155. 165. 213.
Köſen 48. 53. 65.
Köthe, F. A. 519, 35.
Kolb, G. 504.
„Komet" 412.
Konſtitution 162.
Kopenhagen 261.
Kopiſch 28.
Kopp, G. L. C. 519, 37.
Kotzebue, v. 321. 518, 16.
Die beiden Klingsberg 111.
Kramer, Ferd. 394.
Krauſe, Buchh. 16.
Krauſe, G. F. 522, 27. 523, 12.
Kreizenach, Theodor 367. 427.
Krikeberg, Wd. 111.
Kühlwetter, Min. 222.
Kühne 41. 43. 47. 49. 50. 56. 60. 64. 65 66. 243. 376. 413. 414. 525, 39. 526, 14. — A. 21. 28a.
Quarantäne im Irrenhauſe 49. 50.
Küſtner, v. 361. 421.

Kugler, Fr. 31. 164.
Kuranda, J. 413.
Kurnik, Max, Theatererinnerungen 417.
Kurz, Herm. 173.

L.

Lange, J. P. 519, 30.
Laube, H. 19. 21. 22. 24. 25. 26. 30. 31. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 41. 42. 43. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 55. 56. 57. 63. 65. 66. 68. 69. 73. 75. 76. 80. 88. 89. 102. 148. 157. 171. 180. 204. 212. 214. 222. 223. 261. 326. 383. 385. 386. 387. 389. 396. 412. 413. — A. 28a. 145.
Frau Laubes 261.
Das junge Europa 22. 36.
Almanach der Schönheit 49. 50. 52. 53. 64. 65. 71.
Liebesbriefe 50.
Charakteriſtiken 65. 68.
Das neue Jahrhundert 76.
Briefe eines Hofraths 76.
Karlsſchüler 389. 396. 406.
Erinnerungen 385.
Laun, Ad. 135. 139.
Lauſitz, Nieder- 22.
Lavallade, Sch. 420.
Lehnin, Kloſter 504.
Leipzig 13. 19. 22. 24. 31. 34. 38. 39. 43. 60. 65. 88. 95. 171. 212. 215. 221. 261. 379. 380. 381. 382. 384. 387. 388. 413.
„Leipziger Tageblatt" 415.
„Leipziger Zeitung" 416.
Leo, H. 161. 163. 201. 210.
Leſeur, Sch. 420.
Leſſing 166. 186. 196. 263. 322. 326.
Nathan 275. 278. 326.
Leſſing, Stud. 211.
Leutrum, Graf 103.
Lewald, Aug. 20. 21. 90. 96. 100. 171. 255. 256. 523, 38.
Seydelmann u. d. deutſche Schauſpiel 86. 94. 96. 100.
Lewald, Fanny 253.
Lieſching, S. G. 202.
Lindau, Paul 121 ff.
Literar. Rückſichtsloſigkeiten 121—143.
Lindner, F. W. 519, 26.
Literaturblatt ſ. Morgenblatt.
Littrow, J. J. 523, 12.
Liszt, Fr. 117. 118.
Löffler, F. A.,
Geſetzgebung der Preſſe 228.
Löning = Löwenthal 171.
Löwenthal, Z. (= K. Löning) 171. 172. 174. 193—195. 200. 201. 202. 203. 363. 365. 394.
Logier, Wilh. 1.
Lorck, J. B. 388.
Ludolff, Juſtizrat 503.
Ludwig, König von Baiern 111.
Lüttichau, v. 382. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 392. 396. 398. 405.
Frau v. Lüttichau 387. 396.
Lundblad, J. F. 519, 1.
Lyriker 326.

M.

Mainz 262.
Mand, J. E. 523, 18.
Mannheim 35. 171. 174. 181. 191. 193. 195.
Marheineke 1.
Marr (nicht Marx!), Ob.-Reg. 414.
Martens, Ch. de 522, 9.
Matkowsky 145. 473.
Mauguin 161.
Meißner, Alfred 393. 395. 408. 466
Geſch. m. Lebens 393. 408.
Mendelsſohn, Moſ. 147. 165.

Mendelssohn-Bartholdy 27. 158. 161. 166.
Mende, Louis 394.
Menzel, K. A. 518, 13.
Menzel, Wolfg. 1—40. 47. 53. 54. 58. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 69. 70. 71. 85. 86. 164. 169. 170. 174. 181. 188. 195—210. 214. 218. 221. 279. 323. 328. 332. 348. 349. 500. 501. 508. — A. 3a. 21. 89.
Deutsche Geschichte 35.
Deutsche Literatur 206. (Im Text steht 1856 statt 1858/9. Neue Ausg. 1875) 501.
Gesch. d. letzten 40 Jahre 207.
Meran 331.
Metternich 42. 75. 76. 77. 78. 79. 186. 322.
Metz 357.
Meyen, E. 221.
Meyer, Rich. M. A. 111.
Meyerbeer 166.
Mignet 157.
Millenet, Prof. 379.
„Minerva" 62.
Minter, K. Fr. 330 331. 334.
„Mitternachtszeitung" 52. 53. 65. 75.
Molière,
Tartüffe 121—143.
Moltke, Sch. 418.
Montefiore 226.
„Morgenblatt" (Stuttgart) 10. 22. 23. 24. 26. 30. 39. 255. „Literaturblatt" z. Morg. 1. 3. 5. 6. 7. 10. 14. 16. 17. 19. 21. 24. 28. 32. 39. 198. 203. 204. 349. 500. 501. 507.
Morier 522, 5.
Moritz, Heinr. 86. 91. 100.
Mosanto 259.
Mosen, Jul. 418.
Ahasver 233. 234. 235. 236.
Morstadt, C. E. 522, 24.
Mügge, Th.,
Tänzerin u. Gräfin 217.
Müller, Alxdr. 519, 39.
Müllner 493. 518, 21.
Münch-Bellinghausen, v., Präs.-Gesandter 76.
München 19. 20. 21. 22. 31. 170. 350. 360. 499.
Mundt, Th. 31. 32. 37. 41. 43. 45. 46. 47. 48. 50. 51. 52. 56. 58. 59. 60. 61. 62. 65. 66. 69. 70. 71. 73. 75. 80. 203. 204. 205. 252. 257. 327. 353. 524, 45. 525, 9; 25; 28; 41. 526, 19. — A. 22.
Kritische Wälder 32.
Charlotte Stieglitz 185. 353.
Novellen 32.
Freihafen 37. 63. — A. 10.
Madonna 44. 45. 49. 50. 66. 70. 71.
Literar. Zodiacus 45. 47. 49. 51. 52. 58. 61. 66. 203. 205.
Murhard, Fr. 522, 16.

## N.

Napoleon 148. 243. 520, 35.
„Nationalzeitung" 167. — A. 3b.
Naumburg 52. 64. 212.
Neander, Aug. 158—160. 162.
Nebenius, Staatsrat 67.
Nicolaus, Kaiser 186.
„Nürnberger Correspondent" 395.

## O.

Oertel, W. v. 521, 41.
Österreich 331.
Oettinger, E. M. 16. 94.
Oldenburg 418.
Oppenheim 363.
Oppenheim, H. B.
Studien d. innern Politik 263.
„Organ des deutschen Buchhandels" 202.
„Originalien" 412.

P.

Padua 21.
Paganini 519, 5.
Palleske, Sch. 418.
Palm, Ad.
  Briefe aus d. Bretterwelt 91.
Paris 164. 198. 205. 206. 355—374. 378. 427. 481.
Paulmann, Sch. 414.
Paulus, H. E. G. 170. 196. 197. 202. 519, 11.
„Penelope" 380.
Petersburg 432—435.
Pfizer, G. 526, 45.
Philippſon 241. 243. 246. 270. 274.
„Phönix" 47. 48. 219.
Pierſon
  G. Kühne 47. 66.
Pölitz, K. H. L. 522, 18.
Polen 77. 221.
Porth, Carl 432.
Porth, Fr. 394.
Poſen 166.
Posgaru (= Suckow) 30. 34. 36.
Potsdam 102. 420. 423. 424. 513.
Prag 22. 104.
„Preſſe, Neue Freie" 25. 91. — A. 10a.
Preßfreiheit 262.
Preußen 157. 268.
„Preußiſche Staatszeitung" 44. 162.
Proelß, Joh.
  „Das junge Deutſchland" 3. 10. 17. 26. 46. 178. 182. 211. 212. 214. 347. 354. 365. 373.
Proelß, Rob.
  Geſch. d. Dresd. Hoftheaters 375. 381. 385. 390. 396. 397. 398. 399.
Pückler-Muskau 55. 56.

Q.

Quanter, C. 394.
Quehl 222.
Quesnay 522, 30.
Quinet, Edg.
  Ahasverus 232.

R.

Rachel 369.
Racine,
  Athalie 429.
Ranke, Leop. 377.
Raumer, Fr. v. 164. 520, 33.
Raupach.
  Die Bekehrten 110.
Redern, Graf 111.
Rehfues, v. 521, 37.
Reicher, Em. Sch. 457.
Reimarus.
  Wolfenbüttler Fragmente 186. 187.
Reimer 172.
Reinack 28.
Reinhold, K. L. 518, 10.
Rellſtab, L. 110.
Retzell, Sch. 420.
Revue Germanique 37. — A. 9.
Ribbeck 156.
Richardſon 503.
Richter, Jean Paul Fr. 28. 29. 33. 35. 147. 176. 518, 32.
Richter, Sch. 414.
Rieſſtahl 21.
Riegel, H. 14.
Rieger, G. 146. 167. 170. 173. 178. 195. 198. 199. 201. 207. 208. 209. 210. 240. 242. 246. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 275—280. 526, 8. — A. 65.
  Jüdiſche Briefe 263. 275.
Ring, Max. 82.
Robert, L. 164.
Rochau 367.
Rochow 73. 211. 213. 221.
Rötſcher, H. Th. 90. 361. 423. 424. 425.
  Seydelmann 90. 92. 93. 99. 109. 113. — A. 41.
Rohmer, Fr. 526, 5; 33.

Rom 261.
Rosenkranz 220, 520, 14 ff. — A. 24.
Tagebuch 220.
„Gesch. der deutschen Poesie im Mittelalter 11. 15.
Rothschild 192. 200. 201. 251. 252.
Rott, Moritz, Sch. 95. 110. 420. 433.
Rotteck 17.
Rousseau 338.
Rubenow, Sch. 420.
Rüder, F. A. 518, 18.
Rüthling 102.
Ruge, Arn. 221. 257. 416. 417.
Sämmtl. Werke 416.
Rumohr, C. F. v. 35. 520, 30.
Rußland 76. 77. 433. 434.

S.

Sachsen-Altenburg, Herzog 222.
Sagoskin, M. 522, 1.
Salat, Dr. 520, 2.
Salzburg 21.
Sand, George 184. 209. 257.
Sand, Ludw. 184. 321.
Sangalli, Sch. 414.
Saphir 167. 197. 525, 18.
Sauerländer 193. 211.
Say, J. B. 522, 23.
Schadow, W. 27.
Schäfer, Sch. 411.
Schefer, Leop. 521, 24.
Scheidemantel, Rosalie 17. 18. 172. 182. 183. 191. 323. 324. 348—351. — A. 111.
Scherr, Joh. 147.
Schiff, Dr. 521, 29.
Schiller.
Räuber 209.
Schillerstiftung 508. 510.
Schlayer, v. 20.
Schlegel, A. W. 111.
Schlegel, Fr. 78. 165.
Schleiermacher 46. 57. 322. 458.
Schlesier, G. 35. 36. 38. 39. 54. 95. 184.
Goethe u. d. junge Literatur 35. 38.
Schleswig-Holstein 264—275. 378.
Schmal 28.
Schmidt, Jul. 137. 145. 403. 405. 432. — A. 111.
Schmieder, Rob. 402. 403.
Schmidt, K. C. G. 519, 28.
Schneider, Sch. 411.
Schöll, M. S. F. 520, 24.
Schön, J. 522, 28.
Schottky, J. M. 21. 39.
Schubert, Fr. v. 519, 2.
Schücking, Levin 364. 367. 368. 370. 376. 388.
Schultz, Sch. 420.
Schulz, Wilh. 14. 17. 354. — A. 3a.
Schunke, Sch. 420.
Schwarze, J. F. J. 520, 25.
Schweitzer, Karl v. 75. 76. 77.
Schweiz 211. 214. 220. 221. 505.
Sensburg, E. Ph. v. 522, 39.
Sengler, Jak. 520, 8.
Serapionsbruder, jüng. 521, 31.
Seydelmann, Karl 84—120. — A. 47a. 158.
Frau 107.
Siebenpfeiffer 217.
Simonismus, St. 184. 197. 216.
Simrock, K. 521, 34.
Slomann 253.
Smith, Ad. 522, 31.
Solmar 161.
Sinnhold, P. 523, 2 ff.
Sophie, Erzherzogin 396.
Soumet, Alxdr. 369.
Spazier, R. D. — A. 67.
„Spenersche Zeitung" 78. 79. 423.
Speyer, Wilh. 89. 90.
Spindler, Karl 30. 34. 250. 518, 5. 520, 40. 521, 23.
Spinoza 175.
Spohn, Bertha und Leopoldine 15

Sporschill, Joh. 522, 6.
„Stafette“ 110.
Stahr, Ad. 418—20. 423. 473.
Steffens, H. 23. 33. 44. 45. 46. 70.
Wie ich Lutheraner wurde 11. 14. 518, 4.
Stehely 157. 164.
Steinheim 218. 253. 259. 260. 261. 264—275. 278.
Frau Steinheim 260.
Klagen Obadjas 218. 261.
Meditationen 264—275.
Stengel, Fr. v. 521, 41.
Stettin 117.
Stich, Clara 112. 114. 115. 420.
Stieglitz, Charlotte 183. 185. 186. 353. 526, 19. — A. 76.
Stieglitz, Heinr. 164. 183. 184.
Stifter, Adalbert 512.
Stolberg, Fr. Graf 28.
Straus 110. 367 (Frau).
Strauß, Dav. Fr. 221. 244. 257. 493. 494.
Leben Jesu 186. 239.
Struve, v. 480. 481.
Stürmer, Sch. 414.
Stuhr, P. F. 520, 36.
Stuttgart 2. 10. 13. 14. 16. 17. 20. 85. 86. 90. 93. 94. 100. 103. 104. 107. 169. 170. 174. 175. 348. 349. 499.
„Stuttgarter Allgemeine Zeitung“ 27.
Suckow, K. A. = Posgaru.
Suckow, G. F. W. 519, 25.
Sue, Eugène 370. 522, 3.
Sybel, v. 377.

## T.

Tacitus 524, 10.
Tempelhof 504.
Teplitz 22.
Thiers 157.
Thümmel, M. A. v. 521, 11.
Tieck 22. 23. 25. 26. 32. 33. 35. 36. 81.
Tirol 21. 331.
Töpfer, Karl 412.
Trendelenburg, A. 24.
Triest 21.
Tzschoppe 45. 47. 213. 221.

## U.

Uechtritz, v. 27.
Ullmann, C. 519, 12.
Uhde, Herm., Gesch. d. Hamburger Stadttheaters 409. 412.
Uhland 56.
Ulmenstein, H. Ch. v. 522, 41.
Ulrici 73. — A. 23a. 24.
Umbreit, F. W. C. 519, 13.
Unzelmann, Sch. 414.
„Urania“ 377.

## V.

Varnhagen 32. 40—83. 164. 181. 188. 253. 322. 327. 409. 518, 15. — A. 28a. 29.
Über Gentz 52. 53. 71.
Tagebücher 74. 75. 83. 221. 222.
Bildnißgalerie 80. 81. 526, 41.
Briefe an eine Freundin 83.
Varnhagen, Rahel 55. 57. 59. 71. 81. 165. 167. 181. 185. 186. 206. 526, 16; 41. — A. 29.
Veit, Mor. 164. 165.
Veit, Frau 165.
Venedey, Jac. 367. 370.
Venedig 21.
Verona 21.
Volkmann, W. — A. 212.
Voltaire 35. 166.
Voß, H. 28. 29.
Voß, Leop. 50.
„Vossische Zeitung“ 422. 502. 506.

## W.

Wachsmann, C. v. 521, 12.
Wagener, Fr. 518, 22.

Digitized by Google

Wagner, Joſ. Sch. 414.
Warmbrunn 483.
Warſchau 77. 330.
Wehl, F. 164. 356. 480.
Weidemann, Fr. 522, 32.
Weil, J. 201. 202.
Weill, Al. 193. 245. 246. 247. 366. 373. 427. — A. 224.
Briefe ꝛc. 427. 428.
Weimar 54. 376. 377. 379. 510.
Weiß, Sch. 100. 420.
Weißenthurn, v. Fr.
Der Generalbevollmächtigte 111.
Weitzel, J. 522, 10.
Weller, E. — A. 212.
Wendt, Am. 521, 14.
Wien 21. 22. 111. 250. 381. 432. 454. 469.
Wienbarg 37. 38. 42. 47. 48. 51. 52. 55. 56. 60. 63. 71. 73. 204. 259. 260. 525, 33. 526, 22.
Äſthetiſche Feldzüge 37. 38. 200.
Zur neueſten Literatur 47.
Thierkreis 64.
Wihl, L. 193. 253. 259. 260. 364.
Wilhelmi, Antonie 411.
Winger, Ed. 394.
Winkler ſ. Th. Hell.
Wirth 217. 354.
Wittgenſtein 221.
Wohl, Frau 110. 367.
Wolf, F. A. 325.
Wolf, D. L. B. 62. 521, 40. — A. 18.

## Z.

Zeiſe, H. 259—61.
Erinnerungen 250.
„Zeitung für die elegante Welt“ 24. 25. 26. 30. 31. 38. 39. 49. 156. 243. 413.
„Zeitungshalle“ 160.
Zenker, Hofrat 397.
Zürich 211. 281.

Druck von Leonhard Simion in Berlin SW.

ER
5w

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google